







Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb, Professor d. Theol. zu Bonn,

und

D. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Fünfzehnter Band.



Gütersloh, 1888.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

zur Abschreckung an dem trägen Knechte statuiert, der sein Pfund im Schweißtuche vergraben.

Und doch — Er hat ein Recht, hinter die Anerkennung unsrer Geschäftigkeit ein „Aber“ zu setzen und warnend den Finger zu erheben, um den rührigen Marthaseelen zuzurufen: „Eins aber ist not.“ Nur müssen wir ihn bei dieser Warnung von vorn herein recht verstehen: was er tadelt, ist nicht das, daß man sich viel zu schaffen macht, Ihm zu dienen, sondern daß das viele Schaffen in eine bloße äußere Geschäftigkeit ausartet, bei der wir in Gefahr stehen, die innere Gemeinschaft mit Ihm zu verlieren und daß wir über den vielen Kunstmitteln, welche der geschäftliche Eifer erfindet, vergessen oder doch nicht genügend beherzigen, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft liegen.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, schicke ich noch ein Doppeltes voraus: erstens, daß unsre heimatlichen Missionsleistungen — gottlob, auch in Deutschland! — gewachsen sind. Es ist das nicht unser Verdienst, sondern ein Ergebnis der göttlichen Erziehungsweisheit. Die Mission der Gegenwart fing sehr klein an und klein waren im Anfange auch die heimatlichen Leistungen. Aber mit dem Missionserfolg draußen erzog uns Gott zu größeren Leistungen daheim. Die Kräfte wuchsen mit der allmählichen Ausdehnung des Werks. Je größer dies wurde, desto größer lernten wir es behandeln, und je mehr wir thaten, desto mehr lernten wir thun. Nicht als ob wir schon gethan hätten, was wir können; aber wir haben doch zugenommen in dem Werke des Herrn. Und doch drängt sich die Frage auf: steht das Wachstum unsrer Missionsleistungen im richtigen Verhältnis zu all der Arbeit, welche auf ihre Steigerung verwendet worden ist?

Und ich bemerke zum anderen: ohne Zweifel standen und stehen bis zu dieser Stunde diesem Wachstum bedeutende Hindernisse im Wege, für welche die Missionsarbeiter entweder gar nicht oder nur in geringem Maße verantwortlich gemacht werden können. Ich erinnere z. B. nur an die die großen religiös indifferenten und missionsunkundigen Massen beeinflussende Macht der gegnerischen Presse, die weitaus in ihrem größten Teile selbst ohne jedes Missionsverständnis und der aufklärenden Belehrung oft genug völlig unzugänglich ist. Es will ja manchmal scheinen, als ob diese Presse in der letzten Zeit eine freundlichere Stellung eingenommen habe, allein sobald sich irgend eine Gelegenheit bietet, die Mission in schlechtes Licht zu stellen, verfällt sie immer wieder in die alte Gewohnheit. Also leicht wird es uns nicht gemacht, Missionsliebe und Missionsopfersinn in weiteren Kreisen des evangelischen Volkes zu wecken

und zu fördern. Und doch, alle Hindernisse in Rechnung gezogen, drängt sich wieder die Frage auf: stehen unsre heimatlichen Missionsleistungen im richtigen Verhältnis zu der Rührigkeit, mit welcher wir ihre Steigerung betreiben?

Wenn wir aber diese Frage nicht mit einem fröhlichen Herzen zu bejahen wagen, sollte sie uns nicht zu einer Prüfung Veranlassung geben, zu einer Prüfung zuerst unsrer selbst, die wir Arbeiter für die Mission sind, und zu einer Prüfung unsrer Arbeit?

In einem der vielen goldkörnerreichen Lieder der Brüdergemeinde singt einer, der unter den Arbeitern Gottes zu den Großen zählt, Graf Zinzendorf:

Erst heißt der Freund die Seele ruhn,
Dann essen und hernach was thun.
Die Seele thuts und hat sies dann gethan,
Denkt sie gemeiniglich nicht weiter dran.

Aber haben wir vielgeschäftigen Leute denn zu dem Ruhen und Essen, das die Kraft und auch den Segen zum Thun giebt, Zeit oder vielmehr nehmen wir uns Zeit dazu? Bewirkt die Vielgeschäftigkeit nicht eine Zerstreuung, welche die Feindin der Sammlung ist? Kommen wir denn über dem vielen Rennen und Laufen zu dem Sitzen zu Jesu Füßen? Ja, wir machen uns „viel Sorge und Mühe“, aber vergessen wir über ihr nicht viel zu sehr die stillen Stunden im Alleinsein mit dem Herrn! Das sind gewiß zeitgemäße Neujahrsbeichtfragen für alle, welche sich überhaupt und speciell auf dem Missionsgebiete „viel zu schaffen machen, Ihm zu dienen.“

In dem vorjährigen Neujahrswort versuchten wir es, auf die Wichtigkeit des Gebetslebens für alle göttliche Reichsbauarbeit hinzuweisen. Ohne Zweifel ist viel Arbeit im Dienste Gottes darum unfruchtbar, weil sie von zu wenig Vor- und Mit- und Nacharbeit im Gebetskämmerlein begleitet ist. Es heißt auch von der Missionsarbeit:

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen;
Es will erbeten sein.

Jetzt möcht ich aber den Finger auf einen andern Punkt legen. „Maria setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu.“ So ruhte sie und wurde gespeist. Unser Herr Jesus Christus ist kein harter Mann: er ist ein Speisemeister seiner Arbeiter und in der Speise, die er ihnen darreicht, liegt beides: Genuß und Kraft. Ohne Zweifel ist viel Arbeit im Dienste Gottes darum unfruchtbar, weil den Arbeitern die vorhergehende

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb, Professor d. Theol. zu Bonn, und D. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Fünfzehnter Band.



Gütersloh, 1888.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

zur Abschreckung an dem trägen Knechte statuiert, der sein Pfund im Schweißtuche vergraben.

Und doch — Er hat ein Recht, hinter die Anerkennung unsrer Geschäftigkeit ein „Aber" zu setzen und warnend den Finger zu erheben, um den rührigen Marthaseelen zuzurufen: „Eins aber ist not." Nur müssen wir ihn bei dieser Warnung von vorn herein recht verstehen: was er tadelt, ist nicht das, daß man sich viel zu schaffen macht, Ihm zu dienen, sondern daß das viele Schaffen in eine bloße äußere Geschäftigkeit ausartet, bei der wir in Gefahr stehen, die innere Gemeinschaft mit Ihm zu verlieren und daß wir über den vielen Kunstmitteln, welche der geschäftliche Eifer erfindet, vergessen oder doch nicht genügend beherzigen, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft liegen.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, schicke ich noch ein Doppeltes voraus: erstens, daß unsre heimatlichen Missionsleistungen — gottlob, auch in Deutschland! — gewachsen sind. Es ist das nicht unser Verdienst, sondern ein Ergebnis der göttlichen Erziehungsweisheit. Die Mission der Gegenwart fing sehr klein an und klein waren im Anfange auch die heimatlichen Leistungen. Aber mit dem Missionserfolg draußen erzog uns Gott zu größeren Leistungen daheim. Die Kräfte wuchsen mit der allmählichen Ausdehnung des Werks. Je größer dies wurde, desto größer lernten wir es behandeln, und je mehr wir thaten, desto mehr lernten wir thun. Nicht als ob wir schon gethan hätten, was wir können; aber wir haben doch zugenommen in dem Werke des Herrn. Und doch drängt sich die Frage auf: steht das Wachstum unsrer Missionsleistungen im richtigen Verhältnis zu all der Arbeit, welche auf ihre Steigerung verwendet worden ist?

Und ich bemerke zum anderen: ohne Zweifel standen und stehen bis zu dieser Stunde diesem Wachstum bedeutende Hindernisse im Wege, für welche die Missionsarbeiter entweder gar nicht oder nur in geringem Maße verantwortlich gemacht werden können. Ich erinnere z. B. nur an die die großen religiös indifferenten und missionsunkundigen Massen beeinflussende Macht der gegnerischen Presse, die weitaus in ihrem größten Teile selbst ohne jedes Missionsverständnis und der aufklärenden Belehrung oft genug völlig unzugänglich ist. Es will ja manchmal scheinen, als ob diese Presse in der letzten Zeit eine freundlichere Stellung eingenommen habe, allein sobald sich irgend eine Gelegenheit bietet, die Mission in schlechtes Licht zu stellen, verfällt sie immer wieder in die alte Gewohnheit. Also leicht wird es uns nicht gemacht, Missionsliebe und Missionsopfersinn in weiteren Kreisen des evangelischen Volkes zu wecken

und zu fördern. Und doch, alle Hindernisse in Rechnung gezogen, drängt sich wieder die Frage auf: stehen unsre heimatlichen Missionsleistungen im richtigen Verhältnis zu der Rührigkeit, mit welcher wir ihre Steigerung betreiben?

Wenn wir aber diese Frage nicht mit einem fröhlichen Herzen zu bejahen wagen, sollte sie uns nicht zu einer Prüfung Veranlassung geben, zu einer Prüfung zuerst unsrer selbst, die wir Arbeiter für die Mission sind, und zu einer Prüfung unsrer Arbeit?

In einem der vielen goldkörnerreichen Lieder der Brüdergemeinde singt einer, der unter den Arbeitern Gottes zu den Großen zählt, Graf Zinzendorf:

Erst heißt der Freund die Seele ruhn,
Dann essen und hernach was thun.
Die Seele thuts und hat sies dann gethan,
Denkt sie gemeiniglich nicht weiter dran.

Aber haben wir vielgeschäftigen Leute denn zu dem Ruhen und Essen, das die Kraft und auch den Segen zum Thun giebt, Zeit oder vielmehr nehmen wir uns Zeit dazu? Bewirkt die Vielgeschäftigkeit nicht eine Zerstreuung, welche die Feindin der Sammlung ist? Kommen wir denn über dem vielen Rennen und Laufen zu dem Sitzen zu Jesu Füßen? Ja, wir machen uns „viel Sorge und Mühe", aber vergessen wir über ihr nicht viel zu sehr die stillen Stunden im Alleinsein mit dem Herrn! Das sind gewiß zeitgemäße Neujahrsbeichtfragen für alle, welche sich überhaupt und speciell auf dem Missionsgebiete „viel zu schaffen machen, Ihm zu dienen."

In dem vorjährigen Neujahrswort versuchten wir es, auf die Wichtigkeit des Gebetslebens für alle göttliche Reichsbauarbeit hinzuweisen. Ohne Zweifel ist viel Arbeit im Dienste Gottes darum unfruchtbar, weil sie von zu wenig Vor- und Mit- und Nacharbeit im Gebetskämmerlein begleitet ist. Es heißt auch von der Missionsarbeit:

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen;
Es will erbeten sein.

Jetzt möcht ich aber den Finger auf einen andern Punkt legen. „Maria setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu." So ruhte sie und wurde gespeist. Unser Herr Jesus Christus ist kein harter Mann: er ist ein Speisemeister seiner Arbeiter und in der Speise, die er ihnen darreicht, liegt beides: Genuß und Kraft. Ohne Zweifel ist viel Arbeit im Dienste Gottes darum unfruchtbar, weil den Arbeitern die vorhergehende

und mitfolgende Speisung fehlt. Um ein Arbeiter Gottes zu sein, der gesetzt ist Frucht zu schaffen und eine Frucht, die da bleibe, genügt nicht Begabung, nicht Rührigkeit, selbst nicht der Besitz der Rechtgläubigkeit — es muß von ihm auch heißen: er lebt, er selbst „lebt von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet". Über unsrer Vielgeschäftigkeit geschieht es aber leicht, daß wir zu selten lesen das Wort Gottes zu unsrer eignen Erbauung, zu selten suchen, wenn wir es lesen, für uns selbst das in ihm verborgene Leben. Leben geht nur von Lebendigem aus, das ist ein Naturgesetz auch im Reiche Gottes. Jede stille Stunde der wirklichen Versenkung in das Lebenswort dessen, der selbst das Leben ist, belebt uns zuerst selbst und macht uns wirksamer zur Lebenserweckung in andern, zu wirklich fruchtbarer Arbeit. Jede stille Stunde der gesammelten meditatio, in welcher der heilige Geist „uns die Thür des Wortes aufthut", bringt uns in eine innigere Gemeinschaft mit Christus selbst, und je mehr es Wahrheit wird: „Christus lebet in mir", desto mehr vermögen wir auch durch ihn.

Es ist heut vielfach Mode geworden, geringschätzig über die alten Pietisten zu reden. Das ist zunächst sehr undankbar, denn gerade in der Mission stehen wir auf ihren Schultern. Die Väter der gegenwärtigen Mission waren Pietisten. Es ist aber auch — unbescheiden; denn im Blick auf viele dieser pietistischen Väter müssen wir sagen: wir sind nicht wert ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Wohl, sie sind einseitig gewesen; aber diese Einseitigkeit bestand in einer ausschließlichen Betonung des „Einen, was not ist." Wir sind weitherziger geworden; aber geht mehr Kraft von uns aus? Wir weitherzigen Leute haben von diesen einseitigen Pietisten immer wieder vieles zu lernen, nämlich mehr Beschränkung auf das Eine Notwendige, mehr brennende Jesusliebe, mehr erbauliche Verwertung des Wortes Gottes für uns selbst, mehr Gebetseifer, mehr Weltüberwindung, auch mehr Weltentsagung, ohne daß wir in ihrer Weltflucht ihnen geradezu zu folgen brauchen. Diese pietistischen Väter saßen zu Jesu Füßen und thaten zugleich eifrigen Marthadienst, sie zogen sich von der Welt zurück und waren doch ein Salz der Erde und ein Licht der Welt. Darum haben sie auch trotz aller Geringschätzung, mit der die Welt sie behandelte, und trotz aller Einseitigkeit, mit der sie die Welt flohen, so viel bleibende Frucht geschafft.

„Ohne Mich könnt ihr nichts thun;" es wird der geschäftigsten und routiniertesten Rührigkeit nicht gelingen, dieses Wort zu entkräften. „Gleichwie der Rebe keine Frucht bringen kann von sich selber, er bleibe denn am Weinstock; also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in

Mir." Er ist der Weinstock, wir nur die Reben. Das Maß unsrer Frucht hängt ab von unserm eignen Lebenszusammenhange mit dem lebendigen Jesus. Ist bei uns, die wir uns wirklich zu schaffen machen, sein Reich zu bauen, mit dem Himmelreichsmaße gemessen unsre Frucht nur gering und vorübergehend — sollte nicht der Mangel eines innigen Lebenszusammenhanges mit dem lebendigen Jesus die Hauptschuld tragen?

Und wie unsre Vielgeschäftigkeit für uns selbst eine centrifugale Gefahr verbirgt, so macht sie ganz naturgemäß auch unsre Arbeit leicht peripherisch.

Es ist ja höchst erfreulich und aller Anerkennung wert, daß wir so erfinderisch sind immer mehr, immer neue und immer bequemere Wege zu versuchen, um größere Kreise in das Missionsinteresse zu ziehen; aber abgesehen davon, daß manche dieser Wege bereits der Grenze einer bedenklichen Verweltlichung sich sehr nähern, so führen sie auch wohl dahin, die Sammlung und Pflege der „kleinen Herde" zu vernachlässigen, welcher das Reich zu geben das Wohlgefallen unsers himmlischen Vaters bleibt, und die darum zu allen Zeiten und an allen Orten die Kerntruppe bildet, mit welcher die Mission ihre Siege erringt. Diese Kerntruppe sammeln und pflegen, das ist die vor allem notwendige Kernarbeit.

Ebenso ist es durchaus in der Ordnung, daß wir es uns angelegen sein lassen, nicht nur die vielen unverständigen Vorurteile gegen die Mission und die vielen gehässigen Entstellungen zu widerlegen, die über sie immer aufs neue in Kurs gesetzt werden, sondern auch denen, welchen für die religiösen Ziele der Mission noch das Verständnis fehlt, die mannigfaltigen Nebenerfolge vorzuhalten, welche von ihrer Thätigkeit der Wissenschaft, dem Handel, der Civilisation, der Kolonialpolitik zu gute kommen. Gewiß kann und wird auch auf diesem Wege manch einer tiefer in die Sache geführt und zu einem thatkräftigen, warmen Missionsfreund gemacht werden; aber wenn wir die Bemühungen dieser Art losgelöst von oder nur in schüchterner Beziehung mit den religiösen Beweggründen und Zielen der Mission betreiben, so vergessen wir, daß die starken Wurzeln unsrer Kraft allein in dem lebendigen Glaubensgehorsam liegen, dem es eine Speise ist, den Willen Gottes zu thun und dann — ja dann spinnen wir mit allen unsern Künsten nur Luftgespinste. Es ist eine Sisyphusarbeit, so man den Zeiger einer Uhr von außen schiebt.

Der Mangel, welcher durch die ziemlich allgemeine Klage konstatiert wird, daß es noch immer gar sehr des Steckens des Treibers bedürfe,

um die nötigen Missionsbeiträge zusammenzubringen, dieser Mangel wird nicht beseitigt durch die Erfindung immer neuer Kunstmittel; er ruft uns vielmehr zu: ihr müßt mehr und ausschließlicher darauf ausgehen: lebendige Brunnen zu graben! Das sind aber lebendige Brunnen: Menschen, die in sich den Treiber haben, von denen es heißt: „die Liebe Christi dringet uns also", Glaubensmenschen, welche ihr Glaube gehorsam macht.

Auch unsre vielgestaltige Werbearbeit für die Mission bedarf der Konzentration. Ich habe je und je wohl die Meinung gehört: man schrecke die Leute von der Mission ab, wenn man sie selbst zum Gegenstand der Bekehrung mache. Wohl, vielleicht bleibt mancher von einem Missionsfest weg, dem es unbequem ist, an sich selbst Mission treiben zu lassen; aber ohne Zweifel ist von den alten Missionsfesten, auf welchen auch Bekehrungspredigten und zwar geistesmächtige gehalten wurden, ungleich mehr Segen und bleibende Missionsanregung ausgegangen, als von manchem modernen Missionsfeste, auf dem es sehr interessant und belebt war, aber eine Bekehrungspredigt zu halten als taktlos erschien. Es ist ein preisenswerter Fortschritt, daß heutzutage mehr und nüchterner Missionsgeschichte auf Missionsfesten und in Missionsstunden getrieben wird als früher; aber mir will scheinen, daß auch in die drei Scheffel Missionsgeschichte mehr Sauerteig oder Salz des göttlichen Worts gethan werden sollte, als oft geschieht. „Das Wort" muß auch in unsrer Missionswerbearbeit die Hauptsache thun. Der selige L. Harms hat in Hermannsburg die Mission wurzelhaft gemacht, weil er mit Ernst und Kraft in seiner Gemeinde die Kernarbeit that, welche dem Apostel Paulus unter den Heiden aufgetragen ward: „aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zu dem Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe samt denen, die geheiliget werden, durch den Glauben an Jesum Christum."

Und das sei für uns selbst und für alle, welche wir für die Mission zu gewinnen suchen und bereits gewonnen haben; für unsre Missionare und für ihre Gemeinden unter den Heiden das gemeinsame Neujahrsgebet:

> „daß der Vater unsres Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, uns Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit: stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, Christum zu wohnen durch den Glauben in unsern Herzen und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden."

Wck.

Ärztliche Missionen

von D. Theodor Christlieb.

Es ist an der Zeit, daß diese Blätter Eingehenderes über einen Zweig der evangelischen Missionsthätigkeit berichten, der besonders innerhalb des letzten Jahrzehnts sich rasch auf fast alle größeren Missionsgebiete ausdehnte, sich immer deutlicher gerade auf den schwierigsten und härtesten Missionsfeldern als einen Hauptbahnbrecher für Verbreitung des Evangeliums erweist, und heute auch schon eine umfangreiche Speciallitteratur erzeugt, die ärztlichen Missionen. Wenn gegenwärtig (Herbst 1887) bereits 260—264 von medizinischen Fakultäten promovierte Doktoren und Doktorinnen auf protestantischen Missionsstationen unter Heiden und Mohammedanern arbeiten,[1]) fast alle im Dienste evangelischer Missionsgesellschaften, einige auch in Verbindung mit selbständigen medizinischen Missionsgesellschaften oder auch mit Frauen-Miss.-Ges., nur einige wenige ganz unabhängig, — hiebei nicht gerechnet 54 Missionsärzte, die in der Christenheit von Edinburg und Aberdeen bis nach Rom und Bulgarien, und von New-York bis San Francisco in Verbindung mit ärztlichen Missionsvereinen unter den Armen wirken, d. h. die Kranken umsonst behandeln, ihnen Medizin verabreichen, chirurgische Dienste leisten und zugleich unter ihnen evangelisieren, — wenn seit Jahren an den Hauptsitzen der ärztlichen Miss.-Gesellschaften eigene Vierteljahrs- oder Monatsschriften das Interesse für diesen Missionszweig in immer weitere Kreise tragen, so in Edinburg, London, New-York, Chicago, seit einigen Monaten sogar in Canton,[2]) und ebenso die Arbeit der weiblichen Missionsärzte in den Zeitschriften und Jahresberichten der Frauenmissionsgesellschaften allmählich einen erheblichen Raum einnehmen, und daneben nicht bloß zahlreiche

---

[1]) Vgl. die Liste aller jetzt aktiven Missionsärzte in Heiden- und Christenlanden im New-Yorker Medical Missionary Record, Sept. 1887, S. 129—134, die nur die zwei bis drei Baseler Miss.-Ärzte nicht aufführt.

[2]) Vgl. die Vierteljahrsschrift Edinburgh Medical Missionary Society, neue Serie, seit Mai 1875; die Londoner Medical Missions at home and abroad seit Juli 1878, erst Vierteljahrsschrift, seit Oktober 1885 Monatsschrift; die New-Yorker Monatsschrift The Medical Missionary Record (mit Porträts bedeutender Miss.-Ärzte); die Chicagoer Vierteljahrsschrift The Medical Missionary Journal seit Herbst 1887 und jetzt auch das Cantoner Medical Missionary Journal, Organ der jüngst von 60 Missionsärzten in China gebildeten Med. Missionary Association of China (s. den o. g. New-Yorker M. M. Record Mai 1887, S. 11 und Juni S. 61). — Über einzelne die ärztlichen Missionen betreffende Mitteilungen im Baseler Miss.-Magazin seit 1884, s. unten.

[illegible] sondern auch schon größere Werke sich über die Stellung [illegible] die Aufgabe und Erfolge der ärztlichen Missionen ver- [illegible] mag diese vorläufige Notiz die wachsende Bedeutung des [illegible] und für unsere Zeitschrift genügend ins Licht stellen. Und wenn von den [illegible] heutigen Missionsärzten in nichtchristlichen Landen [illegible] amerikanische Miss.-Gesellschaften kommen, 116 auf großbritannische (mehrere selbständig in Missionsgebieten wirkende Ärzte nicht gerechnet), [illegible] 1 auf schwedische, mehrere auch schon auf den jüngst gegründeten deutschen ärztlichen Missionsverein, und auf deutsche nur drei [illegible] zwei bis drei auf die Baseler und einer auf die Herrnhuter [illegible] muß sich uns von selbst die Frage nahe legen, ob dies eine richtige Proportion, ob es nicht vielmehr an der Zeit sei, auch in Deutschland diesem Teile der Missionsarbeit mehr Beachtung zu schenken, und auch in unsern deutschen Missionsgebieten wenigstens die Hauptstationen diesen wichtigen Hebel zur Förderung des Werkes nicht länger entbehren zu lassen.

Orientieren wir uns einmal, um hierüber etwas sicherer urteilen zu können, zunächst an der Hand der Geschichte, indem wir versuchen, so weit möglich, die bisherige Entwicklung dieses schon so weit verzweigten Gewächses aus den uns zugänglichen Quellen zu überschauen.

1. Ursprung, Zweck und Verbreitung der protestantischen ärztlichen Missionen.

Alle echte Missionsarbeit muß „eine heilende im höchsten Sinne" sein. So schreibt richtig der wackere Missionspionier Mackay aus dem neusten Missionsmärtyrerlande Uganda (s. Church Miss. Intelligencer, Oktober

---

¹) Z. B. in der Vierteljahrsschrift The Indian female Evangelist (London), Organ der 1852 gegründeten Indian female Normal School and Instruction Society or Zenana, Bible and medical Mission; das alle 2 Monate erscheinende Blatt The female Missionary Intelligencer (London) der schon 1834 gegründeten Society for promoting female Education in the East und deren Jahresberichte; desgleichen den der Church of England Zenana Missionary Society (in Verbindung mit der Church Miss. Soc.) und deren viele missionsärztliche kleine Schriftchen: the double healing; Perfection of healing; the Lord of healing; Need of healing; Waiting and Working u. s. w.; auch die der erstgenannten Ges. wie Medical Missions to the Women of India.

²) Das bedeutendste ist das vom Sekretär der Edinburger Med. Miss. Soc., John Lowe, Medical Missions, their place and power 1886; 2. Auflage 1887 verfaßte.

³) Wahrscheinlich wird auch die Rhein. M.-G. demnächst den ersten ärztlichen Missionar aussenden. D. H.

1887, S. 621). So gewiß die Sünde Seele und Leib zerrüttet und diese beiden gar eng verbunden sind, so gewiß muß eine völlige Erlösung sich auch auf das ganze Personleben, schließlich auch auf den Leib erstrecken, und sind darum Sündenvergebung, bezw. Predigt des Evangeliums und leibliche Heilung nur zwei Seiten eines und desselben den Menschen in Christo nahe gekommenen, durchgreifenden Heils, ob auch seine Verwirklichung in beiden Gebieten zeitlich weit auseinander fallen mag. Daher sehen wir nicht bloß Christus selbst predigend und heilend umherziehen (s. besonders Matth. 4, 23), sondern auch die Jünger aussenden, „zu predigen das Reich Gottes und zu heilen die Kranken“ (Luk. 9, 2 u. 6), und sowohl den Zwölfen besondere Macht verleihen, „daß sie heileten allerlei Seuchen und allerlei Krankheit“ (Matth. 10, 1), als den Siebzig auftragen, die Kranken zu heilen und ihnen vom nahe gekommenen Reich Gottes zu sagen Luk. 10, 9, wobei der Heilungsauftrag sogar noch voran steht. Auch das Heilen erscheint hier als Teil ihres Sendungszweckes nicht bloß zur Bestätigung ihrer göttlichen Mission an das Volk, sondern auch zur „Manifestation des allerbarmenden Geistes des Evangeliums“ von Christo, mit dem eine für alle Schäden ausreichende Gotteshilfe den Menschen nahe gekommen ist. Und bei dem schließlichen Generalbefehl, das Evangelium zu predigen aller Kreatur, wird das Auflegen der Hände auf die Kranken, daß es besser mit ihnen werde (Mark. 16, 15—18), den Gläubiggewordenen überhaupt in Aussicht gestellt als mitfolgende Zeichen, die den Glauben als „eine Gotteskraft zur Überwindung aller verderblichen Folgen der Sünde“ erweisen sollen. Daher denn auch in der Folgezeit die „vielen Zeichen und Wunder, die im Volk durch der Apostel Hände geschahen“ Apg. 5, 12 und der priesterliche Dienst der Gemeindeältesten an den Kranken Jak. 5, 14 ff.

Dies die Schriftgedanken, die zur Bildung der neueren ärztlichen Missionen führten.[1]) Daher ist das Motto auf dem Titelblatt ihrer

---

[1]) Vgl. Lowe a. a. O. S. 13 ff. 19 ff., der S. 17 offenbar zu weit gehend ruft: „was ist die Apgesch. anderes als der erste Bericht der ersten ärztl. Miss.-Ges.?“ Als ob das neben der Predigt doch nur sekundäre, begleitende Heilen sie schon zu einer Gesellschaft stempelte, in deren Lebensberuf doch umgekehrt das äußere Heilen vorwiegt! — Report of the — Miss. Conference — Calcutta 1883, S. 412; 419. — Proceedings of the General Conference of the Prot. Miss. — at Osaka, Japan 1883, S. 311. — Eher läßt sich auf Lukas den Arzt Kol. 4, 14 verweisen, bei dem wir aber nur Vermutungen aufstellen können, wie weit er etwa auch seine ärztliche Kunst und nicht bloß seine Feder in den Dienst des Engels gestellt haben mag, somit als erster ärztlicher Evangelist zu betrachten sein könne; s. darüber die Abhandlung von Edgar, Luke the beloved Physician im British and foreign Evang. Review, April 1883.

ältesten Zeitschrift in Edinburg die obige Stelle Luk. 9, 2: „Er sandte sie aus, zu predigen — und zu heilen"; ähnlich der Londoner Luk. 10, 9; Apg. 10, 38 u. s. f. Auch jetzt — so wird nicht unrichtig weitergeschlossen —, nachdem die therapeutische Wundergabe längst zurückgetreten ist (wiewohl Spuren davon auch in der neueren und neusten protest. Missionsgeschichte nicht ganz fehlen),[1]) bleibt möglichst vollständige Heilung und Hebung aus allerlei innerer und äußerer Not als höchster Endzweck der Mission in Geltung. Wir müssen dem heidnischen Elend wie mit dem Evangelium, so zugleich mit allen den Mitteln und Segnungen, Kräften und Hebeln der christlichen Wissenschaft und Kultur beispringen, die das Leben wahrhaft erleichtern, das Leiden lindern, das Sterben verklären. Und so namentlich auch den heidnischen Kranken gegen alle Quälereien heidnischen Aberglaubens, gegen die Grausamkeiten, den Unverstand und die Habsucht ihrer Zauberer, Priester und Quacksalber mit dem Balsam mitleidiger, selbstverleugnender Liebe, mit dem Licht der Gnade und evangelischen Trostes, mit der Macht gläubiger Fürbitte, wie mit allen den Vorteilen, Heilungs- und Linderungsmitteln einer christlich medizinischen Wissenschaft. Fehlt uns etwa die Gebetsheilungsgabe, so ist „die Kultivierung der Sprach- und Heilwissenschaften nur um so mehr unsre Pflicht, um nach Christi Befehl und Exempel das Evangelium mit Wort und That predigen zu können."[2]) Helfe jeder und jedes Zeitalter mit zur Evangelisierung der Welt mit dem, was ihm verliehen ist.

Es liegt in dieser Grundanschauung jedenfalls eine wichtige Wahrheit gegenüber den neusten oft übereifrigen Glaubensheilern, von denen Verfasser einst bei der Abreise eines Missionsarztes in die Türkei einen sagen hörte: „Schade, daß der Mann nicht noch eine Stufe höher im Glauben steht, um die Kranken durch Handauflegung und gläubiges Gebet heilen zu können; dann brauchte er seine ganze medizinische Wissenschaft nicht länger." Dergleichen Einseitigkeiten und Verkehrtheiten, die vor lauter charismatischem Heilungseifer leicht krankhaft werden und einen schwärmerischen Zug annehmen, dadurch die ärztlichen Missionen von vornherein als unnötig, bezw. als Glaubensschwäche erscheinen sollen, sei, um von vielem anderem

---

[1]) Im Baseler evang. Heidenboten, Dez. 1887, S. 93, berichtet der Baseler Miss.-Arzt aus Indien von einer Frau, die von einer giftigen Schlange gebissen fürchterliche Krampfanfälle bekam. „Gegen 11 Uhr bekam ich innere Freudigkeit, der Frau während eines solchen Krampfanfalls die Hände aufzulegen und über ihr zu beten, und siehe da, fast augenblicklich waren die Krämpfe vorüber; — von Stund an blieb die Frau gesund und ist es seither."

[2]) Vgl. Lowe a. a. O. S. 20.

hier zu schweigen, ein für alle Mal nur mit etlichen Fragen begegnet: hat denn die Heilungsgabe in der Urkirche, — deren vereinzeltes Wiederauftreten auch in unserer Zeit wir keineswegs leugnen, wir freuen uns vielmehr darüber, — die menschliche Heilkunde und ihren ferneren Gebrauch von seiten leidender Christen geradezu aufheben sollen? Hat denn Paulus irgendwo dem Arzt Lukas einen Wink gegeben, nunmehr statt fernerer Anwendung seiner Heilkunst sich lieber der Gebetsheilungsgabe zu befleißigen? Oder sehen wir etwa in der h. Schrift, daß Gott es liebt, auch da Wunder zu thun, wo natürliche Mittel ausreichen? Und wenn diese im Aufblick zu Gott durch Gebet und Danksagung geheiligt werden, wie sollte ihr Gebrauch eine Glaubensschwäche und nicht vielmehr etwas Gottgewolltes sein? Endlich, wer anders legt denn auch heute noch in viele junge Geister ganz deutlich medizinische Gaben, Lust und Liebe gerade zu den der Heilkunst dienenden naturwissenschaftlichen Fächern, als Gott? Gibt er aber solche Gaben, warum sollte darin nicht sein deutlicher Wille liegen, daß sie zum Besten der Menschheit verwandt,[1]) daß auch diese Naturgebiete immer gründlicher erforscht und benutzt, somit Heilkunde getrieben werde?

Nein, es wird für diesen Aeon das Wort Sirachs 38, 1—7 seine Geltung behalten: „ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß du ihn habest zur Not; denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arznei kommt von dem Höchsten. — Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht", womit ja das zum Herrn Rufen in Krankheit (V. 9) und ihn ehren als oberste Quelle alles Heils und aller Hilfe entfernt nicht ausgeschlossen ist. — Man kann übrigens in unsern Tagen bereits beobachten, daß manche von jenen übergeistigen Glaubensheilern durch allerlei Erfahrungen von nicht wegzubetenden Krankheiten in ihrer Umgebung zu nüchterneren Anschauungen zurückkehren und erkennen, daß unter Umständen Gott durch christliche Geduld noch mehr verherrlicht werden kann und soll als durch rasche Gebetsheilung.

Doch — principielle Bedenken gegen eine neue Form der Reich-

[1]) Auf der allgemeinen Missionskonferenz in Calcutta im Jan. 1883 bemerkte ein Missionsarzt gegenüber von denen, welche die Verbindung von Predigen und Heilen nur dann etwa für angezeigt halten, wenn letzteres durch eine Wundergabe geschehe: „Jeder soll die Kraft gebrauchen, die er besitzt. Christus trieb Teufel aus durch unmittelbare göttliche Kraft. In Indien gebraucht man denselben Ausdruck (für Heilung einer gewissen Krankheit). Wenn ich nun „Hinduteufel austreiben" kann vermittelst einer sekundären Kraft Gottes, die ich z. B. in Ipecacuanha finde (der bekannten, als Heilmittel gebrauchten Wurzel), warum sollte ich dies Mittel nicht gebrauchen dürfen?" s. Report S. 419.

gottesarbeit widerlegen sich am einfachsten, wenn diese Thätigkeit durch ihren geschichtlichen Verlauf, durch die Früchte, die sie trägt, sich als gottgewollt, als segensreich und notwendig erweist. Und solchen Beweis fängt die heutige Missionsgeschichte immer reicher zu liefern an.

Der Gedanke, christliche Ärzte und ihre Kunst auch auf den evang. Missionsfeldern zu verwenden und zu verwerten, nahm zu Anfang des zweiten Dritteils unsres Jahrhunderts zuerst unter den praktischen Amerikanern eine bestimmtere Gestalt an. Sie waren es auch, die den Anstoß zur Gründung der ersten ärztlichen Missions-Gesellschaft in Europa gaben. Vorher waren nur vereinzelte Fälle von dem Doppeldienst des Predigens und Heilens auch in der englischen Mission bei einzelnen Ärzten vorgekommen. Einzelne Hilfeleistungen der bloß predigenden und lehrenden Missionare bei eingebornen Kranken mit bekannten Mitteln und Hausmitteln, nach bestem Wissen und Gewissen, wie sie in jeder Mission sehr bald vorkommen schon als Gebot der Nächstenliebe, können wir ja selbstverständlich nicht hieher rechnen, sondern nur die Thätigkeit eigentlicher Ärzte. So wird neben dem großen Bahnbrecher der Mission in Indien, Carey, ein Dr. Thomas genannt, der die Aufmerksamkeit Careys und seiner Freunde zuerst auf Indien lenkte und seit 1793 mit Carey mehrere Jahre in ernster Missionsarbeit als Prediger und Arzt zubrachte, wohl ohne je ordiniert worden zu sein.[1]) Hienach zeigte sich die erste Spur solcher Verwendung seitens europäischer Missions-Gesellschaften bei der englisch-baptistischen, bekanntlich der ältesten unter den neueren Missions-Gesellschaften.

Die nächste Spur treffen wir bei der der Zeit nach auf die Baptisten folgenden Londoner Missions-Gesellschaft. Ihr Missionar, Dr. theol. Morrison, der Bahnbrecher der chinesischen Mission, hatte sich auch durch ernste mathematische und medizinische Studien für seinen Beruf vorbereitet, und eröffnete in den 20er Jahren unsres Jahrhunderts mit seinem ärztlichen Freunde Dr. Livingstone, Chirurgen der englisch-ostindischen Kompanie, mit dem er auch die chinesische Heilkunde studierte, in Macao eine Apotheke, die später in ein Hospital erweitert und der Mittelpunkt wurde, von dem aus nicht nur vielen Kranken, zumal Augen- und Hautkranken,[2]) leibliche Hilfe geleistet, sondern auch das Evangelium immer weiter im Lande verbreitet ward. „Von da an sah man ein, daß in einem Lande,

[1]) S. Medical Miss. Record Sept. 1887, S. 115.

[2]) Blindheit und Hautkrankheiten sind in China wohl häufiger als in jedem andern Lande. In Canton kommen in einem Laden oft in kurzer Zeit 8 bis 10 blinde Bettler zusammen.

das von tüchtigen Ärzten so gänzlich entblößt ist, die Heilkunst die mächtigste Bundesgenossin des Evangeliums sein müsse."[1]) — Auch ein Deutscher, der bekannte Gützlaff, früher im Dienst der niederländischen Missions-Gesellschaft, dann ganz unabhängig, verschaffte sich seit 1827 durch seine ärztliche Kunst in China viele Gelegenheit zur Arbeit an den Seelen. In Tien-tsin machten seine glücklichen Kuren viel Aufsehen, freilich ohne dem Evangelium trotz aller Schriftenverteilung schon tiefer Bahn brechen zu können.

Der erste von einer Gesellschaft als Missionsarzt ausgesandte und vorher regelrecht zum Arzt gebildete Missionar ist aber Med. Dr. Peter Parker, den die älteste unter den neueren amerikanischen Missions-Gesellschaften, der American Board C. F. M. in Boston 1834 nach Canton sandte. Er arbeitete an den Hospitälern (besonders für Augenkranke) in Macao und Canton, seit 1839 unterstützt von Dr. W. B. Diver, den dieselbe Gesellschaft, und Benj. Hobson, den die Londoner Missions-Gesellschaft nachgesandt hatte, mit solchem Eifer und Geschick, daß er in wenigen Jahren über 10000 Kranke behandelte, die alle das Evangelium hörten und Traktate erhielten. Im Februar 1838 bildete sich bereits ein ärztlicher Missionsverein für China,[2]) dessen Zweck war, die von den protest. Missions-Gesellschaften Englands und Amerikas ausgesandten Missionsärzte mit Gehilfen und Arzneien unentgeltlich zu versehen. Später löste er sich aber teilweise wieder auf. Um dieselbe Zeit besetzte der genannte American Board auch einige andere ostasiatische Stationen mit Missionsärzten; so 1836 Singapore mit Dr. med. et theol. M. B. Hope, dem 1838 der gleichfalls doppelt graduierte Dr. Dyer Ball von derselben Gesellschaft und 1841 med. Dr. Hepburn von der amerik. presbyt. Mission auf diese Station folgten. Ferner Bangkok 1836 mit Dr. med. et theol. Stephen Tracy. Die amerik. bischöfliche Mission sandte 1837 Dr. W. J. Boone nach Batavia unter die dortigen Chinesen; 1838 die Londoner Missions-Gesellschaft ebendahin und dann nach Shanghai den ebenso geschickten als frommen Arzt W. Lockhardt. Die amerik. baptistische Missions-Gesellschaft besetzte 1843 Ningpo mit Dr. Macgowan, 1844 Hongkong mit Dr. Devan; die amerik. Presbyterianer in

---

[1]) S. Burckhardt-Grundemann, kleine Missionsbibliothek III B. 3. Abt. S. 163 ff. und Medical Miss. Record, Juli 1887, S. 76 ff. das chronologische Verzeichnis der Missionsärzte in China.

[2]) Vgl. Baseler Miss.Magazin 1848. III. S. 13. Dieser Verein hatte ein Spital für Augenkranke 1838 in Canton gestiftet, und ähnliche Anstalten auch in Hongkong, Amoy, Ningpo und Shanghai.

demselben Jahr Ningpo mit Dr. Mc Cartee und Canton mit Dr. Happer. Seit 1845 treffen wir in China auch den ersten Missionsarzt der anglikanisch kirchl. Missions-Gesellschaft, Dr. Mc Clatchie in Shanghai. Von nun an werden die Missionsärzte in China zahlreicher.[1])

Nur wenig später als in China beginnt in unsrem Jahrhundert auch die missionsärztliche Arbeit in Ostindien. Es ist, um dies gleich hier vorauszuschicken, sehr wenig bekannt, wird auch in Missionsgeschichten nicht erwähnt, daß schon die äußere Eröffnung eines großen Teils von Indien für den europäischen Handel der Hochherzigkeit eines englischen Arztes zu verdanken war. Um 1636 hatte eine der Prinzessinnen am Hofe des Großmoguls sich arg verbrannt. Man sandte um Hilfe nach Surat, der Faktorei der englischen Kompanie. Sofort begab sich Dr. Gabriel Boughton nach Delhi und kurierte die Leidende. Gefragt, auf welche Weise der Fürst ihm seine Dankbarkeit für diesen großen Dienst erzeigen solle, äußerte der uneigennützige Patriot nur den Wunsch: „Lassen Sie meine Nation Handel treiben mit der Ihrigen.“ „Sei es so!“ lautete die Antwort, und ein Teil der Küste von Koromandel ward zu Landungsplätzen den englischen Schiffsherren überwiesen. Von diesen ersten unabhängigen Besitzungen aus begann der civilisatorische Einfluß Englands auf Indien.[2]) — Ähnliche Dienste leistete 1713 ein Chirurg Hamilton bei einer Gesandtschaft, die vom Präsidenten von Bengalen an den Hof von Delhi gesandt wurde, um über etliche Punkte Klage zu führen. Es gelang Hamilton, den Kaiser von einer schmerzhaften Krankheit zu befreien, und da er sich eine beliebige Belohnung ausbitten sollte, beschränkte er sich edelmütig auf den Wunsch, die von der Gesandtschaft vorgetragenen Beschwerden abgestellt zu sehen, was nun sofort gewährt wurde. Durch solche selbstlose Dienste kann ein christlicher Arzt den folgenreichsten Einfluß auch auf die socialpolitische Entwicklung eines Landes ausüben.

Der erste — oder jedenfalls einer der ersten, von einer Missions-Gesellschaft nach Indien gesandten eigentlichen Missionsärzte war gleichfalls ein Amerikaner, Dr. Otis R. Bacheler, der (wie ich vermute in Verbindung mit der amerik. Baptistenmission) 1840 sich von Boston nach Calcutta begab auf die Bitte der Baptistenmissionare in Orissa um Verstärkung.[3]) Stund doch Indien erst seit 1833 auch nichtbritischen Missionaren offen. Dieser Veteran der indischen Missionsärzte scheint nach einem

[1]) Die Weiteren s. in dem genannten Verzeichnis des Med. Miss. Record vom Juli 1887.

[2]) Näheres s. Lowe a. a. O. S. 54 ff.

[3]) Näheres über ihn s. Medical Miss. Record Sept. 1887 S. 109 ff.

Brief vom März 1887 aus Midnapore heute noch in Indien thätig zu sein.[1]) Ob der schon früher in der Baptistenmission in Orissa wirkende Dr. Amos Sutton, der 1835 nach Boston zurückgekehrt dort das Missionsinteresse für Indien mit vielem Eifer und Erfolg zu wecken suchte, und im gleichen Jahr mit einer ganzen Schar von Arbeitern wieder nach Indien ging, Mediziner oder Theolog oder beides war, muß ich dahingestellt sein lassen. Im ersteren Fall wäre er wohl der früheste Missionsarzt in Indien nach dem o. g. Dr. Thomas. Bacheler arbeitete eine Reihe von Jahren in Balasore (südwestlich von Calcutta, im Gebiet von Orissa), heilend und predigend, da der dortige Missionsprediger aus Gesundheitsrücksichten ihm bald die Station allein überlassen mußte. Die Uneigennützigkeit, womit er jede Bezahlung für geleistete Hilfe ausschlug, setzte die Eingeborenen ins größte Erstaunen, und brachte manche auf ganz neue Gedanken über den tiefsten Beweggrund der christlichen Mission. Sein ärztliches Geschick verschaffte ihm bald solchen Ruf, daß manche glaubten, er könne alles heilen, und ihm z. B. auch taubstumme Kinder zur Heilung brachten. Sein ärztlicher Bericht vom Jahr 1847 konstatiert, daß er in diesem Jahre 2407 Patienten behandelt und 126 chirurgische Operationen vorgenommen habe, darunter 12 unter Anwendung von Chloroform. Die Missionsapotheke, die er in Balasore errichtete, erwies sich als überaus förderlich für die Mission. Die Heiden priesen sie laut, und die tägliche Sammlung von Patienten in derselben gab viele Gelegenheit, ihnen auch das Evangelium nahe zu bringen. Seit 1863 ist er in der größeren Stadt Midnapore thätig. Er hat, wie sehr viele Missionsärzte, längst auch die Ordination erhalten.

Um dieselbe Zeit (1840) sandten auch die englischen Baptisten einen gleichfalls ordinierten med. Dr. Williamson in ihr Missionsfeld in Indien, der dort nach dem Zeugnis von Bacheler sein Leben in beständigem Predigen und Heilen unter den Heiden zubrachte als „Musterbild eines ärztlichen Missionars" (a. a. O.). — Wie klein aber die Zahl der englischen Missionsärzte um das Jahr 1841 noch war, zeigt eine Liste aller protest. Missionsärzte im 10. Jahresbericht der Edinburger ärztlichen Missions-Gesellschaft (1853), der vor 1841 nur drei aufführt, die o. g. Drs. Lockhardt und Hobson von der Londoner Missions-Gesellschaft und dazu Dr. Kalley, der seit 1837 in Madeira arbeitete, ohne Verbindung mit einer Gesellschaft.

So viel zur Vorgeschichte des Ursprungs der ärztlichen Missions-Gesellschaften. Da die älteste derselben (abgesehen von jenem ärztlichen

[1]) S. den Brief ebendas. S. 115.

Verein in China) in eben jenem Jahre — 1841 — sich konstituierte, so müssen wir hier zur Gründung dieser Missionsärzte erziehenden und z. T. auch aussendenden Gesellschaften übergehen, und verfolgen die Weiterentwicklung der ärztlichen Mission in Indien nachher.

Der o. g. erste chinesische Missionsarzt, Dr. Parker, kam 1841 auf seiner Rückreise nach den Ver. Staaten durch Edinburg, wo er für kurze Zeit der Gast des Dr. Abercrombie war. Derselbe hörte nun von seinem Freund aus China vieles über den Wert der Heilkunst als Bahnbrecher für Missionsunternehmungen. Dies machte auf ihn solchen Eindruck, daß auf seine Veranlassung erst in kleinerem Freundeskreis, dann in einem öffentlichen Meeting am 30. Nov. jenes Jahres die Bildung einer Edinburger Gesellschaft zur Förderung ärztlicher Missionen[1]) beraten und beschlossen ward. Der Gründungsbeschluß stützte sich auf die zweifellos richtige Annahme, daß „vom Dienst christlicher Ärzte in Gemeinschaft mit der Arbeit der Missionare sehr heilsame Wirkungen zu erwarten seien, weil dadurch den Heiden handgreifliche Beweise von dem Geist helfender Liebe gegeben werden, den das Christentum großzieht, und daß daher christliche Ärzte auf jede Weise zur Niederlassung in Heidenlanden zu ermuntern seien.“ Mit Abercrombie, der zum ersten Präsidenten der Gesellschaft erwählt ward, traten von Anfang an Männer vom besten Klang in Kirche und Wissenschaft, Professor Dr. Thomas Chalmers, der gewaltigste Kanzelredner Schottlands in jener Zeit und bekannte Mitgründer der Freikirche, bedeutende Mediziner wie Professor Alison, Professor Coldstream u. a. in das leitende Komitee.

Bis 1851 wurden die bescheidenen Einnahmen der Gesellschaft hauptsächlich darauf verwandt, Nachrichten über ärztliche Missionen zu verbreiten, und die wenigen damaligen Missionsärzte in Heidenländern mit Geld zum Ankauf von Arzneien und Instrumenten zu unterstützen. Zu Ende des J. 1852 hatte sich die Zahl der europäischen Missionsärzte in Indien, China und anderwärts, die in Verbindung mit Missions-Gesellschaften stunden, auf 13 vermehrt. Von diesen wurde einer, Dr. Wallace, von der Edinburger Medical Missionary Society, wie ihr Titel seit 1843 lautete, als Missionsarzt und Evangelist unter den römischen Katholiken Irlands unterhalten.

Trotz allem fehlte es dem jungen Verein auch nicht an Opponenten.

---

[1]) Der ursprüngliche Titel, der aber kaum 2 Jahre bestund, war „Edinburgh Association for sending Medical Aid to foreign Countries“, s. Lowe S. 202 ff. das Nähere.

Daher zum Teil der langsame Fortschritt. Eine gute Sache muß zu Anfang sich ja immer durch allerlei Hindernisse durchkämpfen, und wäre es auch nur das Mißtrauen und Vorurteil ängstlicher und kurzsichtiger Leute. Auf der allgemeinen Missionskonferenz in Allahabad (Dez. 1872 — Jan. 1873) berichtete Dr. Valentine, Missionsarzt der schottischen unierten presbyt. M.-G. in Jeypore, über diesen Zeitraum[1]), daß auch die Missionsfreunde in Schottland eine Zeit lang der Sache nicht näher treten wollten aus Mißtrauen gegen junge Mediziner, unter denen zum Teil kein guter Geist herrschte, ja aus Bedenken gegen den Gedanken an sich, vermittelst ärztlicher Hilfe die Heiden gewinnen zu wollen. Noch geraume Zeit später hielt ein theologischer Professor es für nötig, laut zu protestieren „gegen dieses korrupte und unmoralische Unternehmen, die Heiden und Mohammedaner Indiens zum Christentum herüberzulocken mittelst einer Dosis von Ricinusöl oder Bittersalz"! Ein anderer Missionsfreund hielt wenigstens in Indien Missionsärzte für ganz unnötig; denn für gewöhnlich wisse doch jeder Missionar, wann er eine Dosis Chinin oder sonst eine Arznei nehmen müsse; auch könne ja immer der Regierungsarzt gerufen werden (der oft 100 Meilen entfernt wohnen mag!) u. drgl.

Dennoch wurde die öffentliche Meinung allmählich immer mehr für diesen Missionszweig erobert. Seine Früchte, seine moralischen Wirkungen sprachen nach und nach zu deutlich für sich selbst, als daß nicht der Widerspruch hätte immer mehr verstummen müssen. Bald begehrten die Missions-Gesellschaften mehr junge Männer für diese Art des Missionsdienstes, und richteten hiefür ihre Blicke auf die Edinburger ärztliche Missions-Gesellschaft. Dies legte ihr 1851 den Gedanken nahe, christliche junge Mediziner, die aus Liebe zum Herrn geneigt wären, in den Missionsdienst zu treten, während ihrer Studienzeit zu unterstützen. Ein Teil des Jahreseinkommens ward fortan hierauf verwandt. Kurze Zeit zuvor hatte ein unter den Irländern in Edinburg arbeitender Missionar den Dr. Handyside, einen der Direktoren der Gesellschaft, um freiwillige ärztliche Besuche bei seinen kranken Armen gebeten. Er ging bereitwilligst darauf ein und erkannte bald in der leiblichen Hilfe, die er spenden konnte, eine treffliche Gelegenheit auch zum Anbieten der Salbe aus Gilead. Und dies brachte ihn auf den Gedanken, eine Freiapotheke für Arme in Verbindung mit der ärztlichen Mission zu eröffnen, darin sie zugleich auch geistlichen Segen empfangen und das Evangelium regelmäßig hören könnten, und am 25. Nov. 1853 ward in Main Point-Edinburg eine Mis-

[1]) Vgl. im Report der Verhandlungen dieser Konferenz (London 1873) S. 189 ff.

sionsapotheke eröffnet, die erste[1]) ärztliche Heimat-Mission (Home-Medical Mission) von Großbritannien, aus der bald auch das missionsärztliche Erziehungsinstitut dieser Gesellschaft sich entwickeln sollte. Auch darin ging sie den übrigen ärztlichen Missions-Gesellschaften voran.

Von Anfang an setzte sich Dr. Handyside für diese neue Arbeit mit den jungen Medizinern in Verbindung, die sich unter Beihilfe der Gesellschaft für den Missionsdienst vorbereiteten. Sie sollten ihm nicht nur bei den Kranken behilflich sein, sondern auch die im Wartezimmer Harrenden als Evangelisten anreden, und so auch für diese Seite ihres künftigen Missionsdienstes sich vorbereiten. 1858 siedelte die Missionsapotheke in ein bekanntes Armenquartier Edinburgs, die Cowgate-Straße über. Und bald zeigte sich der Nutzen dieses Instituts auch den übrigen Direktoren der Gesellschaft immer deutlicher. Welch treffliche Gelegenheit, die Fortschritte ihrer medizinischen Missionskandidaten in wissenschaftlicher und geistlicher Hinsicht zu beobachten, ihre ärztliche und theologische Tüchtigkeit zu prüfen! So verschmolz sich die Gesellschaft mit dem Unternehmen von Dr. Handyside, und 1861 wurde aus der Cowgate Missionsapotheke das „Erziehungsinstitut der ärztlichen Missions-Gesellschaft von Edinburg."

Und wie durch innere Ausgestaltung, so wuchs in dieser zweiten Dekade die Wirksamkeit der Gesellschaft auch nach außen. In Verbindung mit der schottischen Freikirche begann sie eine ärztliche Mission in Madras, und unterstützte jahrelang Hand in Hand mit der Londoner Missions-Gesellschaft einen Missionsarzt in Mirzapore. Ihre ärztliche Missionsthätigkeit in Irland ist schon erwähnt. Unter den von ihr unterstützten medizinischen Missionskandidaten waren von Anfang an manche später als Missionsärzte bekannt gewordene Namen, wie David Paterson, nachher Agent der Gesellschaft in Madras; Dr. Wong Fun von Canton, der erste von einer europäischen Universität graduierte Chinese, viele Jahre hindurch Kollege des o. g. Veterans unter den Missionsärzten, Dr. Hobson; ferner Dr. James Henderson, nachher in Shanghai, Dr. James Bell, nachher in Amoy. Alle diese sind heute bereits zu ihrer Ruhe eingegangen, während Dr. Colin Valentine, Superintendent des missionsärztlichen Erziehungsinstituts in Agra, Dr. Vartan in Nazareth und der jetzige Sekretär der Gesellschaft, John Lowe, Verfasser der Medical Missions, denen wir

---

[1]) Abgesehen von jener Missionsthätigkeit des Dr. Wallace in Birr in Irland, die 1855 infolge der Medical Relief Bill und vieler Auswanderungen zu Ende ging; s. Lowe S. 236.

diese Skizze entnehmen, früher Missionsarzt in Verbindung mit der Londoner Missions-Gesellschaft in Travancore, heute noch in Thätigkeit sind.

Gelegentliche Besuche einzelner Direktoren der Gesellschaft in andern größeren Städten zur Weckung des Interesses an diesem Werke hatten bald die erfreuliche Folge, daß ähnliche Missionsapotheken auch in Glasgow, Aberdeen, Liverpool, London, Manchester, Birmingham, Bristol u. a. Orten gegründet wurden [1]), die als wichtige Zweige der innern Missionsarbeit immer mehr Anerkennung fanden und heute noch blühen. — Aus der Weiterentwicklung der Edinburger Gesellschaft sei neben dem Erwerb eines Hauses in George Square als Wohnung für den Superintendenten und die Studenten nur noch erwähnt, daß das mittlerweile auch auf die Nachbarhäuser ausgedehnte Cowgate Institut neuerdings einem größeren, stattlichen Gebäude Platz machte, zu dem der ehrwürdige Missionsveteran, Dr. Rob. Moffat, im Juni 1877 den Grundstein legte, und das zum Andenken an Livingstone, den großen Schotten, fortan Livingstone Memorial medical Missionary Training Institution genannt ward. Dasselbe enthält neben Apotheke und Laboratorium ein Konsultationszimmer, Impfzimmer, einen Wartesaal für 150 Personen, Zimmer für den Hausarzt, für die Vorsteherin, Speisesaal, Bibliothek Zimmer für Studenten u. s. w.

Überhaupt war der Fortschritt der Gesellschaft 1871—1881 und mit ihr auch der ärztlichen Missionen in der gesamten protestantischen Missionswelt ein weit rascherer als bis dahin. Aus 7 medizinischen Missionskandidaten in Edinburg 1871 waren 1881 schon 16 geworden; [2]) im Sommer 1887 waren es bereits 26. [3]) Seit 1872 bis Anfang 1886 waren schon über 40 Studenten verschiedener Denominationen aus allen Teilen Großbritanniens in jenem Institut zu Missionsärzten herangebildet und der Church Miss. Soc., der Londoner M.-G., der Mission der schottischen Staatskirche, der schottischen Freikirche, der unierten presbyt. Kirche, der engl. presbyt., der irisch presbyt. Kirche, der schottischen Episkopalkirche, der baptistischen, der Methodist new Connexion M.-G., der chinesisch inländ. Mission, dem American Board C. F. M., der amerik. bischöfl. methodistischen M.-G. und mehreren ärztlichen Heimatmissionsvereinen übergeben worden. Während

[1]) Über die Wirksamkeit z. B. der ärztlichen Mission in Manchester (in 17 Jahren an 55 825 Kranken) s. Medical Missions at home and abroad, Juli 1887, S. 272 ff.

[2]) S. Lowe a. a. O. S. 217; ebenso zum Folgenden. — Unter diesen war auch ein Deutscher gewesen, Dr. Hörnle, seit 1879 Missionsarzt in Ispahan in Verbindung mit der Church Miss. Soc.

[3]) S. die Quartalschrift Edinb. Medical Miss. Soc. Mai 1887, S. 1.

vor 1861 die Zahl aller Missionsärzte in Heidenlanden nicht über 20, vor 1871 wohl nicht über 30—40 betrug, waren es um das Jahr 1878 schon 90—100, und vor Mitte unsers Jahrzehnts stunden in Heiden- und Christenlanden zusammen schon 170—190 geprüfte Ärzte in Wirksamkeit.[1]) Selbstredend waren die Studenten jenes Edinburger Instituts an der Universität immatrikuliert, hörten da die Vorlesungen, und hatten wie alle anderen da auch die medizinische Staatsprüfung zu bestehen, ehe sie ausgesandt wurden. Auch die Einnahmen der Edinburger Gesellschaft waren entsprechend gewachsen von 26 000 M. 1871 auf 110000 M. 1881.

Aber nicht bloß im Verein mit den genannten Missions-Gesellschaften, auch selbständig gründete sie ärztliche Missionen in Heidenlanden. So zu Anfang der 70er Jahre in Nazareth ein Missionshospital samt Apotheke, wo Dr. Vartan in einem Jahr 175 Kranke innerhalb des Spitals (darunter 116 Mohammedaner, 29 Griechen u. s. f.) behandeln und mit dem Evangelium bekannt machen, dazu über 6000 Patienten in der Apotheke Hilfe leisten konnte.[2]) Desgleichen eine ärztliche Mission in Madras, die neuerdings an die freischottische Mission übertragen wurde. 1874 etablierte sie eine sehr erfolgreiche ärztliche Missionsstation in Niigata, Japan, die vor kurzem an den American Board C. F. M. überging. Später sandte sie den Dr. Mac Kinnon nach Damascus, um dort eine ärztliche Missionsarbeit zu beginnen. Auch unterstützte sie Frl. de Broen bei Errichtung der Belleville ärztlichen Mission in Paris durch zeitweilige Salarierung des Missionsarztes, und sandte in den letzten paar Jahren Arzneien, Instrumente u. s. w. für über 40 000 Mark an Missionsärzte in Indien, China, Afrika, Türkei, Syrien, Ägypten, Rom u. s. w. —

Wie bedeutend die Wirksamkeit des Livingstone-Instituts in Edinburg selbst ist, zeigen die Ziffern der letzten Jahresberichte. 1884 z. B. wurden 5477 Patienten im Institut behandelt, 3243 in ihren eigenen Häusern aufgesucht; dazu 236 geburtshilfliche Fälle und 237 Impfungen; Krankenbesuche in den Häusern über 10 600. — Die geistliche oder evangelistische Seite der Mission wird hiebei ausgeführt teils durch die tägliche Andacht mit den Patienten im Wartesaal und durch zwei wöchentliche evangelistische Versammlungen (am Sonntag und Donnerstag Abend), die

---

[1]) S. die Verhandlungen der General Conference on foreign Missions in Mildmay, Oktober 1878 (London 1879) S. 77.

[2]) S. Lowe S. 75—76. S. 228. Neuste Hindernisse in dieser Mission durch die türkischen Behörden s. Edinb. Med. Miss. Soc. Mai 1886 S. 294; Nov. 1886 S. 340 ff.

in der zum Institut gehörenden, alten und historisch merkwürdigen[1]) Magdalenenkapelle gehalten werden; teils durch eine biblische Unterrichtsstunde für Erwachsene, die einer der ältesten Studenten am Sonntag nachmittag hält, und durch einen Kindergottesdienst am Sonntag Vormittag in jener Kapelle, sowie durch eine Sonntagsschule im Wartesaal am Abend, wodurch allsonntäglich 400 bis 500 Kinder christliche Unterweisung durch diese Studenten empfangen. Endlich durch Andachten in den großen Logierhäusern von Cowgate und Grassmarket, darin immer auch einige Kranke sind, gleichfalls von diesen Studenten gehalten. Weitere geistliche Unterstützung kommt dann durch die Thätigkeit der christlichen Jünglings-, Jungfrauen-, Mäßigkeitsvereine u. s. w.[2]) —

Nach dem Muster dieser ältesten ärztlichen Missionsgesellschaft sind heute auch die andern in London, New-York, Chicago und den Missionsgebieten eingerichtet. Die in Christenlanden haben alle, wenn auch ihr Ursprung zum Teil ein anderer war, den doppelten Zweck, junge Männer für den Doppelberuf des Heilens und Evangelisierens heranzubilden, bezw. sie bei ihren medizinischen Studien zu unterstützen, um sie dann in der ärztlichen Mission teils der Heimat selbst, in den Missionsapotheken und Hospitälern für die Armen größerer Städte, teils auf Heidenmissionsstationen in Verbindung mit ähnlichen Anstalten, wie auf Evangelisationsreisen ins Land hinein zu verwenden, sei es unmittelbar selbst oder durch Missionsgesellschaften.

Einen bemerkenswerten Ursprung hatte die Londoner Medical Missionary Association. Schon 1853 hatte sich hier „der christlich medizinische Verein“ aus Studenten und Ärzten gebildet zur Förderung religiös-geistlichen Lebens unter seinen Mitgliedern durch Studium der h. Schrift, Erbauungsversammlungen[3]) u. s. w., die zunächst da und dort in Privathäusern gehalten wurden. Und dies war nicht etwa, wie vielleicht mancher deutsche Leser glauben möchte, ein Werk obskurer Pietisten. Nein, unter ihren Fachgenossen hochangesehene Namen, Männer von großem Ruf als Praktiker wie in der Wissenschaft finden wir unter den ersten Stiftern und Förderern des Vereins, ähnlich wie in Edinburg. So Legros Clark, Dr. C. J. B. Williams, Dr. Risdon Bennett, Dr. Habershon, Dr. Golding Bird vom Guy-Hospital, Professor W. Allen Miller vom Kings

[1]) In ihr wurde 1560 die erste General Assembly der schottischen Kirche gehalten.

[2]) Näheres s. Lowe S. 247—253.

[3]) Vgl. hiezu und zu dem folgenden Medical Missions at home and abroad Nr. 1 (1878).

College, Dr. Grainger vom Thomas-, Ch. H. Moore vom Middlesex-, Dr. H. Salter vom Charing Cross-Hospital u. a. England hatte eben und hat noch gleich Schottland auch unter seinen medizinischen Celebritäten weit mehr gläubige Christen, als wir es auf dem Kontinent zu sehen gewohnt sind. Daher war und ist dort auch für ärztliche Heidenmission der Boden weit vorbereiteter als bei uns.

Nach einiger Zeit waren unter den Studenten an den bedeutendsten Hospitälern[1]) solche Bibel- und Erbauungskränzchen gebildet. 1874 bildete sich die „medizinische Gebetsvereinigung" (Medical Prayer Union) unter den Studenten der verschiedenen Hospitäler, die nach einiger Zeit einen bestimmten Mittelpunkt durch Errichtung einer Missionsapotheke und Gründung der London Medical Mission erhielt und 1878 schon ungefähr 220 Mitglieder (lauter medizinische Studenten!) zählte, die gleichfalls zu Schriftstudium und Gebet sich regelmäßig versammelten gleich dem früheren Verein, dem der Sammelpunkt einer praktischen ärztlichen Mission gefehlt hatte. Diese letztere wurde nun, so viel ich sehen kann, der Einigungspunkt beider Vereine und hieß fortan Medical Missionary Association, neben der aber die Med. Prayer Union noch immer ihre periodischen Versammlungen hält. Ihre Vierteljahrs- und spätere Monatsschrift ist schon zu Anfang erwähnt. Auf dem Umschlag der letzteren wird als ihr Zweck zunächst genannt Förderung des geistlichen Wohls der Studierenden an den verschiedenen medizinischen Schulen Englands, Weckung und Nährung eines tieferen Interesses an ärztlichen Missionen unter ihnen und den Medizinern überhaupt. Dazu dann die o. g. Zwecke: Unterstützung geeigneter christlicher Männer, die sich dem ärztlichen Missionswerk widmen wollen und Gründung ärztlicher Missionen, selbständig oder in Verbindung mit andern Gesellschaften. Im Norden Londons (Petherton Road) besitzt die Gesellschaft ein Erziehungshaus für Medizin Studierende, das im Oktober 1885 eröffnet wurde, und von dem bereits Missionsärzte nach Madagaskar, Afrika und China ausgingen.

Natürlich konnte es nicht lange bei bloß einer Missionsapotheke für die Riesenstadt bleiben, und wurden mit der Zeit durch die Freigebigkeit einzelner Missionsfreunde neue unter der Aufsicht besonderer Lokal-

---

[1]) Auf den englischen Universitäten erhalten die Mediziner (im Unterschied von den schottischen Hochschulen) mehr nur die allgemein wissenschaftliche Vorbildung und dann erst die speciell technische durch Professoren und Ärzte an einzelnen großen Hospitälern großer Städte, an denen wissenschaftliche Vorlesungen mit praktischen Übungen sich verbinden.

komitees hinzugefügt; z. B. im September dieses Jahres eine (samt Wartesaal für Andachten) in Canning Town und eine in Walworth. — Die Einnahmen der Londoner Med. Miss. Assoc. sind nach dem letzten Jahresbericht noch sehr bescheiden, noch nicht ganz 20000 M. Doch konnten davon neben den Studenten im Erziehungshaus die Mc All Mission in Paris, die ärztliche Mission der Church Miss. Soc. in Gaza und Kashmir und die anderer Gesellschaften in Kir Moab, Burma, Bulgarien etwas unterstützt werden.[1]) Der Versuch, eine eigene Mission in Marseille zu errichten, scheiterte an dem Widerstand der französischen mediz. Fakultät, die den englisch geprüften Missionsärzten die Arbeit nicht gestatten wollte, ehe sie vor ihr das medizinische Examen in sämtlichen Fächern in französischer Sprache bestanden hätten!

Seit Jahren hat auch eine der Judenmissionsgesellschaften in London einen missionsärztlichen Zweig, nämlich die zu den vielen innern Missionsanstalten in Mildmay gehörende. Sie besitzt eine Apotheke in Cannon Place, Whitechapel (Osten Londons), vor deren Thür man häufig 20—30 arme jüdische Frauen geduldig harren sieht, weil das Wartezimmer durch etwa 100 Hilfesuchende schon überfüllt ist. Hier arbeitet Dr. Dixon in Verbindung mit einigen Mildmay-Diakonissen, die durch ihre Freundlichkeit das Vertrauen der jüdischen Patienten völlig gewonnen haben, obschon es an ernster Evangelisationsarbeit unter ihnen nicht fehlt. Nach dem letzten Jahresbericht machten neue Patienten in jener Missionsapotheke 3805, frühere und neue 9552 Besuche, während der Missionsarzt 3560 jüdische Kranke in ihren Häusern besuchte.[2])

Noch bedeutsamer tritt aber London in der Geschichte der ärztlichen Missionen hervor durch das, was in neuster Zeit von Frauenmissionsvereinen für Heranbildung und Aussendung von weiblichen Ärzten in die heidnische und mohammedanische Welt geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

Die evangelischen Missionsschiffe.

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte

von Pastor E. Wallroth in Ahrensboek (Fürstentum Lübeck).

„Die Missionsschiffe bilden nun eine stattliche Flotte und es verlohnte sich schon der Mühe, daß wir über diese Flotte demnächst einen besonderen

---

[1]) Medical Missions at home etc. Okt. 1887 S. 4 ff.; Juni 1887 S. 255 ff.
[2]) Med. Miss. at home etc. Juli 1887 S. 276 ff. —

Artikel schreiben," hieß es in dieser Zeitschrift 1885 S. 94 und andrerseits wurde vor einiger Zeit in ganz abenteuerlicher Weise vorgeschlagen, für die deutsche Südseemission ein Fahrzeug anzuschaffen,[1]) so daß es allerdings wohl zeitgemäß erscheint, die Missionsschiffe sich näher anzusehen. Möge die folgende kurze Geschichte, soweit sie dem Verfasser zusammenzustellen möglich war, zur Klärung und Sichtung dienen. Für Schiffe ist nichts gefährlicher als Nebel und Riff, beide verlangen offenen und nüchternen Blick; falsche Schwärmerei darf nicht Führerin sein, doch muß das wahrhaft Gute auch anerkannt und hervorgehoben werden.

Wie der Herr Jesus Christus auf dem See Genezareth vom Schiff aus predigte und wie St. Paulus drei Missionsreisen teils zu Schiff und die vierte als Gefangener auch auf einem Schiffe machte, wie nach unserm Deutschland angelsächsische Sendboten übers Wasser kamen, so hat schon die alte christliche Missionskirche nicht umsonst die Kirche Christi mit einem Schiff verglichen, welches als Zeichen der Hoffnung den Anker und als Mast das Kreuz trage. Aber jene Fahrzeuge waren nicht Missionsschiffe im heutigen Sinne dieses Wortes; denn nur solche, welche allein oder doch fast ausschließlich dem Missionswerke dienen, welche die Sendboten auf ihr Arbeitsfeld in den fernen Weltteilen führen oder welche dort zwischen den einzelnen Stationen den Verkehr unterhalten, sind wirkliche Missionsschiffe.

Es wird hier nicht der Anspruch erhoben, alle gewesenen oder noch bestehenden Missionsfahrzeuge aufzuzählen; nur die konnten berücksichtigt und besprochen werden, über welche zuverlässige Nachrichten[2]) vorlagen. Immerhin aber mag das folgende Verzeichnis ein fast vollständiges sein. — Auch kann nicht jedes einzelne Schiff so genau besprochen werden, wie mancher Leser es vielleicht wünscht; schon des Raumes wegen ist nur das Hauptsächlichste hervorgehoben; bei einigen Schiffen fehlten genaue Angaben; unsichere aber oder solche aus zweiter Hand sind möglichst vermieden.

Wichtig ist auch die Beantwortung der Frage, welche Erfahrung die betreffende Missionsgesellschaft mit ihrem Schiffe gemacht habe; nicht

[1]) Dieser Plan wurde in obiger Zeitschrift 1886 S. 522 u. f. gründlich widerlegt. Vgl. auch Baseler Miss.-Mag. 1887, 95.

[2]) Als Quellen dienten die Blätter und Jahresberichte der einzelnen Gesellschaften, das Baseler Missions-Magazin von 1816—1887, die Allg. Miss.-Ztschft. von 1874 an, Burkhardt-Grundemann, kleine Miss.-Biblioth. 1876—1881 und zahlreiche Korrespondenzen. Zugleich benutze ich diese Gelegenheit, um den betreffenden deutschen und außerdeutschen Missionsgesellschaften u. s. w. für die freundliche Beantwortung meiner Anfragen zu danken. —

immer ists leicht, dieselbe zu geben, da über einige Fahrzeuge Ungewißheit schwebt und erst aus mancherlei Nebenumständen der eigentliche Wert klarer sich ergiebt.

Des deutlichen Überblickes wegen ist fürs folgende eine Aufzählung nach den Weltteilen gewählt, beginnen wir mit

1. Amerika.

Im fernen Alaska am Kuskowimfluß besitzt die Brüdergemeinde das Segelboot „Bethel-star" (Bethelstern);[1]) eine Berücksichtigung dieses rauhen Flußthales, der großen Ebbe und Flut des sumpfigen Deltas[2]) bestätigt die Notwendigkeit dieses Fahrzeuges.

Die Westküste südwärts verfolgend treffen wir an dem zerklüfteten Meeresstrand von Britisch-Kolumbia die bekannte Indianer-Missionsniederlassung Metlakatla, wo der Bischof Ridley von Caledonia den kleinen zweimastigen Schraubendampfer „Evangeline" besitzt.[3]) Mit Hilfe des Haupttechnikers der englischen Flotte wurde das Schiff sehr stark und dauerhaft in England erbaut; 48½ engl. Fuß lang, 10½ breit, 3—4 tief, mit zwei Maschinen von 23 Pferdekraft und einem stählernen Dampfkessel ausgerüstet, außerdem draußen mit Kupfer überzogen und fürs Segeln eingerichtet. Als es am 13. August 1881 vom Stapel lief, kostete das Schiff 1341 Lstrl. = 26 820 M., 250 Lstrl. mehr als der Bischof 1879 bei seinen englischen Freunden gesammelt hatte; doch bezahlte er das fehlende aus eigenen Mitteln. Anfangs bestand die Bemannung aus einem Steuermann, Maschinisten und indianischem Koch. Da aber dies jährlich 400 Lstrl. kostete und die beiden Europäer oft betrunken waren, mußte der Bischof alles selbst erlernen, die Maschinistenprüfung bestehen, die Führung des Schiffes selbst übernehmen, sich einen Indianer zum Steuermann und einen seiner indianischen Zöglinge zur Mithilfe heranbilden. Da diese nur zu bestimmter Zeit mitzufahren brauchten, sonst auf dem Lande anderweitige Beschäftigung fanden, betrugen die jährlichen Ausgaben nur 150 Lstrl. = 3000 M. Der Bischof lobt sein Missionsschiff und freute sich über dasselbe sehr.[4]) Im Süden von Britisch-Kolumbia schwimmt auf dem „reißenden Fraserfluß die sinnreich konstruierte Dampfschaluppe „Eirene"", welche dem Missionar Croucher sehr zu statten kommt.[5])

---

[1]) Missb. d. Brdrgmd. 1886, 4. Bapt. Miss. Magazin. Boston 1887, 122.

[2]) Globus 50, 152.

[3]) Baseler Miss.-Mag. 1882, 93. Allg. Miss.-Ztschft. 1886, 469.

[4]) Nach schriftlicher Mitteilung des Bischofs vom 7. Juni 1887.

[5]) Nach Allg. Miss.-Ztschft. 1887, 473; dies ist wohl eins der allerneusten Missionsschiffe.

Nicht so gut erging es dem Pastor James P. Ludlow, früherem Prediger an der baptistischen Olympia-Kirche, zu Seattle im Washington Territorium, der Vancouver-Insel gegenüber. Größtenteils auf eigene Kosten kaufte er sich das kleine Schraubendampfschiff „The Evangel" um so an den Küsten von Washington, Britisch-Kolumbia und Alaska Gottes Wort zu verkündigen. Das Schiff ist 78 Fuß lang, $16^1/_2$ breit, aus dem Holz der gelben Föhre und Ceder erbaut. Seit dem Aufruf zu Geldbeiträgen für dies Werk vom 6. Juli 1881 sind sechs Jahre verflossen, aber das Schiff, zu dessen vollständiger Ausrüstung für die Missionsfahrten mancherlei fehlt, muß andere Fahrten machen, um nur die notwendigsten Unterhaltungskosten zu decken; Ludlow, welcher sein ganzes Vermögen auf dies Fahrzeug verwandte, ist „heute ein armer Mann — von bösen Menschen beraubt und verspottet."[1]) Dieses „erste nicht mit einer Missionsgesellschaft verbundene Schiff — ein Zeichen davon wie stark in unserer Zeit der Drang zur Freimission ist"[2]) — bleibt nicht das einzige, welches unser Mitleid wach ruft und große Besonnenheit in der Beurteilung dieser Sache bewirkt.

An den weitausgedehnten Ufern und auf den vielen Inseln des Oberen Sees, welcher an Größe das Königreich Bayern um gut 100 Quadratmeilen übertrifft,[3]) liegen sehr weit zerstreut indianische Missionsplätze, deren Beaufsichtigung dem Missionsbischof von Algoma viel Zeit kostete. Manche Niederlassung kann er nur zu Wasser erreichen und mußte doch oft 1000 engl. Meilen fahren. Zuerst benutzte er das Personendampfschiff auf diesem See, welches aber nicht überall anlegte und dem Bischof viel Unbequemlichkeit im Aufenthalt u. s. w. verursachte. Sodann versuchte er es mit einem von Indianern bedienten eigenen Segelboot, blieb aber von andern Mächten, wie Wetter nnd Wind vollkommen abhängig und konnte nicht mit Erfolg die Beaufsichtigung vornehmen. Da gelang es ihm 1883 eine frühere Lustjacht des Prinzen von Wales, die „Zenobia", einem schottischen Edelmann für 13000 M. abzukaufen, obgleich das Schiff 40000 M. gekostet hatte. Dieser Missionsdampfer, „Evangeline" genannt, ist 69 Fuß lang, $11^1/_2$ breit, mit zwei Masten nebst den nötigen Segeln versehen und kann bei fünf Fuß Tiefgang auch

---

[1]) Nach brieflichen Äußerungen des Pfarrers Ludlow vom 7. Juli 1887 und nach einem gedruckten Aufruf „North starmission" Seattle 1881.

[2]) Diese Zeitschrift 1885, 582 und 489 [bes. S. 494]; Grundemanns Beurteilung eines Freimissionars in Indien.

[3]) Hat eine Länge wie von Hamburg bis Thorn und Breite wie von Hamburg bis Kassel.

die kleineren Flüsse befahren. Die Bemannung besteht aus einem Europäer und einem indianischen Lotsen; der Bischof selbst ist Kapitän. Die jährliche, d. h. für vier Fahrmonate berechnete Unterhaltung beträgt 3200 M., welche gleich der Ankaufssumme durch freiwillige Gaben bestritten wurden. Dies Schiff ermöglicht es, die bestehenden 33 Stationen gut zu versorgen und besonders an dem nördlichen und östlichen Ufer der Georgebucht, der östlichen Verlängerung des Sees, neue Plätze anzulegen; so ist es dem Bischof „unschätzbar" geworden.[1])

Die englisch kirchliche Missionsgesellschaft hat noch an der Ostseite der Hudsonsbai auf dem kleinen Whalefluß den kleinen Missionsdampfer „Messenger" (Bote), welchen Missionar Peck von England herüberholte.[2]) Für das Aufsuchen der weitauseinanderliegenden Wohnstätten der dortigen Eskimos für den Verkehr jener Missionsstationen mit einander ist dies Boot eine große Wohlthat.

Für die nahe Brüdermission in Labrador hat ihr Missionsschiff eine große Bedeutung erlangt und seine Geschichte ist lehrreich.[3]) — Im Jahre 1770 wurde die „Jersey Packet", eine schmale Schaluppe[4]) von 80 Tonnen, ein fester, starker, vorzüglicher Segler angeschafft, aber bald von der größeren „Amity" (Freundschaft) abgelöst.[5]) 1777 folgte „The Good Intent" (das gute Vorhaben), eine Schaluppe von 70 Tonnen, welche, von einem französischen Kaper genommen, durch ein englisches Kreuzerschiff befreit wurde. Bei dieser Gelegenheit erhielt das Missionsschiff aus der Hand des französischen Königs durch den amerikanischen Gesandten in Versailles, den berühmten Franklin, einen Schutzbrief für die Fahrten nach und von den Küsten Labradors. Nachdem von 1780—1786 wiederum die „Amity" den Dienst versehen hatte, wurde im April 1787 in Bursledon bei Southampton die „Harmony" Nr. 1, eine ausgezeichnete, 133 Tonnen große Brigg, vom Stapel gelassen, welche im September 1797 einer französischen Kriegsfregatte entkam und bis 1802 aushielt.

---

[1]) Nach einem Brief des Missionsbischofs von Algoma aus Toronto vom 31. März 1887 und nach Report of the Miss. Bishop of Algoma. Toronto. 1886, 12 f. vgl. auch Allg. Miss.-Ztschft. 1885, 345.

[2]) a. a. O. 1885, 345. 1887, 474.

[3]) Vgl. Periodical accounts relating to the missions of the Church of the United Brethren Vol. XXI. 1854. S. 74 f. 120 f.; Burkh.-Grundemann kl. Miss.-Bibl. I, 1, 85.

[4]) Man unterscheidet Vollschiffe, Barks, Briggs, Schoner, Schaluppen, Jachten, Kutter.

[5]) Deren ersehnte Ankunft in Nain am 28. Oktober 1772. Period. accounts S. 78.

Auch ihre Nachfolgerin, ein spanisches Prisenschiff, von der Brüdergemeinde erworben, die „Resolution" (Entschlossenheit) wurde auf wunderbare Weise im November 1803 der französischen Verfolgung entrissen und fuhr bis 1808. Als der „Hektor" nur zwei Monate lang gedient hatte, konnte eine bessere kleine Brigg von 180 Tonnen, die „Jemina" angeschafft werden. Unter dem Schein des Nordlichts, an gefährlichen Eisbergen vorbei, welche oft Schlössern, Kirchen, großen Tiergestalten ähnlich sahen, jenen wunderbaren aber gefährlichen Wanderern des Labradormeeres, kehrte sie oft von London nach Labrador und von dort nach England zurück, überstand auch besonders 1817 viele Gefahren in Eis und Nebel.

Ein vorzügliches Missionsschiff war die Harmony Nr. 2, eine Brigg von 176 Tonnen, eigens 1818 für diese Labradorfahrten gebaut; sie feierte 1821 das Jubeljahr in Nain, überstand 1826 und 1829 schwere Eisgänge, hielt aber bis 1831 aus. — Nachdem 1830 als Hilfsproviantschiffe der „Oliver" und die „Venus"[1]) angeschafft waren, wurde 1831 die dritte „Harmony" in Yarmouth für 3500 Lstrl. = 70000 M. erbaut, eine Brigg von 230 Tonnen, welche 1832 eine sehr gefahrvolle, 1836 hingegen eine besonders leichte Fahrt machte. Dies Schiff kann viel erzählen und rechtfertigt das Urteil des Admirals Lord Gambier, früheren Gouverneurs von Neu-Foundland, daß es eine in der Geschichte des Seewesens seltene Bewahrung erfahren hat: überlebte es doch 1833 den furchtbaren Sturm bei Hebron und 1841 den rasenden Sturm in der Nähe von Hoffenthal, fuhr 1845 bei sehr vielen Eisbergen und Eisfeldern glücklich und gnädig bewahrt vorüber und konnte 1849 die acht Überlebenden von der Besatzung der Barke Graham retten, welche aus dem Eingang der Hudsonsstraße, wo dies Fahrzeug scheiterte, auf einem Eisfelde nach Okak sich geflüchtet hatten. Nachdem es 1851 vor einem Anprall auf einen großen gesunkenen Fels im Eingang der Hoffenthals-Bucht bewahrt worden, erhielt es die vierte „Harmony" zur Nachfolgerin, welche noch fährt.

Zwischen den einzelnen Stationen an der Labradorküste vermittelten den näheren Verkehr die Boote „Meta", „Union" und „Amity",[2]) von

---

[1]) a. a. O. 127.

[2]) Vgl. Burk.-Grundemann, kleine M.-B. I, 1, 100, Anm. 2. Missionsblatt d. Brüdergemeinde 1880, 83: „Das kleine in Nain stationierte Dampfboot „Nain" hat sich als recht nützlich bewährt; außer beim Verkehr zwischen den einzelnen Stationen hat es Dienste gethan beim Bugsieren der Harmony und der Meta in die offene See, beim Herbeiholen von Holzflößen und Brennholz; die Maschine hat am

denen die beiden ersten bereits unbrauchbar geworden sind.[1]) Der Schoner „Cordelia", seit etwa 1869 im Dienst, wurde jeden Frühling nach Cadix zum Salzeinkauf für die Einsalzungen auf den Stationen geschickt, brachte es nach St. Johns auf Neu-Foundland, versorgte alle Stationen und nahm als Rückfracht Fischvorrat mit. Im Jahr 1881 aber ist die Cordelia bei der Einfahrt in die Themse am 24. November abends vom englischen Dampfer Upupa übergerannt worden; die Mannschaft konnte sich nur mit Mühe retten. An ihre Stelle trat der „Gleaner" (Sammler) ebenfalls ein Schoner, welcher auch zur Befrachtung benützt ausschließlich der Mission dient.

Welche ungemeine Wichtigkeit diese Schiffe, besonders die Harmony für die Labradormission erlangt, ergibt sich daraus, daß auf den dortigen Missionsstationen häufig nach „Schiffsjahren" gerechnet wird. Missionare und Pflegbefohlene hätten mehr als einmal verhungern müssen, wenn nicht das ersehnte Schiff Nahrung gebracht hätte.

In Neu-Foundland hatte um 1865 der dortige englische Bischof ein Kirchenschiff, Namens „Hawk" (Habicht), welches ihn nach den verschiedenen Sprengeln seiner großen Diöcese führt.[2])

Ebenso bedient sich der Bischof von Nassau auf der kleinen Bahamainsel New-Providence des Missionsschiffes: „Messenger of Peace" (Friedensbote) zur Beaufsichtigung der Kirchen auf den entfernten Inseln und für das Missionswerk auf der größeren westlich liegenden Insel Andros hat die Gemeinde zu Nassau 1885 (?) das Schiffchen: „The Red Cross" (das rote Kreuz) geschenkt.[3]) — Das dritte Missionsschiff in Nassau ist die Jacht „A. H. Baynes", welche am 7. Jan. 1880 vom Stapel lief und am folgenden Tage die erste Reise nach St. Salvador machte; dies Segelschiff, mit drei Leuten bemannt, gehört der Londoner baptistischen Missionsgesellschaft und erhielt den Namen nach dem Sekretär.[4])

In der Moskito Reservation, östlich von Nicaragua, wo keine

Land 6000 Faßdauben (zum Einsalzen), einige hundert Schindeln und fast alles Brennholz geschnitten." a. a. O. 1882, 29 f. „Die Cordelia war versichert, jedoch nicht so hoch, als daß wir für die Versicherungssumme im stande sein werden, ein neues Schiff zu beschaffen, so daß voraussichtlich unsere Society einen empfindlichen Verlust erleiden wird."

[1]) Anders nach Allg. M.-Ztschrft. 1887, 475; obiges nach briefl. Mitteilung aus Berthelsdorf vom 26. Febr. 1887.

[2]) Nach Mitteilung des Dr. Grundemann.

[3]) Allg. M.-Ztschrft. 1885, 583.

[4]) Miss. Herald London 1880, 221—224.

Verkehrsstraßen sind und ausschließlich Wasserläufe, Flüsse, Lagunen und das offene Meer gebieterisch Fahrzeuge verlangen, hat die Brüdergemeinde im Lauf von 37 Jahren schon eine ganze Anzahl von Missionsbooten gehabt. Das 1850 vom Landeskönig geschenkte Kanoe war bald untauglich und erhielt in dem vom Dr. Green gegebenen Boot, welches 30 Fuß lang und 5 breit war, einen Ersatz. Im Jahre 1858 wurde ein kleiner Schoner von 40 F. Länge und 7½ F. Breite, 5 F. Tiefgang, 8—10 Tonnen Inhalt, mit einer sehr engen Kajüte dem König abgekauft und am 16. Nov. als „Friedensbote I“ in Gebrauch genommen. Es hielt zehn Jahre aus.[1]) Am 2. Juni 1869 lief der „Friedensbote II“ in New-York vom Stapel und kam unter Führung des Danziger Kapitän Meyer am 30. August in Bluefields an. Er hatte 30 Tonnen Gehalt, eine geräumige Kabine und kostete 30000 M., wozu Kinder der amerikanischen Brüdergemeinde 14000 M. beisteuerten, war aber von dem Erbauer gewissenlos aus zu jungem Holz gezimmert und barst 1873 in einem Sturm. Zwei Jahre später konnte in Bluefields am 12. September der „Herold“ jubelnd empfangen werden, nachdem er bei Brighton am 25. Mai 1875 ins Meer lief; seine Kosten, 48480 M., wurden wiederum größtenteils durch Kinder in Deutschland und England gedeckt.[2]) Doch für die dortigen Küsten und Lagunen hatte dies Schiff einen zu großen Tiefgang; so ist denn ein kleineres Schiff zu etwa 12000 M. in Aussicht genommen.

Auch in der holländischen Kolonie Suriname im südamerikanischen Guiana bedürfen die Missionare der Brüdergemeinde für ihre sehr ermüdenden Reisen eines Bootes. Da die dortigen Landstraßen sehr schlecht sind und zwischen den Anpflanzungen oft nur schmale Fußpfade eine ungünstige beschwerliche Verbindung vermitteln, bleiben die vielen Wasserläufe und Flüsse die Hauptverkehrswege. Bei jeder Missionsstation — und es gibt deren mindestens 13 — befindet sich deshalb ein besonderes Missionsboot. Unter diesen wollen wir uns die „Taube“[3]) (Doifi) etwas näher ansehen. Unter Leitung eines Missionars in Beekhuizen in den

[1]) Und hieß seit dem zweiten „Friedensboten“ „Meta“, zerschellte am 14. Juni 1874, von einem Wirbelwind auf den Strand geworfen.

[2]) Der Herold war 50 F. lang, 14 F. breit, 6 F. tief. Vgl. übrigens Missbl. a. d. Brüdergemeinde 1885, 179 ff. u. die Karte 1885 S. 115. Nr. 6. — — D. V.

Irre ich nicht, so kostete dieses Schiff im Laufe von 8 Jahren der Brüdergemeinde 27000 M. Reparaturkosten. Der selige Direktor Reichel bemerkte zu dieser Mitteilung: Schiffe sind selbst als Geschenke teuer. D. H.

[3]) Vgl. 1 Mose 8, 11, Jes. 60, 8. 9. Vgl. Missionsbl. a. d. Brdgmd. 1887, 97 mit Bild.

fünfziger Jahren erbaut, zu den „Stadtbooten" gehörend ist es dem surinamischen Klima entsprechend eingerichtet. 40 F. lang, 6 breit, schwer und fest gezimmert, um auch stürmischem Wetter entgegenarbeiten zu können, hat es auf dem hintern Ende das Zelt (Tent) von 15 F. Länge, welches innen zwei Seitenbänke und oben ein festes, mit Leinen überzogenes Holzdach, zur Seite kleine Holzfenster (loike = Luken) besitzt. Vier bis sechs Ruderer bedienen das Boot, unter dem Befehl eines Hedemans (Steuermanns). Selbstverständlich werden diese Boote alljährlich gut auskalfatert und unter Farbe gehalten. — Für die Arbeit unter den Feuerländern schaffte die südamerikanische patagonische Missionsgesellschaft in London 1854 als Missionsschiff den stattlichen Schoner „Allen Gardiner" an, dessen für die Geographie wichtige Fahrten in Petermanns Geogr. Mitt. 1857, 545 vergl. 1862, 119 speciell erwähnt sind. Bei dem furchtbaren Blutbad, welches die Eingeborenen 1859 unter seiner Besatzung anrichteten, wurde das Schiff selbst geplündert, aber nicht verbrannt. Das stark beschädigte, von einem nachfolgenden Schiff gerettete Fahrzeug wurde nun in England zweckmäßiger umgebaut, damit es regelmäßig zwischen Feuerland und Europa hin- und herfahre. Für jene vielen Meeresstraßen und -Arme, in welche selten ein anderes Schiff hineinfährt, ist dieser Schoner viel wert gewesen. Ebenso ermöglichte erst der „Allen Gardiner" die Besetzung vom Keppel-Eiland an der Nordseite der Falklandsinseln und mit gutem Recht führt jede Nummer des Missionsblattes dieser Gesellschaft auf der Rückseite des Umschlages die Kartenskizze Südamerikas, das Verzeichnis aller dortigen Stationen: darunter Keppel-Eiland mit dem Missionsschiff; es sind eben untrennbare Dinge. — Ein Beweis des schwierigen Erfolgs dieser Mission unter den verachteten Pescheräs ist nicht nur die Anerkennung seitens der argentinischen Regierung, sondern auch der 10. Juli 1884, wo ein neuer „Allen Gardiner" den alten ablösend unter starkem Gewitter vom Stapel ging; ein Dampfer, welcher fast 100 000 M. kostete, und sich auch vortrefflich bewährt. Wie das ältere Schiff 1883 die antarktische Expedition unter Lieutenant G. Bove durch Missionar Th. Bridges rettete, so wird auch der jetzige noch vielen Indianern und Europäern zum Segen gereichen.[1]

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Baseler Miss.-Mag. 1874, 385—413. 455—463. 1884, 478. Monatsblätter für öffentl. Missionsstunden. Calw 1884, 186—189. Allg. M.-Ztsch. 1886, 470. Jenaer geogr. Mitt. 1884, 20.

Elfenbeinhandel am Kongo.

Auch ein Blatt aus der Civilisationsgeschichte des Handels.

Unter dem Titel „Spaziergänge aus Centralafrika“ brachte das Ausland im vergangenen Jahre eine Reihe pikanter Artikel über central- bezw. westafrikanische Verhältnisse aus der Feder eines deutschen Offiziers, mit deren Urteilen (sowohl über die Behandlung der Eingebornen wie über die Mission) wir allerdings bedeutend differieren,[1]) deren Schilderungen aber, soweit sie auf Augenzeugenschaft beruhen, uns einen sehr lehrreichen Blick in die Wirklichkeit der dortigen Dinge thun lassen. Der letzte dieser Artikel[2]) mit der Überschrift: „Elfenbeinhandel am Kongo“ erschien uns so charakteristisch, daß wir glaubten, ihn seinem Hauptinhalte nach unsern Lesern mitteilen zu sollen, damit sie an einem anschaulichen Beispiel den Einfluß beurteilen lernen möchten, welchen unter uncivilisierten Völkern der Handel übt, wie er im großen und ganzen getrieben wird. Der Artikel lautet:

„Am ganzen unteren Kongolaufe sind nur am linken Ufer die am höchsten flußaufwärts gelegenen Faktoreien diejenigen Plätze, an welchen viel und schönes Elfenbein zum Verkauf kommt. Bevor ein Zahn die Küste der Weißen erreicht, hat er wohl 5 oder 6 mal, auch öfter, seinen Besitzer gewechselt. Im Osten sind es die Araber, die teils das Elfenbein kaufen, teils, wie es jetzt unter Tippu-Tip's Führung am Kongo von den Stanley-Falls abwärts geschieht, es rauben, die sich wehrenden Besitzer niedermetzeln, die sich ergebenden zu Sklaven machen.

Der Hauptmarktplatz ist bei Stanley-Pool, und von da wurde und wird noch, jedoch nicht mehr in gleichem Umfange wie in den früheren Jahren, das Elfenbein über Kinsuka, San Salvador, nach Muserra, Ambriz, Ambrizette gebracht. Seitdem nun die Faktoreien am Kongo eröffnet sind, erspart der Neger drei bis vier Wochen an Weg zur Küste — nicht an Zeit, denn die ist für ihn wertlos — und sucht daher lieber die Flußfaktoreien auf, da er ja in denselben ebenso viel Güter für sein Elfenbein erhält. Der bedeutendste, reichste und zugleich schlaueste dieser Zwischenhändler ist Makitu, der Häuptling von N'gombe; sein Reichtum wird von den Kaufleuten nach Millionen, aufgestapelt in den mannigfaltigsten Gütern, seine Sklavenanzahl nach Tausenden geschätzt. Makitu selbst erklärte mir, als ich ihn in seinem Dorfe besuchte, er habe gar nichts und sei viel schuldig.

Ein anderer bedeutender Händler ist der Neffe und Nachfolger Makitu's in der Herrschaft. Zur Zeit, als ich mich in Ango-Ango und Umgebung aufhielt, waren teils mehrere Karawanen in den verschiedenen Faktoreien anwesend, teils kamen solche an. Jede Faktorei hat einen Lingster (Dolmetsch), dessen ausschließliche Beschäftigung es ist, Karawanen, die in einer anderen Faktorei verkaufen wollen,

---

[1]) Allg. M.-Z. 1887, 222.
[2]) Ausland 1887, 948 ff.

unter allerhand Besprechungen in die eigene zu bringen; erhält er doch für jeden der anderen Faktorei so weggekaperten Zahn eine gute Entschädigung. Dies gilt für kleinere Karawanen; die großen Händler haben ihre gewissen, stets besuchten Häuser, sind also sichere Kunden, mit denen mans nicht verscherzen darf.

Ein bis zwei Tage vor dem Eintreffen in einer Faktorei sendet der Karawanenführer sein den Weißen bekanntes Zeichen, einen Speer, eine Lanze, einen Häuptlingsstab und ähnliches, mit mehreren Sklaven und der Nachricht voraus, daß er mit so und so viel Zähnen und so und so viel Mann kommen werde. Dies bewirkt, daß der Faktorei-Chef ihm sofort Reis, Fische, Rum für seine Neger, feine Liqueure („fein" für eine Negergurgel) für ihn selbst entgegensendet. Kommt er endlich, oft nach fünf bis sechs Tagen, und nachdem er ebenso oft Rationen verlangt, in die Faktorei, so wird er vom Chef im Zimmer empfangen; derselbe giebt ihm die Hand, läßt ihn niedersitzen, ihm ein — stets auf einen Zug geleertes — Glas Wein geben, behandelt ihn wie einen Weißen. Mittlerweile wurde das Elfenbein vor dem Magazine geordnet, der ganze Haufe der Träger erwartet seinen Führer und den Weißen, der die Zähne übernehmen und wägen soll. Nach kurzer Musterung und einigen obligaten Bemerkungen des Weißen, daß es nur wenig und schlechte Zähne sind, die diesmal gebracht wurden — mag es auch noch so viel und das schönste Billardballbein sein — wird das Magazin geöffnet und jeder Zahn gewogen. Die Wagen sind zumeist sehr gut und massiv; um aber das Gleichgewicht beim Einspielen des Züngleins zu erreichen, m u ß t e m a n z u v o r a u f j e n e S e i t e, a u f w e l c h e d i e Z ä h n e z u l i e g e n k o m m e n, e i n i g e G e w i c h t e l e g e n;[1] beinahe hätte ich einmal durch meine unvorsichtige Neugierde, vor den Negern mit der Wage spielend, denselben das Geheimnis verraten.

Die Zähne aller Besitzer, wenn deren mehrere sind, werden jeder einzeln gewogen, in einem Buche und auf dem Zahne das Gewicht notiert, für jeden Zahn eine Kiste Genèver als „Matabich" (Trinkgeld) gegeben, die Ration für die Träger verteilt und das Tagwerk ist vollbracht. Da es sich häufig trifft, daß mehrere Karawanen nicht nur Elfenbein, sondern auch Gummi und Erdnuß gleichzeitig in einer Faktorei verkaufen, so tritt der Fall ein, daß 1000 bis 2000 Neger täglich gefüttert werden müssen, ja in Ango-Ango waren, wie mir der Chef erzählte, im Monat Juni 3600.

Wie viel muß wohl beim Geschäfte verdient werden, um bei solchen Zuständen konkurrieren zu können.

Tags darauf, wenn nicht andere Verkäufer abzufertigen sind, wird das Elfenbein gekauft. Daß dies etwas langwierig zu werden schien, sah ich aus den getroffenen Vorbereitungen; denn als ich von einem Table boy vom Beginne des Kaufens verständigt wurde, waren vor dem Magazine im Schatten bequeme Schaukelstühle, Bier, Wein, Brandy, Tabak, Cigarren und auch Konsistenteres aufgestellt. Die Zähne kamen aus dem Magazine heraus, wurden ihrem Gewichte nach geordnet und der Kauf begann mit dem schwersten.

In einer der größeren Karawanen zählte ich 42 Zähne, von denen der schwerste 132 Pfund, der leichteste 40 Pfund wog. Rechnet man das Kilo-

[1] Der Sperrdruck ist von mir. D. H.

gramm nur mit 1 Lstrl., so macht eine Karawane schon einen sehr bedeutenden Warenumsatz im Tausche. Während nur immer der Karawanenführer und der Besitzer des jeweilig zu kaufenden Zahnes die Begünstigung genießen, in der Nähe des Weißen sich aufhalten zu dürfen, stehen, hocken und liegen alle übrigen Neger im Kreise herum, alle Vorgänge aufmerksam verfolgend und ihre Ratschläge dem Verkäufer aufs lauteste erteilend.

Der anwesende Dolmetsch dient mehr zur Bequemlichkeit des Weißen, denn fast alle sprechen die Sprache der Neger.

Wie lange Zeit nun nötig ist, um zu kaufen, hängt von der Laune der Neger, den teils versprochenen, teils gegebenen Geschenken, der Geduld und Geschäftsroutine des Weißen ab. Um einen Zahn zu kaufen, kann eine Stunde resultatlos vergehen, während andere zehn in einer halben Stunde gekauft sein können. Wenn es einem Kaufmann gelingt, zwanzig Zähne in einem Tage zu kaufen, so ist er mit diesem Erfolge zufriedengestellt.

Der Kaufpreis sind Messingstangen von 55—60 cm Länge, deren jede im Innern eine Geldeinheit repräsentiert. Der Verkäufer, gefragt, wie viel er für einen Zahn verlange, nennt eine vier- bis fünfmal größere Anzahl Messingstangen, als er selbst hofft zu erhalten, während der Weiße vier- bis fünfmal weniger bietet, als er selbst zu geben beabsichtigt. Je nach der Hartnäckigkeit des betreffenden Negers und je mehr er durch frühere Verkäufe zur Einsicht gelangt ist, daß trotz aller versuchter und verübter Betrügereien und Schwindeleien er vom Weißen doch immer übers Ohr gehauen wird, je lockender der Weiße alle Waren zu schildern vermag, die er sich dann mit seinen Messingstangen eintauschen kann, je verführerischer der Weiße ihm die Freuden auszumalen versteht, die er mit der großen Anzahl junger Weiber, welche er um die gebotenen Stangen kaufen könne, haben würde, wie lange er nichts zu arbeiten brauche, immer im Besitze von Rum sei und reicher als der König im Dorfe herumgehe — nach alledem richtet sich die Schnelligkeit des Einigwerdens.

Ist man einig geworden, wandert der Zahn in ein anderes Magazin und die Summe der Stangen wird notiert. Kein „Book“, „Mukando“, „Bon“ wird ausgegeben, hier vertraut noch der Schwarze dem Weißen; aber wie lange wird es dauern und es muß der Weiße dem Schwarzen vertrauen, wird sich der Schwarze jeden Dienst im vorhinein bezahlen lassen, wie es schon jetzt an der Küste nördlich vom Kongo geschieht, wenn diese weißen Schurken, über welche die Gelehrten noch nicht einig sind, ob sie vom Neger oder der Neger von ihnen abstammt, fortfahren, betrügerische Bons auf Faktoreien auszugeben, in welchen sie keinen Kredit genießen, die also nicht eingelöst werden und so die einzig mögliche leichte Zahlungsart illusorisch machen?

Ist der erste und schwerste Zahn gekauft, sagt der Kaufmann, dann geht es schon leichter mit den nächsten, denn dann kann man immer mehr und mehr den Preis drücken.

Kann, und dies ist sehr selten, ein Zahn allzuhoher Forderung wegen und nach langem Handeln nicht gekauft werden, so wird er mit seinem Besitzer weggeschickt; in diesem Falle und wenn ein Verkäufer vom Weißen erwischt

wird, daß er Steine in den zu verkaufenden Zahn gesteckt hat, um sein Gewicht zu erhöhen, glaube ich eine Vorstellung vom Hohngelächter der Hölle erhalten zu haben. Ein geschickter Dieb wird hoch geehrt, ein plumper, ertappter verachtet. Die letzten Zähne und gleichgewichtige werden schnell verkauft.

Ist alles gekauft, so ist der erste Teil des Elfenbeinhandels beendet und es kommt nun das Bezahlen und — Beschenken. Ich habe bei dieser ungleich schwierigeren Beschäftigung oftmals die Geduld der Kaufleute bewundert. Das Zahlen nimmt im Vergleiche zum Kaufen die fünffache Zeit in Anspruch. Fast nie nimmt der Verkäufer die gebührende Anzahl Messingstangen, sondern nur einen kleinen Teil, um damit neues Elfenbein zu kaufen. Er kann vielmehr im Warenmagazin, in welchem die Tauschgüter bis zum Dachboden etagenweise geordnet liegen, nach seinem Geschmack und Bedürfnis wählen: weiße, blaue, rote, gelbe, bunte Baumwollenstoffe, schlechter und etwas weniger schlechter Qualität, Röcke, Schirme, Hüte, Mützen, Flanell- und Baumwollhemden, Messer, Busch-, Taschen-, Rasiermesser, Gabeln, Löffel, Teller, Krüge, Töpfe, Schalen, Gläser mit phantastischen Figuren, weiße und blaue kleine, rote große Glasperlen, Zwirn und Nadeln, Arm- und Fußringe aus Messing und Blei, Fingerringe mit bunten Steinen, eiserne Kochkessel, Spiegel, Pomaden, Parfüm, reich etiquettiert, mit fürchterlichem Inhalt, Steinschloßgewehre, Feuersteine, Salz, Pulver und die Hauptsache — Rum in großen gläsernen Krügen von ca. 25 Liter Inhalt. Das sind so die Dinge, die ein Negerherz in gerührte Stimmung zu versetzen imstande sind.

Ist ein Zahn bezahlt, so kommt die Vestitur (Kleidung) für die Träger, durchschnittlich zehn per Zahn.

Je nach der Größe desselben fällt sie mehr oder minder reichlich aus und besteht aus einem Stück Kattun, Hemd, Hut, Spiegel 2c., sowie einem Gewehr und einigen Fäßchen Pulver. Dies wird als Matabich angesehen und durch unausstehliches Betteln so viel als möglich vom Weißen erpreßt, der, wenn die Grenze erreicht ist, mit der Peitsche aus Flußpferdhaut die Bande hinaustreibt; tüchtige Striemen am glänzenden Rücken eines Schwarzen, der nicht schnell genug aus dem Bereiche der Peitsche kommen konnte, werden von anderen Entwischten viel belacht. Ich glaubte, als ich den Vorgängen das erstemal zusah, daß, nachdem alle Zähne bezahlt, nun die Karawane abgefertigt sei. O nein, jetzt gehts von neuem an, jetzt kommt jeder um zu tauschen, und dies dauert so lange, bis dem letzten das letzte recht ist, belehrte mich der Faktoreichef, und dies muß man der Konkurrenz und des Profits halber thun, denn viel, sehr viel Geld wird beim Tausche gewonnen!

Das sah ich auch, denn um einen Wertvergleich anstellen zu können, hätte der Neger wohl Sinne, aber kein Verständnis; zieht er ja einen buntbedruckten Kattunfetzen einem soliden einfarbigen Tuche vor. Vorerst gefällt dem einen das Muster seines Stoffes nicht, dem anderen ist der Hut zu klein, dem dritten ist der Ring zu groß, der vierte entdeckt ein rostiges Messer, dem fünften fehlt ein Knopf am Hemd, dem sechsten haben die Schaben ein Loch in den Rock gefressen, dem siebenten klingt die Gewehrfeder nicht hell genug, und so hat jeder und jeder Schmerzen. Sind nun diese gestillt, so glaubt er,

daß alle Fehler an der Ware ausgebessert sind — der Weiße hat ihn, den dummen Neger, ja betrügen wollen, indem er ihm mangelhaftes, fehlerhaftes gegeben — nun alles einen größeren Wert für den Weißen hat, da es vollkommen, und dann gehts ans Tauschen ins Unendliche. Minderwertige grelle und in unzählige Muster bedruckte Zeuge kommen nun erst ans Tageslicht und finden reißenden Absatz. Beim Umtausche von schon erhaltenen Gütern giebt natürlich der Kaufmann keine höherwertigen dagegen. Auch Messingstangen bringen sie zum Umtausch, nachdem sie vorher von jeder ein Stück abgeschnitten haben; ists unmerklich, so drückt der Weiße ein Auge zu, denkt, du bezahlst dies Stückchen doch mit tausendfachem Werte, während der Schwarze freudestrahlend zusieht, wie der Weiße die beschnittenen Stangen zu den anderen wirft, stolz, daß es ihm gelungen, den Weißen zu betrügen, die eingetauschte, nur halbwertige Ware in Empfang zu nehmen. Würde es von Weißen abhängen, so könnte das Tauschen so lange fortgehen, als eine Fabel von einem seine Goldklumpen tauschenden Bauern erzählt, der seinen zuletzt eingetauschten Schleifstein wegwirft, weil er ihm zu schwer geworden.

Sind die Neger zufriedengestellt, so werden die Geschenke an die Elfenbeinbesitzer verteilt, aus Zeugen, Rum, Genèver, Pulver bestehend; der Karawanenführer erhält außerdem ein manchmal nach europäischen Begriffen nicht wertloses Extrageschenk: einen goldgewirkten Teppich, eine flimmernde Uniform, einen gigantischen Portierstock mit kindskopfgroßem, versilbertem Knopfe, einen federwallenden hellglänzenden Helm u. a. m.

Hierauf wird noch ein Extra-Matabich — Rationen auf mehrere Tage — erbettelt, alles in Matedden (aus Ölpalmzweigen schnell geflochtene Körbe) verpackt, und mit dem nun so gewonnenen Gelde, resp. Gütern, im Heimatsdorfe so lange lustig, faulenzend, fleißig trinkend gelebt, bis es dem Ende nahe ist, und mit dem Reste neues Elfenbein eingetauscht. Um welchen Preis sie kaufen, wird wohl keinem Weißen genau bekannt sein — es wird aber auch kein Weißer es zu gleich billigem Preise kaufen können; der Preis am Stanley-Pool ist heute für Weiße per Pfund sechs Frank in Gütern. Daß es an den Nebenflüssen des Kongo noch geringwertiger ist, ist selbstverständlich. So wurde beispielsweise von der Expedition Wißmann, die im Juli dieses Jahres den Kassai herabkam, ein Zahn von 70 Pfund um 20 Yards durch Regen verfärbtes, eigentlich wertloses Zeug gekauft, weil ein anderer Neger schlechtes — nicht neues refusiert. Der Handel mit einzelnen Zähnen — Detailhandel, wenn ich es so nennen kann — in den Faktoreien der Küste, in der Umgebung Bananas und weiter nördlich und südlich, spielt sich in derselben Weise ab, nur verhältnismäßig noch langwieriger."

Was lernen wir aus dieser drastischen Schilderung? Jedenfalls das, daß der „civilisierende" Einfluß des Handels in der Wirklichkeit wesentlich anders aussieht, als in der Theorie. Selbst wenn wir von der Verbreitung des Branntweins absehen, welcher mit nur wenigen rühmlichen Ausnahmen von Groß- und Kleinhändlern als das unentbehrlichste „Reizmittel der Civilisation" fast in jedes Geschäft hineingezogen wird — welche demoralisierende Wirkung übt die bewußtermaßen gegenseitig herrschende Neigung,

einander durch betrügerische List zu übervorteilen! Ja man bekommt den Eindruck, daß die von dem deutschen Offizier geschilderte Art des Handels — und sie scheint so ziemlich die allgemeine zu sein — geradezu eine Erziehungsschule zu betrügerischer Überlistung sei, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Gewiß, die handeltreibenden Neger, besonders in Westafrika, sind jetzt zu einem sehr großen Teile abgefeimte Spitzbuben; aber sind sie es auch gewesen, ehe die Weißen zu ihnen gekommen sind? Ist nicht heute noch ein bedeutender Unterschied zwischen den Negern im Innern und denen an der Küste sehr zum Nachteil der letzteren? Und hat nicht (leider!) der deutsche Offizier recht, wenn er erklärt, daß der Neger „trotz aller versuchter und verübter Betrügereien und Schwindeleien von dem Weißen doch immer übers Ohr gehauen wird"? Ist es also nicht der Weiße, der durch seinen Handel den Neger erst so weit „civilisiert", daß dieser ihm in der Kunst zu betrügen Konkurrenz zu machen gelernt hat? Freilich giebt es auch ehrlichen Handel und diesen trifft selbstverständlich der eben erhobene Vorwurf nicht; aber gerade der Handel mit uncivilisierten Völkern ist eine besonders starke Versuchung zur Befriedigung der Habsucht auf betrügerische Weise, und der civilisatorische Einfluß, der von dieser Art Handel ausgeht, ist ein sehr zweifelhaftes Ding. Daß er einen zur Arbeit erziehenden Einfluß nicht ausübt, erhellt aus den gemachten Mitteilungen gleichfalls. Es ist nun eine geraume Zeit, daß speciell an der Küste Westafrikas Handel getrieben wird, etwa vier Jahrhunderte! Und wo sind denn die civilisatorischen Erfolge, welche die Geschichte dieses westafrikanischen Handels aufzuweisen hat? Wck.

Literatur-Bericht.

1. **Pfitzner** und **Wangemann**: „Wilhelm Posselt, der Kaffern-Missionar. Ein Lebensbild aus der südafrik. Mission, von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Jahresberichten ergänzt, fortgeführt und zum Besten der Hinterbliebenen herausgegeben." Mit vielen Illustrationen. Berlin, Missionshaus, 1888. S. 227. Geh. 1,75 Mk. geb. 2,25 Mk. — Das ist frisches Quellwasser und erquicket den Leser. Eine originale Persönlichkeit, aber keine verschrobene, durchweg natürlich, alles gewachsen, nichts gemacht; ein muntrer fröhlicher Christ voll gesunden sprudelnden Humors und zugleich ein herzhafter Arbeiter im Dienste der Mission. Selbstbiographien schreiben ist immer eine Versuchung und nicht jedem Selbstbiographen gelingt es, sie glücklich zu bestehen. Von der vorliegenden hat man aber den Eindruck, dem harmlosen, kindlichen, wirklich demütigen Sinne ihres Ver-

fassers ist es gelungen. Da der Selbstbiograph seiner Lebensbeschreibung ganz das ihm eigentümliche Gepräge aufgedrückt hat, so war es von den Herausgebern sehr taktvoll, daß sie das Werk Posselt's ergänzten nicht durch eigne Zuthaten, sondern durch Mitteilungen des Verfassers selbst in den Berliner Missionsberichten. Mit Ausnahme zweier aus dem zweiten Reisejahre Wangemann's abgedruckter Kapitel hören wir also von Anfang bis zu Ende Posselt selbst reden. Einige Abschnitte der Selbstbiographie kann man in ihrer Originalität fast klassisch nennen; kurzweilig, fesselnd, anschaulich ist alles — auch die Partien aus dem Missionsleben, so daß das Buch eine sehr unterhaltende und zugleich reichlich belehrende Lektüre bietet. Besonders geeignet ist es zum Vorlesen in Missionsvereinen, freilich nur in solchen, wo man vor einem derben Ausdruck nicht in Ohnmacht fällt.

2. **Riggenbach**: Johann Tobias Beck. Ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt. Basel, C. Detloffs Buchhandlung. 1888. VI. und 472 S. Preis 6 Mk. — Das schöne Lebensbild des bedeutenden Schrifttheologen Beck, der einst die größte Zuhörerschar um sich versammelte, die wohl je ein Lehrer der Theologie in Tübingen gehabt hat, ist von hohem Interesse nicht nur für seine Schüler in allen Landen, nicht nur für die Theologen überhaupt, sondern für alle gebildeten evangelischen Christen insgesamt. Außer einigen speciell theologischen Partien (wie z. B. K. 6) wird sie jeder Gebildete mit wahrem Genusse und tiefgründiger Förderung und Erbauung lesen und mit herzlichem Dank gegen den Verfasser aus der Hand legen, um nach einiger Zeit wieder zu ihr zurückzukehren.

Was aber uns veranlaßt, diese treffliche Schrift hier zur Anzeige zu bringen, das ist jene allerdings unerquickliche Episode in Becks Leben, in welcher seine Kollision mit der Baseler Missionsgesellschaft geschildert wird, infolge deren er ein principieller Gegner der Art und Weise, wie heute missioniert werde, geworden und bis an sein Ende geblieben ist. Der Verfasser hat sich viel Mühe gegeben, den schmerzlichen Sachverhalt richtig darzustellen, wobei er auch P. Wurm's Schilderung hier und da zurechtzustellen sucht. (Allgem. M.-Zeitschr. 1879, S. 119 ff.)

Riggenbach bemerkt, daß Beck als ein warmer Missionsfreund nach Basel gekommen, ja aus seiner verhältnismäßig kleinen Gemeinde in Mergentheim jährliche Beiträge bis zu 136 Gulden an die Missionskasse abgeliefert habe. Missionsinspektor Blumhardt wirkte überdies zu Becks Berufung wesentlich mit und stellte ihm „ein reiches und fruchtbares Unterrichtsfeld in der evangelischen Missionsschule in Aussicht, da die beiden obern Klassen bei der theologischen Fakultät zu inskribieren gewohnt sind, was um so anziehender ist, je mehr hier die christliche Wissenschaft — (Blumhardt redete gern immer etwas überschwenglich) — ihre Schätze zum Wucher der Weltvölker auszubieten Gelegenheit findet." Der Präsident der Missionsgesellschaft, Pfr. La Roche, war Mitglied des Vereins zur Beförderung christlich-theologischer Wissenschaft und christlichen Lebens, welcher Verein Beck berufen hatte. Auch nahm die Komittee den von ihm empfohlenen Mexikaner Vargas in's Missionshaus auf, den Herzog Paul v. Württemberg mit an seinen Hof nach Mergentheim gebracht hatte. Im Februar 1837 war Blumhardt mit

dem nachmaligen Präsidenten der Missionsgesellschaft Adolf Christ Pathe bei einem Sohne Becks. Dieser selber hatte an den Missionszöglingen eine besondere Freude und rühmte ihren frommen Ernst und ihre tüchtige, ausdauernde Denkarbeit. Bald trat er zu seinen Zuhörern und somit auch zu den Missionszöglingen in ein seelsorgerliches Verhältnis, wie er es bis an sein Ende immer geübt, was zumal in unserer Zeit jedes Theologie-Professors heilige Pflicht wäre. Die Zöglinge teilten ihm vertrauensvoll ihre Anliegen und Bedenken mit, aus denen Beck schloß, es müsse im Missionshause eine engpietistische, die persönliche Freiheit des einzelnen allzusehr einengende Erziehungsmethode und Disciplin herrschen. Das schien ihm, dem Bibeltheologen, höchst bedenklich. Darauf nahm er in seiner Missionsfestrede 1838, um die ihn die Komittee vertrauensvoll gebeten hatte, offenbar deutlichen Bezug. Das verletzte und verstimmte tief, obgleich sich Beck in seiner Rede verwahrte, er wolle keine Person richten und niemand die Festfreude verderben. Beck hätte jedenfalls, ehe er so etwas ziemlich unverblümt bei einem so festlichen Anlaß auf die Kanzel brachte, es privatim bei der Komittee vorbringen sollen. Er versprach auch solches in Zukunft nicht wieder zu thun. Er sollte aber seine ausgesprochenen Rügen widerrufen, wozu er sich nicht verstehen konnte. Man hat seine „scharfe Rede“ aus einer Verstimmung darüber, daß er nicht in die Komittee aufgenommen worden, herleiten wollen. Riggenbach aber bemerkt, wenn er je diesen Wunsch gehabt, so habe er denselben erst bei den der Rede folgenden Verhandlungen geäußert. Allein es ließe sich dies nicht mehr nachweisen. Zum eigentlichen Bruch kam es erst nach Blumhardt's Tode. Einer der von Beck in Schutz genommenen Zöglinge ließ sich mehrere Übertretungen der Hausordnung zu schulden kommen. Trotz Becks Bitte zuzuwarten, wurde er entlassen. Er nahm ihn in sein Haus auf, sowie die beiden andern „in relativem Frieden ausgetretenen Zöglinge“ und sorgte für ihr weiteres Fortkommen. An dem ersten hat er allerdings keine Freude erlebt. Für's Wintersemester 1838/39 wurde nun nur der ersten Klasse Becks Vorlesungen zu besuchen erlaubt. Bei Wiederbesetzung der Inspektorstelle wurde er zu spät befragt. Nach manchen mündlichen Unterredungen mit einzelnen Gliedern der Komittee, die aber zu keiner erwünschten Verständigung führten, schrieb er ihr unter tiefem Schmerzgefühl am 30. April 1839 einen förmlichen Scheidebrief, den sie unter solchen Umständen gern annahm. Er wirft der Disciplin des Hauses vor, daß „Buße, Beten, Liebe, Demut ꝛc. zu einem rumorenden Satzungswesen gemacht, wie eine Treibhauspflanze bearbeitet, aus dem innern Heiligtum herausgetrieben in öffentliche Sündenbekenntnisse, Betkammerbesuche, ungesunde Liebes- und Demutsgebärden und solche äußerliche Virtuosität zum Maßstab des innern Charakters gemacht werde.“ — „So wie die Würfel liegen,“ schreibt er zum Schluß, „kann ich nur dessen mich getrösten, redlichen Sinnes das meine gethan und in nichts gegen irgend jemand auf eine persönliche Kränkung es angelegt zu haben; sollte sich dennoch das eine oder andere der verehrlichen Komitee-Mitglieder von mir beleidigt fühlen, so bitte ich mir zu vergeben und auch bei allen meinen weiteren Schritten keinen animus injuriandi mir zuzutrauen.“

In ihrer Erwiderung bemerkte die Komittee, „daß in einem wohlgeordneten Missionshause beides, die freie christliche Entwicklung auf dem Grunde

des Wortes Gottes, wie auch der Geist der brüderlichen Ermahnung nach Gottes Wort neben und mit einander gehen müssen, so daß eines das andere unterstütze. Wir geben aber auch gern zu, daß unsere Missionsschule auch darin, wie in manchem andern, noch täglich zu lernen hat und wo namentlich der Geist der brüderlichen Bestrafung in einzelnen Fällen noch nicht die rechte Richtung hat, ist es unser Wille, ihm diese, soviel an uns liegt, mit Gottes Hilfe zu geben. Immerhin müssen wir indes die Einheit der Leitung der Zöglinge als unumgänglich notwendig voraussetzen.“ Da Beck sich nicht, wie die Komittee gewünscht, bloß auf den Lehrvortrag beschränken, sondern in einem persönlichen Lebensverhältnis mit seinen Zuhörern stehen wollte, so besuchten vom Sommersemester 1839 an die Missionszöglinge Becks Vorlesungen nicht mehr und der neue Inspektor W. Hofmann fand die Kluft schon vor. Mit ihm[1]) wie auch mit einzelnen Männern des Missionshauses, so mit Lehrer Staudt, Miss. Zaremba und dem nachmaligen Missionspräsidenten Adolf Christ, blieb aber Beck persönlich in freundlichem Verkehr, mit letzterem bis an sein Ende.

Daß der Mexikaner Vargas im Dezember 1839 „wegen Unfähigkeit zum Missionsdienst“ entlassen wurde, war natürlich nicht dazu angethan, die Kluft verschwinden zu machen. Beck, der vergeblich dagegen protestierte, verschaffte ihm die nötige Hilfe, daß er im Schullehrer-Seminar zu Schiers (Kt. Graubünden) sich noch während zwei Jahren ausbilden und 1842 in sein Vaterland zurückkehren konnte. Beck selber faßte seine in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen in die Worte zusammen: „Durch innere Pflicht gedrungen, kam ich in eine freimütig kritische und doch nicht persönlich feindselige Stellung zum modernen Pietismus in seinen großartigsten Evolutionen nebst Berührungen mit allen Sorten christlicher Fähnlein.“ Daß aber Beck seine Kritik nicht aus der Luft gegriffen, sondern daß damals im Missionshause, unter den Zöglingen insbesondere, ein ungesunder, splitterrichterischer Geist herrschte, der sich gegen die Anordnungen des neuen Inspektors aufließ, das hat Schreiber dieses aus Hofmann's Munde wiederholt gehört. Das jedoch giebt Riggenbach auf Becks Seite mit Recht als menschliche Schwäche zu, „daß er sein in Basel gewonnenes Urteil über Missionspraxis zu sehr verallgemeinert und petrificiert hat,“ was bei nicht wenigen seiner Schüler verhängnisvoll gewirkt und sie der Mission entfremdet hat. Zeitlebens erwartete er einen wesentlichen Fortschritt zur „Vollendung der Heiden“ (Röm. 11, 25), nicht von der gegenwärtigen Missionsarbeit, sondern von einer künftigen besondern reichsgeschichtlichen Missionsperiode, und schon deshalb sah er den in's Große gehenden Betrieb des Missions-

[1]) Das überrascht mich. Bei einem mehrtägigen Aufenthalte in Tübingen im Jahre 1873 hatte ich mehrere eingehende Unterredungen mit Beck über die Mission, in denen er sehr offen auch über seine persönlichen Beziehungen zu Basel sprach. Über Hofmann äußerte er sich besonders scharf und aus dem Gesamturteil über denselben wie über die Art seines öffentlichen Auftretens und Werbens für die Mission bekam ich den Eindruck, daß Hofmann ihm viel unsympathischer gewesen sein müsse als Blumhardt. Nach meinen damaligen Gesprächen mit Beck ist die oben erwähnte, von Wurm in dieser Zeitschrift gegebene Darstellung seines Verhältnisses zur Mission in ihren Grundzügen durchaus korrekt, nur bezügl. zweier untergeordneter Data scheint Riggenbach eine Berichtigung zu bringen. D. H.

wesens — mild gesagt — mißtrauisch an. Noch am Ende seines Lebens schrieb er einem Schüler: „Was die sogenannte Mission betrifft, so muß schon das, daß man die Beteiligung daran als eine christliche Zwangspflicht jedem ins Gewissen schieben will, die Behauptung der Freiheit den Eiferern gegenüber, namentlich den Geistlichen, zur Pflicht machen. Es wird mit der Mission Abgötterei getrieben, und, als wäre es eine unerläßliche Glaubensregel, damit über die Rechtgläubigkeit zu Gericht gesessen, während man die direkten Glaubensregeln der Schrift und die Erfordernisse zur ernsten Pflege und Sicherung des innern Christentums über äußere Macherei lax nimmt. Mit theoretischer Unterscheidung zwischen dem Wesen und den mißbilligten Zuthaten wird praktisch nichts geändert; wohl aber gilt: mache dich fremder Sünde nicht teilhaftig! Deshalb, daß einer nicht Mission treibt, namentlich nicht nach Art der heutigen Missionskünstelei, ist niemand in der Schrift ein Gericht angekündigt, wohl aber über manches, das man sich mit und ohne Mission in Wort und That erlaubt oder auch zu thun unterläßt." Das war doch zu scharf und übertrieben geurteilt. Allein hier Kritik zu üben, hielt Beck für seine Pflicht, die er einmal in den Satz zusammenfaßte: „Wie ich der Kirche, ohne ihr feind zu sein, in ihren Auswüchsen gegenübertreten muß, so auch der Mission." Und wie er die obengenannten Missionszöglinge glaubte in Schutz nehmen zu müssen, so that er es auch später mit zwei Geistlichen, jüngern Freunden von ihm, der württembergischen Oberkirchenbehörde gegenüber, die denselben eine Verwarnung hatte zugehen lassen, dem einen, weil er keine Kirchenkollekte für den Gustav-Adolf-Verein vornehmen wollte, dem andern, weil er in einer Epiphanienpredigt die Bemerkung fallen ließ: „das Evangelium soll verkündigt werden in der großen weiten Heidenwelt, die wir aber nicht nur in der Ferne, sondern auch ganz in der Nähe haben, in der unerleuchteten, unbekehrten Christenheit, aber verkündigt werden von denen, welche vom Herrn dazu berufen und begabt sind und von ihnen an den Orten, da der Herr sie hinstellt." Wie er sie in Schutz nahm, lese man in Becks Biographie selber nach S. 359 ff.

Die Baseler Mission aber hat sich manche der Bedenken Becks zu Nutzen gemacht, und wir sind der gewissen Überzeugung, hätte er es später über sich vermocht, näheren Einblick zu nehmen[1]) in die dortige Missionsleitung und in den ganzen Geist des Hauses, der unter Blumhardt's Nachfolgern immer evangelisch weiter, wissenschaftlich tiefer und milder geworden, er hätte sicher manche seiner harten Urteile zurückgenommen. Käme er heute, er der unerschütterliche Bibeltheologe, würde sein scharfes Schwert nach einer ganz anderen Seite kehren und Riggenbach mag recht haben, wenn er bemerkt: „Hätte man sie (Becks Kritik) damals sorgfältig geprüft und aufrichtig beherzigt, vielleicht hätten der Baseler Mission die späteren heftigen Angriffe von links und weiterhin dem Baseler Pietismus überhaupt die Invasion der „Reform" erspart werden können (?)." Trifft nun auch bei Beck das Wort der Schrift zu: Große Leute fehlen auch (Ps. 62, 10), so hat uns doch das Anschauen dieses Zeugen-

---

[1]) Seit dem Zerwürfnis mit Basel hat Beck überhaupt keine Missionsschrift mehr gelesen. Ich schickte ihm 1874 mehrere Nummern der Allg. M.-Z. mit der Bitte um sein Urteil, erhielt aber keine Antwort. D. H.

mutes, wie er sich im ganzen Leben Becks kund thut, mit tiefem Respekt erfüllt, wobei er nach seinem eigenen Wort gehandelt, das er einst dem Herzog Paul von Württemberg, der an einer Predigt Anstoß genommen, in welcher er auch den Hofleuten die Wahrheit gesagt, entgegenhielt: „Hoheit, das Wort Gottes ist ein zweischneidig Schwert, es haut nicht bloß nach unten, sondern auch nach oben!“ wenngleich der Schwertführer Beck zuweilen, wie es teilweise bei der Mission geschah, wie Petrus bei des Hohenpriesters Knecht Malchus, verletzend hieb. Der Herr der Mission jedoch hat die Wunde längst geheilt.

Eppler.

3. **Kähler**: „Die Wissenschaft der christlichen Lehre von dem evangelischen Grundartikel aus im Abrisse dargestellt.“ 2. Heft: Dogmatik (Erlangen, Deichert 1884. Preis 3 Mk.) — 3. Heft: Ethik (Ebenda 1887. Preis 3,20 Mk.) — Der erste Teil dieses Werks: Einleitung und Apologetik enthaltend, ist bereits im 10. Band dieser Zeitschrift S. 191 angezeigt. Dasselbe liegt nunmehr abgeschlossen vor, allerdings nur als Abriß, der ohne dogmenhistorische Begründung — nur Winke aus der Lehrgeschichte sind hier und da eingestreut — und ohne ausdrücklichen Schriftbeweis oft nur ein Schattenriß ist, dessen lineare Beschaffenheit die Beziehungen nur andeutend erraten läßt. Wer diesen Abriß nicht studieren will und zwar mit dem ganzen Ernst, den die Arbeit christlichen Erkennens von uns verlangt, nehme ihn überhaupt lieber nicht zur Hand; ebenso wer nur nach einer fertigen Schablone kritisieren will, denn dafür bietet nicht nur die Form des Abrisses, sondern auch die eigentümliche Ausdrucksweise des Verf. nicht die bequeme Handhabe. Wer sich dagegen die Mühe nimmt, wirklich dem Verf. seine Gedankenarbeit nachzudenken, wird bald den Eindruck bekommen, daß hier für die Kirche der Gegenwart höchst wertvolle und brauchbare Erkenntnishilfen dargeboten werden. Inhaltlich ist diese Wissenschaft der christlichen Lehre ausgezeichnet durch ihre strenge Biblicität. Der Umfang und die Treue, in der hier der biblische Lehrstoff wissenschaftlich angeeignet erscheint, dürfte in der norddeutschen Theologie bisher einzig dastehen. Formell entspricht dieser Biblicität die streng theologische Methode. Die nüchterne Enthaltsamkeit, mit welcher der Verf. alle Erkenntniselemente, welche nicht aus den der Theologie eigentümlichen Quellen entnommen sind, mit Ausnahme der sittlichen Formbegriffe, ablehnt, stellt das ganze christliche System als ein nach Inhalt und Form eigenlebendiges und deshalb einwurffreies Ganze hin. Die auf diesem Wege gefundenen Begriffsbestimmungen sind von einer Exaktheit der Beobachtung, welche sonst nur das Privilegium der im engern Sinne sogenannten exakten Wissenschaften ist. Merkt man erst, daß man von dem Verf. auf Wegen des Erkennens geführt wird, die durchweg dem theologischen Stoff selbst entnommen sind, so vermag man ihm die anfängliche Schwerverständlichkeit nicht mehr zum Vorwurf zu machen, denn der Grund dafür dürfte weit eher in den Schalen schulmäßiger Abstraktionen liegen, mit denen das eigene Denken noch behaftet ist, als in dem Denken des Verfassers, das in seltenem Maße als ein konkretes, dem unerschöpflichen Beziehungsreichtum des christlichen Erlebens entsprechendes charakterisiert werden muß.

Die bezeichneten Vorzüge treten uns vereinigt entgegen in der Wahl wie in der Ausnutzung des Mittelsatzes, welcher dem ganzen System so zu

Grunde gelegt wird, daß dasselbe nur die Auseinanderfaltung desselben ist, nämlich des Lehrartikels vom rechtfertigenden Glauben. Am meisten wird ja der Standpunkt des Verfassers ohne Zweifel bezeichnet durch die Art, wie die Wahl dieses Mittelsatzes begründet wird, nämlich nicht durch die centrale Stellung desselben im Bekenntnis der evangelischen Kirche — dieselbe wird nur als Zeugnis verwertet — sondern biblisch-theologisch: durch die Bedeutung desselben in der evangelischen Verkündigung in ihrer weltbekehrenden (Paulinischen) Gestalt. Wir beabsichtigen keine principielle Auseinandersetzung mit dem Verf., die nur hier einsetzen könnte, denn wer einmal nicht nur die Wahl dieses Mittelsatzes sondern auch diese Begründung der Wahl zugegeben hat, wird dem Verfasser bei der außerordentlichen Folgerichtigkeit seines Systems auch im wesentlichen bis zu Ende folgen müssen. Viel lieber sprechen wir dem Verf. unsere rückhaltlose Bewunderung aus für die Fruchtbarkeit, die er dem Artikel von der Rechtfertigung für den Inhalt wie für den Aufbau der christlichen Lehre in allen ihren Teilen abgewonnen hat, die wesentlich bedingt ist durch die Art, wo er ihn erhebt und die alle Beziehungen erschöpfende Genauigkeit, mit der er ihn dort erhebt. Es beruht hierauf auch das specielle Interesse, welches die „Allgem. Missions-Zeitschrift" an dieser Wissenschaft der christlichen Lehre zu nehmen hat. Schon die oben erwähnte Anzeige des 1. Heftes hat auf die zahlreichen Beziehungen hingewiesen, welche die „Apologetik" auf die Mission enthält. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese ausdrücklichen Beziehungen in der Dogmatik und Ethik seltener sind. Aber der Wert, den diese Wissenschaft der christlichen Lehre für die Mission hat, greift weit über diese ausdrücklichen Erwähnungen hinaus. Wenn es für die Mission wesentlich ist, daß ihr die theologische Wissenschaft nicht nur Raum läßt, sondern ihr auch ein klares Bewußtsein vermittelt von ihrem Recht und ihrer Notwendigkeit, wie ganz besonders auch von den Bürgschaften für einen Erfolg, die sie besitzt — so ist hier beides in einer hervorragenden Weise geleistet. Die Apologetik des Verf. thut dies dadurch, daß sie der Mission ihre Anknüpfungspunkte in dem allgemein menschlichen Heilsbedürfnis garantiert, wie dasselbe ebenso sehr auf der Anlage dafür im Gottesbewußtsein und Gewissen beruht, als auf der Erfahrung der Defekte und Hemmungen, welche der Entwicklung und Befriedigung dieser Anlage entgegenstehen. Ihre hauptsächlichste Kräftigung wird ja aber die Missionsfreudigkeit immer von der Dogmatik fordern: von dem Umfang und von der Tiefe, in welcher dieselbe in dem christlichen Glauben die volle Befriedigung des allgemein menschlichen Heilsbedürfnisses aufzuzeigen versteht. Das ist ja der Grund, weshalb die Mission bei jenem einseitigen Positivismus und Historicismus der Offenbarungsauffassung leer ausgeht, welcher in dem christlichen Glauben nur die Wirkung eines geschichtlichen Ereignisses sieht, dessen allgemein-menschliche Beziehungen dunkel bleiben, so daß es gestattet bleibt übrigens die Entstehung der Religion rein naturgesetzlich (anthropologisch) zu erklären. Die Kähler'sche Dogmatik verfolgt die entgegengesetzte Tendenz. So entschieden sie den geschichtlichen Charakter der christlichen Offenbarung betont, so ist ihr doch der Glaube ein wirkliches Erleben, das zugleich auch durch die wirksame Darbietung des geschichtlichen Christus bedingt ist. Es ist das Verdienst des außerordentlich konkret und lebendig aufgefaßten Glaubensbegriffs, daß nun auch alle Beziehungen

desselben als lebendige erscheinen; es handelt sich nirgends nur um den Rahmen sich gleich bleibender, ontologisch gedachter Verhältnisse, sondern um wirksame Beziehungen. Es gilt dies ebenso sehr von den Fäden des göttlichen Heilsrates und der göttlichen Weltregierung, die in der Glaubenserfahrung zusammenlaufen, als von den Beziehungen derselben zu Christus; es ist der ebenso geschichtliche wie lebendige Christus, der den Glauben wirkt. Zugleich kann aber aus dem wirksamen Heilsbesitz des rechtfertigenden Glaubens die Bethätigung desselben im sittlichen Leben und die lebendige Hoffnung des Christen auf Heilsvollendung abgeleitet werden. Es sind hierdurch die drei Richtungen bezeichnet, in welchen die stetige Bewegung des Glaubens sich vollzieht und in die sich deshalb auch das Bekenntnis des Glaubens auseinanderlegt. Im Mittelpunkt steht die alles andere vermittelnde Beziehung auf Christus und die in ihm vorhandene Versöhnung. Vom Bewußtsein der Versöhnung aus vollzieht sich aber für den Christen immer voller und reicher die Befriedigung seines menschlichen Heilsbedürfnisses. Die hierin liegenden Motive zur persönlichen Entscheidung für den Glauben oder zur Bekehrung — die ebensosehr in der wachsenden Erfahrung der Anlage für Gott als des Gewichtes der Sünde lebendig werden, dauern im Rechtfertigungsglauben nicht nur an, sondern sie bedingen auch dessen thätige Richtung auf Ausgleichung des in der thatsächlich noch wirksamen Sünde erkannten Widerspruchs gegen die göttliche Forderung und die davon unzertrennliche Hoffnung. Die hinreichende dauernde Ursache aber für diese lebendige Bewegung des Glaubens in den genannten 3 Hauptrichtungen (Bekehrungsglaube, Versöhnungsglaube, Verherrlichungsglaube) muß nun in Christus erkannt werden und so konzentriert sich denn das Hauptinteresse der Dogmatik auf die Lehre von Christo als dem Heilsvermittler und deren übergeschichtliche Voraussetzungen. Über die Fassung, in der uns hier die Lehren von der Gottheit Christi, der „Dreifaltigkeit,“ der Vereinigung von Gottheit und Menschheit in Jesus Christus, sowie die Lehre von den Ständen und dem Werke des Erlösers entgegentreten, sei hier nur soviel gesagt, daß sie jede aprioristische Konstruktion aus dem Wesen Gottes oder dem Zweck der Welt oder der Idee der Gottmenschheit vermeidet, indem sie lediglich dem Inhalt der christlichen Erfahrung auf Grund des Schriftzeugnisses gerecht zu werden sucht, aber ohne auf das theologische Recht einer anschauungsmäßigen Erkenntnis des übergeschichtlichen Gehaltes zu verzichten. Auf diese Weise wird Kähler einerseits den Beweggründen der kirchlichen Lehrausbildung vollkommen gerecht, während andrerseits die vorsichtige Beschränkung des spekulativen Erkennens auf richtige Schätzung das geschichtlich und erfahrungsmäßig Gegebenen zu einer Gestaltung der Centrallehren führt, in der wesentliche Fortschritte über die bisherigen Fassungen enthalten sein dürften. Wir behalten uns unser abschließendes Urteil über die hier gegebene Lehre von der Entäußerung und dem Wert des Strafleidens vor, aber wir erkennen rückhaltslos an, daß die Anschaulichkeit des Bildes Christi, die hier erreicht ist, und die Verknüpfung in der hier Person und Werk des Heilsmittlers stetig erscheinen, wenn auch die Auffassung des Leidens als einer sachlichen Ersatzleistung für die Schuld an Gott aufgegeben wird, uns deshalb von außerordentlich hohem Wert zu sein scheinen, weil sie dem Glauben seine Gewißheit als unmittelbare Be-

ziehung auf den lebendigen Christus verbürgen, als den ewigen Hohenpriester und als den König im Gottesreiche, der als das vollendete Offenbarungswerkzeug in diejenige Gemeinschaft der Weltlenkung eingetreten ist, welche es bedingt, daß der geschichtlich fortschreitenden Darbietung des Heils die Entwicklung der Menschheit selbst entgegenkommt.

So ergiebt sich denn als der bestimmende Grundzug der Geschichte seit Christo — die Mission. Alle Bürgschaften eines Erfolgs, die sie verlangen kann, gewährt ihr eine Lehre, die sie zuversichtlich hoffen läßt, daß dem durch sie vermittelten allgemeinen Angebot der Versöhnung die Wege der vorbereitenden Gnade entgegenkommen. Allerdings beruht hierauf ja auch der Erfolg der kirchlichen Predigt, die wesentlich Bekehrungspredigt wird bleiben müssen, wenn der rechtfertigende Glaube so wesentlich Bekehrungsglaube ist. Es ergiebt sich hier als eine Konsequenz des Ortes, wo diese Wissenschaft der christlichen Lehre ihren Mittelsatz erhoben hat, nämlich in der Paulinischen Missionspredigt, daß ihrer ganzen Perspektive der Missionsgedanke innewohnt. Freilich hat sich diesem Standort entsprechend nun sowohl die Kirche als die Mission die Grenzen ihres Berufs zu vergegenwärtigen. Sie ist nicht dazu bestimmt, die Vollendung des Heils in der Menschheit oder auch nur in einem Teile derselben herbeizuführen. Dies bleibt jener Wandlung durch schöpferische Machtwirkung vorbehalten, welche mit der Wiederkunft Christi eintritt. Die Eschatologie ist für diese ganze Dogmatik von durchschlagender Bedeutung, so nüchtern auch die Grenzen eschatologischer Einsicht eingehalten werden.

In welchem Umfang dies der Fall ist, erhellt noch deutlicher, wenn wir noch kurz einen Blick auf die Ethik des Verf. werfen. Dieselbe ist nicht Theorie des Menschheitslebens, sondern hat das Gesetz zu erkennen, nach welchem das Leben eines bekehrten Sünders fortschreitet, inmitten einer erst in der Erlösung begriffenen Welt; sie ist deshalb nicht Socialethik, sondern Individualethik. Allerdings hat der Christ seinen rechtfertigenden Glauben zu bethätigen als Glied der Menschheit und darum entsprechend der allgemeinen sittlichen, d. h. auf den eigentümlichen Zweck des Menschen bezogenen Forderung. Deshalb kann die christliche Ethik die Formen, in denen sich alles sittliche Leben bewegt, der außerchristlichen Ethik entlehnen, aber den Inhalt bietet ihr die Offenbarung in Christo, die ja wesentlich auf die ewig gültige Gottesforderung bezogen ist. Sie bietet der Sittlichkeit das höchste und umfassendste Gesetz ihrer Bethätigung in dem Gebot der heiligen Liebe, wie dasselbe urbildlich in Christo verwirklicht ist. Diese Urbildlichkeit des Erlösers bezieht sich aber auch auf die Art und Weise, wie in Kraft der angeeigneten Versöhnung dieses Gesetz der heiligen Liebe in die Grundformen des sittlichen Lebens einzuführen ist. Dieser Weg geht von innen nach außen, es gilt zunächst wie Christus gesinnt werden, — damit dann die heilige Liebe auch Christum anziehe, d. h. zur Bildungskraft des christlichen Charakters werde und endlich Christi Fußstapfen nachfolge d. h. als christliche Tugend sich bewähre im menschlichen Gemeinschaftsleben.

In dieser Nachahmung Christi gewinnt der Christ diejenige Stellung zur Welt und Gesellschaft, wie sie Christus eingenommen hat: er fügt sich unter

Vorbehalt seiner Freiheit in das gegliederte Gemeinschaftsleben hinein, aber unter stetem Kampf gegen dessen vorgefundene Verkehrtheit.

Diese Andeutungen werden genügen, um diese Ethik in ihrer unterscheidenden Eigentümlichkeit zu erkennen. Wir haben hier dieselbe strenge Biblicität, wie in der Dogmatik, aber auch denselben Standpunkt der Welt gegenüber, an welcher der Christ auch durch die sittliche Bethätigung die Pflicht der Mission zu erfüllen hat, ohne daß aber bei dem die gegenwärtige Weltordnung bedingenden Vorhandensein der Menschheitssünde die sittliche Vollendung zu erreichen ist. Verbürgt ist die Erreichbarkeit des sittlichen Zieles lediglich durch die christliche Hoffnung, welche in dem rechtfertigenden Glauben begründet ist.

Wir haben mit unsern kurzen Andeutungen nicht entfernt eine Anschauung von dem hier niedergelegten Reichtum eindringendster dogmatischer wie ethischer Schriftforschung und Gedankenarbeit geben können. Möchte die anfängliche Schwierigkeit der Form doch besonders die praktischen Geistlichen nicht von dem Studium eines Werkes abhalten, welches durch seinen tiefen sittlichen und christlichen Ernst geeignet ist, einen in der Gegenwart besonders wichtigen Dienst zu leisten, nämlich Kirche und Theologie vor der Verweltlichung zu warnen und sie zu den Brünnlein Gottes zurückzuführen, die ihnen in der hl. Schrift und der christlichen Erfahrung sprudeln.

E. Hd.

4. **Büttner**: „Zeitschrift für afrikanische Sprachen." Berlin, Asher & Co. Eine Vierteljahrsschrift, jährlich 12 Mk. — Diese seit Oktober 1887 erscheinende und durch regierungsseitige Unterstützung ermöglichte Zeitschrift trägt einen ausgeprägt fachwissenschaftlichen Charakter. Das erste Heft enthält 1) unter der Überschrift Chuo cha utenzi mit arabischer Schrift geschriebene alt-suahilische Gedichte aus den Papieren Dr. Krapfs, denen leider keine deutsche Übersetzung beigegeben ist; 2) einen Aufsatz nach den Angaben des Missionars Richardson: „Zur Grammatik und Sprache der Bakundu (Kamerun); 3) Negersagen von der Goldküste von Missionar Christaller, mit beigefügter wörtlicher deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen; 4) Texte von Gesängen der Sotho von Missionar a. D. Endemann, gleichfalls mit deutscher Übersetzung und einigen Anmerkungen; 5) kurze Wörterverzeichnisse aus dem Ki Dschagga Pare, aus dem Nachlasse v. d. Deckens. Endlich einen Literatur-Bericht und Angabe bezüglicher Aufsätze in Zeitschriften. Ein orientierendes Einleitungswort haben wir vermißt. — Vermutlich werden auch ferner wesentlich Missionare Mitarbeiter an dieser Zeitschrift sein und neben Linguisten von Fach und etlichen sprachinteressierten Ethnologen und Kolonisten wird sie wohl auch vornehmlich in den Kreisen der Missionare Leser finden. Es wäre zu wünschen, daß für diese ein ermäßigter Preis erwirkt würde. Wir gedenken auf das ganze Unternehmen zurückzukommen, wenn der erste Band vollendet vorliegen wird.

Wck.

Ärztliche Missionen

von D. Theodor Christlieb.

(Fortsetzung.)

Trotz der erfreulich raschen Zunahme der Missionsärzte seit Beginn des letzten Drittels unseres Jahrhunderts war doch in der Mehrzahl der Heidenstädte, darin sie arbeiteten, die Hälfte der Kranken von dieser Wohlthat noch fast völlig unberührt geblieben, die weibliche. Besonders in Indien, wo die Frauen der besseren Klassen es als der Religion und der Schicklichkeit zuwiderlaufend betrachten, vor Männern ihr Antlitz zu zeigen, wo in der Regel nicht einmal die heidnischen Ärzte (hakims) zur Behandlung kranker Zenanafrauen gerufen werden[1]), ist vollends dem christlichen Arzt der Weg zu ihnen völlig versperrt. Und nicht bloß zu den Vermöglicheren. „Alle Hindufrauen, schreibt 1878 Frau Missionar Weitbrecht nach ihrer letzten Inspektionsreise in Indien, ob reich oder arm, sind während der Zeit der Krankheit völlig vernachlässigt. Vorurteile und Sitten verbannen ärztliche Hilfe. Fieber, Augenkrankheiten und andere Seuchen verbreiten sich in den dunklen, schmutzigen, elenden Wohnungen ganz ungehindert. Daher die enorm häufigen Todesfälle unter Frauen und Kindern oder auch fortwährende Krankheiten, die eines der größten Hindernisse der Zenanamission sind. Eine weibliche ärztliche Mission im Centrum jeden volkreichen Distrikts ist eines der allerschreiendsten Bedürfnisse Indiens[2]).

Es war, um von andern Ländern ganz zu schweigen, keine Frage, daß diesen Millionen kranker Gefangener in den Kerkermauern ihrer Zenanas ärztliche Hilfe fast nur durch weibliche Hände zu bieten war, wie ja auch das Evangelium sehr oft nur durch Zenanamissionarinnen ihnen nahe gebracht werden kann. So galt es denn, auch Damen zu Ärztinnen heranzubilden, worin wiederum die Amerikaner durch ihre Hochschulen für Damen, bezw. durch ihre Zulassung von Damen zum Studium

[1]) S. Perfection of healing, the object of Medical Missions 2. A. 1885 S. 9. — Report der Calcutta Conference 1883 S. 417. —

[2]) The women of India S. 24 ff. — Dr. Elmslie (von Kaschmir), Plea for Zenana Medical Missions; Lowe S. 177 ff. — Dr. Francis (früher Vorsteher des Calcutta Medical College) in einer Abhandlung Medical Women for India im Journal of the National Indian Association Febr. 1883). — Die Sterblichkeit in Indien beträgt ziemlich das Doppelte von derjenigen in England; s. auch Baseler Ev. Miss.-Magazin, Dezb. 1887 S. 507.

der Medizin auf vielen Universitäten vorangegangen waren. Eine Zeit lang glaubte man denn auch, nur von Amerika einige Abhilfe dieses schreienden Bedürfnisses erwarten zu dürfen, während inzwischen nichts übrig blieb, als daß einzelne Missionsärzte da und dort junge Frauen unterrichteten, und nach Möglichkeit für medizinische Hilfsdienste heranbildeten[1]). Da gewann der Gedanke einer systematischen medizinischen Bildungsanstalt für Damen in London und in Indien, wenn ich recht sehe, ziemlich gleichzeitig, noch vor der Mitte der 70er Jahre feste Gestalt.

Das Henrietta Medical College for Ladies in London giebt Damen Gelegenheit zu vollständiger medizinischer Ausbildung, so daß sie von da aus am King and Queen's College für Ärzte in Dublin, ja auch an der Londoner und Edinburger Universität zum Doktorexamen zugelassen werden[2]). Das Londoner hatte unsres Wissens seit 1874 die Pforte zu diesem Examen auch Damen geöffnet. Jenes Institut steht jetzt in Verbindung mit dem Royal Free Hospital in Gray's Inn Road, in dessen Nähe Henrietta Street liegt. Eine Prüfung in allgemein wissenschaftlichen Fächern geht der Aufnahme voran (in Englisch, Latein, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Elemente der Mechanik und entweder Griechisch oder Französisch oder Deutsch). — Dient dieses Institut allgemeinen, nicht speciell Missionszwecken, so will dagegen ein zweites wesentlich die Zenana-Mission fördern. Dasselbe, früher in St. Vincent's Square, Westminster, gelegen giebt unter der Leitung des Dr. Griffith zwar keinen ganz vollständigen medizinischen Lehrkursus, wohl aber für künftige Zenanamissionarinnen einen zwei- und mehrjährigen Unterricht in der Gesundheitspflege und in Behandlung der gewöhnlichen Krankheitsformen. Es siedelte später nach 58 St. George's Road, S. W. über, und änderte seinen Namen Zenana and Medical Mission School and Home in den kürzeren Zenana Medical College. Sein kirchlicher Charakter ist interdenominationell. Mehrere Hospitäler stehen den Zöglingen offen. Neuerdings scheint ganz besonders auch Unterricht in der Geburtshilfe dort erteilt zu werden. Daher die Studentinnen häufig von hier aus die Hebammenprüfung bestehen[3]).

Noch an einem dritten Ort können in London Missions-Kandidatinnen

[1]) S. Bericht der allg. Miss. Konferenz in Allahabad 1873 S. 186 ff. 197. — Desgl. der Kalkutta-Konferenz 1883 S. 406 ff.

[2]) S. Lowe S. 196 ff. Der volle Titel lautet jetzt The London School of Medicine for women (30 Henrietta Street, Brunswick Square, W. C.).

[3]) S. Kalkutta-Konferenz S. 407 ff. und die Anzeigen im Umschlag der Zeitschrift The Indian female Evangelist z. B. Oktober 1887.

auch medizinischen Unterricht erhalten, nämlich in Verbindung mit den innern Missionsanstalten von Mildmay. In dem in Stoke Newington (Norden Londons) gelegenen Mildmay Training Home können für den Missionsdienst sich vorbereitende Jungfrauen nicht bloß in einem Jahreskursus theologischen und missionswissenschaftlichen Unterricht empfangen (in der h. Schrift, den anglikanischen Glaubensartikeln, Geschichte, Geographie und Religionen Indiens u. s. w., in einer oder zwei Sprachen ihres künftigen Missionsfeldes, Missionsgeschichte des Ostens, zumal unter Frauen; Lebensregeln in tropischen Klimaten), sondern auch, wenn sie es wünschen, in einem weiteren zweijährigen Kursus medizinische Unterweisung am Mildmay Missionshospital in Bethnal Green unter dem ärztlichen Chef desselben, Dr. W. Gauld, früherem Missionsarzt in Swatau (China). Diese umfaßt teils praktische Anleitung am Krankenbett zu medizinischer und chirurgischer Behandlung, geburtshilflichen Diensten, Arzneibereitung in der Missionsapotheke und Krankenpflege, teils theoretischen und systematischen Unterricht in Anatomie, Physiologie, materia medica, Chirurgie (mit besonderer Rücksicht auf Augen- und Hautkrankheiten), Geburtshilfe u. s. w.[1])

Diese Institute benützen nun die schon früher bestehenden Frauenmissionsgesellschaften, um durch sie teils voll ausgebildete und geprüfte weibliche Doktoren, teils medizinisch halbgeschulte, tüchtige Krankenpflegerinnen nach Indien u. s. w. senden zu können, sei es selbständig oder in Verbindung mit evang. Missions-Gesellschaften. So die schon 1852 gegründete, gegenwärtig von Lady Kinnaird als Präsidentin geleitete Indian female normal School and Instruction Society, oder wie ihr kürzerer Titel lautet, Zenana, Bible and Medical Mission, die in Verbindung mit der Church Miss. Soc., auch der presbyterianischen Kirche Amerikas und der schottischen Freikirche arbeitet. Bei ihren Unterrichts- und Missionszwecken gebraucht sie neben Zenana-Missionarinnen, Lehrerinnen, Bibelfrauen auch Missionsärztinnen und Krankenpflegerinnen[2]). So im Frauenmissionshospital in Lucknow, wo seit 1882 Dr. Alice

[1]) S. das Schriftchen Need of Healing, a plea for Zenana medical Missions 4. Aufl. 1885 S. 23 ff. — Es sei hier zu der früher erwähnten Literatur noch weitere mir seitdem bekannt gewordene nachgetragen: J. Gardner, The great Physician, London 1843; Lectures on Medical Missions, Edinb. 1849; G. Saunders, The Healer-Preacher, Sketches and Incidents, London 1884. Dazu von dem s. g. J. Lowe, Medical Missions, their claims and progress (ein übersichtlicher Auszug des o. g. größeren Werks).

[2]) S. den Jahresbericht dieser Gesellschaft pro 1886; Rev. A. H. Lash, Our Indian Sisters, Medical Missions to the Women of India, S. 12 ff.

Marston neben einer Vorsteherin, einer Bibelfrau und zwei eingebornen christlichen Pflegerinnen wirkt. Wie schnell auch hier mit dem wachsenden Vertrauen die Arbeit zunimmt, der Wirkungskreis sich erweitert trotz der Neuheit der Erscheinung eines weiblichen Doktors, zumal für indische Anschauungen, ja trotz der anfänglich großen Furcht, besonders der Frauen höherer Kaste, unter christlicher Behandlung die Kaste zu verlieren, zeigen folgende Zahlen: 1883 (erstes Jahr) lagen in jenem Hospital 13 weibliche Kranke, 1886 — 100, dazu 2712 Patienten, die außerhalb des Spitals behandelt wurden, wovon 131 in ihrer eigenen Wohnung; 6930 Verabreichungen von Arzneien u. s. w.[1]) — Dieselbe Gesellschaft hat ferner eine Ärztin als Hauschirurgen im Hospital für Kastenfrauen in Madras seit 1886. Eine dritte sollte 1887 ausgesandt werden. Gegenwärtig wird die Errichtung von Frauenhospitälern in Benares, Jeypore und Patna ins Auge gefaßt.

Schon etwas mehr Arbeiterinnen in der ärztlichen Mission hat die Church of England Zenana Missionary Society, die in Verbindung mit der Church Miss. Soc. wirkt, nämlich einen Missionsarzt in Bhagulpur, Miss Butler seit 1880; in dem Missionshospital samt Apotheken in Amritsar (s. unten) 4 medizinisch gebildete Damen, darunter Miss Hewlett seit 1879, neben 5 Gehilfinnen und 6 Bibelfrauen; in Peschaur an einem vor kurzem eröffneten kleinen Hospital zwei solcher Damen; in Dera Ismail Khan (südlich von Peschaur am Indus) und Dummagudem (Südindien) je eine medizinisch etwas gebildete europäische Krankenpflegerin, endlich in Trichur (Travancor) in dem Missionsheim samt Apotheke, worin im vorigen Jahr 17 Frauen und Kinder von hoher Kaste unterrichtet und 4946 Patienten mit Arznei versehen wurden,[2]) eine Missionsärztin. Natürlich ist die Zahl der Lehrerinnen und Zenanamissionarinnen in diesen beiden Gesellschaften eine viel größere.

Endlich ist hier auch zu nennen die schon 1834 gegründete Society for Promoting female Education in the East, die ihre Arbeiten außer Indien und China auch auf Afrika und die Levante ausdehnt. Sie hat unter ihren 40 europäischen Arbeiterinnen seit zwei Jahren auch einige zu Ärzten gebildete, nämlich in ihrer Mooltan Zenana Mission (Punjab) Miss Eger, die 1886 in Mooltan eine Missionsapotheke für Frauen und Kinder eröffnete, in deren Verandah die Patienten, ehe sie in

[1]) Lash a. a. O. S. 14 ff.; Report 1886 S. 30, Näheres s. Edinb. Med. Miss. Soc. Febr. 1886 S. 281 ff., Aug. 1886 S. 330 ff., und Indian female Evang. Okt. 1887 S. 158 ff.

[2]) S. den 7. Jahresbericht dieser Gesellschaft 1887, S. 10—11; S. 32—35; S. 38 u. 40.

das Konsultationszimmer gehen, wie das auch sonst üblich, Vorlesungen aus dem Evangelium hören, und auf dem Libanon in Shemlan Miss Preston-Taylor, die bereits durch ihre ärztliche Dienste in manche Drusenfamilien Eingang gewann, und in ihrer Apotheke von den Frauen im Libanon beständig aufgesucht wird [1]). Endlich wird auch aus ihrer Zenanamission in Lodiana (Punjab) von einer Missionsapotheke berichtet, in der im letzten Jahre 4985 Patienten behandelt wurden, sowie von Eröffnung einer zweiten im benachbarten Dorfe Gill. Sehr viele Leute, heißt es im Bericht, haben gelernt zu uns zuerst zu kommen, statt vorher ihre eigenen Mittel zu probieren [2]). —

Aber warum sollte nur die englische Heimat Missionsärztinnen und Krankenpflegerinnen ausbilden und aussenden? Warum nicht auch geeignete Kräfte unter eingeborenen christlichen jungen Damen in Indien selbst suchen und sie an Ort und Stelle medizinisch heranbilden in Verbindung mit den bestehenden Hospitälern und Universitäten? Der Gedanke lag nahe genug, und fand, so viel ich sehen kann, zuerst einige Verwirklichung in Amritsar und Agra.

Von Amritsar berichtet die o. g. Miss Hewlett (in Verbindung mit der Church of England Zenana Miss. Soc.), daß mit dem dortigen Missionshospital für Frauen zwei Apotheken und eine kleine weibliche medizinische Schule verbunden seien seit 1879. Dies sei die erste an ein Frauenspital angeschlossene derartige Schule in Indien, worin die Studentinnen mit der Missionsärztin zusammenwohnen. 1882 waren darin 5 Schülerinnen, wovon dann eine in jenes o. g. Institut von Dr. Griffith nach London ging. Keine wird aufgenommen, die nicht eine englische Erziehung hatte. Die Unterrichtserfolge sollen vielversprechend sein, da die Zöglinge schnelle Auffassungsgabe und ausharrenden Fleiß in ihren Studien zeigen [3]). Es sind von christlichen Eltern geborene Bengali- und Punjabi-Damen, die schon einen sehr großen Teil der Apothekerarbeit übernommen haben und im Spital viele nützliche Gehilfendienste thun [4]). Das mit 6 Betten begonnene Spital (St. Catherine's genannt) hat seit 1886 bereits 28 von christlichen Freunden und Vereinen in England unterhaltene Freibetten, und nach dem letzten Jahresbericht der Amritsar Zenana ärztlichen Mission

---

1) S. den 52. Jahresbericht dieser Gesellschaft 1884, S. 33 u. 39; auch in dem von dieser Gesellschaft herausgegeb. Female Miss. Intelligencer März 1887, 40 ff.; Mai S. 79 ff.

2) Female Miss. Intell. Juli 1887 S. 113. ff.

3) Bericht von Miss Hewlett auf der Kalkutta-Konferenz 1883 S. 183—185.

4) The Lord of Healing 1887 S. 10.

(Amritsar 1887), der uns vorliegt, wurden im letzten Jahr 242 Kranke in das Spital aufgenommen, wovon 121 ganz geheilt, 34 gebessert entlassen wurden, 13 starben u. s. w.; dazu 454 geburtshilfliche Fälle, etwa 4023 Besuche von Patienten in deren eigener Wohnung und Behandlung von 31 082 (!) Patienten, die in den Missionsapotheken Hilfe suchten in Amritsar selbst und der Vorstadt Taran-Táran[1]). In der That ein stattlicher Arbeitsumfang, der sich auf einen Stab von 6 weiblichen medizinischen Kräften und eine Krankenpflegerin verteilt. — Es sei noch, um Verwechslungen zu vermeiden, beigefügt, daß neben diesem Frauenspital und seinen Arbeiterinnen in Amritsar noch ein von einem männlichen Missionsarzt, Dr. Henry Martyn Clark, samt etlichen Gehilfen geleitetes Haupthospital (Main Hospital) in Verbindung mit der Church M. S. seit 6 Jahren besteht, dessen Ruf nach dem letzten Bericht sich schon so weit ausgebreitet hat, daß Patienten aus allen Teilen des Punjab kommen. Es hat sich auch mehrere christliche Assistenten selbst erzogen für die Arbeit in der Stadt und an 3 Zweigapotheken auf dem Lande. Im Jahr 1886 behandelten sie zusammen 22 567 neue Krankheitsfälle und 161 Patienten im Hospital, und führten 40 größere und 1200 kleinere Operationen aus[2]). —

Zu den missionsärztlichen britischen Tochteranstalten in den Kolonien für Heranbildung eingeborener medizinischer Kräfte, und zwar männlicher und weiblicher, gehören aber besonders die in Agra. Dort wurde unter dem o. g. Dr. Valentine (von der Edinburger Med. Miss. Soc.) 1881 in Verbindung mit dem Agra Medical College der Regierung ein Institut eröffnet, das eingeborenen christlichen Jünglingen während ihrer Studienzeit an jenem College als Heimstätte zu ihrer Behütung vor den vielen Versuchungen der Stadt dienen, sie bei ihren medizinischen Studien fördern und ihnen zugleich systematischen Unterricht in der christlichen Wahrheit gewähren soll, um sie so zum missionsärztlichen Heilen und Predigen heranzubilden[3]). Die Regierung gestattet ihnen, kostenfrei den Unterricht in jenem College zu genießen, an dem sie auch geprüft werden und ihre

---

[1]) Local Report of the Amritsar Zenana Medical Miss. 1887, S. 4 ff.; Need of Healing 4. A. 1885 S. 8 ff. — Jahresbericht der Ch. of Engl. Zen. Miss. Soc. 1887 S. 34.

[2]) S. Medical Miss. at home and abroad, Juli 1887 S. 279 ff.; Edinburgh Med. Miss. Soc. Aug. 1887 S. 35 ff.

[3]) Report der Kalkutta-Konferenz 1883 S. 399 ff. Daher befinden sich in der Anstalt Skelette, Modelle, anatomische und pathologische Sammlungen, Arzneimittel, allerlei Stoffe und Hilfsmittel zum Studium der Chemie S. 401.

Diplome erhalten wie die Regierungsärzte. Im Juni 1887 waren 10 Studenten darin aus dem Punjab und aus Bengalen, Mitglieder der anglikanischen, wie verschiedener schottischer und amerikanisch-protestantischer Kirchen[1]).

Da die Regierung für die ärztliche Erziehung von Damen in den Nordwestprovinzen und selbst in Bengalen nichts that bis in die 80er Jahre, so bildete sich unter Dr. Valentine auch eine Damenabteilung zum Studium der Anatomie, Physiologie, Gesundheitslehre, Hebammenkunst, sowie der Frauen- und Kinderkrankheiten, zu der sich viele Zenanaarbeiterinnen meldeten. Doch konnten nur solche aufgenommen werden, die bei Freunden in Agra eine Unterkunft finden konnten. Das noch 1883 für diese weibliche Abteilung gesuchte eigene Haus wird wohl in Bälde erworben werden. Der Vorstand des Agra Medical College unterstützte dies Unternehmen nach Kräften durch Öffnung der Bibliothek, der Sammlungen, Modelle, Präparierzimmer u. s. w. auch für diese Damen zu gelegener Zeit. Vermutlich dürfen heute auch schon die Frauenkrankensäle des mit mit dem College verbundenen Thomason-Hospitals von diesen Damen besucht werden[2]). —

Auch ohne besondere Anstalt wurden in Indien da und dort Eingeborene zu ärztlichen Evangelisten von einzelnen Missionsärzten herangebildet. So im Missionshospital zu Neyoor (Travancore, nahe der Südspitze Indiens) in Verbindung mit der Londoner Missions-Gesellschaft von dem verstorbenen Dr. Thomson und nachher von dem o. g. Dr. Lowe. Sobald die Arbeit sich ausdehnt, z. B. Zweigapotheken auf dem Lande errichtet werden müssen, ja schon zu jeder ernsten Operation werden ja geschulte Gehilfen nötig. Lowe gibt mehreren von diesen ein ehrendes Zeugnis bezüglich ihrer Geschicklichkeit wie ihrer Uneigennützigkeit. Trotz ihres geringen Gehaltes (1 Mark täglich) schlugen sie Anerbieten eines 2 und 3fach höheren Lohnes von andrer Seite aus, nur um die Missionsarbeit unter ihrem Volk nicht aufgeben zu müssen[3]). — Vermutlich sind solche persönliche Bemühungen um Heranbildung eingeborener Gehilfen auch mit andern ärztlichen Missionen in Indien (und ebenso in China) verbunden, wie mit denen der Church Miss. Soc. in Afghanistan und Kaschmir, der unierten presbyt. Missions-Gesellschaft in Rajputana, die

---

[1]) Edinb. Med. Miss. Soc. Novb. 1887 S. 50 ff.

[2]) Report der Kalkutta-Konferenz 1883 S. 405. Med. Miss. at home and abroad Oktob. 1887 S. 4.

[3]) Lowe S. 102.

hier 4 europäische Missionsärzte (darunter einen ordinierten) in Ajmere, Beawr und a. O. stationiert hat, der reformierten Kirche Amerikas in Arcot, seit 1866 des American Board in Madura und Dindigul[1]) u. a.

Es wäre ermüdend, die jetzt rasch sich vervielfältigenden missionsärztlichen Institute auch nur Indiens alle aufzuzählen, da beständig neue Missionshospitäler und Apotheken hinzukommen, wie z. B. vor kurzem das Frauenhospital in Allahabad unter Med. Dr. Miss Seward[2]) von dem amerikanischen Presbyterian Board For. Miss. Dagegen muß noch erwähnt werden, daß die frauenärztliche Bewegung in Indien auch außerhalb der Missionsbestrebungen, nur um leidenden Frauen durch Frauen Hilfe zu bringen, immer größere Dimensionen annimmt. So wurde in Lucknow, wo wir oben die missionsärztliche Thätigkeit der Indian female Norm. Sch. and Instr. Soc. kennen lernten, im Früjahr 1887 die Lady Lyall Medical School for Females eröffnet, die nicht speciell Missionszwecken dient, sondern dem Unterricht in der Krankenpflege und Geburtshilfe überhaupt. Sie wird von einem Komitee unter Vorsitz des Regierungskommissars geleitet und zum Teil von der städtischen Verwaltung unterhalten[3]). Indische Fürsten und sonstige reiche Leute fangen an, große Summen für die ärztliche Erziehung von Frauen zu stiften, wozu besonders Lady Dufferin, Gemahlin des jetzigen Generalgouverneurs, vor zwei Jahren den Anstoß gab durch Gründung der „nationalen Vereinigung zur Beschaffung frauenärztlicher Hilfe für die Frauen Indiens“[4]). Dieser Verein fand in England und Indien in hohen und einflußreichen Kreisen bereitwillige Unterstützung; die Königin-Kaiserin übernahm selbst das Protektorat. Großartige Schenkungen erleichterten sein sofortiges Inslebentreten. Eine betagte reiche Dame gab 240 000 Mark; ein wohlhabender Parsi stiftete 200 000 Mark für Erbauung eines Frauenhospitals, ein reicher mohammedanischer Buchdrucker für denselben Zweck in Lucknow 30 000 Mark u. s. w. Schon im ersten

---

[1]) S. den Jahresbericht des American Board C. F. M. pro 1886, S. 57, wo die Zahl der in den Missionsapotheken von Madura und Dindigul im letzten Jahr behandelten neuen Krankheitsfälle auf 23 242 angegeben ist, darunter 11 000 Hindus, 8000 Mohammedaner u. s. f., die sich auf 761 verschiedene Dörfer und Weiler verteilten.

[2]) The Indian female Evangelist, April 1887 S. 66.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Englischer Name: The national Association for supplying female medical Aid to the Women of India.

Jahr konnte der Verein über eine Einnahme von 460 000 Mark verfügen. Dazu jetzt manche große Schenkungen aus Veranlassung des Jubiläums der Königin z. B. des Maharadscha von Jeypore mit einem Lakh Rupien (= 200 000 Mark)[1]. — So erheben sich denn jetzt medizinische Schulen und Hospitäler für Frauen in Kalkutta, Lahore u. s. w., ja den meisten Hauptstädten Indiens unter diesem Verein. Überall werden begabte Mädchen als Zöglinge gesucht, schöne Preise und goldene Medaillen für fleißige ausgesetzt, medizinische Schriften in die Hauptsprachen Indiens übertragen und dergleichen. Der Ruf nach tüchtigen Damenärzten geht durchs ganze Land[2].

Im Unterschied vom Zweck des Heilens und Predigens in allen missionsärztlichen Instituten ist der Zweck dieses Vereins ein bloß humanitarischer mit Ausschließung aller religiöser Propaganda. Er will nämlich 1. indische Frauen zu Doktoren, Krankenpflegerinnen und Hebammen heranbilden; 2. durch Errichtung von Apotheken und Hospitälern für Frauen und Kinder unter weiblicher Aufsicht und Leitung der leidenden Frauenwelt Indiens ärztliche Hilfe, 3. Frauen und Kindern in Hospitälern und Privathäusern geschulte Krankenpflegerinnen und Hebammen verschaffen. Mädchen und Frauen aus den Hindus, Mohammedanern und Christen werden gleichmäßig zum Studium der Medizin eingeladen. „Keiner Angestellten des Vereins ist es gestattet, Proselyten zu machen oder irgendwie sich in die religiösen Anschauungen irgend welchen Teils des Volkes zu mischen.“ Grund und Ziel des Vereins soll lediglich national und daher auch die Art seines Wirkens absolut interkonfessionell sein[3]. Offenbar soll dieses Prinzip die Sache den höheren Klassen der Hindus und Mohammedaner empfehlen. Denn das leuchtet ihnen so gut wie unsern europäischen liberalen Toleranzschwärmern und judaistischen Gegnern aller „Seelenretterei“ (mit einem liberalen Blatt des Wupperthals zu reden) sofort ein, und dünkt ihnen die Krone wahrer Humanität zu sein, auch von den Kranken jeden ruhig in seinem Glauben zu belassen und es daher den Ärztinnen, europäischen oder indischen, streng zu untersagen, über religiöse Dinge mit ihren Patienten zu reden.

Ohne Zweifel ist dies Unternehmen ein von den Gründern durchaus wohlgemeintes. Der vernachlässigten kranken Frauenwelt Indiens kann auf dieser breiten Basis viel rascher Hilfe geschaft werden. Der Ärztin,

[1] Lash, Our Indian Sisters S. 2 ff.; Ind. fem. Evang. a. a. O.; Medical Miss. Record Mai 1887 S. 6.

[2] S. Med. Miss. Record a. a. O.

[3] S. den ersten Jahresbericht der National Association 1886 S. 15.

die bloß als teilnehmender Mensch mit ihrer Kunst für den Leib kommt, öffnen sich die Kerker der Zenanas viel leichter, als der Christin, die immer zugleich auch an die kranke Seele denkt. Daher der begeisterte Anfang des Vereins. Und doch müssen wir fragen: wird sich diese Frucht christlicher Kultur auf die Dauer übertragen und der indischen Gesellschaft einpflanzen lassen ohne die Wurzel, mit Verbergung dessen, aus dem sie doch im tiefsten und letzten Grunde stammt? Ist die Erweckung des Scheins, bezw. Nährung des bildungsstolzen Vorurteils, daß Hinduismus, Islam und Christentum religiös gleichwertig oder auch nur für ärztliche Wissenschaft und Praxis ganz gleichberechtigt, bezw. ohne Belang seien, richtig, pädagogisch und auch nur kulturgeschichtlich gerechtfertigt? Gegen wen ist die Spitze jenes antiproselytischen Prinzips gerichtet? Doch wesentlich gegen christliche Ärztinnen, gegen die bisherige missionsärztliche Praxis. Hindudoktorinnen braucht es gegen ihre Religionsgenossen nicht erst eingeschärft zu werden; vielleicht später einmal Mohammedanerinnen, wenn es Ärzte unter ihnen geben wird, und etwaige Neigung zum Fanatismus nicht schon durch das Studium occidentalischer Heilkunde gebrochen sein sollte. Und nun denke man sich eine christliche Ärztin am Lager einer Schwerkranken. Sie sieht den Tod herannahen. Zur Linderung der leiblichen Not thut sie, was irgend möglich. Aber der Unruhe oder auch dem Stumpfsinn des Geistes, der tiefen Seelennot, die den Kranken oft weit schwerer drückt als leibliche Schmerzen, darf sie mit keinem Wort christlicher Wahrheit und evangelischen Trostes beispringen! Das Licht christlicher Heilserkenntnis in der Hand darf sie dennoch ins Dunkel der armen Heidenseele, selbst wenn es sich zum Todesdunkel zu verdichten anfängt, keinen Strahl werfen! Der Mund ist ihr in dieser Hinsicht so gut wie verschlossen. Welche Grausamkeit für die arme Kranke und — für das Mitgefühl der Ärztin daneben! Werden die jungen christlichen Indierinnen, die jetzt von lokalen Korporationen nach Agra zu medizinischen Studien gesandt werden, es über sich gewinnen können, vor ihren Hinduschwestern von dem zu schweigen, was das Glück ihres Lebens und der Friede ihres Herzens geworden ist, von ihrem Glauben? Hoffentlich nicht.

Und wenn, wie gerade in Indien, der Gebrauch gewisser Arzneien und sonstiger Heilmittel oft auf schwere Hindernisse stößt infolge von religiösen Vorurteilen, wird es nicht öfters gelten, erst diese wegzuräumen, oder doch manche Skrupel zu beschwichtigen, also immerhin einigen Eingriff in religiöse Anschauungen sich zu gestatten? — Aber vor allem: gilt denn der Predigtbefehl Christi, der doch gewiß auch Indien umfaßt, dort etwa bloß für gesunde und nicht auch für kranke Frauen? Hat irgend

jemand oder auch irgend ein Verein das Recht, ihn einzuschränken? Oder muß denn der Hinweis auf den Heiland aller Welt notwendig in aufdringlicher, lästiger, rücksichtsloser Weise geschehen? Kann es nicht ein freundliches, herzlich teilnehmendes Anbieten des Heils, ein Wecken lebendiger Hoffnung und zuletzt ein Einpflanzen göttlichen Friedens ins bekümmerte Gemüt sein, das auch auf den leiblichen Zustand nur günstig zurückwirken kann? — Wie oft werden die Humanitarier vor lauter Menschenrücksicht einfach grausam! Wie erweist sich die christliche Auffassung der Nächstenpflicht bei genauerer Betrachtung immer wieder als die allein wahrhaft humane![1])

Wir sind weit entfernt, die von der Thätigkeit des Vereins zu erwartenden guten äußerlichen Wirkungen zu leugnen. Wir freuen uns über-

---

1) Während wir Obiges in den Druck geben, kommt uns ein Brief der Lady Dufferin an den Herausgeber der Med. Miss. at home a. abroad (Jan. 1888 S. 52 ff.) zu Gesicht, worin sie sich dagegen verwahrt, daß den Angestellten ihres Vereins „absolutes Schweigen“ über religiöse Dinge auferlegt sei, und sich darauf beruft, daß die Grundsätze desselben nur den Regeln entsprechen, welche die britische Regierung für ihre Angestellten in Indien überhaupt aufgestellt habe, nämlich daß ein Beamter seine Stellung nicht zum Proselytenmachen gebrauchen dürfe, dabei aber gesteht, daß der Verein keinen Missionar in Dienst nehme. — Einer seiner Sekretäre fügt noch hinzu, die christlichen Doktorinnen brauchen ihre eigene Religion nicht gerade zu verleugnen, „der stille Einfluß christlicher Tugenden, der Liebe und Selbstverleugnung sei ihnen unbenommen; aber in die religiösen Anschauungen des Patienten sollen sie sich allerdings nicht mischen“ u. s. w.

Der Thatbestand, worüber die miss.-ärztl. Zeitschr. — und auch wir — klagen, ist also zugestanden. Für den „stillen Tugendeinfluß“, sollten wir meinen, braucht es nicht erst einer gnädigen Erlaubnis; denn er kann gar nicht verboten werden. Das versteht sich also von selbst. Allein zu den christlichen Tugenden gehört unter Umständen eben auch das Bekenntnis mit dem Munde, nicht bloß durch stilles Exempel, da letzteres nur zur Achtung vor der Person des Arztes und, wenn es hoch kommt, vor seiner Religion führen, aber dem armen Kranken noch nicht aus seiner heidnischen Unwissenheit heraus und zum wahren Glauben und Frieden verhelfen kann. Die Berufung auf die Grundsätze der Regierung aber, die ja sehr begreiflich im Munde der Vicekönigin von Indien, ist für christliche Beurteilung der Sache entfernt keine Rechtfertigung. Denn die bekanntlich viel zu weit gehende Schonung und sogar langjährige frühere (ab und zu noch fortdauernde?) Unterstützung heidnischer gottesdienstlicher Gebräuche (durch Schenkungen an Götzentempel u. s. w.) seitens der Regierung war unseres Erachtens immer eine nicht bloß von christlichem Standpunkt aus verwerfliche, sondern auch kurzsichtige humanitarische Opportunitätspolitik, die vielleicht für den Augenblick zur Vermeidung von Aufregungen im Volk beitrug, aber auf die Dauer der Regierung moralisch schadete, in der Achtung vieler denkender Hindus sie herabsetzte als Verleugnung des christlichen Glaubens der Regierung selbst, als religiöse Charakterschwäche. — S. a. a. O. auch die Antwort des Editors auf jenen Brief.

jede Linderung der schreienden Notstände in den indischen Zenanas. Wir wollen auch nicht rechten mit dem Verein über seine ängstliche Schonung der Kaste, daß er für die in seinem Solde stehenden Studentinnen separate Häuser baut, damit den Kastenvorrechten beim Essen und Trinken nicht zu nahe getreten werde. Aber wenn er auf diese Weise die Ansprüche des Hinduismus streng aufrecht hält, warum daneben die Forderung des Christentums „predigt das Evangelium aller Kreatur" durchbrechen? Heißt das wirklich „absolut interkonfessionell" sein? Wird es nicht faktisch zur Begünstigung des Heidentums gegen das Christentum, zu dessen unveräußerlichen, gottgeschenkten Naturrechten eben auch jener Universalitätsanspruch gehört? Hat darum irgend ein Christ, und wäre es selbst die Kaiserin von Indien, das Recht, ein Gelöbnis des Schweigens über unsren Glauben zu fordern oder zu geben? — Dazu werden wir unten noch sehen, daß die Voraussetzung, das indische Volk erhebe Einsprache gegen christliche, das Evangelium mitbringende Damenärzte, keineswegs allgemein zutrifft, wenn sie auch bei einigen indischen Fürsten richtig ist. Wie wäre es sonst zu erklären, daß der „Generalrat für Erziehung in Indien" vor einiger Zeit, als er eine starke Vermehrung der Mädchenschulen dringend empfahl, bekannte, „daß die Eingeborenen den von Missionaren geleiteten Mädchenbildungsanstalten entschieden den Vorzug geben vor den unter der Regierung oder auch unter Eingeborenen stehenden"? [1])

Daher haben denn auch alle missionsärztlichen Zeitschriften bei aller Anerkennung für die edlen Absichten der Lady Dufferin, soweit ich sehen kann, einstimmig jenes Glaubensverschweigungsprinzip für unpraktisch, nicht völlig durchführbar, ja für unchristlich und daher für ernstere Christinnen moralisch unannehmbar erklärt[2]). —

Ein anderer Zweig der innern (und zugleich äußern) Mission in Indien, den wir einigermaßen auch zu den ärztlichen Missionen rechnen dürfen, die Mission unter den Aussätzigen, wird dagegen, wo sie betrieben wird, ganz in christlichem Sinn und Geist ausgeführt. An manchen Orten erhalten die Aussätzigen in ihren Asylen außerhalb der Städte bis jetzt weder ärztliche Hilfe noch christliche Unterweisung, nur eine ganz kleine monatliche Unterstützung. Besucht sie je ein barmherziger Europäer, ein paar freundliche Worte an sie richtend, so sind sie durch diese Unterbrechung

---

[1]) S. das Citat in Medical Missions at home a. abr. Okt. 1887 S. 7.

[2]) S. Medical Miss. a. a. O. S. 5 ff.; Lash, Our Indian Sisters S. 3 ff.; Edinburg Med. Miss. Soc. Mai 1886 S. 307 ff.; New-York Medical Miss. Record Juli 1887 S. 11 ff., wo ausgeführt wird, daß die christliche Kirche es hätte niemand erlauben sollen, sich durch jenes Prinzip „die rechte Hand abzuhauen".

...ch monotonen Daseins ganz verblüfft, und können mit ihren ...sen Händen nicht lang genug dem Scheidenden das Salám ... Dagegen erhalten sie in den von der „Aussätzigenmission" ... to Lepers in India) errichteten Asylen ärztliche und geistliche ... So in Almora (im Himalaya, Nordwestprovinz), wo eine Sta... der Londoner Missionsgesellschaft, und wo seit Eröffnung des schon ...ge bestehenden Asyls 340 Taufen stattfanden, besonders durch Missionar ...dden, und von den jetzigen 107 Asylbewohnern über zwei Dritteile ...risten sind. Vor kurzem eröffnete jener Missionsverein ein neues Asyl ... Pithora (40 engl. Meilen von Almora), das unter der Pflege des Dr. Dease von der amerikan. bischöfl.-methodist. Mission steht. Über seinem Eingangsthor glänzen die Worte Joh. 3, 16 in Hindi. — In Dehra (Nordwestprovinz) ist ein anderes, vom Civilarzt der Station gut geleitetes Asyl, eine lokale wohlthätige Stiftung, unter deren Kranken die Aussätzigenmission evangelisieren darf. Sie sandte dahin einen Missionar, der selbst aussätzig ist, und durch dessen Arbeit unter seinen Mitkranken auch schon viele getauft werden konnten[1]). —

Auch in China sind die missionsärztlichen Institute kaum weniger verbreitet. Sie gehen schon von Honkong und Kanton bis nach Peking, ja bis in die Mantschurei und Mongolei. Die Zahl der bis jetzt dort wirkenden männlichen und weiblichen Missionsärzte hat, wenn wir Formosa einschließen, 80 schon überschritten[2]). Von dieser ganzen Zahl kommt auf europäisch-kontinentale Missionsgesellschaften zur Zeit auch nicht einer; dagegen auf britische 38, auf amerikanische (inklus. Kanada) 44. Unter diesen ist am stärksten beteiligt die amerikan.-presbyterianische Mission mit 14, dann die amerikanische bischöflich-methodistische mit 10; dann folgen der American Board, die englisch-presbyterianische und die chinesisch-inländische Mission mit je 8, die Londoner mit 7, die englisch-wesleyanische mit 5, die Church M. S. mit 4 Ärzten u. s. w.

Die umfangreichste einzelne ärztliche Mission Chinas ist die der engli-

---

[1]) S. den Bericht eines Mitglieds der Aussätzigenmission, Bailey in Edinburg, in der Londoner Wochenschrift The Christian, 9. Dezbr. 1887 S. 10. Wo dieser Verein seinen Sitz hat, ist uns nicht bekannt.

[2]) S. das neuste Verzeichnis aller chinesischen Miss.-Ärzte auf Grund der Angaben des China Medical Miss. Journal in dem Medical Miss. at home and abroad Dezbr. 1887 S. 43. Jene seit März 1887 in Shanghai erscheinende Vierteljahrschrift mit mehreren Editoren auch in Kanton und Tientsin zählt in jener ersten Nummer 75 Miss.-Ärzte in China auf. — Über die Entwicklung und das Bedürfnis der ärztlichen Mission in China, s. besonders O. Schulze, die ärztl. Mission in China, Ev. Miss.-Magazin 1884 S. 28 ff., 61 ff., 97 ff.

schen Presbyterianer in Swatau, wo das von Dr. Gauld (jetzt in Bethnal Green London s. o.) 1863 eröffnete Hospital sich allmählich so erweiterte, daß heute im Durchschnitt 200 Kranke täglich darin liegen können. Damit ist noch in einem andern Teil der Stadt ein Aussätzigenspital verbunden. Das Ganze steht unter Leitung der Drs. Lyall und Cousland. Im Jahr 1885 lagen darin 3867 Kranke, zu denen noch 1770 in ihren Häusern behandelt wurden. Diese Leidenden waren von 1824 Städten und Dörfern zusammengeströmt. 944 chirurgische Operationen (darunter 522 am Auge) wurden darin vorgenommen [1]). Die großen geistlichen Erfolge unter den Patienten dieses Instituts, die hier immer in bedeutender Zahl sich zum Taufunterricht melden, werden uns unten begegnen. — Ähnliches gilt auch von dem 1874 wesentlich durch Beiträge der Chinesen selbst erbauten Hospital der Londoner Mission in Hankau (mehr im Centrum Chinas), das zwar viel kleiner ist (etwa 40 Betten), zu dem aber auch Kranke aus großer Entfernung gebracht werden, die dann jeden Tag auch christlichen Unterricht erhalten [2]). — Dazu die missionsärztlichen Institute der Church M. S. besonders in Hangchau, [3]) der Londoner Missionsgesellschaft in Tientsin, Peking und neustens (1887) in der Mongolei, der engl. Presbyterianer in Amoy und auf Formosa der Wesleyaner besonders in Fatshan (Provinz Kanton,· der chines.-inländ. Mission in Chifu [4]) (Provinz Shantung, N. O.), Shanghai, Chentu, Hanchung [5]) (in der Mitte Chinas, gegen Westen), der schottischen unierten Presbyterianer in Niuchwang (Mantschurei) und Mukden (noch etwas nördlicher als Niuchwang), der amerikanischen Presbyterianer in Kanton, Pe-

[1]) Lowe a. a. O. S. 128 ff., Edinb. Med. M. S. Aug. 1886 S. 334 ff.

[2]) Lowe S. 126 ff.

[3]) Edinburg Med. M. S. Aug. 1886 S. 332 ff. Das 1885 eröffnete, unter Dr. Main (früher Student der Edinb. Med. Miss.) stehende Hospital wird von Chinesen (auch Mandarinen) und Ausländern gleich gerühmt. Es hatte schon im ersten Jahr 374 innerhalb, 7931 außerhalb des Hauses behandelte Kranke; 1460 weitere wurden auf den Dörfern besucht, 761 Operationen vorgenommen; in 79 Fällen von Opiumvergiftung konnten 59 Personen gerettet werden u. s. w. — Die dortigen Fortschritte der Mission wurden schon 1878 zum großen Teil dem Einfluß von Dr. Galts Hospital zugeschrieben; s. Verhandlungen der allgem. Missionskonferenz in Mildmay-London S. 83.

[4]) S. den letzten Jahresbericht über das Hospital und die Apotheke der chines.-inländ. Mission in China's Millions Nov. 1887 S. 138 ff., wonach 1886 im ganzen 79 Patienten in und 5635 neue Patienten außer dem Hospital behandelt wurden.

[5]) Näheres über die dortige missionsärztl. Arbeit des Dr. Wilson und ihre neusten Erfolge, die Überreichung prächtiger Ehrendanktafeln seitens angesehener Einwohner in Hangchung an ihn s. in China's Millions Febr. 1887 S. 17—20; April 1887 S. 45—48; Dezb. 1887 S. 152 ff.

king, Chifu, Hainan (Insel im Süden), der bischöflichen Methodisten in Suchau (westl. von Shanghai), Peking, Nanking, Fuchau (Provinz Fuhkien), Tientsin, des American Board gleichfalls in Fuchau, in Kalgan (nordwestlich von Peking), der amerikan. Baptisten in Ningpo, Swatau, Kanton, der amerikan. protest.-bischöflichen Mission besonders in Shanghai, der reformierten Kirche Amerikas in Amoy, der kanadischen Presbyterianer auf Formosa, neustens (1884—1887) auch die der amerikan. Presbyterianer und bischöfl. Methodisten auf **Korea** in Seoul, — eine Liste, mit der wir doch erst die wichtigeren Stationen genannt haben. Aus Korea, wo die Missionsärztin Frl. Ellers auch die Königin behandeln durfte, wird neustens berichtet, daß während der Choleraheimsuchung die überlegene Behandlungsweise der Kranken durch die amerikanischen Missionsärzte Dr. Allen und Dr. Heron einen tiefen Eindruck auf die Bevölkerung machte, und daß jetzt unter ihrer Leitung 12 Zöglinge das Studium der Medizin wissenschaftlich betreiben, die alle den englischen Gottesdiensten in den Wohnungen der Missionare regelmäßig beiwohnen [1]).

Mittelpunkte ärztlicher Missionsarbeit in China, in denen die Anstrengungen mehrerer Missionsgesellschaften sich vereinigen, sind **Kanton**, **Fuchau**, **Shanghai** und **Peking**. Das beste Zeugnis von dem regen missionsärztlichen Leben und Wachstum in China giebt der jüngst dort organisierte **missionsärztliche Verein für China**, der die einzelnen, von den genannten Centren oft weit entfernt wirkenden Missionsärzte enger unter einander verbinden will. Sein Centrum ist in Shanghai.[2]) Schon denkt man auch in China daran, eingeborene weibliche Ärzte heranzubilden, wofür Lady Li, die Frau eines hohen Beamten, eine sehr bedeutende Summe in Aussicht gestellt hat.[3])

Die 14 Missionsärzte **Japans**, von denen die ersten in Yokohama, Kioto und Osaka (seit 1872 u. 1873), spätere in Kobe, Niiagata, Hakodati und seit 1886 besonders in Tokio eine Wirksamkeit eröffneten, gehören alle zu amerikanischen Missionen, besonders dem American Board (4), der protest.-bischöflichen und der method.-bischöflichen Kirche je drei u. s. w. In diesem Land macht aber jetzt durch die staatlichen Hochschulen das medizinische Wissen solche Fortschritte, daß ärztliche Missionen kein solches Bedürfnis mehr sind wie früher oder anderwärts (s. den Bericht der Allg.

[1]) S. The Christian vom 16. Dezb. 1887 S. 21 und bes. Baseler Miss.-Mag. Aug. 1887 S. 339 ff.

[2]) S. New-Yorker Med. Miss. Record Mai 1887 S. 11. — Über die ältere missionsärztliche Arbeit in China s. auch W. **Lockhart**, The medical Missionary in China, London 1861.

[3]) S. Barmer Missionsblatt, Dez. 1887, S. 96.

Miss.-Konferenz in Osaka 1883 S. 317. 321 ff.). — Um einige weitere von der ärztlichen Mission in Angriff genommene Gebiete Asiens (Afghanistan mit 1 engl., Burmah mit 1 engl. und 3 amerikan. (weiblichen) Ärzten, darunter zwei von der Frauen-Missionsgesellschaft der Baptisten, Siam mit 3 amerikan.), sowie auch die asiatischen Länder des Islam hier zu übergehen, so sei nur noch hinzugefügt, daß von den etwa 37 Missionsärzten Afrikas und Madagaskars, wie begreiflich, der weitaus größte Teil (etwa 22) von Großbritannien ausgesandt sind, aber auch 9 von Amerika (über einige Baseler s. unten). Besonders beteiligt sind hiebei die schottische Freikirche mit 5 Missionsärzten (in Natal und namentlich am Nyassa-See) die bischöfl.-methodistische mit 4 (in Loanda, Dondo, Melange), die Church M. S. mit 3 (in Frere-Town und am Viktoria-Nyanza-See), auch die Propagation G. S. mit einem (in Moritzburg), die englische Quäker-Missionsgesellschaft mit 2 (in Antananarivo, Madagaskar), die schottische Staatskirche mit 3 (in Blantyre und Malan), die engl. Presbyterianer mit 1 (in Marokko), auch die seit einigen Jahren ins Leben getretene englische Mission für Kabylien mit einigen Arbeitern an dem kleinen Missions-Hospital (und demnächst auch Apotheke) in Tanger [1]) u. s. w. Auch in Kairo befindet sich in Verbindung mit den Missionsschulen der bekannten Miss Whately eine ärztliche Mission, in deren Dienst ein Dr. Azury steht.

Von sonstigen Ländern sind nur noch Mikronesien, wo der American Board und der Hawaiian Board je einen, Neu-Guinea, wo die Londoner Mission einen, die Neu-Hebriden, wo die freischottische Mission auf Futuna, und die Sandwich-Inseln, wo der American Board und die schottische Freikirche einen Missionsarzt haben, hinzuzufügen. —

Über die Entstehung der oben kurz genannten amerikanischen ärztlichen Missions-Gesellschaften liegen uns nur wenige Notizen vor. So alt dort die Aussendung von Ärzten durch einzelne Missionsgesellschaften, so ist doch die Bildung ärztlicher Missionsgesellschaften daselbst erst neueren Datums. Daher sprach man in der amerikanischen Missionsliteratur bis vor ganz kurzem nie von ärztlichen Missionen, nur von ärztlichen Missionaren. — Die jetzt 6 Jahre alte New-Yorker Medical Miss. Soc., die sich seit dem letzten Sommer International M. M. S. nennt und unter der medizinischen Leitung von Dr. Dowkontt steht, begann im Juni 1881 mit einer Missionsapotheke für allerlei Verkommene

---

[1]) S. Med. Miss. Record Sept. 1887 S. 129. — The Christian 9. Dezb. 1887 S. 10. —

und Verwahrloste, und hatte im Mai 1887 deren 7 (6 in New-York u. eine in Brooklyn) und dazu seit Mai 1885 ein missionsärztliches Bildungsinstitut mit zuletzt 12 Studenten. Ihre letzte Jahreseinnahme war 22 bis 23 000 M.[1]). Im Lauf des Sommers stieg die Zahl der sich meldenden Studenten so, daß nicht weniger als 40 (30 männliche und 10 weibliche) zum Eintritt im September erwartet wurden und für die weiblichen Zöglinge ein zweites Haus genommen werden mußte. Es hängt dies mit der wachsenden Begeisterung für Mission zusammen, die sich seit etwa zwei Jahren der akademischen Jugend der Vereinigten Staaten bemächtigte[2]).

Auch hier werden die Studenten, wie in Edinburg und London, medizinisch und theologisch zugleich im Institut ausgebildet und beschäftigt. Von Anfang an hatte die Gesellschaft auch eine Wirksamkeit in der äußern Mission neben der in der innern ins Auge gefaßt, und seit 1884, wo ihre ersten zwei med.-Kandidaten nach Afrika abgingen, von Zeit zu Zeit ihre ausgebildeten jungen Ärzte (bis jetzt 20) auch an Missionsgesellschaften abgegeben. Seitdem sie den Titel „international“ annahm, haben sich die andern missionsärztlichen Gesellschaften Amerikas, wie die in Kanada, die o. g. in Chicago, auch die ärztliche Mission in Philadelphia ihr teils bereits affiliiert, teils Verhandlungen zu diesem Zweck eingeleitet. Nach ihrem jetzigen erweiterten Statut will sie nicht bloß „ärztliche Missionen in den größeren Städten der Vereinigten Staaten, Kanadas u. s. f. gründen, um durch dies Mittel die sonst unzugänglichen Klassen mit dem Evangelium zu erreichen“, in ihrem Institut männlichen und weiblichen Studierenden und Krankenpflegerinnen in o. g. Weise medizinischen und religiösen Unterricht für ihren nachherigen Eintritt in den Dienst evangelischer Missionsgesellschaften, dabei auch pekuniäre Unterstützung gewähren, sondern auch — und dies entspricht einem längst gefühlten Bedürfnis — „einen beschränkten einjährigen medizinischen Unterricht für Missionare beiderlei Geschlechts und theologische Missionskandidaten einrichten“, endlich

---

[1]) S. Med. Miss. Record Mai 1887 S. 8 ff., und besonders den die Einrichtung dieser Gesellschaft näher beschreibenden Traktat Healing the Sick and preaching the Gospel, New-York 1887. Natürlich besteht auch diese Gesellschaft aus Mitgliedern verschiedener evangel. Denominationen.

[2]) Medical Miss. Record Aug. 1887 S. 92. The Christian 12. Mai 1887; nach letzterem sollen von den vielen Hunderten von Studenten und Studentinnen an den verschiedenen Colleges, die sich in den letzten 2 Jahren zum Missionsdienst bereit erklärten (1400 männliche und 400 weibliche), 450 entschlossen sein, ein vollständiges und ebenso 450 ein teilweises medizinisches Studium vorher durchzumachen.

auch „Missionsärzte direkt von seiten der Gesellschaft als Pioniere in das Missionsfeld senden [1]).

Von Chicago sei neben der genannten missionsärztlichen Gesellschaft noch erwähnt, daß die baptistische Bildungsanstalt für Missionsarbeiterinnen daselbst neben dem theologischen auch ein medizinisches Departement hat, in welchem männliche und weibliche Doktoren der Medizin unterrichten. Es werden darin Damen für alle Zweige des innern und äußern Missionsdienstes gegen mäßige Vergütung (100 Dollars jährlich) herangebildet. Der Zudrang scheint neustens so groß zu werden, daß ein eigenes größeres Gebäude wohl demnächst erworben werden muß [2]).

Nahezu alle amerikanischen Missionsgesellschaften senden heute auch Ärzte aus, darunter manche zugleich als ordinierte Geistliche, aber auch die übrigen mit der Verpflichtung, ihre ganze ärztliche Praxis der Verbreitung des Evangeliums dienstbar zu machen. So hat z. B. der American Board C. F. M. heute 11 ordinierte und 12 nicht ordinierte Missionsärzte in seinem Dienst. Bisweilen geht einer mehr als Prediger denn als Arzt aus, sieht aber in kurzem seine Zeit für ärztliche Dienstleistungen fast völlig in Anspruch genommen. So Rev. Dr. Chester, der 1858 in die Madura-Mission des American Board C. F. M. eintrat und bald darauf berichten konnte: „in 11 Tagen kamen nahezu 500 Patienten; bisweilen 70 an einem Tag, so daß ich meine Zeit sehr systematisch einteilen muß“ [3]). Manche dieser Missionsgesellschaften können heute schon auf eine Reihe in der Missionsgeschichte Asiens berühmt gewordener Namen von Ärzten zurückblicken. So der American Board auf den geheiligten Eifer eines Dr. Scudder oder des o. g. Dr. Parker in China; auf den 1880 verstorbenen Dr. Osgood in Fuchau, der am dortigen Missionshospital in 9 Jahren 51 838 Kranke behandelte, und bei dessen Tod tausende von Heiden eine laute Wehklage erhoben; auf Dr. Grant, der durch seine ärztliche Praxis 20 mal mehr Gelegenheit zum Verkehr mit Mohammedanern fand als sein geistlicher Kollege, und dessen Andenken heute noch eine Macht ist unter den armen Nestorianern und wilden Kurden, für die er sein Leben aufopferte; auf seinen würdigen Nachfolger Dr. Wright, von dem ein intelligenter Nestorianer sagte: „sein Einfluß ist der eines Fürsten“; auf Dr. H. A. West in Sivas (Kleinasien), der durch seine einfache Behandlungsweise die Eingebornen von dem Schrecken der

---

1) Healing the Sick S. 3—8.

2) Med. Miss. Record Sept. 1887 S. 128.

3) S. den Traktat des American Board „Missionary Physicians“ 1882 S. 4.

Masern befreite, die dort ebenso verderblich und gefürchtet waren wie die Pocken; der eine Schar eingeborner Ärzte von großer Tüchtigkeit erzog, so daß einmal bei ihrer Prüfung an einer staatlichen medizinischen Hochschule die Examinatoren erklärten, „die türkische Regierung schulde dem Dr. West vielen Dank dafür, daß er so viele junge Männer und so gut zum ärztlichen Beruf heranbilde“, ein Mann, den seine zahllosen chirurgischen Operationen auch in Europa und Amerika zu einer Celebrität machten (allein 150 Steinoperationen u. s. w.), der zahllose blinde Augen öffnete, der durch Dienste, die ihm in Amerika hunderte, ja tausende von Dollars eingetragen hätten, nichts annahm, sondern sich für seine Person mit dem gewöhnlichen Missionssalair begnügte, der, wo er hinkam, von Kranken, Lahmen, Krüppeln umringt wurde, daß die Eingebornen öfters von dem einfachen, anspruchslosen Manne sagten: „er ist wie Jesus“ [1]). — Und so ähnlich auch die presbyterianische und andere Missionsgesellschaften. —

Damit sind wir schon zu den ärztlichen Missionen in den Ländern des Islam übergegangen, in denen ja die amerikanischen Missionsgesellschaften vor andern wirken, die wir daher passend hier anreihen. Auch hier zeigte sich längst das Bedürfnis solcher Missionen als ebenso dringend wie in Ostasien, beides um der leidenden Menschheit wie um der Verbreitung des Evangeliums willen. „In mohammedanischen Ländern, sagt der erfahrene persische Missionar Dr. Bruce, sind Missionsärzte nötiger als sonstwo“. Je fanatischer und unzugänglicher für christliche Unterweisung hier oft die Bevölkerung ist, um so nötiger dies einfache Mittel zur Gewinnung des Vertrauens, das mit der Zeit auch die härtesten Herzen überwindet, daß sie in dem christlichen Missionar einen wahren Freund erkennen. Auch hier dasselbe Bedürfnis weiblicher ärztlicher Hilfe für kranke Frauen. Sind doch die Harems einem männlichen Besucher nicht weniger verschlossen als die Zenanas. Und hier wird das große Hindernis des religiösen Fanatismus einigermaßen durch den Vorteil aufgewogen, daß alle Moslems Christum wenigstens „als den großen Heiler“ anerkennen [2]).

Hier, in türkischen Landen, ward — um gleich mit dem größten zu beginnen — vom American Board 1869 mit Gründung einer protestantischen Universität vorangegangen, nämlich des Syrian Protestant College in Beirut, wozu reiche amerikanische Freunde bedeutende Sum-

---

[1]) Ebendaselbst S. 4—6.

[2]) S. Proceedings der allgemeinen Missionskonferenz in Mildmay S. 332. — Lowe S. 75 ff. —

men gestiftet hatten. Es sollte gegenüber den unwissenden eingebornen Quacksalbern und Betrügern namentlich auch tüchtige Ärzte liefern. Neben Medizin und türkischem Recht erstrecken sich seine Unterrichtsgegenstände bei vierjährigem Kursus vor allem auf Moral und biblische Literatur, arabische Sprache und Literatur, moderne Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, während systematische Theologie den verschiedenen protestantischen Missionen überlassen bleibt[1]). Es ging bald nachher, wie die syrische Mission des American Board überhaupt, in die Verwaltung der amerikanischen Presbyterianermission über. Obschon daraus auch sonstige Ärzte und nicht immer Missionsärzte hervorgehen, so viel wir wissen, so dient es doch als Frucht protestantischer Missionsarbeit auch so nicht wenig zur Hebung des Ansehens derselben, zumal Missionsapotheke und Hospital damit in Verbindung stehen. Sein Präsident ist Dr. Dan. Bliss. 164 Studenten besuchen heute dasselbe, darunter 31 Mediziner.

Dagegen hat der American Board heute noch ein College mit theologischer und medizinischer Abteilung in Aintab. Letztere zieht samt dem Missionshospital Studenten und Patienten von weit her an. Aber die bedeutenden Ausgaben dieses Departements fängt der Board an als schwere Bürde zu fühlen[2]). In seinem west-türkischen Missionsgebiet hat diese Gesellschaft eine ärztliche Mission in Trebisond am schwarzen Meer; in seinem osttürkischen in Van am bekannten Binnensee, woselbst auch die englischen Quäker einen Missionsarzt stationiert haben, sowie in Mardin in Mesopotamien; seit 1881 endlich auch in Samokov, Bulgarien und einigermaßen in Monastir, Mazedonien, wo eine medizinisch wenigstens halb geschulte Missionarin ärztliche Dienste thut. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß zu zwei Stationen, auf denen sich die Mission nachher besonders erfolgreich erwies, Aintab und Urumia, der Grund von Missionsärzten gelegt wurde[3]).

Sonst seien aus den Ländern nördlich und östlich von Syrien noch genannt die ärztlichen Missionen der englischen Quäker in Konstantinopel und Erzerum; die der Judenmission der schottischen Staatskirche in Smyrna

[1]) Näheres s. Anderson, History of the Miss. of the Am. B. C. F. M. to the oriental Churches II. Bd. 1873 S. 385 ff.

[2]) S. Annual Report des Am. B. 1886 S. 41. Es sind hier 3 medizinische Professoren und 2 Assistenten angestellt; Vorsteher ist Dr. Trowbridge; Zahl der Studenten im letzten Jahr 20; Patienten im Hospital behandelt 1900; s. Edinburg Med. Miss. Soc. Rep. 1886 S. 336.

[3]) Missionary Physicians 1882 S. 5.

seit 1882 [1]); namentlich aber in Persien die der amerikanischen Presbyterianer in Urumia, Hamadan, Tabriz und Teheran, wo Dr. Torrence für seine trefflichen Dienste vom Schah mit einem hohen Orden dekoriert wurde und auch die Erlaubnis zur Errichtung eines Hospitals für Kranke ohne Unterschied der Religion oder Nationalität erhielt [2]); sowie die der englischen Church Miss. Soc. in Julfa, der armenischen Vorstadt von Ispahan, wo ein Deutscher, der o. g. Dr. Hörnle, als Missionsarzt neben dem anglikanischen Missionar wirkt, und neustens in Baghdad, welche Station als Etappe zu ihrer persischen Mission vor einigen Jahren eröffnet und seit 1886 auch mit einem Missionsarzt besetzt wurde. Nach dem vorletzten Jahresbericht ist von dieser Gesellschaft auch nach Aden 1886 ein Missionsarzt für Süd-Arabien gesandt worden [3]). — Auch nicht in Verbindung mit Missionsgesellschaften stehende ärztliche Missionen tauchen jetzt da und dort auf, z. B. in Skutari, wo Dr. Alexandrian, der in Edinburg studiert, in London und dann in Konstantinopel sich ein ärztliches Diplom erworben hatte, vor kurzem eine Missionsapotheke eröffnete, zu der nach einigen Wochen hunderte von Armeniern, Juden, Griechen und auch manche Mohammedaner herbeiströmten, die nun alle von ihm und seiner Frau auch mit der heil. Schrift bekannt gemacht werden [4]). — Ein anderer unabhängiger ärztlicher Missionar wird in Adana (Nordostecke des Mittelmeeres) genannt, Dr. Gaidzagian, in dessen nächster Nähe in Tarsus die reformierten Presbyterianer Amerikas eine ärztliche Mission haben [5]).

Stärker als andere türkische Provinzen ist in neuerer und neuster Zeit Syrien und Palästina mit ärztlichen Missionen besetzt worden. Am stärksten, wie natürlich, das schon genannte missionsärztliche Centrum Beirut, wo die amerikanischen Presbyterianer nicht weniger als fünf Professoren und Doktoren der Medizin teils für Unterricht, teils für

---

[1]) Edinb. Med. Miss. Soc. August 1886 S. 324 ff.

[2]) The Missionary Herald (Boston) Sept. 1887 S. 365. Dr. Torrence kurierte den Premierminister von Persien, den seine verschiedenen Ärzte vergebens zu heilen versucht hatten (s. Med. Miss. Record. Mai 1887 S. 9). Obschon er die Ehre abgelehnt hatte, ernannte ihn der Schah zum Großoffizier des persischen Löwen- und Sonnenordens und zum Direktor jenes allgemeinen Hospitals, Med. Miss. Record Aug. 1887 S. 88 und Sept. S. 116.

[3]) S. Report pro 1885—1886 S. 54. — Edinb. Med. Miss. Soc. Mai 1878 S. 203 ff., und Lowe a. a. O. S. 74 ff.

[4]) Edinb. Med. Miss. Soc. Mai 1887 S. 13 ff.

[5]) S. die Liste der Missionsärzte im Med. Miss. Record Sept. 1887 S. 183 ff.

missionsärztliche Praxis stationiert haben, auch von Zeit zu Zeit die Konferenz der syrischen Missionsärzte abgehalten wird. Beginnen wir im Norden, so hat der vom medizinischen Hilfsverein für Syrien (Syrian Medical Aid Association in England) ausgesandte Dr. Thompson in Damaskus, Aleppo, Beirut, dann sogar in Antiochien, einer Hauptburg des bigotten muselmännischen Fanatismus, die Herzen so gewonnen, daß er überall aufs freundlichste aufgenommen, oft sogar auf der Straße von Leuten um Rat gebeten und seine Frau auch in die Harems der Türken eingeladen wurde[1]). — Aus Tripoli berichtet der englische Missionsarzt Dr. Harris (unabhängig? oder in Verbindung mit der presbyterianischen Mission?), daß seine Kliniken von etwa 60 Personen besucht werden, darunter etwa drei Vierteile türkische Frauen, die sogar die Scheu, ihr Antlitz dem ausländischen Doktor zu zeigen, überwinden, ja ihn in ihre Häuser zu weiterer Behandlung einladen. Es sei ein ergreifender Anblick, 50 bis 75 weiß gekleidete, tief verschleierte türkische Frauen der stets der Behandlung vorangehenden Schriftlektion andächtig zuhören zu sehen und das Gebet mit lautem „Amen!“ bekräftigen zu hören[2]).

Im Libanon haben wir die ärztliche Missionsarbeit der Miss Preston Taylor von der Soc. for Prom. fem. Educ. in the East unter den Drusen schon oben erwähnt. In diesem Distrikt wirken auch Dr. Beshara von der englischen Quäker- und der ordinierte Dr. Carsland von der freischottischen Mission[3]). — In Damaskus und Nazareth hat die Edinburger ärztliche Missionsgesellschaft eigene Stationen. Von ersterem Ort berichtet neustens Dr. Mackinnon, daß hier jetzt die ärztliche Mission, trotz aller gegnerischen Versuche ein anerkanntes Institut geworden sei, dessen Wirksamkeit sich rasch ausbreite. Seit 1885 wurde ein größeres central gelegenes Gebäude, das früher der irisch-presbyterianischen Mission als Mädchenschule diente, ihr Mittelpunkt. Täglich hält ein irischer Missionar evangelistische Ansprachen im Wartezimmer. Eine Doktorin Sarah Weintraub, offenbar eine Deutsche, arbeitet hier unter Armen und Reichen verschiedener Religionen, und daneben als Lehrerinnen einige Damen der 1860 gegründeten British Syrian Schools and Bible Mission in Schulen und Harems[4]). — In Nazareth hatte der schon oben genannte Dr.

---

1) S. Lowe S. 71 ff.

2) The Church at Home and Abroad Aug. 1887 und Med. Miss. at home etc. Okt. 1887 S. 10.

3) S. Liste der Missionsärzte a. a. O.

4) Edinb. Med. Miss. Soc. Mai 1887 S. 3 ff.; und die Vierteljahrsschrift British-Syrian Schools and Bible Mission, z. B. Jan. 1886 u. ö. — Leider sind

Vartan je und je von mancher lieblichen Frucht unter seinen Patienten berichten können, z. B. von einem, den sein Priester vor dem Missionsarzt warnte, weil „dessen Worte ihn von der Jungfrau Maria abziehen“, und der ihm erwiderte: „der Doktor sagt mir von Jesus und seinem Heil, und so fühle ich mich öfters besser, schon ehe ich die Arznei nehme; — die heil. Jungfrau aber hat gar nichts dagegen, daß ich die Worte Jesu höre; denn in Kana sagte sie zu den Dienern: was er euch saget, das thut“. In dem dortigen Missionshospital lagen im ersten Jahr 175 Kranke, darunter 116 Mohammedaner, 29 Griechen, 20 röm. Katholiken; und ähnlich verteilten sich auch die 6000 Kranke, die in der Apotheke Hilfe suchten. Durch häufige Besuche in der Umgegend und weiterhin, in Nablus, Jaffa, Ramleh, Jericho, Salt (Ramoth Gilead), Ammon, Gadara erstreckte sich sein Einfluß bald in die weite Ferne. Aber als er nach Ablauf der Mietezeit des bis dahin bewohnten Hauses ein eigenes Haus und Spital zu bauen anfing, und letzteres zu zwei Dritteilen fertig stand, erhielt er 1886 strengen Befehl von der türkischen Regierung, nicht weiter zu bauen, bis er durch einen Firman offizielle Erlaubnis erlangt habe, ja sie suchte ihn aus dem Besitz des Gebäudes, auf das schon 60 000 M. verwandt worden waren, ganz zu verdrängen (!). All das ohne Zweifel im Zusammenhang mit dem feindlichen Vorgehen der Regierung gegen die protestantischen Schulen Syriens und Palästinas. Die Sache schwebt heute noch. Doch geht die ärztliche und evangelistische Arbeit weiter, wenn auch in vermindertem Umfange, da die von auswärts kommenden Kranken nun nicht untergebracht werden können.[1])

Tiberias und den Distrikt des galiläischen Meeres hat die schottische Freikirche seit zwei Jahren mit einer ärztlichen Mission besetzt durch Dr. Torrance. Er arbeitet hier und in der ganzen Umgegend, z. B. in Safed, auch viel unter den Juden, und wird überall von den kranken Armen willkommen geheißen. Die Rabbis in Tiberias belegten ihn, seinen Einfluß fürchtend mit dem Bann (cherem), mußten diesen aber auf das Verlangen eines Volkshaufens, der in der Missionsapotheke Hilfe

---

in den letzten Jahren Dutzende von Schulen in Syrien und Palästina von der Regierung gewaltsam geschlossen worden, darunter welche, die schon über 30 Jahre im Gang gewesen waren, unter dem Vorwand, daß sie keinen Firman haben; s. besonders Der Bote aus Zion, Quartalschrift aus Jerusalem 1887 Nr. 1.

[1]) Med. Miss. at home and abroad Okt. 1878 S. 29; Lowe S. 75 ff., 84 ff.; Edinb. Med. Miss. Soc. Mai 1886 S. 294; Nov. 1886 S. 340 ff. Der Bote aus Zion 1887 Nr. 1 S. 4 ff.

suchen wollte, wieder aufheben; denn vorher durften sie nicht eintreten[1]). — In Safed hat auch die Londoner Judenmission der anglikanischen Kirche einen Missionsarzt stationiert. — Weit älter ist die ärztliche Mission der amerikanischen Presbyterianer in Cesarea, wo seit 1866 Dr. Dodd arbeitet. —

In Jaffa hat das Londoner Mildmay-Institut eine weibliche medizinische Mission. Hier wurde 1886 ein größeres Hospital für Frauen eingeweiht, zu dessen Bau ein Firman von Konstantinopel die Erlaubnis gebracht und das etwa 100 000 M. gekostet hatte. Vor seinem Thore sammeln sich die Patienten von 6 Uhr morgens an, und warten auf seine Öffnung um 9 Uhr. In einem Jahr wurden hier 231 Kranke ins Hospital aufgenommen, darunter 183 Moslems, und 11 176 Personen sonst behandelt. In den Krankensälen wird jeden Abend die heil. Schrift arabisch gelesen, während „die schwarzen Augen der Kranken ringsum sich so aufmerksam auf die Leserin heften, als wollten sie jedes Wort in sich eintrinken", wie der neuste Bericht sagt. Neben Dr. Kaiser Ghoreyib, dem die Oberaufsicht führenden Arzt, wirkt als dessen rechte Hand die Ärztin Miss Bradley, die noch von zwei weiteren englischen Diakonissen als Evangelistinnen für mohammedanische, griechische, maronitische u. a. Frauen, wie auch für spanisch redende Jüdinnen unterstützt wird[2]). — Das benachbarte Ramleh ist unseres Wissens von der englischen Quäkermission mit dem Missionsarzt Dr. Hassenauer besetzt worden.

In Jerusalem ist die Missionsarbeit unter den Juden von jeher besonders erschwert worden durch den bittern Haß der Rabbinen gegen ein lebendiges Christentum, der es oft fast unmöglich machte, den Juden mit religiösen Fragen auch nur nahe zu kommen. Es war daher ein weiser Schritt der Londoner Judenmissionsgesellschaft, daß sie schon vor 50 Jahren mit ihrer dortigen Missionsarbeit auch ein ärztliches Institut und Hospital verband zu unentgeltlicher Pflege der Kranken, um die harten Herzen wenigstens durch Werke barmherziger Liebe etwas zu erweichen. Besonders wirksam wurde dieser Zweig der Mission in unsrem Jahrzehnt seit der Anhäufung von Tausenden jüdischer Flüchtlinge und Auswanderer in Jerusalem, die bei ihrer Mittellosigkeit hier häufig ins größte Elend sanken[3]). Neben Dr. Wheeler von jener Londoner Gesellschaft arbeitet zur Zeit

---

[1]) Edinb. Med. Miss. Soc. Mai 1886 S. 297 ff.; Med. Miss. at home etc. Jan. 1888 S. 55 ff.; Med. Miss. Record Juli 1887 S. 61.

[2]) Medical Miss. at home etc. Jan. 1888 S. 59.

[3]) Lowe S. 70; Edinb. Med. Miss. Soc. Febr. 1885 S. 186 ff.; auch in der Monatsschrift Tidings from Zion, Jerusalem Nov. 1882 bis Okt. 1883.

hier noch Dr. Chaplin von der Jews' Med. Mission. — Sodann sei noch Gaza erwähnt, wo die Londoner Med. Miss. Association und jetzt auch die Church M. S. einen Missionsarzt stationiert haben[1]).

Zum Schluß der mohammedanischen Länder dürfen wir endlich auch den neusten, in seltener Weise verleugnungsvollen ärztlichen Missionsversuch in Arabien von seiten des jungen schottischen Edelmannes John Keith Falconer nicht übergehen. Dieser treffliche, auch in Deutschland nicht unbekannte Orientalist, Sohn von Lord Kintore, zog in Verbindung mit der freischottischen Mission 1885 nach Aden und legte auf eigene Kosten einige Stunden von der Stadt die Missionsstation Scheich Othman an. Nach England zurückgekehrt und zum Professor des Arabischen in Cambridge ernannt, war er hier nur kurze Zeit thätig, und ging 1886 mit einem Missionsarzt nach Aden zurück, errichtete dort ein kleines Spital nebst Freiapotheke, predigte Kranken und Gesunden das Evangelium, verteilte Bibeln und Traktate, und wollte eben mit einem der größten Beduinenstämme durch ganz Arabien reisen, als der Tod ihn ereilte im Mai 1887. Er hatte seine angesehene akademische Stellung, seine Gelehrsamkeit in orientalischen Sprachen, seinen Rang in der Gesellschaft, seine reichen Mittel, den hellen Morgen seines ehelichen Lebens (seit 1884 mit der Tochter eines reichen Londoner Bankiers), wie seine wohlgeübte physische Kraft dem Dienst des Herrn hingegeben.[2]) — Die ärztliche Mission der Church M. S. in Aden ist schon o. genannt worden.

Doch etwas gar zu bescheiden nehmen sich neben dieser raschen und bereits ökumenischen Ausbreitung britischer und amerikanischer ärztlicher Missionen die 3 bis 4 Missionsärzte aus, die unsre deutschen Missionsgesellschaften heute in ihrem Dienst stehen haben. Indessen repräsentieren sie glücklicherweise doch nicht die ganze medizinische Missionsarbeit, die heute von Deutschen verrichtet wird. Einzelne deutsche ärztliche Kräfte in auswärtigem Missionsdienst sind uns bereits begegnet. Als besonders tröstlich bei diesem beschämenden Vergleich tritt uns aber die Arbeit der Kaiserswerther Diakonissen im Orient vor Augen, ohne welche die missionsärztliche Umschau in mohammedanischen Ländern doch gewiß nicht vollständig wäre. Sind es auch keine akademisch gebildete Doktorinnen, so sind es doch geschulte Krankenpflegerinnen an Hospitälern und Diakonissen-Lehrhäusern, die neben den Lehrschwestern in Schulen und Waisenhäusern der evangelischen Mission ungemein wichtige Pionierdienste leisten,

---

[1]) S. Jahresbericht der Ch. M. S. 1883—1886 S. 59.

[2]) S. über ihn Einiges im Calwer Missionsblatt, Sept. 1887 S. 65 ff. und Broomhall, The evangelisation of the World, 15. Ausg. S. 172 ff.

und deren stille Arbeit von Christen und Mohammedanern auch immer mehr anerkannt wird, zumal sie meist älter ist als die englischer Ärztinnen. In Alexandrien, wo ihre Arbeit 1857 begann, haben sie ein Hospital mit 11 Diakonissen, die täglich 60—70, jährlich 1100—1200 Kranke pflegen, während über 2960 Klinikbesucher im Jahr sonstige Hilfe und Rat suchen. Denn seit 1878 ist ein besonderes Klinikgebäude mit Apotheke, je einem Saal für Europäer und Araber, einem Arzt- und Operationszimmer erbaut, wodurch sich die poliklinische Arbeit sehr erweiterte. Viel kleiner ist das 1884 vom jetzigen Leiter der Kaiserswerther Anstalten, Pastor Disselhoff eingeweihte Diakonissenhospital Victoria in Kairo, die jüngste außerdeutsche Tochteranstalt von Kaiserswerth, mit 5 Schwestern, täglich etwa 15 Kranken im Hause und 50—60 Klinikbesuchern. Ein Jungfrauen-Verein der Schwestern sammelt alleinstehende deutsche und arabische Mädchen des Sonntags in ihren Freistunden zur Bewahrung in der großen, gefährlichen Stadt[1]).

Das älteste Arbeitsfeld der Schwestern im Orient ist Jerusalem, wo sie 1851 auf dem Berge Zion nahe der englisch-protestantischen Kirche ein Hospital „für Kranke aller Religionen und Konfessionen" eröffneten unter der Leitung Fliedners, das, allmählich vergrößert, heute jährlich über 450 Kranke aufnimmt, während über 8200 Leidende (täglich 30—40) die Klinik besuchen. Vier Schwestern (einschl. der Apothekerschwester) stehen an demselben. Die anfängliche Scheu der Mohammedaner vor dem „Hundehaus" war bald überwunden; 1862 waren unter den im Hause krank Liegenden schon 178 Mohammedaner, 1863: 278, 1864 gar 312. Auch heute noch sind unter den etwa 30 täglich zu pflegenden Kranken über ⅓ Mohammedaner. Auch sie „lauschen gern auf die Botschaft von der Versöhnung", wie denn auch manchen christlichen Kranken hier ein helleres Licht über den wahren Kern unseres Glaubens aufgeht. Auf die Erzählung eines Reisenden von den deutschen Siegen antwortete ein früherer mohammedanischer Pflegling des Hospitals: „uns haben die preußischen Schwestern besiegt!" — Ein eigener Hausarzt (jetzt Dr. Hoffmann) ist seit 1867 angestellt. Vorher hatten Ärzte der englischen Judenmission das Spital, das auch der Johanniterorden etwas unterstützt, unentgeltlich bedient. — Bei der völligen Geistesstumpfheit und erniedrigenden Sklaverei, in der die weibliche Bevölkerung gefangen lag, war es von Anfang an auch auf Erziehung arabischer Mädchen abgesehen, die mit einem von den Schwestern losgekauften mohammedanischen Sklavenmädchen begann. Aus dieser Arbeit

[1]) Vgl. hiezu und zum Folgenden Disselhoff, Denkschrift zur (50jährigen Jubelfeier des Diakonissen-Mutterhauses 1886 S. 52 ff., 117 ff., 133 ff.

ging das stattliche Mädchen-Erziehungshaus Talithakumi hervor, das 1868 auf der Gottfriedshöhe bei Jerusalem eingeweiht werden konnte, an dem heute 7 Diakonissen unter 112 Kindern arbeiten. Viele von den Mädchen wurden zu Lehrerinnen ausgebildet, die jetzt an arabischen Mädchenschulen in Palästina, Syrien und Ägypten stehen; manche auch zu Probeschwestern und Diakonissen. Auch hier zeigt sich das in steigendem Grad gespannte Verhältnis, in das sich seit zwei Jahren die türkische Regierung plötzlich der christlich-evangelischen Missionsarbeit gegenüber setzt: alle mohammedanischen Kinder wurden in den letzten Jahren von ihren Angehörigen aus Furcht vor dem Zorn höher gestellter Türken den Diakonissen in Jerusalem entzogen [1]).

Auch in Beirut sind Kaiserswerther Schwestern in mannigfacher Weise thätig. Das gräßliche Blutbad von seiten der Drusen des Libanon unter den Maroniten und Griechen 1860 veranlaßte in demselben Jahr die Errichtung eines Waisenhauses unter Anleitung von P. Disselhoff, woraus dann das erweiterte Kindererziehungshaus Zoar wurde, heute mit etwa 130 Kindern und 8 Lehrschwestern. Dazu seit 1862 das Pensionat und die höhere Mädchenschule für Kinder aus wohlhabenden Häusern, heute mit 120 Schülerinnen (30 internen) gleichfalls unter 8 Schwestern, und das einige Stunden von Beirut entfernte Erholungshaus in Areya im Libanon für die in der großen Hitze ermatteten Schwestern mit einer Diakonissin als Hausmutter und einer kleinen Mädchenschule. Hier in Beirut hat der deutsche Johanniterorden ein Hospital seit 1867, das gleichfalls von Kaiserswerther Diakonissen (5) bedient wird und jährlich gegen 600 Kranken Pflege gibt, während in der Klinik über 7000 weitere im Jahr Hilfe begehren [2]).

Ganz ähnlich ist die Thätigkeit der Schwestern auch in Smyrna, hier aber ausschließlich Lehrthätigkeit in einer höheren Mädchenschule für bemitteltere Kinder seit 1853 (jetzt etwa 170 Schülerinnen mit 11 Lehrerinnen und Lehrern), und in einem Mädchenwaisenhaus seit 1866 mit 25 Waisen. Dazu der Erholungsort in Karatasch am Meer. — Dagegen ist die Wirksamkeit der 9 Diakonissen am deutschen Hospital in Konstantinopel (Eigentum der deutschen Reichsregierung) nur Krankenpflege an durchschnittlich täglich 86 Kranken, Deutschen, Griechen, Armeniern, Türken, Persern u. s. w. [3]) —

Auch der Ärmsten der Armen und Kränksten der Kranken, der Aussätzigen

[1]) Disselhoff a. a. O. S. 106 ff.

[2]) Ebendaselbst S. 122 ff.

[3]) Ebendaselbst S. 113 ff., 192 ff.

Palästinas, hat sich deutsche Liebe neuerdings erbarmt, durch das vor 20 Jahren von der Gräfin von Keffenbrinck gegründete Aussätzigen-Asyl in Jerusalem, das von der Brüdergemeinde verwaltet und bedient wird, dessen Hausgeistlicher der jeweilige deutsche evangelische Pastor in Jerusalem und dessen Hausarzt der o. g. Dr. Chaplin von der englischen Judenmission ist. Der 1886 eingeweihte stattliche Neubau, nicht sehr weit von der Templerkolonie gelegen, mit Raum für etwa 30 Kranke, war im letzten Jahr von 24 Kranken (vorwiegend Männern) bewohnt. Ein arabischer Evangelist hält hier wöchentlich zweimal Bibelstunde, der die Kranken gern beiwohnen. Das Wort Gottes, sagt der neuste Bericht[1]), wird ihnen oft ein großer Trost; es sei etwas Ergreifendes, einen Aussätzigen mit seiner klanglosen, hohlen und heisern Stimme die Worte des Psalmisten beten zu hören: „aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir". Aussätzige Kinder, solang sie noch Finger haben, lernen noch lesen und schreiben. Die treuen Hauseltern (Tappe und jetzt Fr. Müller) bewähren auch hier im Orient auf überraschende Weise die berühmte Reinlichkeit der Herrnhuter. —

Wir übergehen die Thätigkeit der Kaiserswerther Schwestern in außerdeutschen christlichen Ländern, in Bukarest, Pest, Florenz, Rom. Lassen wir sie und ebenso die Dutzende von Lehrerinnen in den genannten Waisen- und Erziehungshäusern weg, so bleiben immer noch 34 Schwestern allein aus Kaiserswerth, die sich im Orient nur mit christlicher Krankenpflege befassen. Eine schöne Zahl! Wie viel Lebenssämlein mögen täglich von ihnen wie von den Lehrschwestern ausgestreut werden! Aber eigentliche Missionsärzte, die nicht bloß heilen, sondern zugleich auch evangelisieren sollen, sind unseres Wissens nicht in Verbindung mit jenen Anstalten. Die geistliche Einwirkung bleibt den Schwestern überlassen und ist oft eine mehr nur indirekte. —

Die Zahl der eigentlichen Missionsärzte im Dienst deutscher evangelischer Missionsgesellschaften ist daher für heute noch beschämend klein. Im Dienst des Berliner Hauptvereins für China wirkte seit 1855 eine Zeit lang Dr. med. Göcking auf Hongkong während der Kriegsjahre und dann auf verschiedenen Stationen im Inland, wo er durch seine hingebungsvolle Liebe in vieler Herzen tiefe Eindrücke zurückließ, aber, so viel uns bekannt, mehr als Evangelist denn als Arzt thätig war. — Der Knak'sche Frauenverein für China in Berlin verrichtet durch sein Findelhaus Bethesda auf Hongkong (Näheres s. Allg. Miss.-Ztsch. 1886 Dez. S. 529 ff.)

[1]) S. den Auszug in G. Fliedners „Armen- und Krankenfreund" Okt. 1887 S. 144 ff. und „Berichte über das Aussätzigenasyl zu Jerusalem" seit 1877. — Auch Notizen in The Christian 16. Sept. 1887 S. 14.

manche an ärztliche Mission angrenzende Arbeit seit 1852 an den armen ausgesetzten Kindern, die nicht bloß leiblich gepflegt, sondern zugleich christlich erzogen werden; einen eigenen Missionsarzt hat er aber nicht im Dienst. Dagegen hat die Brüdergemeinde jetzt in ihren West-Himalayamissionen in Leh, der Hauptstadt von Ladak, wo sie 1886 auch eine Kirche zu bauen anfing, einen eigenen Missionsarzt Karl Marx, der in Edinburg Medizin studierte und nach glücklich überstandenem Doktorexamen im September 1886 dahin abging [1]).

Noch ein wenig mehr läßt sich von der Baseler Missionsgesellschaft berichten. Als Schreiber dieses 1879 bei der allgemeinen Allianzversammlung in Basel in seiner Überschau über den gegenwärtigen Stand der evangelischen Heidenmission das Fehlen der Missionsärzte in Deutschland beklagte [2]), gingen diese Worte einem anwesenden Missionsfreund so zu Herzen, daß er der Baseler Gesellschaft eine sehr ansehnliche Summe zur Gründung einer ärztlichen Mission zur Verfügung stellte. Dadurch konnte die Sache in Angriff genommen werden zunächst für Afrika, wo seit lange durch die rasche Häufung der Todesfälle unter den Missionaren eine ärztliche Mission zum dringendsten Bedürfnis geworden war. Noch ein anderer Freund schenkte eine bedeutende Summe zum Zweck einer medizinischen Erforschung der Sanitätsverhältnisse auf den Baseler Stationen der Goldküste und der wichtigsten dortigen Klimakrankheiten. Diese Untersuchungsreise ward dann 1882—1884 von dem jungen Baseler Arzt, Dr. E. Mähly ausgeführt [3]), der mit dem leider in Afrika verstorbenen Inspektor Prätorius ausgezogen war, und dann in die Heimat zurückgekehrt seine Beobachtungen veröffentlichte. 1885 ward med. Dr. Fisch ausgesandt, der bis 1887 in Aburi stand, wo während dieser Zeit ein Sanitorium für die Baseler Missionare gebaut wurde, und dann, kaum dem Tod entronnen, 1887 heimkehrte. Im Herbst dieses Jahres ersetzte ihn in Aburi Dr. Eckhardt. Wenn Dr. Fisch, wie geplant ist, nach Afrika zurückgekehrt sein wird, so soll ein Arzt in Aburi und einer wahrscheinlich in Odumase stationiert werden [4]).

---

[1]) S. die Jahresberichte 1883 S. 23; das Flugblatt „An unsere Missionsfreunde in den Rheinlanden" u. s. w. 1887 u. a. — Evangelisches Missionsmagazin 1884 S. 64.

[2]) S. Christlieb, Der gegenwärtige Stand der evangel. Heidenmission, Allgem. Missions-Zeitschrift 1879 Nov. 512 ff. und Separatabdruck 4. Ausgabe S. 50 ff.

[3]) S. Evangel. Missionsmagazin 1885 S. 396 ff.; 445 ff.

[4]) Ebendaselbst 1886 S. 129 ff., auch in der „Deutschen Kolonialzeitung" und sonst. — Baseler Jahresbericht 1887 S. 17. — Dazu gef. Privatmitteilungen von seiten des Baseler Missionssekretärs.

Ärztliche Mission unter den Eingebornen hat daher auch hier kaum erst begonnen. Denn diese Ärzte sind in erster Linie um der europäischen Missionare willen da[1]). — Anders in Indien, wo seit Anfang 1887 in Kalikut (Malabar) ein Baseler Missionsarzt, Liebendörfer, wirkt, wovon schon zu Anfang ein Beispiel erwähnt wurde. Dieser treibt wirklich zugleich Mission unter den Eingeborenen neben der Bedienung der europäischen Missionsleute in Krankheitsfällen. Nach dem letzten Jahresbericht hatte er im Jan. 640, im Febr. 950, im März 1332 Konsultationen. Jetzt kommen täglich 50—80 Personen zu ihm ins Missionshaus; außerdem „hat er noch viele Patienten in der Stadt, wo ihm die Häuser aller Klassen und Kasten offen stehen". Ein Hospital hat er bis jetzt nicht; es sind viele Regierungsspitäler in der Provinz. Aber das Bedürfnis weiterer Missionsärzte für die deutschen Missionsstationen Indiens ist bereits fühlbar[2]). Desgleichen für die Stationen der Baseler Mission in China[3]). Es wird auch von den Leitern dieser wie anderer deutscher Missionsgesellschaften längst anerkannt. So ist gegenwärtig auch die Barmer Mission in Verhandlung mit einem jungen Arzt, der sich für die Mission meldete, behufs seiner Aussendung als Missionsarzt nach China[4]). Die Hauptfrage ist nur noch die: woher in Deutschland Ärzte mit wahrhaft christlichem Missionssinn bekommen?

Und mit dieser Frage stehen wir vor dem tiefsten Grund unseres ganz unverhältnismäßigen Zurückbleibens in diesem Zweig der Missionsthätigkeit, den ich schon bei jener Versammlung in Basel andeutete. Er liegt in der fast durchgängigen Herrschaft eines naturalistischen, offenbarungsfeindlichen Geistes innerhalb unserer medizinischen Fakultäten, beides unter Docenten und Studenten, dem sehr häufig schon auf den Gymnasien direkt und indirekt vorgearbeitet wird. Besonders in Schottland, aber auch in Amerika und England wird der christliche Missionssinn unter jungen Medizinern, wie wir schon oben erkannten, von nicht wenigen auch ihrer bedeutendsten Lehrer genährt. Bei uns hat ein etwa aus christlicher Familie stammender Mediziner die allergrößte Mühe, während der Univer-

[1]) Jahresbericht 1885 S. 12.

[2]) Jahresbericht 1887 S. 53 ff., Heidenbote Dez. 1887 S. 93 ff.

[3]) Vergl. die o. g. lesenswerte Abhandlung von O. Schultze „Die ärztliche Mission in China" Evangel. Missionsmagazin 1884 S. 28 ff., die mit der Frage schließt: Wo bleiben unsre deutschen Missionsgesellschaften?

[4]) Vergl. die Mitteilungen an die Hilfsvereine vom Novbr. 1887. D. Verf. Ist leider neuerlich wieder ungewiß geworden. D. H.

sitätszeit auch nur seine christlichen Anschauungen einigermaßen aufrecht zu halten. Gedanken an Eintritt in die Mission aber fänden in seiner Umgebung fast nirgends Verständnis, sondern weckten nur den Spott. Wer kümmert sich denn in diesen Kreisen um Ausbreitung des Reiches Gottes, das für sie fast ohne Ausnahme ein toter Begriff ist? Wer schenkt unter ihnen der Missionsliteratur auch nur einen Blick, als höchstens um ihr eine naturwissenschaftliche Notiz zu entnehmen? — Daß es übrigens auch heute noch nicht schlechthin unmöglich ist, missionswillige christliche Mediziner in Deutschland zu finden, das zeigen doch einzelne medizinische Mitglieder unsrer studentischen Missionsvereine da und dort. Wir rufen daher unsern Missionsgesellschaften, wenn sie um der Missionare, wie um der Eingeborenen willen endlich etwas mehr Missionsärzte anstellen wollen, trotz aller erschwerenden Umstände getrost zu: suchet, so werdet ihr finden! —

So viel über die bisherige Entwicklung und Verbreitung der ärztlichen Missionen und ihrer Hilfsanstalten in unserer evangelischen Mission. Wenn, abgesehen von den ärztlichen Missionen in christlichen Landen, in Afrika und Madagaskar heute 37, in China, Formosa und Korea etwa 86—88, in Indien und Burma mindestens 76, in Siam 3, in Japan 14, in der Südsee 6, in mohammedanischen Ländern etwa 40 protestantische geprüfte Ärzte und Ärztinnen, dazu besonders in der Türkei, Indien und China Dutzende von medizinisch wenigstens halb gebildeten Diakonissen und Krankenpflegerinnen auf diesem Felde thätig sind, so durften wir mit Recht die Zweige dieses Gewächses bereits weltumspannend nennen. Wir sind nun besser in der Lage, in einem zweiten Artikel uns über das Bedürfnis und den Wert, die Methode und bisherigen Erfolge der ärztlichen Missionspraxis noch in Kürze ein Urteil zu bilden.

(Schluß folgt.)

Die evangelischen Missionsschiffe.

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte

von Pastor E. Wallroth in Ahrensboek (Fürstentum Lübeck).

(Fortsetzung.)

Von der Südspitze der neuen Welt gehts nun in die bunte Inselflur der neusten Welt nach

2. Oceanien.

Hierhin sandte die Londoner Missionsgesellschaft am 10. Aug. 1796 ihr erstes Missionsschiff den „Duff“ ab mit 30 Sendboten unter

der purpurfarbenen Flagge mit dem Sinnbild der Tauben.[1]) Die Kosten betrugen über 100500 M., aber schon auf der zweiten Fahrt wurde es von den Franzosen gekapert.[2]) Das zweite Missionsschiff erwarb sich trotz aller Hindernisse 1821 John Williams, der Apostel der Südsee und nannte es „Endeavour" (Bestrebung), wozu die Eingeborenen Te Matamua sagten, um hiemit die Herveyinseln zu besuchen.[3]) Weil aber ängstliche Kaufleute und Kolonialbeamte fürchteten, Williams könne auf diesem Fahrzeug Handel treiben, welcher Sydney schade, mußte er es wieder verkaufen. Der Wunsch nach einem eigenen Schiff blieb in seiner Seele lebendig, ja er hats selbst gebaut! „Obwohl ich", sagte er, „vom Schiffsbau wenig verstand, dazu nur über mangelhafte Werkzeuge und völlig unerfahrene eingeborne Arbeiter verfügen konnte, gelang es mir dennoch, in einem Zeitraum von fünfzehn Wochen ein 60 F. langes und 18 F. breites Schiff fertig zu stellen." In England wollte man dies nicht glauben. Er nannte sein selbst gezimmertes Fahrzeug: „Messenger of Peace" (Friedensbote) und es erwies sich als vollkommen zweckentsprechend,[4]) wenn auch nicht für größere gefahrvolle Seereisen geeignet. Nach England zurückgekehrt, konnte er ein neues Schiff, die stark gebaute „Camden", mitbringen, unter Führung des auf wunderbare Weise[5]) erhaltenen Kapitäns Mogan, eines Gebetsmannes. Die Kaufsumme von 32000 M., wozu noch 20000 M. Herstellungsgelder kamen, floßen rasch zusammen. Am 11. April 1838 verließ die Camden London und schon im November 1839 brachte sie von Eromanga nach Neu-Süd-Wales die traurige Nachricht: „J. Williams ist ermordet." —

Aber in dem Missionsschiff „John Williams" lebt sein teures Andenken weiter; es ist das wichtige Mittel zur Bekehrung der Polynesier geworden, der würdige Träger jenes unvergeßlichen Namens. Nämlich schon 1843 war die „Camden" untauglich und zu klein geworden; die Londoner Missionsgesellschaft erließ sodann einen Aufruf an die Jugend Englands, wies auf die Notwendigkeit eines Missionsschiffes hin, um die vielen auf den Inseln wohnenden Missionare versorgen zu können, betonte den notwendigen Tauschhandel u. s. w. Wirklich waren schon nach drei

[1]) Diese Abfahrt, bei welcher es einem alten Missionsfreund zu sehr „menschelte", ist beschrieben Baseler M.-Mag. 1859, 481 f. Burk.-Grundemann kl. M.-B. IV, 2, 60; Griffin: Jac. Wilson, Nürnberg 1835. S. 112.

[2]) Baseler M.-Mag. 1859, 511.

[3]) Burkh.-Grundemann kl. M.-B. IV, 2, 177 f.

[4]) Westhoff: J. Williams. Aus d. Holländischen. Barmen. 1882 S. 25; ausführlicher im Baseler M.-Mag. 1838, 65—68. —

[5]) Näheres a. a. O. 1862, 153 ff. und 295.



Monaten, im April 1844 über 120 000 M. beisammen, so daß am 5. Juli 1844 die Barke „John Williams“ nach den Samoa-Inseln abfuhr, um seitdem alljährlich zwischen England, Australien und den Südseeinseln die Missionsfahrten zu machen, bis sie 1864 bei Pukapuka oder Danger Eiland auf einem Riff scheiterte; doch wurden die Schiffbrüchigen von den Eingebornen freundlich aufgenommen.[1]) — Das neue Schiff gleichen Namens, zu dessen Kosten die Herveyinsel Mangaia allein 1600 Mark beisteuerte, strandete am 8. Januar 1867 bei Niue oder Wildeninsel (Savage I.) von einer Meeresströmung auf das Riff getrieben.[2]) — Jetzt ist „John William III“, eine Barke, im Dienst, welche nicht wie ihre Vorgänger von England aus, sondern von Sydney die Rundfahrt macht und, wie es die Erfahrung verlangte, auf Dampf- und Segelkraft eingerichtet ist; zur Unterhaltung liefert allein die Wildeninsel 600 M.[3]) Dies Schiff ersetzt den zerstreut wohnenden Missionaren Markt, Post, Krankenhaus und vermittelt die Einsammlung und Beförderung der Kirchengaben u. s. w.[4]) Diese Mission ist ohne Schiff undenkbar und die mit goldenen Buchstaben auf blauen Grund geschriebenen Worte an den Seiten des Schiffes „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“[5]) sind keine Redensart, sondern schönstes Zeugnis fürs Fahrzeug und seine Bestimmung.

Derselben Londoner Missionsgesellschaft dienen für ihre segensreiche Arbeit an der Südostküste Neu-Guineas verschiedene Schiffe.[6]) Es ist vorerst der „Ellengowan“, ein früherer schwedischer Flußdampfer, zweimastig, fast 100 Fuß lang, 86 Tonnen groß, ein Geschenk des Fräulein Baxter aus Dundee in Schottland. Er kostete 63 000 M., konnte acht Knoten in der Stunde machen, hatte eine Bemannung von 11 Personen, mußte aber später in Sydney umgebaut werden.[7]) Im Jahre 1881 schenkte dieselbe Wohlthäterin einen neuen zweimastigen Schoner von 50 Tonnen Jachtmaß, 60 F. lang, 14 breit, 7½ tief; dieser neue „Ellengowan“, so wiederum nach dem Landgut

---

[1]) Burk.-Grundemann IV, 2, 98. 188. 195.

[2]) Baseler M.-Mag. 1862, 290. 1867, 494.

[3]) Burkh.-Grundemann kl. M.-B. IV, 2, 201.

[4]) Vgl. die anschauliche Schilderung (z. B. für Missionsstunden passend) der Landung eines Missionsschiffes in: Gesch. u. Bild a. d. Miss. Halle. 1883. Nr. 3 S. 11 und von demselben Verfasser in Burkh.-Grundemanns kl. Miss.-Bibl. IV, 2, 196.

[5]) London Chronicle 1882, 218. Ein Bild im Baseler M.-Mag. 1884, 481.

[6]) Vgl. Allg. M.-Ztsch. 1885, 374. 380. 433 f.

[7]) London Chronicle 1874, 262. 1876, 55. 1880, 1—5 mit Bild. 1881, 175. 1882, 91. 1884, 35 mit Bild. —

jener Dame genannt, lief am 2. Juni 1881 in London von den Helgen und kam am 4. Februar 1882 in Sydney an. Diesem wurde als Packboot die „Mayri oder Mary", ein Fahrzeug von 7 Tonnen, beigegeben, welches anfang Februar 1883 in einer stürmischen Regennacht in der gefährlichen, riffreichen Torresstraße nahe der Darnleyinsel scheiterte; doch konnten die zehn Evangelisten sich retten. Unter der Leitung des unermüdlichen Mac Farlane wurde von den eingebornen Missionszöglingen auf Murray-Eiland eine neue Schaluppe gebaut, zu welcher nur die Metallteile, Segel und Anker aus England kamen. Am 14. Mai 1885 wurde dieses 45 F. lange, 12 F. breite und 6 F. tiefgehende Schiff vom Stapel gelassen und erhielt wieder den Namen der unbekannten englischen Wohlthäterin „Mary."[1]) Außerdem gibts noch die Boote „Venture" (Wagnis) 33 F. lang und das kleine Hilfsboot „Hope" (Hoffnung).[2])

Der Missionar, welcher auf den Inseln der Torresstraße und auf Neu-Guinea arbeiten soll, ruft mit Recht aus: „Wie soll ich arbeiten ohne Boot, wirken ohne Schiff?" Port Moresby, der Flyfluß, Stacey Eiland geben nebst der Milne Bai Antwort. Der treue Missionar Chalmers erhielt noch außerdem von einem Herrn in Australien die gedeckte zehntonnige Jacht „Blessing", ja, sie wurde ihm und vielen Eingebornen ein Segen.[3])

Als Marsden, der unermüdliche Kaplan der Verbrecherkolonie in Neu-Süd-Wales, 1807 in England die kirchliche Missionsgesellschaft aufrief und zu einer Mission auf Neu-Seeland bewogen hatte, ruhte er nicht eher, bis er auf eigene Kosten die zweimastige Brigg „Aktive" für 10000 M. gekauft und sie 1814 mit Sendboten nach der langgestreckten Doppelinsel abgeschickt hatte;[4]) bald folgte er selbst. Dies Schiff sollte auch die Missionare auf Tahiti und anderen Südseeinseln in lebendigem Verkehr mit der Heimat, Australien und unter sich erhalten und sie von der sehr unregelmäßigen, dazu seltenen Fahrgelegenheit mit Handelsschiffen und Walfischfahrern unabhängig machen. Damals war diese That des edlen Marsden eine ganz außerordentliche.

An dem hundertjährigen Jubelfest des englischen Methodismus wurde von den Festgaben eine Summe zur Anschaffung eines Missionsschiffes für Polynesien verwandt und am 14. September 1839 segelte der

1) London Chronicle 1877, 197 f. 1883, 248 f. Basler M.-Mag. 1886, 123. Daheim 1887 Nr. 41 S. 647 ff.

2) Chronicle 1878, 89 f. 1884, 331.

3) A. a. O. 1884, 259. Die „Bertha" war nur vorübergehend ein Missionsboot.

4) Basler M.-Mag. 1863, [illegible]

„Triton" von London nach den Witiinseln ab.[1]) Seit 1848 unterhielt das schöne, schnellsegelnde Fahrzeug „John Wesley" die Verbindung zwischen den verschiedenen Stationen auf Tonga, Witi u. s. w., außerdem besaß die Witimission noch andere kleinere Schiffe, wie z. B. die „Dove" (Taube), die „Rose and Shamrock" (Rose und Kleeblatt).[2]) —

Der „John Wesley" besorgte auch den Missionsdienst für unsere Insel Neu-Pommern (Neu-Britannien), wo die australische Konferenz der wesleyanischen Methodisten seit 1874 arbeitet; dabei hilft das kleine Dampfboot „Henry Reed", ein Geschenk des bekannten verstorbenen Missionsfreundes in Australien.[3]) Als am 18. November 1865 der „John Wesley" auf dem Tau-Riff in der Haabaigruppe des Tongaarchipels scheiterte, wurde er schon 1866 durch einen Nachfolger gleichen Namens ersetzt.[4]) Aber auch dieser erlitt bei einem Sturm so großen Schaden, daß er verkauft werden mußte; an seiner Stelle werden nun zwei kleine Missionsschiffe „Jubilee" und „John Hunt" gebraucht und da nun regelmäßig fahrende Dampfschiffe zwischen Witi und den Kolonien allen Verkehr vermitteln, hat jeder Missionar ein eigenes Boot oder einen kleinen Kutter.[5]) So ist es zweckmäßiger, einfacher, billiger.

Auch die Mission des American Miss. Board und die ihrer Tochter, der Hawaiischen Missionsgesellschaft, in Mikronesien, im Karolinen-, Marschall- und Gilbertarchipel konnte erst durch die Anschaffung eines Schiffes wesentlich gefördert werden. Nachdem später der kleine Schoner „Karoline"[6]) seit November 1851 sich als zu klein erwies, wurde durch die Gaben vieler Sonntagsschulkinder Ende 1856 der „Morning-Star" (Morgenstern) gebaut, welcher den Missionsgeschwistern auf den unfruchtbaren Inseln zehn Jahre hindurch treulich Lebensmittel und sonstiges hinbrachte.[7]) Außerdem erhielten die Sendboten in Mikronesien ein gedecktes Boot Namens „Star of Peace" (Friedensstern) und den „Liholiho", genannt nach dem hawaiischen Könige.[8]) Da 1867 der „Morning-Star"

---

[1]) A. a. O. 1816, 181. 1817, 245. 1819, 225. Burkh.-Grundemann kl. Miss.-Bibl. IV, 3, 57.

[2]) A. a. O. 2, 267. 3, 67.

[3]) A. a. O. 3, 218 und Powell: Drei Jahre unter den Kannibalen u. s. w.; nach brieflichen Mitteilungen aus London.

[4]) Nach brieflichen Bemerkungen des Dr. Grundemann.

[5]) Nach brieflichen Mitteilungen aus London vom 2. Juli 1887; Näheres wäre auch in J. Moodman (?) „Fiji and Fijians" London S. 389—396 zu finden.

[6]) Burkh.-Grundemann kl. M.-Bibl. IV, 2, 334.

[7]) Baseler M.-Mag. 1859, 533. 1863, 164.

[8]) Burkh.-Grundemann a. a. O. IV, 2, 341. Der Stern ist abgesehen von der

Das erforderliche Geld kam besonders durch Sonntagsschulkinder in Schottland, Nordamerika bald zusammen und schon nach anderthalb Jahren konnte der „Dayspring“ (Tagesanbruch) in Neu-Schottland von den Helgen laufen und März 1864 in der Südsee erscheinen. Es war eine zweimastige Brigantine von 115 Tonnen, kostete voll ausgerüstet 80 000 M. Zugleich wurden 60 000 M. als Grundsumme hinterlegt, damit aus deren Zinsen die Versicherungsgelder des Schiffes gedeckt würden. Die fortlaufenden Ausgaben betrugen von 1865 bis 1872 im ganzen 373 020 M., also jährlich 46 627 M., die Ausbesserungskosten eingerechnet. Aber was leistete auch dies Schiff in einem Jahr! Z. B. 1869 besuchte es Neuseeland zweimal, Aneityum elfmal, Futuna neunmal, Tanna zwölf-, Erromanga neun-, Efate sieben-, Santo zweimal, viele kleinere Inseln gar nicht mitgerechnet, und diente auch den Missionaren der Londoner Gesellschaft auf den Loyalitätsinseln, da ihr „John Williams“ verunglückt war. Dadurch, daß der „Dayspring“ von Zeit zu Zeit in den australischen Kolonialhäfen ankerte, wurde das Interesse am Missionsschiff und seiner Sendung auch dort wieder aufs neue belebt. Den Sendboten brachte es Nahrungsmittel, holte die Erkrankten ab, fuhr alle Missionare zur jährlichen Synodalkonferenz und geleitete sie auf ihre Stationen zurück; besuchte auch aus Gefälligkeit die Londoner Missionsplätze auf den Ellices- und Gilbertinseln. Leider wurde es am 6. Januar 1873 von einem gewaltigen Wettersturm auf das Korallenriff vor Anelgauhat (Aneityum) geschleudert und zerschellt; doch konnte die Mannschaft und Ladung gerettet werden.[1])

Den ersten ersetzte ein neuer „Dayspring“, welcher als dreimastiger Schoner von 160 Tonnen Gehalt in Sydney für 70 000 M.[2]) erbaut wurde und jährlich ungefähr 36 000 M. Kosten verursachte.[3]) Da es z. B. im Jahre 1878 mehr als 10 000 engl. Meilen und mehr als hundert Besuche auf den Missionsstationen und heidnischen Inseln machen mußte und bald den Verkehr nicht mehr bewältigen konnte, so sollte er durch einen Dampfer abgelöst werden, welcher jährlich viermal die Fahrt zwischen Sydney und den Neuhebriden mache. Doch scheint dieser Plan geändert zu sein[4]) und ein großes Segelboot zu 46 000 M. gebaut zu werden, welches mit einer Dampfbarkasse ausgerüstet den engeren Verkehr zwischen den Inseln vermitteln soll, während die großen Fahrten

[1]) Baseler Miss.-Mag. 1872, 427. 1876, 178 f.

[2]) G. Smith. Fifty years of Missions of the Free Church of Scotland, Edinburgh 1880, 70 mit Bild.

[3]) Allg. Miss. Ztschrft. 1886, 86.

[4]) Schriftliche Mitteilung aus Edinburg.

zwischen Sydney und den Inseln mit einer Postdampferlinie vereinbart werden sollen. Der schon oben erwähnte rastlose Missionär Paton hat auf seinen Bittreisen durch Australien und England 180 000 M. dazu gesammelt.[1])

Von der Südsee gelangen wir bald nach

3. Asien,

wo wir sehr wenige Missionsschiffe antreffen. — Nahe der Westküste Sumatras liegt die kleine Insel Nias, wo bekanntlich die Rheinische Missionsgesellschaft das Evangelium auszubreiten sucht. Zur Verbindung der Stationen an der Ost- und Südküste diente das kleine nach dem Gründer der Nias-Mission benannte Segelschiff „Denninger.“ Es wurde für verhältnismäßig wenig Geld[2]) erbaut und 1882 unter Leitung der Missionare in Gunong Sitoli zusammengesetzt. Verschiedene Untersuchungsreisen konnten auf ihm nach der Nordküste des unwegsamen Nias ausgeführt werden[3]) und in Zukunft soll mit seiner Hilfe in anderer Weise als zuvor, nämlich ringsum an allen zugänglichen Punkten dieser Küsten die Mission betrieben werden, ähnlich wie die englischen Sendboten es auf der Südostküste Neu-Guineas gemacht haben.[4])

Nicht unerwähnt sei ein anderes kleines Schiff derselben Gesellschaft, welches den Tobasee im Norden Sumatras befährt; eine Friedens-„Palme“ mitten unter den einander so feindlich gesinnten Anwohnern dieses hügelumrahmten Binnenwassers. Dies starke mit einer besonderen Vorrichtung, z. B. einem Luftkasten versehene Segelboot wurde unter Leitung des Miss. Schrey 1881 in Hamburg gebaut und gleich vielen anderen Missionsschiffen erst an Ort und Stelle zusammengesetzt. Es waren 70 bis 80 Menschen erforderlich, um die einzelnen Bootstücke von Siboga nach Silindung und von dort weiter nach Muara am Tobasee hinaufzutragen. Von Muara brachte der Häuptling Orupu Radja Hunsa alle Teile unentgeltlich nach der Insel, von welcher die „Palme“ am 13. März 1882 in See lief.[5]) Seitdem hat sie manche Fahrt gemacht, so unter Nommensen 1886 nach der zuvor unbesuchten Halbinsel Samosir. Den Uferbewohnern, welche, obgleich Seeräuber, kein Segel zuvor kannten, erscheint das deutsche Missionsboot wie ein Schwan.

---

[1]) Allg. Miss.-Ztschrft. 1887, 323 f.

[2]) Calwer Missionsbl. 1883, 80 „3740 M.“

[3]) Berichte der Rheinisch. Miss.-Ges. 1885 Nr. 8.

[4]) Nach brieflichen Mitteilungen von Dr. Schreiber 1887. Vgl. Allg. Miss.-Ztschrft. 1885, 314 f. Berichte der Rheinisch. Miss.-G. 1887, 206.

[5]) Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1882, 214. 227 ff. Jenaer geogr. Mitt. 1882, 125 f. 1886, 162.

Manchmal auch übernachten die Sendboten auf dem Schiff, um die äußerst schmutzigen Wohnungen der Eingebornen nicht benutzen zu müssen.

Vor kurzem sollen auf der anderen großen Sundainsel Borneo für die Rheinische Mission zwei Boote erbaut worden sein, um den Verkehr auf den vielen Flüssen zu erleichtern. Die Kosten bestreitet der bekannte so freigebige Missionsfreund Robert Arthington, welchem wir am Kongo wiederum begegnen werden. Zuerst war ein Dampfboot geplant, doch haben die Unterhaltungskosten und andere Schwierigkeiten z. B. auch die Tiefe und sonstige Beschaffenheit der dortigen Flüsse davor zurückgeschreckt.[1]) Das weise Überlegen könnte auch andern Missionsgesellschaften empfohlen werden!

In China, dem Lande der Millionen und vieler Flüsse befinden sich trotz der vielen dort arbeitenden Missionen nur zwei Missionsschiffe: zunächst ein Dampfboot der englischen Presbyterianer im Hafen zu Amoy (Provinz Fu-Kien). Dies sollte ein Segelboot, welches zu viel Zeit beanspruchte, ablösen, wurde aber durch die chinesischen Behörden an jeglicher Fahrt verhindert (vielleicht fürchteten die Mandarinen ein verstecktes Kanonenboot?). So liegt es leider seit einigen Jahren unbenutzt still und rostet auf.[2]) — Das zweite Boot „Glad tidings“ (frohe Botschaft) wird von den Missionaren der Methodistischen Episkopalkirche auf dem Jant-se-kiang benutzt.[3])

Da in Vorderindien viele Post- und Regierungsdampfer den Verkehr aufs beste vermitteln, sind dort Missionsschiffe entbehrlich. Nur 2 fand der Berichterstatter: die „Jessie“ der Londoner Missionsgesellschaft im Distrikt Moorshebad (Bengalen) auf dem Bhagirateefluß, 35 engl. Fuß lang, $7\frac{1}{2}$ breit, mit zwei Abteilungen, benannt nach der Frau des A. Spicer[4]) und die gleichfalls obiger Gesellschaft gehörende „Friedenstaube“, welche z. B. die schleswig-holsteinischen Missionare 1882 nach Bustar zu bringen versuchte.[5]) (Schluß folgt.)

---

[1]) Bericht der Rhein. Miss.-Ges. 1887, 170. Baseler M.-Mag. 1887, 100.

[2]) Burkh.-Grundemann a. a. O. III, 3, 237. 234 und das „Evangelium Boot“ in der Swatau-Mission; sowie briefliche Mitteilungen aus London 1887 März 9.

[3]) Baptist. M.-Mag. Boston 1887, 123.

[4]) London. Chronicle 1884, 331.

[5]) Allg. Miss.-Ztschrft. 1886, 361.

Literatur-Bericht.

1. **Schultze:** „Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums. I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heidentum." Jena, Costenoble. 1887. 12 Mk. — Es ist ein sehr wichtiges Stück Missionsgeschichte — in der weiteren Auffassung, wie sie diese Zeitschrift vertritt — das uns in dem genannten Buche vorgeführt wird. Die Zeit der Missionsthätigkeit im engeren Sinne des Wortes, nämlich der Sendung, war vorüber; ebenso die Zeit desjenigen Kampfes, der sich wesentlich als Verfolgung charakterisiert. Noch lange, lange nicht bilden die Christen die Majorität, aber in ihrer Minorität repräsentieren sie bereits die sittliche Macht auch im Staate. Das Stadium der Volkskirchenbildung beginnt und zwar im Zusammenhange mit politischen Faktoren und Interessen. Diesen Prozeß zu verfolgen, wie er keineswegs in idealer aber für künftige Missionsperioden relativ vorbildlicher Weise in der ersten Missionsperiode verlaufen ist — das ist das eminente Interesse, welches der Missionsfreund an diesem Buche nimmt. Es ist selbstverständlich nicht möglich, daß wir in einer Anzeige desselben auf diesen Prozeß selbst uns einlassen können; wir hoffen das in einem selbständigen Artikel zu thun, sobald der zweite Teil der Schultze'schen Arbeit vorliegen wird.

Der Verfasser weiß sofort durch das Einleitungskapitel: „Das Christentum am Eingange des 4. Jahrhunderts" den Leser wirklich zu fesseln. Die hier geführte statistische Untersuchung ist nichts weniger als langweilig. Als das Ergebnis derselben bezeichnet Schultze mit vollkommener Gewißheit eine Minimalzahl von 10 Millionen Christen innerhalb der damaligen, mit dem römischen Reiche ungefähr sich deckenden Kulturwelt (S. 22); ja in Anmerk. 3 ist er sogar geneigt, die Keim'sche Schätzung von 16 Millionen für nicht zu hoch zu halten — eine Annahme, der wir unsrerseits nicht zuzustimmen vermögen. Selbst 10 Millionen Christen innerhalb des römischen Reiches am Anfange des 4. Jahrhunderts möchten wir kaum für Maximalzahl erklären. Jedenfalls waren diese 10 Millionen sehr verschieden über die römischen Provinzen verteilt, in Europa befand sich der geringste Prozentsatz. Beachtenswert ist die Andeutung, daß die sittliche Macht des sich immer weiter gerade in dem unteren und mittleren Bürgerstande ausbreitenden Christentums die damalige Welt vor einer socialen Revolution gerettet hat.

Von hohem Interesse ist das eingehende Kapitel über „Konstantin den Großen," welches manchen Geschichtsirrtum berichtigt und gegenüber einer gewissen pessimistischen Kritik, die alles bezweifelt und alles zum böseſten kehrt, als eine Art Ehrenrettung Konstantins bezeichnet werden kann. Uns erscheint der Nachweis des Verfassers gelungen, sowohl daß Konstantin nicht lediglich aus politischen, sondern wesentlich aus religiösen Motiven sich den Christen angeschlossen, wie daß seine „Religionspolitik" eine maßvolle und relativ gesunde, obgleich keine „paritätische" gewesen! Diese Politik war von Anfang an auf die Zurückdrängung des Heidentums aus dem öffentlichen Leben und in ihrem letzten Ziele auf Beseitigung desselben gerichtet, nur daß sie von Konstantin selbst in sehr schonender Weise ausgeübt wurde. Anders verhält es sich mit vielen der kirchenpolitischen Verordnungen und Maßnahmen seiner Söhne

und späteren Nachfolger, die, wie der Verfasser in's einzelnste ausführt, vielfach den Charakter schroffer und verletzendster Unduldsamkeit tragen und nicht bloß die rohen Massen, sondern auch namhafte Kirchenfürsten und besonders fanatische Mönche zu empörenden Gewaltthätigkeiten ermutigten. Es kam allerdings nicht zu eigentlichen systematischen Heidenverfolgungen; aber es bleibt eine demütigende Erscheinung, daß die Söhne und Enkel der einst von den Heiden blutig verfolgten Christen, als sie selbst in den Besitz der Macht gelangten, eine Art Vergeltung übten, welche dem Christentum nicht zur Ehre gereichte. Die traurigste Berühmtheit haben in dieser Beziehung die gegen Ende des 4. Jahrh. in Alexandrien sich abspielenden Ereignisse erlangt, die den Mord der Hypatia und die Zerstörung des Serapeion zur Folge hatten.

Besonders eingehend wird die Haltung Theodosius des Großen dem Heidentum gegenüber dargelegt, in welcher die Unduldsamkeit der Kaiserlichen „Religionspolitik“ eigentlich ihren Abschluß fand; die Justinianische Gesetzgebung zieht nur die äußersten Konsequenzen. Von einer wirklich bedeutenden Gegenwirkung des Heidentums ist nichts zu spüren, was um so bemerkenswerter ist, als zweifellos noch während des ganzen vierten Jahrh. die Heiden die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Auch die Reaktion unter Julian, welcher der Verfasser ein lehrreiches Kapitel widmet, bewirkte nur eine sehr teilweise und schnell vorübergehende Galvanisierung des Heidentums. Die alte Religion starb infolge ihrer eigenen Schwäche einen unrühmlichen Tod. Mit Ausnahme ganz vereinzelter edler Gestalten bietet sie einen kläglichen Anblick; Heroen, Märtyrer fehlen.

Die Kirche überließ den Kampf wider das sterbende Heidentum fast ganz dem Staate. Gewaltmaßregeln empfiehlt sie allerdings nicht, aber sie hindert sie auch nicht, wenn der Staat sie in Anwendung bringt. Namentlich fanden massenhafte Übertritte jetzt statt ohne religiösen Beweggrund und mit ihnen flutete viel heidnischer Aberglaube in die christliche Kirche. Es ist nun äußerst lehrreich dem Verf. zu folgen, wie er beides zeigt: den Kampf bezw. die gesetzgeberische Thätigkeit der Kirche gegen den heidnischen Aberglauben und — dies leider allerdings nur beiläufig — die Einwurzelung desselben durch die Befolgung einer Substituierungsmethode. Man glaubt eine Schilderung der heutigen römischen Missionspraxis zu lesen, wenn der Verfasser schreibt: „Schließlich mußte die Kirche sich dazu bequemen, die Ersetzung der heidnischen Amulette durch christl. Medaillen, Stücke von Evangelienschriften, Kreuze, Reliquien u. s. w. zu empfehlen.“ Nach dieser Seite hin hätten wir gern noch mehr Details gehabt; so z. B. geht der Verfasser merkwürdigerweise auf die missionarischen Substituierungsgrundsätze Gregors des Großen und ihre Ausführung gar nicht ein. Den vereinzelten Spuren direkter Missionsthätigkeit folgt er übrigens mit großer Aufmerksamkeit, obgleich er sich meist mit ihrer summarischen Angabe begnügt.

Was wir vermissen, das sind Blicke in das Heidentum, wie es noch im Volke lebte und in die Art und Weise, wie sich in dieser Zeit der christlichen Volkskirchenbildung das Christentum im Volksleben gestaltet. Das unterdrückte Heidentum rächt sich gleichsam dadurch, daß es in die Kirche selbst eindringt. Wir hätten nun auch gern etwas davon gesehen, wie sich das in der christl. Gemeinde vorhandene Leben gegen diesen Eindring-

tung wehrt und wie weit es ihn entweder überwindet oder von ihm überwunden wird. Allein der jetzt vorliegende erste Band bezeichnet ausdrücklich als seine Aufgabe: „Die Darstellung der auf die Vernichtung des klassischen Heidentums gerichteten staatlichen und kirchlichen Anordnungen und Maßnahmen" und dieser Aufgabe wird er auch gerecht. In der That ist es wesentlich die staatliche Gesetzgebung, welche das auf die Mission begonnene Christianisierungswerk in den breiten Volksmassen durchführt.

Die fleißige, quellenmäßige, nüchterne Arbeit des Verfassers ist eine vorzügliche geschichtliche Leistung. Wir empfehlen sie unsern Lesern angelegentlichst; uns selbst ist ihre Lektüre nicht nur fesselnd, sondern höchst belehrend und anregend gewesen.

2. **Nottrott**: „Die Goßnersche Mission unter den Kolhs. Die Arbeit in den Jahren 1874—1887." Mit einer Karte. Halle, 1888. Mühlmann. 3 M., geb. 3,80 M. — Es ist dies eine zeitgemäße Fortsetzung, eine Art zweiter Teil des von demselben Verfasser vor 14 Jahren herausgegebenen Buches: „Die Goßnersche Mission unter den Kolhs. Bilder aus dem Missionsleben." Die Schilderung von Land und Leuten, welche in diesem ersten Teile einen ziemlich breiten Raum einnahm, ist in der vorliegenden Fortsetzung selbstverständlich nicht wiederholt, wohl aber in häufigen Fußnoten auf sie zurückverwiesen. So beschäftigt sich das zweite Bändchen in seinen 14 Kapiteln ausschließlich mit den eigentlichen Missionsverhältnissen und zwar unter folgenden Überschriften: 1. Leitung und Hilfsquellen in der Heimat. 2. Überblick der Entwicklung auf dem Missionsfelde. 3. Geschichte der einzelnen Stationen und ihrer Bezirke. 4. Die Schulen. 5. Die eingebornen Geistlichen. 6. Katechisten und Älteste. 7. Bekämpfung des rückständigen Heidentums. 8. Die gottesdienstliche Erbauung. 9. Literarische Thätigkeit. 10. Die Arbeit an Waisen, Hungernden, Kranken, Gefangenen. 11. Die soziale Frage. 12. Anglikanische und jesuitische Gegenmission. 13. Lichtseiten des Christenlebens. 14. Die Arbeit an den Heiden. — Schon aus dieser Inhaltsangabe wird der aufmerksame Leser einen Blick in die Entwicklung der Kolhsmission während des letzten anderthalb Jahrzehnts thun können; die früheren massenhaften Übertritte haben aufgehört, ja die eigentliche Heidenmissionsthätigkeit tritt überhaupt zurück gegen die seelsorgerliche Bewahrungs- und Erziehungsarbeit an den bereits gewonnenen Christen, und zwar wesentlich aus einem doppelten Grunde: wegen der immer erfolgreicheren jesuitischen Gegenmission und wegen der Schwäche des Christentums bei der Mehrheit der Kolhschristen. Auf Grund authentischer Information läßt uns der Verf. in alle wichtigeren Vorgänge und Fragen einen Blick thun und giebt zu ihrer richtigen Beurteilung meist nüchterne und sachkundige Anleitung. Wir empfehlen seine wertvolle Arbeit angelegentlich dem Studium der Missionsfreunde und wünschen von Herzen, daß es ihr gelingen möge, der Goßnerschen Mission besonders in ihrer gegenwärtigen kritischen Lage größere Sympathien und thatkräftigere Unterstützungen zu erwerben, als ihr bisher zuteil geworden.

3. **Baierlein**: „Von den Heiden." Vier Missionsstunden. Zum Besten der Mission. 1888. Im Buchhandel bei Justus Naumann, Leipzig. 0,75 M. — Die vier Missionsstunden handeln auf Grund biblischer Texte: 1. Von den ersten Heiden (1 Mos. 11, 1—4), wesentlich Mitteilungen über

die alten Babylonier bezw. ihre Keilschriften. 2. Von den jetzigen Heiden (Ps. 97, 7), speciell Schilderungen aus Centralafrika, China und Indien, in denen China nicht ganz gerecht beurteilt wird; auch ein recht unangenehmer Druckfehler (Schnag Zi für Schang Ti) S. 21 stehen geblieben ist. 3. Von der Mission unter den Heiden (Matth. 28, 19 f.), eine kurze Rundschau und 4. Von den Christen aus den Heiden (Offb. 7, 9—17), einige konkrete Schilderungen aus dem Missionsleben und darum besonders ansprechend unter den vier Vorträgen. Lieber wäre es uns gewesen, wenn der durch Krankheit zur Rückkehr nach Deutschland genötigte, unsern Lesern nicht unbekannte Missionsveteran aus dem reichen Schatze seiner eigenen Missionserfahrungen lebensvolle Erinnerungen geschrieben hätte, etwa nach Art der kostbaren „Erinnerungen" von Leupolt; vielleicht thut er es noch.

4. **Schneider**: „Amtskalender für evangel. Geistliche auf das Jahr 1888." I. Tl. Schreibkalender. 1,20 M. II. Tl. Theologisches Jahrbuch. 1,50 M. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. — Das letztere, welches uns hier wesentlich interessiert, hat gegen das vorjährige in mancher Beziehung einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Es bietet in der That einen reichen Inhalt auf seinen 231 eng und klein gedruckten Seiten Taschenformat. Außer der wohlgeordneten Angabe der „Neueren kirchlichen Gesetzgebung", der „Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe, soweit sie das kirchliche und praktische Gemeindegebiet berühren", den „Erlassen des Preuß. Evang. O.-K.-Rats, der Preuß. Konsistorien und Ministerien," dem „Personalstatus der gesamten evang. Kirche Deutschlands", einer sorgfältigen „Kirchlichen Statistik", „Chronik" und „Nekrolog" — von S. 154—194 Vereinsnachrichten über äußere Mission, Judenmission, Evangelisation, Diakonie und innere Mission, Gustav-Adolfs-Verein, Lutherischer Gotteskasten, Lutherstiftung, Bibelgesellschaft. Der Passus über äußere Mission (S. 154—178) ist leidlich umfassend und beruht auf guter Information. Nur hier und da hat sich eine Ungenauigkeit eingeschlichen, so z. B. daß im Bismarckarchipel Sendboten der Londoner M.-G. seit 15 Jahren thätig seien (S. 158), während vorher ganz richtig gesagt worden ist, dieselben gehörten den australischen Wesleyanern an; daß die Gesamtzahl der Baseler Heidenchristen auf 2000 angegeben wird (S. 162), während dieselbe 19187 beträgt, vermutlich also wohl ein Druckfehler für ca. 20000; daß die Zahl der Bremer Missionare auf 20 berechnet wird (S. 165), während es nachher ziemlich richtig heißt: 8 arbeiteten draußen, in Wirklichkeit waren es 9. Dagegen zählen die Hermannsburger in Indien nur ca. 900 nicht 9000 Gemeindeglieder (S. 167); in Madagaskar ist auch die englische Ausbreitungs-Gesellschaft thätig (171) und hat die Londoner M.-G. nicht 10—12 (S. 171) sondern 27 englische Missionare, über 97000 Schüler (S. 172) und 230000 Heidenchristen. Doch sonst ist die gegebene Rundschau nicht übel gelungen und wird sie hoffentlich ein ander Jahr auch lapsus dieser Art vermeiden, so daß man an dem qu. Jahrbuch einen wirklich zuverlässigen Rundschauer besitzt.

5. **Warneck**: „Pflanzung und Pflege des Missionslebens in Gemeinde und Schule. — Separatabdruck aus der Allgem. Miss.-Zeitschr. Bei direktem Bezug vom Verleger (Gütersloh, Bertelsmann) pro Ex. 15 Pf., 10 Ex. 80 Pf., in größeren Partien pro Ex. nur 7 Pf. — Dieser Separat-

abdruck ist bereits vor länger als 4 Monaten erschienen und anzuzeigen vergessen worden. Wird das Schriftchen ephorienweise bezogen, so kommt es sehr billig. Auch zur Verbreitung in Lehrerkreisen dürfte es geeignet sein. Bestellungen müssen direkt in Gütersloh gemacht werden, da das Schriftchen nicht in den Buchhandel gegeben ist.

6. **Grundemann:** „Dornen und Ähren vom Missionsfelde." Missionsgeschichten. Herausg. von der Miss.-Konf. in der Prov. Brandenburg. I. Netla (Sara), eine Ähre zwischen Dornen. II. Jakob Zerere, der standhafte schwarze Christ. Zweite Aufl. Berlin, 1887. Verlag der Buchhandlung der Stadtmission. à Ex. 10 Pf., 10 Ex. 90 Pf., 100 Ex. 8 M. — Obgleich wir diese „Missionsgeschichten" bereits früher (1887, 191. 400) besprochen und angelegentlich empfohlen haben, so machen wir doch gern auf die so bald erfolgte zweite Auflage aufmerksam, zumal bei derselben ein neuer Verlag eingetreten ist. Auch von dem 3. Heftchen: **Krückeberg:** „Bilder aus Tschutia Nagpur," steht, wie wir vernehmen, demnächst gleichfalls eine zweite erweiterte Auflage bevor. Wir wiederholen, daß diese Heftchen das Bedürfnis nach billigen volkstümlichen Missionsschriften in ausgezeichneter Weise befriedigen.

7. Auch von den im Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung erscheinenden kleinen und billigen Traktaten, à Stück nur 4 Pf., sind folgende teils neu teils in neuen Auflagen erschienen und werden zur Verbreitung bestens empfohlen:

a) Wie 's Heidenkindern gehen kann. Vier Kindergeschichten aus Indien, Anam, China und Ceylon.

b) Allen Gardiner. Sein Tod und dessen Frucht im Feuerlande.

c) Verstoßen und gefunden. Vier Geschichten aus der Heidenwelt (Indien und der Goldküste).

d) Heidenmission in London. 2. Aufl. Aus der Arbeit unter den dortigen heidnischen Fremdlingen.

e) Wasserquellen in der Wüste. 3. Aufl. Vier kurze Lebensbilder aus der Mission unter Karenen, Barmanen, Hindus und Mohammedanern.

f) Der gute schwarze Doktor. 3. Aufl. Die bekannte Geschichte des amerikanischen Negerarztes Dr. Davis, der 1870 auf die französischen Schlachtfelder kam und im Dienste an den Verwundeten sein Leben ließ.

g) Die Kolhs in Tschutia Nagpur. 4. Aufl.

h) Die Missionsanfänge in Labrador. 5. Aufl.

Bestellungen aus Deutschland sind zu richten an die „Missionsbuchhandlung in Leopoldshöhe, Baden".

8. **Eisele:** „Jesuitismus und Katholizismus." Eine Studie. Den Freunden des Evang. Bundes gewidmet. Halle, 1888. Strien. 4 M. 390 S. — Ein sehr zeitgemäßes Buch, welchem wir auch gerade in denjenigen Kreisen die weiteste Verbreitung wünschen, die noch nicht zu den Freunden des Evang. Bundes gehören. Was zunächst den reichen Inhalt betrifft, so gliedert sich derselbe in folgende 12 Kapitel: 1. Ignatius von Loyola. 2. Verfassung der Gesellschaft Jesu. 3. Die geistlichen Übungen. 4. Moral der Jesuiten. 5. Die politischen Grundsätze der Jesuiten. 6. Jesuitische Marien-, Heiligen-, Reliquienverehrung und Verwandtes. 7. Die

Pädagogik der Jesuiten. 8. Zur Geschichte des Jesuitenordens; seine gegenreformatorische Wirksamkeit. 9. Auswärtige Missionen der Jesuiten. 10. Wiederherstellung des Jesuitenordens; seine gegenwärtige Stellung in der römischen Kirche. 11. Die neue römisch-katholische Gegenreformation. 12. Schlußwort; Ergebnisse; protestantische Gegenwehr. Endlich folgende Beilagen: Ordensgenerale; zur Statistik des Ordens; Regeln für den Noviziat; Regeln des Anstandes; Ablässe der Gesellschaft Jesu; Punkte der Gewissenserforschung. Encyklika Pius IX. und Syllabus.

Von dem bekannten klassischen Werke Hubers: „Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte" (Berlin 1873) unterscheidet sich die vorliegende Arbeit wesentlich dadurch, daß sie auf ein größeres Publikum angelegt, mit mehr Reflexionen (darunter je und je auch einer zu beanstandenden) ausgestattet und nicht mit der Aufhebung des Ordens abgeschlossen ist. Huber ist wissenschaftlicher, eindringender, quellenmäßiger. Unser Verfasser geht allerdings auch bei der Charakteristik des Ordens und seines Stifters auf gewisse Original-Hauptquellen zurück, als auf Ribadeneira, die imago primi saeculi, Gury: compendium theologiae moralis, Mariana: de rege et regis institutione; sonst aber schöpft er wesentlich aus zuverlässigen abgeleiteten Quellen, was bei dem praktischen Zweck, den er verfolgt: „das schlafende protestantische Gewissen in immer weiteren Kreisen aufzuwecken, daß man sich evangelischerseits zur Verteidigung unsrer heiligsten Güter rege" — ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen kann.

Selbstverständlich haben für uns diejenigen Partien des Buches besonderes Interesse, welche von der Heidenmissionsthätigkeit des Ordens handeln (Kap. 9 u. S. 349—351). Uns scheint, daß sie etwas zu allgemein und zu kurz weggekommen sind. In der Kanonisationsbulle des Ignatius und Xaver 1622 wird als Zweck der Gesellschaft Jesu ausdrücklich angegeben, daß sie sich „der Bekehrung der Heiden und der Zurückführung der Ketzer widme". Und in der That spielt bis auf den heutigen Tag die Heidenmission unter den Arbeiten der Jesuiten wenn auch nicht die so doch eine Hauptrolle. Und wir haben gerade jetzt doppelten Grund, dieser Arbeit unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden, da sie zugleich in der denkbar feindseligsten Weise sich gegen die evang. Mission wendet. Was der Verfasser über die jesuitische Heidenmission sagt, ist im wesentlichen richtig; übertrieben ist die Behauptung (S. 324), daß mit dem Abzug der Jesuiten aus China dieses Reich sich ganz und gar (ähnlich wie Japan) „gegen das Abendland verschlossen" habe und daß Paraguay, „weniger eine Missions- als vielmehr eine Handelsniederlassung," von dem Orden zu einer „nahezu unerschöpflichen Einnahmequelle" gemacht worden sei, die „jährlich Millionen abgeworfen" (S. 326). Allerdings brachte Paraguay auch Gewinn, aber dieser war doch nicht bedeutend genug, um ihn als „unerschöpfliche Einnahmequelle" zu bezeichnen. Die S. 350 erwähnten „Jahrbücher" führen den Titel: „Zur Verbreitung des Glaubens," nicht: „für römisches Missionswesen".

Daß die römische Kirche „mit Syllabus und Vatikanum von sich selbst abgehalten" sei (S. 358), möchten wir gleichfalls nicht unterschreiben; uns

scheint, sie hat mit beiden nur die äußersten Konsequenzen ihrer Lehr- und Lebensirrtümer gezogen, ihr mittelalterliches Gebäude gekrönt.

9. **Bethge**: „Die paulinischen Reden in der Apostelgeschichte. Historisch-grammatisch und biblisch-theologisch ausgelegt." Göttingen, 1887. Vandenhoeck und Ruprecht. 336 S. 6 M. — Eine sehr fleißige Studie, mit einem ganz bedeutenden, gelehrten Apparat; leider kommen aber die großen Gedanken des großen Heidenapostels vor der umfassenden grammatischen, kritischen, apologetischen Kleinarbeit der Exegese nicht so zur Geltung, bezw. treten sie nicht so markiert in den Vordergrund, wie man gern wünschte. In der vieles Treffliche enthaltenden Einleitung wird als Zweck der Apostelgeschichte angegeben: „Die Darstellung der Ausbreitung des Evangelii von Jerusalem bis Rom (Kap. 1, 8) und zwar unter einem religiösen, theologischen und politischen Gesichtspunkte. Der religiöse ist die Leitung und der Schutz Gottes; der theologische die Herausstellung der Verstockung Israels trotz der Missionsarbeit und Bildung der specifischen Heidenkirche; der politische die Darstellung des Christentums als der wahren Religion Israels und somit Gewinnung des Schutzes einer religio licita vor dem römischen Gesetzbuche." Diese drei Leitmotive seien geeignet, den ganzen Inhalt der Apostelgeschichte zu umspannen, auch den der paulinischen Reden. Ohne Zweifel sehr geistvoll, aber auch richtig? Wir beanstanden besonders das politische Leitmotiv, auch will uns scheinen, daß die Bezeichnungen: religiös und theologisch für die beiden ersten Gesichtspunkte doch nicht recht zutreffend seien. Uns will eine Teilung des Inhalts der neutestamentlichen Missionsgeschichte nach wesentlich missionarischen Gesichtspunkten natürlicher erscheinen; die künstlichen und künstlerischen Leitmotive haben dem Lukas jedenfalls ziemlich fern gelegen. Der Verf. des vorliegenden Buchs ist zu unsrer Freude energisch bemüht, die Apostelgeschichte von dem Vorwurf einer Tendenzschrift zu befreien, so sollte er sich auch hüten, ins Künsteln zu geraten. Es ist, so scheint uns wenigstens, ein Grundfehler, in welchen Kritik und Exegese leicht gerät, daß sie die neutestamentlichen Schriftsteller nicht natürlich sein läßt. — Der Kommentar selbst legt die paulinischen Reden in folgenden 9 Kapiteln aus: 1. Das Strafwort an Barjesus und Missionsrede in der Synagoge zu Antiochien. 2. Die Missionsreden zu Lystra und Athen. 3. Die Abschiedsrede an die Ephesinischen Ältesten zu Milet. 4. Die Apologie vor dem Volke zu Jerusalem. 5. Die unterbrochene Verhandlung vor dem Synedrium. 6. Die Apologie vor Felix zu Cäsarea. 7. Die Appellation. 8. Die Apologie vor Agrippa zu Cäsarea. 9. Die Ansprache im Meeressturm. Letzte Missionsrede an die Juden zu Rom. — Von besonderer Bedeutung für uns sind natürlich die specifischen Missionsreden. Die Auslegung (und Disponierung) des Verfassers giebt auch in missionshomiletischer Beziehung manchen feinen Wink; doch hätten wir diese Seite der Besprechung gern etwas bevorzugter gehabt und namentlich die Unterschiede markanter hervorgehoben gesehen einerseits zwischen der paulinischen Missionspredigt vor Juden bezw. Proselyten und Heiden und andrerseits zwischen einer mehr ländlichen (in Lystra) und einer städtisch-gebildeten (in Athen) heidnischen Zuhörerschaft. Jedenfalls ist aber die sorgfältige Arbeit Bethges eine wertvolle Handreichung für eine spätere specifisch missionarische

Behandlung der paulinischen Reden und keine folgende Auslegung der Apostelgeschichte wird an ihr vorübergehen dürfen.

10. **Schulze**: „Kleines Passionale, das ist die Geschichte des Leidens und Sterbens unsers Herrn Jesu Christi, nach Dr. Joh. Bugenhagens Zusammentragung aus den heil. 4 Evangelien, auf die 40 Wochentage der Fasten verteilt und mit kurzen Betrachtungen, passenden Liedern und Gebeten versehen. Nebst einigen Beigaben für die 3 letzten Tage der Fastenzeit." Hannover, Feesche. 1888. 1,20 M., geb. 1,80 M. — Der nach Art der Alten etwas ausführliche Titel sagt deutlich, was die Leser von diesem 139 Seiten umfassenden Passionsbüchlein zu erwarten haben. Über die Passionsharmonie Bugenhagens, die den Betrachtungen zu Grunde gelegt ist, braucht kein Wort des Lobes gesagt zu werden; sie ist sozusagen kanonisiert. Die Betrachtungen sind sinnig und innig und gehen in die Tiefe, die Gebete kurz und gesalbt, die Lieder durchgehends passend gewählt. Auch der Zusammenhang zwischen Passion und Mission ist nicht übersehen (S. 27. 51. 97. 125) und daher eine Anzeige in dieser Zeitschrift wohl berechtigt.

11. **Cust**: The modern languages of Oceania. Accompanied by a language map and a bibliography (cf. The languages of Oceania). Beide kleine denselben Gegenstand behandelnde Broschüren sind Separatabzüge aus dem Journal of the Royal Asiatic Society und aus den Oriental and linguistic Essays des Verfassers. Zu beziehen durch Trübner u. Comp. in London. Der durch seine fleißigen linguistischen Sammelarbeiten über die indischen und afrikanischen (siehe Allgem. Miss.-Zeitschr. 1884, 222. 241) Sprachen längst rühmlichst bekannte Verfasser bietet in dem genannten Essay eine wohlgeordnete Übersicht über 196 ozeanische Sprachen mit kurzer Angabe der Autoritäten, denen die Kenntnis bezw. die wenigstens teilweise Bearbeitung derselben zu danken ist. Wie in Indien und Afrika sind auch in Ozeanien die Missionare an diesen sprachwissenschaftlichen Arbeiten in hervorragender Weise beteiligt.

12. Endlich wollen wir dieses Orts noch eines Unternehmens gedenken, welches der Verbreitung der Kenntnis der Missionsliteratur überhaupt nicht unwesentliche Dienste zu leisten geeignet ist, nämlich des durch die Buchhandlung des Vereinshauses in Leipzig (Roßstr. 14. H. G. Wallmann) ins Leben gerufenen missionsliterarischen Lesezirkels, eines Specialanhangs zu dem theologischen Lesezirkel. Der Specialkatalog über die cirkulierende Missionsliteratur, der von der genannten Adresse gratis zu beziehen ist, enthält eine wohlgeordnete Übersicht über alle einigermaßen bedeutenden Erscheinungen auf diesem Gebiet, auch über eine stattliche Anzahl von Werken aus der Völker- und Religionskunde. Die Abonnementsbedingungen sind sehr billig gestellt, auch werden die ausgeliehenen Bücher zu ermäßigten Preisen verkauft, ein Anerbieten, von dem besonders bei teureren Werken vermutlich reichlich Gebrauch gemacht werden wird. Wck.

Kirchenmission oder Freie Mission?

Eine Antwort auf die Frage:

In wieweit ist die Eingliederung der Mission in den amtskirchlichen Organismus berechtigt und ausführbar?[1])

Vom Herausgeber.

Es geht unverkennbar ein Zug nach Verkirchlichung[2]) der freien Arbeit auf dem Gebiete der äußern wie der innern Mission durch unsre Zeit, und zwar durch konfessionelle wie liberale Kirchenkreise, diese Bezeichnung im weiteren Sinne des Worts genommen. Daher ist die Frage, welche uns heute beschäftigt, keineswegs eine doktrinäre sondern thatsächlich eine Zeitfrage, ohne Zweifel brennender für die innere als für die äußere Mission, aber für die letztere doch auch brennend genug, um auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion gesetzt zu werden. Jedenfalls ist sie solidarisch für die gesamte freie Arbeit innerhalb der Kirche; während sie bezüglich der inneren Mission behandelt wird, muß die äußere sagen: mea res agitur und umgekehrt. Durch dogmatische Untersuchungen speciell über den Kirchenbegriff wird sie meines Erachtens wenig gefördert; ich gedenke darum sie lediglich als eine praktische Frage unter sachlichen Gesichtspunkten und mit konkreten Argumenten zu behandeln.

Auf Grund ihrer bisherigen, doch gewiß unter göttlicher Leitung gestandenen geschichtlichen Entwicklung trägt die evangelische Mission mit geringen Ausnahmen einen von den amtskirchlichen Organen als solchen unabhängigen Charakter. Wir wollen die Frage beiseite lassen, wie weit die kirchlichen Organe diese Gestaltung selbst herbeigeführt bezw. verschuldet haben, und nur die Thatsache konstatieren, daß dieser kirchlich unabhängige, Gott sei Dank aber nicht unkirchliche oder gar widerkirchliche Charakter der Mission mit dem ganzen Betriebe derselben jetzt aufs innigste verwachsen ist. Trotz aller Mängel und Schattenseiten, die

---

[1]) Vortrag auf der sächsischen Prov.-Missions-Konferenz, um eine Anzahl Anmerkungen vermehrt.

[2]) Ich bediene mich der Kürze wegen dieses nun einmal üblichen Ausdrucks, obgleich er nicht unmißverständlich ist, da er ebensowohl Übertragung auf die kirchliche Regierungsgewalt wie das Einleben in die kirchliche Praxis überhaupt, Einwurzelung in das kirchliche Gemeindeleben bedeuten kann. Gerade an dieser Stelle ist aber der allgemein gehaltene Ausdruck am Platze; aus unsrer Untersuchung wird ja deutlich zutage treten, in welchem Sinne wir die Verkirchlichung bekämpfen. — General-Sup. D. Schultze unterschied in der Diskussion: kirchlich und gouvernemental und erklärte: kirchlich solle die Mission sein, aber nicht gouvernemental.

ihr anhaften, ist die Form der freien Vergesellschaftung durch eine nun bald hundertjährige und zwar gottgesegnete Entwicklung für die Mission nicht mehr eine bloße äußerliche Form, sondern sie hat sich in ihr ganzes Wesen so eingelebt, daß eine totale Veränderung derselben als eine geradezu-lebensgefährliche Operation bezeichnet werden muß. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird sofort einleuchten, wenn wir ohne jede weitere Vorrede in medias res eingehend die principiellste und durchgreifendste Umänderung ins Auge fassen, welche durch eine Verkirchlichung der Mission herbeigeführt werden soll, nämlich die Übertragung der Missionsleitung auf kirchliche Organe.

Soweit ich sehe, stellt uns dieser bereits wiederholt zur Sprache gebrachte[1]) Gedanke vor eine dreifache Möglichkeit:

1. daß die Leitung der bereits bestehenden Missionen in die Hände kirchlicher Organe gelegt werden soll;

2. daß man eine neue kirchliche Mission ins Leben zu rufen gedenkt, welche unter kirchenamtlicher Oberleitung steht; und

3. daß man den kirchlichen Organen nur ein gewisses Maß der Teilnahme an der Missionsleitung eingeräumt sehen will.

Bevor wir in die Specialbetrachtung dieser 3 Möglichkeiten eintreten, nur noch die Bemerkung, daß es unangänglich ist, die Frage nach einer Verkirchlichung der Mission generaliter bezüglich der evangel. Mission überhaupt zu behandeln. Die kirchlichen Verhältnisse, welche hierbei in betracht kommen, sind unter sich so verschieden, daß es in die Luft streichen hieße, wollte man sie alle über einen Kamm scheren. Da sind Freikirchen und Staatskirchen von ganz verschiedener Größe, Geschichte und Verfassung. So decken sich z. B. die bischöflichen Verhältnisse der Staatskirchen Englands und Skandinaviens durchaus nicht mit unsrer konsistorial und synodal verfaßten Landeskirche. Selbst in Deutschland sind die kirchlichen Verhältnisse wieder sehr verschieden, z. B. ganz anders in Bremen als im Königreich Sachsen. Ich muß mich daher in den folgenden Ausführungen wesentlich auf die preußische Landeskirche beschränken. Nun zur Sache.

[1]) So neuerlich besonders von Büttner: „Die Kirche und die Heidenmission." Leipzig. Böhme. 1883. Das Schriftchen stellt wesentlich allgemeine Behauptungen und ideale Gesichtspunkte auf, ohne die konkreten Fragen und Schwierigkeiten, welche dieses Thema zu lösen aufgiebt, auch nur mit einem Finger anzurühren, während seine Exemplifizierung auf die paar Freikirchen, welche als solche Mission treiben, für unsere toto genere andern Verhältnisse der Beweiskraft ermangeln. Ich halte es aber nicht für fruchtbar, mich in eine polemische Auseinandersetzung mit dem Verfasser einzulassen und werde nur hier und da anmerkungsweise auf seine Behauptungen bezug nehmen.

Was die erste der eben aufgestellten Möglichkeiten betrifft, so stellt sie uns zunächst vor ein ganzes Gebirge von Schwierigkeiten. Auf welches kirchliche Organ soll denn die Missionsleitung übergehen? Auf das Kirchenregiment? Auf die Synoden? Der gemeindlichen Kirchenorgane ganz zu schweigen. Wenn auf das Kirchenregiment — auf welches? Auf ein Konsistorium und welches dann? Unsre preußischen Missions-Gesellschaften haben, mit Ausnahme etwa der Schleswig-Holsteinschen, eine mehrere Provinzen umfassende heimatliche Missionsgemeinde. Auf den evangelischen Oberkirchenrat? Aber abgesehen davon, daß unsre preußischen Miss.-Gesellschaften auch von außerhalb Preußens bedeutende Miss.-Beiträge beziehen — welche Masse von Verwirrung und Arbeit würde mit der Verschmelzung von 6 Miss.-Gesellschaften dem Ev. Oberkirchenrat zugemutet. Und welchem Kirchenregiment soll denn z. B. Bremen, Basel, Leipzig unterstellt werden? Auf die Synoden? Auf welche? Die General-, Provinzial- oder gar Kreissynode? Bieten in unsern landeskirchlichen Verhältnissen Synoden überhaupt die Garantie für eine sachkundige, feste und konsequente Missionsleitung? — Mit einer solchen Leitung ist eine große Fülle der kompliziertesten, auch kaufmännischen Arbeit verbunden; jede Kirchenbehörde wird erschrecken, wenn sie ins einzelne alle die Arbeit kennen lernt, die mit der Ausbildung, Aussendung, Unterhaltung, Ansiedelung, Korrespondenz der Missionare verbunden ist, ganz abgesehen von der Sorgenlast, welche die Aufbringung der Mittel ihr bescherte. Und wenn nun gar alle diese Arbeit von 6 Miss.-Gesellschaften in die Hand einer kirchenregimentlichen Behörde gelegt werden sollte! Ich schweige ganz von den konfessionellen Schwierigkeiten, welche der verschiedene Bekenntnisstand der einzelnen Miss.-Gesellschaften ohne allen Zweifel dem Kirchenregiment bereiten würde, ja ich halte es überhaupt für überflüssig, in dieser Weise mit der Aufzählung von Hindernissen fortzufahren; die Frage entscheidet sich viel einfacher.

Wie? Wenn die bestehenden Gesellschaften die Missionsleitung an kirchliche Organe nun nicht abtreten wollen, und ich glaube das wenigstens von sämtlichen älteren mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen — was dann? Will, und wenn man wollte, kann man sie mit Gewalt dazu nötigen? Ist es denkbar, daß eine Kirchenbehörde oder Synodalinstanz einen solchen Beschluß fassen könnte, der doch offenbar ein Unrechtsakt wäre gegen freie Gesellschaften, welche Korporationsrechte besitzen und ein nicht ganz unbeträchtliches Immobilieneigentum? Also ohne Zustimmung der Vorstände bezw. Generalversammlungen der bestehenden Miss.-Gesellschaften ist eine Übertragung der Missionsleitung auf irgendwelches kirchliche Organ auch rechtlich unausführbar, und diese Zustimmung dürfte in absehbarer Zeit

wohl schwerlich gegeben werden, auch dann kaum, wenn man den ganzen bisherigen Leitungsapparat mitsamt den Missionshäusern wie er ist belassen und die Missionsdirektoren einfach zu Konsistorialräten ernennen wollte!

Allein alle diese Bedenken würden sich auf die Dauer als unstichhaltig erweisen, wenn die kirchenregimentliche Missionsleitung sich als innerlich berechtigt zu legitimieren vermöchte, d. h. zunächst wenn sie der Mission förderlicher wäre als die bisherige gesellschaftliche Leitung es gewesen.

Es ist natürlich eine gewagte Sache, über diese Leitung ein generelles Urteil zu fällen, da sie in den Händen von vielen einzelnen Personen liegt und diese einzelnen Personen nicht alle in gleicher Weise ihrer Aufgabe gewachsen sind. Aber würde das anders werden, wenn die leitenden Personen einer Kirchenbehörde angehörten? Böte die Berufung in eine und durch eine amtskirchliche Stelle eine Garantie immer die rechten Persönlichkeiten zu finden? Sind bei der kirchenbehördlichen Berufung keine Gefahren vorhanden, daß die rein missionssachliche Erwägung durch die Rücksichtnahme auf andre Momente getrübt wird? Wer unbefangen die Thatsachen prüft, wird der bisherigen Missionsleitung im ganzen schwerlich ein Mißtrauensvotum erteilen, geschweige ihr vorwerfen können, sie habe der Mission zum Schaden gereicht.[1]) Es hat diesem gesellschaftlichen Missionsregiment weder an Sachkunde, noch an Leitungsgeschick, noch an Organisationsgabe, noch an Autorität, noch an hervorragend qualifizierten persönlichen Trägern gefehlt, wie z. B. um nur einige bekannte Namen zu nennen, Graul, Wallmann, Wilhelm Hoffmann, Josenhans, Henry Venn (Direktor der Church M. S.), Rufus Anderson (Dir. des American Board) beweisen. Allerdings trug dieses Missionsregiment einen hier mehr dort weniger ausgeprägt patriarchalischen Charakter; aber es würde entweder von theoretischer Voreingenommenheit oder von einer auf einseitiger Erfahrung beruhenden Generalisierung zeugen, wollte man an diesem patriarchalischen Charakter nur Schattenseiten finden. Ohne Zweifel hatte er diese; abgesehen davon, daß es ihm manchmal an Strammheit fehlte, litt er an einer gewissen Empfindlichkeit gegen Kritik, selbst wenn sie gerecht war, vielleicht auch an zu großer Subjektivität in persönlichen Fragen und an traditioneller Engigkeit.[2]) Allein je älter und größer die Miss.-Gesell-

---

[1]) So Büttner a. a. O. S. 15, welcher behauptet, daß der bisherige nichtkirchliche Missionsbetrieb „beiden Seiten, der Mission wie der Kirche, zum Schaden gereichen mußte." Aber merkwürdigerweise erklärt er zugleich, daß es den Rahmen, seiner Aufgabe überschreite, dies auszuführen. Mich dünkt, daß wenn irgend etwas, so gerade diese Ausführung recht eigentlich innerhalb seiner Aufgabe liegen mußte.

[2]) Abermals schießt Büttner a. a. O. S. 38 über das Ziel hinaus, wenn er

schaften werden, desto mehr liegt es in der Natur der Entwicklung, daß dieser patriarchalische Charakter schwindet, fast möchte man sagen: leider; denn er hatte auch seine großen Lichtseiten. Im ganzen war er, soweit meine Kenntnis reicht, verbunden mit viel Gemütlichkeit, Väterlichkeit, herzlicher persönlicher Anteilnahme und rücksichtsvoller Milde, ein Urteil, von dem ich nicht zweifle, daß es die Majorität der Missionare bestätigt. Gerade für die in einsamer Ferne unter viel Versuchung, Entbehrung und Natbedürftigkeit arbeitenden Missionare ist ein Band vertraulicher Gemeinschaft mit der heimatlichen Leitung, die Gewißheit persönlicher Fürbitte seitens der Mitglieder derselben, die Freiheit privater Korrespondenz mit ihnen dringendes Bedürfnis; und jedenfalls findet dieses Bedürfnis seine Befriedigung ausgiebiger in der bisherigen Form der Missionsleitung als in einer neuen kirchenamtlichen. Zur Exemplifikation erinnere ich an die trauten Abschiedsfeiern im Familienkreise des Missionshauses, mit welchen die ausgehenden Missionare entlassen zu werden pflegen und an denen wohl schon mancher unter Ihnen teilgenommen hat. Als die schwedische Kirchenmission ihren ersten Boten nach Südafrika sandte, da schnallte er seinen Koffer und reiste von seiner Frau und einem norwegischen Mädchen begleitet, ohne Sang und Klang aus seinem Vaterlande ab.[1]) Das ist ein kleiner Zug, aber er ist bedeutungsvoll. Täuschen wir uns nicht: mit dem Wechsel des Missionsregiments würde ein kälterer Wind in die Mission wehen.

Aber das ist vielleicht nur eine Sache des Gefühls; also rechnen wir mit dem Verstande. Soweit der Erfahrung eine beweisende Kraft innewohnt, ist mit dem staatskirchlichen Regiment ein bedeutender büreaukratischer Apparat verbunden, der — wenn nicht alles täuscht, — besonders durch den Übergang der kirchlichen externa auf die kirchlichen Behörden immer komplizierter wird. Nun ist, wie schon angedeutet, gerade das Missionsregiment mit einer großen Fülle externer Dinge untrennbar verbunden. Halten Sie sich nur einmal 8 Tage in einem Missionshause auf, etwa um die Zeit, wo die großen Aussendungen stattfinden, wo gekauft,

---

auf Grund einiger Erfahrungen dieser Art sofort generalisierend behauptet, daß die Missions-Komitees es womöglich als einen Frevel gegen den Herrn selbst und nur als eine heillose Schädigung des Missionswerkes ansehen, wenn irgend jemand es wagen wollte, die Vortrefflichkeit des eben herrschenden Systems in Zweifel zu ziehen. Jedenfalls kann es nicht fehlen, daß da, wo alles von den Personen abhängt, alles nur mit Personen verknüpft ist, Personalfragen sich immer wieder in den Vordergrund drängen und es oft genug verhindern, daß wirklich alle Kräfte, die für die Mission disponibel sind, auch wirklich für dieselbe verwandt werden."

[1]) Ev. Miss.-Mag. 1880, 473.

gepackt, expediert wird, und sehen Sie sich das alles ins einzelne an; dann nehmen Sie einige Einsicht in die kaufmännische Arbeit, in die Korrespondenz mit den Schiffskontoren betreffs der Personen- und Frachtbeförderung; dann lassen Sie sich ein wenig in die Geheimnisse des Wechselgeschäfts und in den Wirrwarr mit dem fremden Gelde einweihen, lassen Sie sich zeigen, in welcher Weise mit den einzelnen Missionaren abgerechnet wird und so weiter die einzelnen Titel des komplizierten Rechnungswesens in Einnahme und besonders in Ausgabe, werfen Sie auch einen Blick in die Schriften-expedition mit ihrer Buchführung und Versendung — und dann stellen Sie sich vor, daß alle diese Missionsexterna in die Hände einer kirchenamtlichen Büreaukratie gelegt würden! Daß das zu den unbequemsten Weitläufigkeiten führen müßte, bedarf wohl keines Beweises.

Vielleicht würde aber eine kirchenamtliche Missionsleitung eine Menge dieser Arbeit ganz von sich abschütteln und sie einfach in die Hände der Missionare legen; die möchten dann ihre Ausrüstung selbst besorgen, sich selbst um die geeignete Fahrgelegenheit bekümmern, selbst ihre Frachten befördern, selbst ihre Bedürfnisse aus der Heimat beziehen u. s. w. Bis zu einer gewissen Grenze ginge das wohl; o ja — aber da hätten Sie schon wieder den kälteren Wind, von dem ich vorhin sprach und mit ihm viel Schaden für den Missionar. Immerhin bliebe aber auch selbst dann noch eine bedeutende Menge externer Kontorarbeit. Doch lassen wir das, und werfen einen Blick auf die technische Seite einer kirchenamtlichen Missionsleitung. Ich setze voraus, daß zu dieser Leitung missionssachkundige Männer berufen und daß ihnen das Dezernat in Missionssachen übertragen würde. Vielleicht entstehen schon Schwierigkeiten, wenn diese sachkundigen Dezernenten bei wichtigen Fragen auf Widerspruch im Kollegio stoßen; aber wir wollen das nur andeuten. Unvermeidlich ist, daß der übliche büreaukratische Geschäftsgang auch auf die Missionsangelegenheiten ausgedehnt wird und es liegt auf der Hand, daß ein Werk, welches so fern von der Heimat und unter so ganz andern Verhältnissen getrieben wird, seiner ganzen Natur nach diesen büreaukratischen Schematismus mit seiner oft bis ins kleinliche gehenden Reglementierung und Verschleppung ohne geschädigt zu werden nicht ertragen kann. Selbst bei der liberalen Geschäftsbehandlung, wie sie in der bisherigen gesellschaftlichen Leitungsform wohl durchgehends üblich, hat sich oft genug die Schwerfälligkeit empfindlich bemerkbar gemacht, welche schon an sich durch die weite Entfernung und die Langsamkeit der Korrespondenzerledigung mit jedem heimatlichen Missionsregiment verbunden ist; diese Schwerfälligkeit würde geradezu zur Lähmung werden bei einer büreaukratischen Geschäftspraxis. Bei alledem ist

vorausgesetzt, daß die kirchenamtlichen Missionsanordnungen immer auf gründlicher Sachkunde beruhende praktische Maßregeln verfügen. Wie? wenn nun aber unpraktische Theorien vom grünen Tische aus dekretiert werden? Wer mit der Geschichte der alten dänisch-halleschen Mission vertraut ist, der weiß, wie einst das königl. dänische Missionskollegium die Trankebarsche Mission fast zu Tode regiert hat.[1]) So etwas kann indes auch bei einer nichtkirchlichen Missionsleitung passieren, wie denn z. B. Männer wie Ludwig Harms und Goßner manches unpraktische Ideal aufstellten.

Wenn eine Änderung in der Missionsleitung notwendig, so kann sie nicht darin bestehen, daß dasselbe auf kirchenamtliche Organe in der Heimat übergeht, damit kämen wir nur aus dem Regen in die Traufe; sondern daß ein größeres Maß regimentlicher Machtvollkommenheit auf irgend eine Instanz draußen auf dem Missionsgebiet übertragen wird. Wir brauchen aus den Missionsarbeitern selbst an Ort und Stelle autoritative Persönlichkeiten, Missionsbischöfe, in deren Hände ein gut Teil wirklichen Missionsregiments (selbstverständlich nicht das ganze) gelegt werden muß. Es kommt ja auf den Namen nicht an — doch ist es kleinlich, an der biblischen Bezeichnung „Bischof" Anstoß zu nehmen, weil es in der römischen Kirche Bischöfe giebt. Hat etwa die deutsche Armee keine Generäle, weil die französische welche hat? In der römischen Mission liegt die technische Hauptleitung in den Händen der Missionsbischöfe und es wäre mehr als thöricht, diese praktische Einrichtung zu verwerfen, bloß weil sie römisch ist. Kann man denn nicht auch von dem Gegner lernen? Haben die Franzosen uns nicht vieles nachgemacht in der militärischen Organisation? Es ist meine feste Überzeugung, daß es über kurz oder lang in allen größeren Missionen zur Berufung solcher Missionsbischöfe oder wenn Sie durchaus lieber wollen: Missions-Superintendenten bzw. Missions-General-Superintendenten kommen muß, wie die englische Kirchenmission sie schon hat.[2]) Sobald dies der Fall, werden wir vor die praktische Frage gestellt: soll die Berufung dieser Männer unter irgend welcher Mitwirkung seitens des Kirchenregiments geschehen? Und im Zusammenhange mit ihr vor die andre Frage: ob und inwieweit

[1]) Germann: „Ziegenbalg und Plütschau." Erlangen. 1868. S. 249 ff. und 321 ff.

[2]) Ansätze finden sich auch bereits in den deutschen Missionen; so haben z. B. die Berliner ihre Superintendenten, die Leipziger ihren Senior, die Barmer ihre Präsides, auch einen Ephorus, die Hermannsburger ihre Pröpste, abgesehen von den Synoden bzw. Konferenzen. Das Maß der diesen Personen bezw. Institutionen gewährten regimentlichen Rechte ist ziemlich verschieden und wohl nirgends so bedeutend als mein Vorschlag beabsichtigt.

die aus den Heiden gesammelten Gemeinden an die heimatliche Kirche angegliedert werden sollen? eine Frage, die freilich in sich selbst wieder so vielgestaltig ist, daß sie eine selbständige Behandlung fordert.[1]) Im Rahmen unsres heutigen Themas muß es genügen, diese beiden großen Lebensfragen der Mission nur gestreift zu haben.

Also gehen wir weiter und fragen: würde durch eine Verkirchlichung der Mission eine Belebung des Missionssinnes, eine Steigerung der Missionsleistungen in der Heimat, eine Vermehrung der Missionsarbeiter bewirkt werden? Es ist behauptet worden, die bisherige gesellschaftliche Missions-Organisation trage die Schuld, daß die Mission „eine Winkelsache geworden und bisher geblieben“ wie daß „so unendlich wenig Theologen unsrer deutschen Kirche in die Missionsarbeit eingetreten seien“.[2]) Ich bestreite die Richtigkeit der einen wie die der andern Anklage. Abgesehen davon, daß man heutzutage doch wahrlich nicht mehr sagen kann, die Mission sei eine Winkelsache, trotzdem sie noch keine Kirchensache ist, so stand es und steht es bis heute z. B. in der schottischen Staatskirche nicht wesentlich anders mit der Mission als bei uns, d. h. ernstliche Arbeit für sie findet sich nur in verhältnismäßig kleinen Kreisen. Es kommt in ihr auf den Kopf ein Missionsbeitrag von etwa 20 Pf., eine Leistung, welche auch manche deutsche Landeskirche und Kirchenprovinz aufzuweisen hat, in der die Mission nicht Kirchensache ist. Wenn die schottische Staatskirche, in welcher wohlgemerkt von Anfang an die Mission Kirchensache gewesen, dennoch relativ mehr leistet als Gesamtdeutschland, so kommt das wesentlich mit daher, daß die so missionseifrige schottische Freikirche und vereinigte Presbyterianerkirche sie beständig zur Nacheiferung reizt. Die schwedische Staatskirche, in welcher die Mission allerdings erst seit c. 14 Jahren zur Kirchensache gemacht worden ist und deren Erfahrungen

---

[1]) Um bei solcher Kürze bloßer Andeutung nicht mißverstanden zu werden bemerke ich, daß es keineswegs meine Meinung ist, die jungen heidenchristlichen Gemeinden kurzweg in die Kirchengemeinschaften einzugliedern, welchen ihre Missionare angehören. Je nach der Lebensfähigkeit und nationalen Selbständigkeit der betreffenden Völker, der Zugehörigkeit zu europäischen Kolonien, der Stärke der kolonialen Kirchenkörperschaften, der kirchlichen Stellung der verschiedenen Missionen wird diese große Frage, deren Lösung immer näher rückt, eine verschiedene Antwort finden. Die idealste ist: Die Bildung selbständiger heidenchristlicher Nationalkirchen; aber nicht überall — und jedenfalls nicht geschwind — wird dieses Ideal sich verwirklichen lassen. Um nur ein Exempel anzuführen: nicht in der Kap-Kolonie oder im Namalande. Dies dürfte ausreichen, um die obige Behauptung zu begründen, daß diese Frage eine sehr vielgestaltige ist und eins der schwierigsten evangelischen Missionsprobleme bildet.

[2]) Büttner, S. 15.

daher zu kurz sein dürften, um sie geradezu als Paradigma zu bezeichnen, legt ein weit ungünstigeres Zeugnis ab: in ihr kommt auf den Kopf ein Missionsbeitrag von noch nicht 1½ Pfennig. Wenn in der Brüdergemeine und in der schottischen Freikirche die Missionsleistungen auf einer weit höheren Stufe stehen als bei uns, so kommt das nicht daher, weil dort die Mission Kirchensache ist, sondern weil das Glaubensleben breitere Schichten dieser Gemeinschaften durchdringt als in unsrer Landeskirche. Es ist überhaupt eine oberflächliche Anschauung, wenn man das Maß der Breite und Tiefe des Missionslebens durch irgend eine äußere Form der Missionsleitung erklären will. Man könnte mit viel mehr Recht sagen: wo das christliche Glaubensleben eine Gemeindemacht ist, da wird die Mission Kirchensache werden, als umgekehrt: wo die Mission Kirchensache ist, da wird sie eine Macht in den Gemeinden sein. Wenn aber etwas äußerliches zur allgemeinen Verbreitung des Missionsinteresses mitwirkt, so ist das viel mehr der in einer Nation herrschende überseeische Sinn als der kirchliche Charakter der Mission, obgleich das Beispiel Hollands zeigt, daß auch der überseeische Sinn, wenn ihm im Volke der innere Glaubenstrieb fehlt, zur Weckung eines thätigen Missionslebens nicht ausreicht.

Wenn nun im Anfange der gegenwärtigen Missionsperiode die Mission den Makel einer Winkelsache trug, so lag das darin, daß damals eben nur in den kleinen pietistischen Kreisen ein Verständnis für den Missionsbefehl vorhanden war, und die geordneten kirchlichen Organe sich nicht nur von der Mission zurückhielten, sondern ihr feindlich gegenübertraten. Mit der veränderten Stellung dieser Organe verlor aber die Mission immer mehr ihren ursprünglichen Konventikelcharakter; nach und nach sind fast überall die Träger des geistlichen Amts auch die Träger der Mission geworden, das Kirchenregiment hat sie unter seine Pflege genommen, die Missionsfeste haben sich zu Volksfesten gestaltet, die Missionsbetrachtung hat sich unter immer weitere Gesichtspunkte gestellt, speciell die Bedeutung der Mission für Wissenschaft und Kultur hat immer größere Anerkennung gefunden, die Mitwirkung der Mission an der Lösung der kolonialen Aufgaben ist geradezu in das kolonial-politische Programm aufgenommen worden; durch das alles wie durch das ungeahnte Wachstum der Missionserfolge sind wir zu immer größeren Missionsleistungen erzogen worden — und doch beschränken sich diese Leistungen noch immer auf verhältnismäßig kleine Kreise. Woher kommt das? Wahrlich nicht daher, daß die Mission nicht Kirchensache ist, sondern daher, daß der Missionstrieb im Glaubensgehorsam wurzelt und dieser Glaubensgehorsam sich leider in den breiten Massen nicht findet. Die Erfahrungen der letzten Jahre hätten doch endlich

darüber die Augen öffnen sollen. Wie ist mit Pauken und Trompeten die Mission gefeiert worden als Kulturgröße, wie hat man sie als eine nationale Ehrensache und als eine kolonialpolitische Hilfsmacht auf den Schild gehoben, und was haben denn die weiten Kreise der Civilisations- und Humanitätsschwärmer, der Patrioten und der Kolonialfreunde, was haben sie denn für die Mission geleistet? — Ist jemand unter Ihnen wirklich so sanguinisch zu hoffen, diese Kreise würden nun auf einmal die Taschen öffnen, wenn die Mission Kirchensache würde?

Ist denn das kirchliche Bewußtsein unter uns eine derartige Großmacht, daß man ihm eine solche Zauberwirkung zutrauen dürfte? Existiert bei uns überhaupt ein kirchliches Bewußtsein, das weitere Volkskreise durchdringt? Müssen wir unser Volk nicht vielmehr erst zu einem kirchlichen Bewußtsein erziehen, bevor wir von diesem Bewußtsein irgend eine Machtwirkung erwarten dürfen? Leider fehlt in den weitesten Kreisen bei uns selbst das kirchliche Ehrgefühl. Es treibt einem die Schamröte ins Gesicht, wenn man fort und fort sehen muß, in welcher Weise eine Presse, die sich protestantisch nennt, Arbeiter und Arbeiten der evangelischen Kirche angreift, während sie römische Bischöfe und den Papst beweihräuchert und mit jüdischen Feinden des Evangeliums kokettiert. Gottlob! giebt es in der evangelischen Christenheit noch viel christliches Bewußtsein und durch die Appellation an dieses erreichen wir auch noch etwas; allein das kirchliche Bewußtsein muß erst aus dem Tode erweckt werden. Und hier liegt allerdings eine große Aufgabe der Gegenwart für alle kirchlichen Organe vor. Aber auch wenn wir mehr kirchliches Bewußtsein hätten als wir haben, für die Mission dürfen wir nicht zu viel von ihm erwarten. In der römischen Kirche ist das kirchliche Bewußtsein wirklich eine Macht, eine viel stärkere als das christliche Bewußtsein, und doch — zu bedeutenden Missionsleistungen hat es die Völker der Papstkirche nicht getrieben. Die evangelische Kirche trotz ihres Mangels an kirchlichem Bewußtsein übertrifft gerade in ihren Missionsleistungen die römische weit. Sollte das nicht ein Beweis für die Macht der Freiheit sein? Ohne weder zu den großen noch zu den kleinen Propheten zu gehören wage ich die Behauptung, daß die Missionskollekten jedenfalls nicht wachsen, wahrscheinlich aber abnehmen werden, wenn man sie in kirchliche verwandelt. Ich versage es mir, durch Exemplifikation auf die Kirchenkollekten bzw. kirchlichen Hauskollekten dieser Behauptung die Weihe des Beweises zu geben, weil ich überzeugt bin, daß das Eulen nach Athen tragen hieße; denn auch der idealste Vertreter des kirchlichen Bewußtseins dürfte schwerlich in der Verkirchlichung der Kollekten das geeignetste Mittel zur Steigerung der christlichen Freigebigkeit erblicken.

Was wir unter den jetzigen Umständen in dieser Beziehung verlangen können, das ist durch die kirchenamtliche Anordnung einer jährlichen Kirchenkollekte für die Mission bereits geschehen. Wir haben diese Anordnung betrieben, nicht weil wir von ihr ein besonders glänzendes pekuniäres Ergebnis erwartet, sondern weil durch sie den geordneten kirchlichen Organen eine Gelegenheit geboten werden sollte, vor der Gemeinde für die Mission amtliches Zeugnis abzulegen.

Ob ein kirchliches Missionsregiment bessere Arbeiter namentlich mehr Theologen in den Missionsdienst gestellt haben würde, das ist mindestens eine offene Frage. Der amerikanische Board hat fast lauter und die beiden englischen Kirchenmissionsgesellschaften haben ziemlich viel Theologen in ihrem Dienste, obgleich sie einen gesellschaftlichen, nicht einen kirchenamtlichen Charakter tragen. Dasselbe ist der Fall bei der luth. Leipziger M.-G., welche jahrzehntelang nur Theologen ausgesendet hat, bis der große Theologenmangel eintrat. Umgekehrt: in der Brüdergemeinde standen wenig Theologen im Missionsdienst, obgleich die Mission in ihr Kirchensache ist. Sie sehen, die Zahl der Theologen im Missionsdienst hängt nicht ab von der Form des gesellschaftlichen oder kirchenamtlichen Missionsregiments. Es wirken auch hier ganz andere Faktoren. Aber selbst angenommen, daß bei einer kirchenamtlichen Missionsleitung mehr Theologen Missionare geworden sein würden — müßte das notwendigerweise zu einer größeren Förderung der Mission ausgeschlagen sein? Ich hoffe, daß ich nicht in dem Verdachte stehe ein Verächter der theologischen Wissenschaft zu sein; aber ich bin nicht zünftiger Pedant genug, um den Satz zu vertreten, daß unsre schulmäßige wissenschaftliche Bildungsmethode von dem Herrn der Kirche ein Patent empfangen habe, ihm ausschließlich die tüchtigen Reichsarbeiter zu liefern. Eine Umschau auf den Missionsgebieten der Gegenwart liefert keineswegs durchgehends den Beweis, daß die universitätlich gebildeten Theologen vor ihren nur seminaristisch gebildeten Kollegen besonders gesegnete Missionsarbeiter gewesen seien. Allerdings giebt es unter den letzteren manche dürftige Erscheinung, die man lieber an einem andern Platze sehen möchte; aber finden sich solche Erscheinungen nicht auch unter studierten Leuten? Und angenommen, es hätten sich immer nur wissenschaftlich tüchtige Theologen zum Missionsdienst gemeldet, sind denn mit dem theologischen Wissen an sich auch die übrigen Qualitäten verbunden, welche die Voraussetzung für eine fruchtbare Missionsarbeit bilden? Er, der mehr war als alle Meister in Israel, hat doch gewiß seine guten Gründe gehabt, daß er seine Apostel sich aus Laien erzog. Wohl, er gesellte ihnen später auch einen Theologen hinzu, aber einen Theologen, der eine großartige Bekehrung

erlebt hatte. So ist es ohne Zweifel auch in der gegenwärtigen Mission unter einer besonderen Leitung des himmlischen Kirchenhauptes geschehen, daß vorwiegend Männer in den Missionsdienst traten, welche keinen privilegiert-schulmäßig-wissenschaftlichen Bildungsgang durchgemacht hatten, wohl aber viel praktischen Sinn besaßen und bekehrte Jesusjünger waren. Eine stattliche Zahl derselben hat sich einen berühmten Namen gemacht und sogar wissenschaftliche Leistungen produziert, auf welche selbst Professoren stolz sein dürften.

Soviel zur Richtigstellung. Und nun betone ich allerdings mit Nachdruck: ja, wir brauchen auch Theologen als Missionare und brauchen sie besonders jetzt. Aber wohlgemerkt nicht solche, die sich vor dem Examen fürchten oder denen in der Heimat keine Aussicht auf eine gute Stelle blüht, sondern Elitetheologen, welche durch christliche Lebenserfahrung und wissenschaftliche Tüchtigkeit qualifiziert sind, draußen eine gewisse Führerrolle zu übernehmen. Und täuscht nicht alles, so ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch deutsche Theologen in größerer Anzahl als bisher es für eine Ehre ansehen werden, in den Missionsdienst zu treten, auch ohne daß die Mission zuvor Kirchensache geworden ist. Hätten wir eine kirchenamtliche Missionsleitung, wer wagt zu behaupten, daß es dieser gelingen werde, das wachsende Bedürfnis an Missionsarbeitern mit lauter Theologen und gar mit lauter tüchtigen Theologen zu befriedigen? In welche eigentümliche Lage käme aber ein Kirchenregiment, wenn es ihm an Theologen für den Missionsdienst fehlte? Sollte es dann Nichttheologen aussenden und kirchliche Missionsseminare errichten? Aber angenommen, eine kirchliche Missionsleitung sei in der Lage lauter Theologen zu senden, wäre dann die Befürchtung nicht ohne Grund, daß ähnlich wie der Diasporadienst auch der Missionsdienst vielfach nur als eine Durchgangsstelle angesehen und nach einer relativ kurzen Arbeitszeit mit dem heimatlichen Kirchendienst vertauscht würde. Welchen Gewinn hätte aber die Mission von Arbeitern, die etwa nach einem Zeitraum von 5, 6 Jahren, der eben hinreicht, um es in der fremden Sprache zu einiger Sicherheit zu bringen und sich in den fremden Verhältnissen einigermaßen heimisch zu machen, den Missionsdienst wieder quittierten? Selbstverständlich muß jedem Missionsarbeiter der Rücktritt in einen heimatlichen Wirkungskreis offen gehalten werden, falls sein Gesundheitszustand gebieterisch die Rückkehr fordert, oder er draußen absolut abgearbeitet ist. Aber als Regel sollte unbedingt feststehen, daß der Missionsberuf als ein Dienst für das Leben gilt, jedenfalls daß ihm eine möglichst lange Reihe von Jahren gewidmet werden muß.

Wie wir auch die Sache betrachten mögen, einen wirklichen Gewinn



für die Mission können wir nicht entdecken, wenn die Missionsleitung eine kirchenamtliche würde, wohl aber scheint uns mit einer solchen Umwandlung mehr als eine ernstliche Gefahr verbunden.

Die gegenwärtige Mission hat eine vielgestaltige Rückwirkung auf das religiöse Leben der Heimat geübt. Da dieser Gegenstand vor einigen Jahren in unsrer Konferenz speciell behandelt worden ist,[1]) darf ich die Einzelbeweise für diese Thatsache als bekannt voraussetzen. Nun beruhen aber nicht wenige dieser rückwirkenden Segnungen ganz wesentlich gerade auf dem freiheitlichen Charakter, welchen von ihrem Beginn an die Mission bei uns getragen. Eben dieser freiheitliche Charakter hat Einrichtungen geschaffen, Kräfte entfesselt, Leistungen produziert, welche schwerlich da sein würden, hätte die Mission einen amtskirchlichen Charakter getragen. Würden wir dann z. B. unsre schönen Missionsfeste und unser jetzt so vielgegliedertes christliches Gemeinschaftsleben haben, würde die christliche Freigebigkeit und die gesamte Liebesthätigkeit so gesteigert, würde vor allem eine solche Schar von thätigen Laien zur mannigfaltigsten göttlichen Reichsarbeit erzogen und organisiert worden sein? Die Kirche selbst hat von der Selbstthätigkeit, zu welcher uns die Freiheit erzogen, den größten Gewinn gehabt und die freie Association, aus der die Mission geboren ist, ist in ihr, der Kirche, selbst ein sehr befruchtendes Lebenselement geworden. Und angesichts dieser unleugbaren Thatsache wollte man den freiheitlichen Charakter der Mission jetzt in einen amtskirchlichen verwandeln? Was würde die Folge sein? Daß der in den Boden der Freiheit gepflanzte und in der Luft der Freiheit groß gewordene Baum verkümmerte. Es ist überhaupt eine gefährliche Sache, alte Bäume zu verpflanzen: sie gehen gemeiniglich ein. Auch würde das Leben der Kirche selbst leiden. Die amtlich organisierte Kirche steht immer in Gefahr einer gewissen Mechanisierung, wenn ihr die freie Arbeit fehlt. Das Kirchenregiment soll diese freie Arbeit pflegen, in gewissen Grenzen überwachen, aber — nicht annektieren.

Insofern liegt ja etwas erfreuliches in dem Verlangen nach Verkirchlichung der Mission, als es ein Zeugnis dafür ablegt, daß das Missionsgewissen der Kirche, das so lange geschlafen hat, erwacht ist. Die Mission, der sonderlich in ihren Anfängen die geordneten Kirchenorgane so fern gestanden, darf jetzt, und man kann das nicht laut und dankbar genug bezeugen, zu diesen Organen volles Vertrauen haben. Aber

---

[1]) Allg. Miss.-Z. 1881, 145 ff.

sind unsre kirchlichen Zustände so gefestet, daß sie das auch für alle Zukunft können wird? Sind nicht bei der Abhängigkeit, in welcher unsere Kirche vom Staate steht, erfahrungsmäßig politische Systemwechsel von ganz unberechenbarem Einfluß auf die Kirchenregierung? Oder ist es nicht möglich, daß der Wind einer modernen rationalistischen Theologie die Kirchenorgane bis nach oben hinauf durchweht? Was würde unter so veränderten Verhältnissen die Mission zu befahren haben, wenn ihre Leitung eine kirchenamtliche wäre? Dann könnte es geschehen, daß sie entweder abstürbe oder, was unter den jetzigen Verhältnissen *das wahrscheinlichere*, in einem ihrem innersten Wesen fremden Geiste getrieben würde und — *daß die kleine Schar der Missionsfreunde alter Observanz für andre die Nester gebaut hätte, und noch einmal von vorn anfangen müßte, wenn sie eine Mission haben wollte nach altbiblischem Sinn.* Halten Sie ein solches Zukunftsbild ja nicht für eine schwarzseherische Übertreibung; es ist mutatis mutandis in der Vergangenheit schon einmal zur Wirklichkeit geworden. In der schottischen disruption reklamierte die Staatskirche die gesamte Mission, eben weil sie eine staatskirchliche gewesen, auch alles Missionseigentum; und die junge Freikirche, obgleich aus ihren Kreisen wesentlich die Mission hervorgegangen und unterhalten worden war, mußte unter Aufbringung der größten Opfer von vorn anfangen. Vestigia terrent. Wir erleben schon jetzt seltsame Dinge, und es würde mich nicht so sehr überraschen, wenn gerade mit einem Wechsel nach der liberalen Seite hin in den maßgebenden Kirchenorganen das Verlangen nach einer kirchenamtlichen Missionsleitung energisch laut würde und so der maßgebende Missionseinfluß in Hände käme, welche bislang für das Werk der Heidenbekehrung kaum etwas geleistet. Wollen wir kurzsichtigerweise durch ein Votum für Verkirchlichung der Mission dieser durchaus nicht unwahrscheinlichen Möglichkeit auch noch die Wege bahnen? Es ist wahr: sollte eine rationalistische Ära wiederkehren, so würden auch die freien Missionsgesellschaften von ihr nicht unbeeinflußt bleiben; jedenfalls bieten sie aber doch einige Garantie, die Mission auf ihren biblischen Grundlagen zu erhalten und durchzuwintern, da die Siebentausend, welche auch dann ihre Knie vor Baal nicht beugen werden, gerade an den Missionsanstalten ihre Halte- und Sammelpunkte suchen werden. Es geht jetzt eine mächtige Bewegung durch unsre evangelische Landeskirche, daß ihr ein größeres Maß von Unabhängigkeit und Selbständigkeit dem Staate gegenüber gewährt werde. Stellen sich diejenigen Freunde dieser Bewegung nicht in einen Widerspruch mit sich selbst, welche dasjenige Maß

von kirchlicher Freiheit, welches wir auf den weiten Gebieten der äußern und innern Mission wirklich besitzen, aufgeben wollen, indem sie die Leitung dieser Werke in die Hände staatskirchlicher Organe legen? Wer für Befreiung kämpft, wird doch zunächst die Freiheit zu behalten trachten, welche er schon hat. Es ist gar nicht unmöglich, daß dieses Stück wirklicher Freiheit, welches wir in den Werken der äußern und innern Mission besitzen, für die kirchlichen Kämpfe der Zukunft noch eine große Bedeutung hat.

Nach allen diesen Ausführungen bedarf es nur weniger Andeutungen, um zu überzeugen, daß die Exemplifikation auf die paar evangelischen Kirchengemeinschaften, in welchen die Mission Kirchensache ist, für uns der Beweiskraft völlig ermangelt. Denn erstens sind diese Kirchengemeinschaften mit Ausnahme der schottischen und der schwedischen Staatskirche lauter Freikirchen und zwar von verhältnismäßig kleinem Umfange. Keine von ihnen zählt, soweit ich es zu übersehen vermag, eine Seelenzahl, die auch nur der unsrer Provinz Sachsen gleichkommt. Vor allem kann man die kaum 32000 Seelen starke Brüdergemeinde mit ihrem ausgeprägt familienhaften Charakter absolut nicht in Parallele stellen mit einer großen und bureaukratisch regierten Staatskirche wie unsre preußische Landeskirche ist. Sodann aber und das ist das durchschlagende: in allen diesen Kirchengemeinschaften ist die Mission von Anfang an Kirchensache gewesen, das heißt: in ihnen ist die kirchenamtliche Form des Missionsbetriebs geschichtlich begründet, zum teil wie in der Brüdergemeinde und der schottischen Freikirche mit ihren Wurzeln verwachsen. Bei uns ist aber gerade umgekehrt: die freie gesellschaftliche Form des Missionsbetriebs geschichtlich begründet und mit den Wurzeln der Mission selbst verwachsen. Das geschichtliche Gewordensein giebt auch ein heiliges Recht und jedenfalls ist die Egalisierungssucht kein Zeichen der Gesundheit. Eines schickt sich nicht für alle und wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. In Schweden hat man einer kirchendogmatischen Theorie zu lieb das Experiment gemacht, eine freie Mission zu verstaatskirchlichen: das Ergebnis ist bis heute ein dürftiges. Die über 4 Millionen zählende schwedische Staatskirche hat eine Missions-Jahreseinnahme von noch nicht 50000 M., unterhält 3 im Dienste der Leipziger M.-G. stehende Missionare und treibt im Zululande auf 2 Stationen eine kleine Mission.[1]) Dieser Vorgang dürfte kaum geeignet sein, zur Nachahmung zu reizen.[2])

---

[1]) Allg. M.-Z. 1886, 137. — Ev. Miss.-Mag. 1880, 459 ff.

[2]) Wie bereits bemerkt, ist das Experiment allerdings noch zu jung, um jetzt schon ein definitives Urteil über dasselbe abzugeben. Jedenfalls ist es ihm aber

Wir kommen jetzt zu der zweiten Möglichkeit: eine neue Mission ins Leben zu rufen, welche unter kirchenamtlicher Oberleitung steht. Auch hier haben wir es nicht etwa mit einer fingierten Annahme zu thun. Die Begründung einer neuen kirchenamtlichen Mission ist vor gar nicht langer Zeit ernstlich erwogen worden und zwar in sehr maßgebenden Kreisen. Nun kann man allerdings nicht sagen, daß ein solcher Gedanke unausführbar, auch nicht, daß er geradezu unberechtigt sei, aber man wird ihn als im höchsten Grade unrätlich bezeichnen müssen.

Zunächst darum, weil gegen diese neue kirchliche Mission alle die gewichtigen Gründe sprechen, welche gegen die Begründung neuer Missionen überhaupt von den sachkundigsten Fachmännern geltend gemacht werden, Gründe, welche durch die in den letzten Jahren unter uns entstandenen neuen Missiönchen nicht etwa widerlegt, sondern lediglich bestätigt werden. Ich darf diese Gründe als bekannt voraussetzen[1]) und mich hier auf die Hinweisung beschränken, daß durch eine neue kirchliche Mission 1. die Zersplitterung und 2. die Konkurrenz auf dem protestantischen Missionsgebiete in bedenklicher Weise vermehrt würde. Wenn die Zusammenschließung zunächst wenigstens der sämtlichen deutschen Missionen unter eine einheitliche kirchliche Leitung nicht eine utopische Schwärmerei wäre, so würde diese Leitung wenigstens den Vorteil gewähren, eine Konzentration in der evangelischen Mission anzubahnen; aber zu den bestehenden Missionen noch eine neue Kirchenmission hinzufügen, das heißt die Zersplitterung geradezu legitimieren. Und welche peinliche Konkurrenz mit den nichtkirchlichen Missionen würde die unvermeidliche Folge sein! Es ist schon ein wenig erquickliches Schauspiel, wenn zwei freie Missionsgesellschaften miteinander in Konkurrenz geraten; und nun malen Sie sich die Situation selbst aus:

nicht gelungen, die gesamte schwedische Missionsthätigkeit in der Mission der schwedischen Kirche zusammenzufassen, und zwar trotzdem die eigentliche Leitung derselben in den Händen eines sehr tüchtigen Mannes (des Direktor Tottie, zugleich Dozenten der Kirchengeschichte in Upsala) liegt. Die sehr rührige freikirchliche Linke hat 1881 einen eignen freien Missionsbund gegründet und die alte Ev. Fosterlandsstiftelsen besteht auch noch fort. Täuscht nicht alles, so hat gerade die Begründung der schwedischen Kirchenmission das Verhältnis zu den zahlreichen und lebendigen freikirchlichen Elementen innerhalb der Staatskirche noch viel gespannter gemacht. Verkirchlichung der freien christlichen Arbeit in der Weise, wie es in Schweden geschehen, dürfte auch bei uns nur dazu dienen, die freikirchlicher Gesinnten in eine immer herbere Opposition gegen die staatskirchlichen Organe zu drängen.

[1]) Vgl. z. B. Warneck: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?“ Heilbronn 1885. S. 69 f.

wenn die neue kirchliche Missionsleitung die amtlichen Kirchenorgane durch amtliche, ich will noch nicht einmal sagen Verfügungen, sondern nur Beeinflussungen zur Unterstützung gerade ihrer kirchlichen Mission wieder und immer wieder heranzieht! In welche peinliche Lage seinen Vorgesetzten gegenüber muß der Pastor und gar der Superintendent geraten, der der alten Miss.-Gesellschaft die Treue zu halten entschlossen ist! Oder falls die Thätigkeit für die alten freien Gesellschaften dann wesentlich von Laien in die Hand genommen werden müßte, wie leicht könnte sie den Charakter der Opposition gegen die kirchenamtlichen Organe annehmen und die Gesellschaften selbst in eine antikirchliche Stellung gedrängt werden! Ich enthalte mich jeder weiteren Ausführung dieser verhängnisvollen Perspektive; es wird vermutlich niemand unter uns in einer solchen Konkurrenzmission einen Segen erblicken.

Und in welche peinliche Lage geriete diese landeskirchliche Mission selbst, wenn es ihr etwa gehen sollte wie der schwedischen! Es wäre doch immerhin möglich, daß sie es zu keinen bedeutenden Einnahmen brächte, daß z. B. die beiden westlichen Provinzen sich so gut wie gar nicht beteiligten und in den östlichen gerade die rührigsten Missionskreise gleichfalls den alten Missionsgesellschaften die Treue hielten — dann bekämen wir ein kirchliches Missiönchen, das wahrlich nicht dazu angethan wäre, das Ansehen eines Kirchenkörpers wie unsre preußische Landeskirche jenseit der Weltmeere würdig zu repräsentieren, der sonstigen Schattenseiten ganz zu geschweigen, welche mit den Miniaturmissionen überall, besonders auf tropischen Gebieten verbunden sind.

Übrigens würde auch bei einer neuen kirchlichen Mission die Frage nicht geringe Schwierigkeiten bereiten: welches kirchliche Organ überkommt die Oberleitung? Es ist der Gedanke aufgetaucht: dieselbe in die Hände der sämtlichen General-Superintendenten zu legen. Ob zu der Arbeitslast, welche bereits auf den Schultern derselben ruht, es überhaupt rätlich ist, noch eine neue zu legen, darüber erlaube ich mir ebensowenig ein Urteil, wie darüber, ob es den vielbeschäftigten Provinzial-Oberhirten möglich sein würde, sich in die Menge Details einzuarbeiten, deren Kenntnis die unerläßliche Voraussetzung für eine ersprießliche Missionsleitung ist. Jedenfalls würde die Berufung eines Fachmanns als Missionsdirektors notwendig sein. Übertrüge man die Missions-Oberleitung nur einem General-Superintendenten, so wäre das unbedingt eine bedeutende Vereinfachung; aber mit 12 räumlich weit voneinander entfernten General-Superintendenten dürfte schon der geschäftliche Verkehr seine großen Schwierigkeiten haben! Am natürlichsten bliebe die Einrichtung

eines Missions-Departements im Ober-Kirchenrate; aber dann gerieten wir immer wieder in die bureaukratische Maschinerie, welche gerade für die Missionsleitung ein so gefährliches Ding ist. —

Endlich noch eins. Eine neue kirchliche Mission würde bei uns selbstverständlich auf einem deutschen Schutzgebiete ihre Arbeit thun oder kurz gesagt: eine deutsch-koloniale sein müssen. Ob aber gerade auf den Kolonien eine Staatskirchen-Mission sich empfiehlt, das ist sehr die Frage.

Es ist den mit der Missionsgeschichte einigermaßen Vertrauten eine bekannte Thatsache, daß auf den englischen und holländischen Kolonien die staatskirchlichen Geistlichen in ihren Bestrebungen für die Mission außerordentlich gehemmte Leute waren. Nun ist allerdings das alte Geschlecht der Kolonialpolitiker ziemlich ausgestorben, welches überhaupt nichts von der christlichen Mission wissen wollte; heut streichelt man die Mission, aber vielfach nur um sie den kolonialpolitischen Interessen dienstbar zu machen. Es ist ja bekannt genug, in welcher zum Teil brutalen Weise man in gewissen kolonialpolitischen Kreisen die Beseitigung wesentlichster Missionsgrundsätze, die Hintansetzung der religiösen Missionsaufgaben hinter die kolonialpolitischen verlangte. Und dieser Kampf ist noch keineswegs ausgekämpft. Glauben Sie nun, daß die staatskirchliche Mission dem kolonialpolitischen Drucke der Gegenwart freier und kräftiger gegenüber stehen wird, als die staatskirchlichen Geistlichen dem ähnlichen Drucke in der Vergangenheit? Wir klagen in der heimatlichen Kirche so oft über die staatliche Abhängigkeit; warum in aller Welt wollen wir denn diese Abhängigkeit auch in die Missionsarbeit auf den Schutzgebieten übertragen, wo sie vermutlich noch viel stärker sein wird? Eine unabhängige Mission ist auf den Kolonien freier und mächtiger, als eine staatskirchliche. Nur darf sie kein bloßes Missiönchen sein, und ihr die feste und klare Leitung nicht fehlen, sondern eine große und respektierte Gesellschaft, die beides besitzt: Missionserfahrung und Missionskräfte. So hat uns z. B. der Eintritt der Baseler Missionsgesellschaft in Kamerun vor Mißgriffen und herben Erfahrungen bewahrt, die uns anderwärts nicht erspart worden sind.

Auch einer andern Befürchtung kann ich mich nicht erwehren; daß man nämlich für eine staatskirchliche Kolonialmission, zumal wenn die Beiträge ihr nur spärlich zufließen sollten, bald staatliche Unterstützung verlangen würde. Die römische Kirche freilich kann sich, wie auch die berühmte Missionsdebatte im deutschen Reichstage zeigte[1]) und

[1]) Allg. M.-Z. 1886, 126.

wie sie es aus Frankreich und Spanien gewöhnt ist, eine Mission ohne staatliche Unterstützung (und zwar sowohl pekuniäre wie bewaffnete) nicht denken und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie auch von der deutschen Reichsregierung bald solche Unterstützung beantragen wird. Aber die evangelische Mission soll und will auch in dieser Beziehung nicht in den Bahnen der römischen gehen. Das Geld ist eine gefährliche Macht: es bringt leicht in die Gewalt des Gebers und die evangelische Mission sollte des alten Spruches gedenken: timeo Danaos et dona ferentes. Ihre Freiheit ist ihr höchstes Gut und bewahrt sie die, so wird es ihr auch an freien Gaben nicht fehlen. Die freie evangelische Mission hat sich bereits glänzend als eine Erzieherin zur Freigebigkeit bewährt. Nur wo die Mission der Kolonialregierung direkten Dienst thut: in Schule, sprachlicher Arbeit und etwa Pastorierung der Kolonialbeamten,[1]) da darf sie auch staatliche Unterstützung annehmen, ja da darf sie sie verlangen; denn da hat sie einen Rechtsanspruch auf dieselbe.

Wir kommen zu dem dritten Punkte: empfiehlt es sich, für die kirchlichen Organe ein gewisses Maß der Teilnahme an der Missionsleitung zu beanspruchen? Ich kann auch diese Frage nicht mit einem unbedingten Ja beantworten; wohl aber glaube ich, daß in dem Rahmen derselben verschiedene Vorschläge gemacht werden müssen, mit deren praktischer Ausführung intimere Beziehungen zwischen Mission und den amtlichen Kirchenorganen zum Gewinne beider herbeigeführt werden können.

Abgesehen davon, daß auch hier wieder die Beantwortung der Frage große Schwierigkeiten bietet: welches kirchliche Organ und in welcher Begrenzung es an der Missionsleitung teilnehmen soll, abgesehen auch davon, daß das kirchliche Mitregiment notwendigerweise geschäftliche Weitläufigkeiten veranlaßte, die unter Umständen sehr nachteilig sein könnten, so würde vermutlich eine Teilung des eigentlichen Missionsregiments zwischen Missionsdirektorium und irgend einem Kirchenorgane kaum ohne Reibung abgehen, welche wenig zur Förderung der Sache dienen dürfte. Schwerlich wäre das betreffende Kirchenorgan dem Missions-

[1]) Die Kolonialregierung ist rechtlich und moralisch verpflichtet, für die geistliche (übrigens auch für die gesundheitliche) Pflege der Kolonialbeamten zu sorgen. Das ist nicht Aufgabe einer Missionsgesellschaft, die es mit den Heiden zu thun hat. Und weil die Kolonialbeamten auch in den überseeischen Schutzgebieten Glieder der heimatlichen Kirche bleiben, so dürfte es allerdings Sache des staatskirchlichen Regiments sein, der Kolonialregierung zur Ausübung ihrer Pflicht durch Berufung von Geistlichen in den kolonialen Kirchendienst Handreichung zu thun, selbstverständlich auf Kosten der Kolonialregierung.

direktorium auch an specieller Sachkunde überlegen und so könnte es kommen, daß die Stellung desselben eine ziemlich abhängige würde.

Dagegen bringe ich einen andern Modus in Vorschlag, der sich in gesunder Weise an die geschichtliche Entwicklung des freien Missionslebens in der Heimat anschließt. Nämlich daß in jeder Missionsgesellschaft dem Missionsdirektorium zur Seite steht eine geordnete Vertretung der zu ihr gehörigen heimatlichen Missionsgemeinde, welche bestimmt begrenzte Rechte besitzt, wie sie beispielsweise in der Rheinischen und Leipziger Mission bereits existiert.[1])

---

[1]) Das Statut der Rheinischen M.-G. enthält über die Zusammensetzung und die Rechte der General-Versammlung folgende Bestimmungen:

Die General-Versammlung besteht aus 60—64 Mitgliedern, nämlich aus 48 hierzu gewählten und aus den 12—16 Mitgliedern der Deputation (des Vorstandes). Die Wahl geschieht in folgender Weise. Diejenigen 6 Hilfs-Vereine, welche mit Einschluß der direkt an das Missionshaus aus den betr. Kreisen gelangten Gaben nach dem Durchschnitt der letzten 6 Jahre die höchsten Jahresbeiträge eingesandt haben, haben das Recht, je 2 Abgeordnete zur General-Versammlung zu senden. Diejenigen 18 Hilfs-Vereine, welche nächstdem die höchsten Jahresbeiträge nach sechsjährigem Durchschnitt abgeliefert haben, besitzen das Recht, je einen Deputierten zu entsenden. Welchen 6 resp. 18 Hilfs-Vereinen jeweilig die vorbezeichnete Qualität zukommt, ist vor Ablauf der sechsjährigen Wahlperiode in einer Sitzung der Deputation protokollarisch festzustellen und den betr. Hilfs-Vereinen mitzuteilen. Die Wahl der Deputierten geschieht von den betr. Hilfs-Vereinen je auf 6 Jahre und ist für jeden Abgeordneten auch ein Stellvertreter zu wählen.

Außer diesen 30 Abgeordneten, welche von 24 Hilfs-Vereinen zu wählen sind, schlägt die Deputation aus dem Kreise hervorragender Missionsfreunde noch eine entsprechende Anzahl von Mitgliedern vor, aus welcher die General-Versammlung 18 auf 6 Jahre zu Mitgliedern erwählt. (Unter diesen befanden sich stets die General-Superintendenten der beiden westlichen Provinzen.) Die Wahl derselben erfolgt schriftlich durch einfache Majorität.

Die General-Versammlung ist jährlich wenigstens einmal durch den Präses der Deputation zu berufen. Die Einladung erfolgt schriftlich mindestens 14 Tage vor dem anberaumten Termine, und ist die Tagesordnung in dem Berufungsschreiben jedesmal anzugeben. Die General-Versammlung wird von dem Präses der Deputation eröffnet, worauf die Versammlung einen Vorsitzenden und einen Protokollführer aus ihrer Mitte wählt. Bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag, dem es übrigens freisteht, die Entscheidung durchs Los zu vollziehen. Die General-Versammlung beschließt, abgesehen von einzelnen Fällen, durch einfache Majorität der in ihr jeweilig vertretenen Stimmen.

Kompetenz der General-Versammlung.

Die General-Versammlung hat das Recht, die Mitglieder der Deputation zu wählen. Zu diesem Zwecke werden von der Deputation der General-Versammlung eine entsprechende Anzahl von geeigneten Männern in Vorschlag gebracht, wobei den Mitgliedern der General-Versammlung vorbehalten bleibt, weitere Vorschläge zur

Dieser **General-Versammlung** müßten außer den deputierten Vertretern der Missionsvereine auch einige **Vertreter kirchlicher Organe** mit vollem Stimmrecht als ordentliche Mitglieder angehören, und zwar deputiert von den betreffenden Organen selbst. Als solche Organe bezeichne ich in erster Linie das **Kirchenregiment**, in zweiter die **General-** bezw. auch die **Provinzial-Synode**. Seitens des Kirchenregiments sollten diese Deputierten die **General-Superintendenten** sein und zwar die derjenigen Provinzen, aus welchen die betreffende Missionsgesellschaft ihre Haupteinnahme bezieht. Die **General-**

Wahl hinzuzufügen. Die Abstimmung findet schriftlich statt. Ergiebt sich keine absolute Stimmenmehrheit, so werden diejenigen zwei, welche die meisten Stimmen erhalten haben, auf die engere Wahl gebracht. Bei etwaiger Stimmengleichheit entscheidet das Los.

Die General-Versammlung hat das Recht der Beschlußfassung in folgenden Gegenständen:

a) bei Berufung eines neuen ersten Inspektors;
b) bei Eigentums-Veräußerungen von Immobilien der Gesellschaft, sofern deren Erträgnisse in laufende Rechnung genommen werden sollen;
c) bei Belastung heimatlicher Immobilien mit Hypotheken;
d) bei Neugründung heimatlicher Anstalten, sowie bei Aufhebung oder örtlicher Verlegung derselben;
e) bei Aufnahme eines neuen überseeischen Arbeitsgebietes;
f) bei Aufhebung eines von der Gesellschaft innegehabten überseeischen Arbeitsgebietes oder Übergabe eines solchen an eine andere Missions-Gesellschaft;
g) bei Entlassung eines überseeischen Arbeitsgebietes infolge selbständiger kirchlicher Konstituierung aus dem Verbande der Rheinischen Missions-Gesellschaft;
h) bei Übernahme eines von einer anderen Missions-Gesellschaft bisher geleiteten Arbeitsgebietes oder Vereinigung mit einer anderen Missions-Gesellschaft;
i) bei Statut-Veränderung;
k) bei Auflösung der Gesellschaft.

Zur Abänderung statutarischer Bestimmungen ist eine Majorität von zwei Drittel aller zur Teilnahme an der General-Versammlung berechtigten Stimmen erforderlich. Sollte die hierzu nötige Zahl von Mitgliedern nicht erschienen sein, so ist innerhalb drei Monaten zu einer neuen Sitzung einzuladen, und diese neue Versammlung ist dann ohne Rücksicht auf die Zahl der vertretenen Stimmen mit zwei Drittel der Majorität der Anwesenden zu Statut-Abänderungen beschlußfähig, vorausgesetzt, daß bei der Einladung zu dieser zweiten Versammlung auf diese Folge des Ausbleibens hingewiesen worden ist.

Beschlüsse über Abänderungen des Statuts, welche den Zweck und die Aufgabe der Gesellschaft und deren Vertretung nach außen zum Gegenstande haben, bedürfen der landesherrlichen Genehmigung. Beschlüsse über alle sonstigen Änderungen des Statuts bedürfen der Genehmigung des Ober-Präsidenten.

Die Deputation kann in allen ihr sonst geeignet erscheinenden Fragen und An-

synode sollte aus sich selbst eine Missions-Kommission bilden aus so viel Gliedern, als im Bereiche derselben Missionsgesellschaften sind, so daß für jede Gesellschaft ein Mitglied derselben Mitglied der Generalversammlung würde. Desgleichen sollten die Provinzialsynoden in der Weise Deputierte zur Generalversammlung der einzelnen Missionsgesellschaften entsenden, daß beispielsweise die rheinische und die westfälische je einen nach Barmen schickte, die der östlichen Provinzen aber sich untereinander verständigen müßten bezüglich ihrer Vertretung in den verschiedenen Berliner Missionsgesellschaften. Denn es wäre nicht billig, daß die Provinz Brandenburg dieses Privilegium allein erhalten sollte. Selbstverständliche Voraussetzung ist, daß die Synoden die sachkundigsten und missionsthätigsten Männer erwählen, erhoffte Folge, daß es dann auf den Synoden auch zu belebten Missionsdiskussionen kommen wird.

Die Aufgaben bezw. die Rechte der geforderten Generalversammlung möchte ich aus praktischen und den Sachverständigen leicht ersichtlichen Gründen in ziemlich engen Grenzen halten, nämlich im wesentlichen auf die Wahl des Missionsdirektors und des Missionsvorstandes, die Inangriffnahme eines neuen Missionsgebiets und die Revision bezw. Dechargierung der Missionsrechnung beschränken, ohne selbstverständlich die Beratung über andre Gegenstände auszuschließen.

Aus der Mitgliedschaft der Vertreter der genannten kirchlichen Organe ergeben sich dann allerlei weitere Konsequenzen. So: eine ordnungsmäßige Berichterstattung über Mission auf der Provinzial- und Generalsynode; eine fortgehende Kenntnisnahme von dem Stande des Missionslebens seitens des Kirchenregiments; vielleicht auch ein Einblick desselben in den Unterricht auf dem Missionsseminar und was bisher wenigstens teilweise schon üblich, eine Teilnahme an den Abgangsprüfungen und den Ordinationen der Missionare. Da die Wahl des Missionsdirektors zu den Rechten der Generalversammlung gehört, so empfiehlt es sich ferner, daß die Einführung desselben in sein Amt vor der

gelegenheiten den Rat und die Meinung der General-Versammlung erholen, ohne an deren Votum gebunden zu sein. Ebenso steht es jedem Mitgliede der General-Versammlung frei, Fragen und Wünsche der Deputation vorzulegen und zur Besprechung zu bringen.

Der General-Versammlung wird alljährlich ein Rechenschafts-Bericht über die finanzielle Lage der Gesellschaft, sowie ein Übersichts-Bericht über den Gang der Arbeit erstattet.

Der General-Versammlung der Leipziger M. steht nur ein „Erinnerungsrecht" zu, durch welches sie wenigstens ein bedeutendes moralisches Gewicht in die Wagschale wirft. Zur Prüfung der Jahresrechnung wählt sie eine Kommission.

Generalversammlung und zwar stehend durch einen von ihr deputierten General-Superintendenten stattfindet.

Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen. Liegen in ihnen wirklich gesunde und entwicklungsfähige Keime, so werden sie dann schon von selbst auf Grund von Erfahrungen, die man macht, zu einer intimeren Verbindung zwischen Mission und Kirche führen. Sind die gemachten Erfahrungen aber nicht ermutigend, dann thut man weise, auch diese Formen wieder fallen zu lassen.

So entschieden ich den freien Charakter der Mission betone, so wenig bin ich ein blinder Idealist, der die mancherlei Schwächen dieser Form der Missionsleitung in Abrede stellte. Zu diesen Schwächen gehört u. a. die Behandlung der Disciplinarsachen. Im ganzen muß anerkannt werden, daß das bisherige patriarchalische Missionsregiment eine milde Disciplin geübt hat; es hat aber auch nicht an Härten gefehlt. Viele Disciplinarfälle haben einen sehr persönlichen Zusammenhang mit dem Missionsdirektorium. Liegt nun die Entscheidung in diesen Fällen lediglich in der Hand eben dieses Direktoriums, so kann jedenfalls der Schein eines parteiischen Urteilspruches entstehen und es muß im Interesse des Missionsdirektoriums selbst liegen, solchen Schein unbedingt zu vermeiden. Es sollte daher ein Disciplinarhof geschaffen werden, der zugleich eine Appellinstanz bildete. Ich habe mich viel mit dieser Frage beschäftigt und es ist das Ergebnis langen Nachdenkens, wenn ich mir folgenden Vorschlag erlaube: Es wird ein Disciplinarhof aus Mitgliedern der Generalversammlung gebildet in der Weise, daß etwa 6 Personen durch Wahl ernannt werden, die übrigen aus den dieser Versammlung angehörigen Vertretern der kirchlichen Organe bestehen. In einer besondern Disciplinarordnung müssen die Fälle festgestellt werden, in welchen es diesem Disciplinarhof allein zustünde, über die Entlassung eines Missionars definitive Entscheidung zu treffen.

Diese Gedanken halte ich für berechtigt und ausführbar bei aller Wahrung des unabhängigen Charakters der Mission und aller Achtung vor der geschichtlichen freigesellschaftlichen Entwicklung. Weitergehende Forderungen haben wenigstens für absehbare Zeit kaum Aussicht auf irgend einen Erfolg; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß selbst die von mir aufgestellten im Schoße der Missionsgesellschaften auf Widerspruch stoßen werden. Hätte ich eine Liebhaberei an Luftschlösserbauten, so würde ich Ihnen in begeisterten Worten das Ideal eines allgemeinen evangelischen Missionsrates gezeichnet haben, der in Analogie mit der

römischen Propaganda, versteht sich nur der Form nicht dem Geiste nach, an der Spitze der Missionsthätigkeit der gesamten evangelischen Christenheit stünde! Aber was hilft uns die Beschäftigung mit Wolkengebilden! In der evangelischen Christenheit wird eine kirchliche Institution dieser Art niemals zustande kommen; dagegen steht zu hoffen, daß es der freien allgemeinen Missionskonferenz, die in diesem Jahre zum zweiten Male in London zusammentritt, auf dem Wege brüderlicher freier Vereinbarung mit der Zeit gelingen wird, ein gewisses Maß der Einheitlichkeit in die oft so durcheinandergehenden protestantischen Missionsbestrebungen zu bringen.

Erst wenn es den kirchlichen Organen **als solchen** gelungen sein wird, einen wirklich bedeutenden Einfluß auf die Steigerung der Missionsthätigkeit ausgeübt zu haben, werden sie einen Anspruch erheben können auf Beteiligung an der Missionsverwaltung. Es ist doch nicht unbillig, den Grundsatz aufzustellen, daß hier das Maß der Leistungen das der Rechte bestimmen, und daß wer mitraten will, zuvor mitgethatet haben muß. Darum muß sich zuletzt unser Thema auf die Frage zuspitzen: Was können und sollen die kirchlichen Organe als solche thun, um das heimatliche Missionsleben kräftiger als bisher zu wecken und zu pflegen? Ich werde mich auch bei der Beantwortung dieser Frage auf lauter erreichbare Dinge beschränken und meine Vorschläge in möglichst kurze Sätze zusammenfassen.

1. Jedes Konsistorium nimmt genaue Kenntnis von dem, was innerhalb seines Aufsichtsgebiets für die Mission geschieht, indem es sich mindestens alle 3 Jahre einen eingehenden Gesamtbericht über den Stand des provinzialen Missionslebens erstatten läßt, entweder durch seine offiziellen Organe, die Superintendenten, oder durch den von ihm dazu autorisierten Vorstand der Provinzial-Missionskonferenz.

2. Durch eine von ihm beauftragte Instanz (am besten den Vorstand der Provinzial-Missionskonferenz) erstattet das Konsistorium an die Provinzialsynode, der Evangelische Oberkirchenrat an die Generalsynode in jeder Diät einen Missionsbericht.

3. Das Konsistorium richtet je und je, besonders gelegentlich der Feier des kirchlichen Missionstages und der Einsammlung der kirchlichen Missionskollekte ein eindringliches Wort an die Gemeinden, in welchem sie denselben die Förderung des Missionswerkes ans Herz legt.

4. Das Konsistorium überzeugt sich in den Kandidatenprüfungen, ob die Examinanden wenigstens ein gewisses Maß grundlegender Missions-

kenntnis besitzen, und giebt dadurch den angehenden Pfarrern Anregung, ihre Arbeit auch dem Studium der Geschichte der Ausbreitung des Christentums in der Gegenwart zuzuwenden, vielleicht auch, diesem Studium bereits auf der Universität eine größere Aufmerksamkeit als bisher zu widmen.

5. Das Konsistorium beauftragt die Superintendenten gelegentlich der ordentlichen Kirchenvisitationen ihre besondere Aufmerksamkeit auch darauf zu richten, was in der visitierten Gemeinde für die Mission geschieht. Die Arbeiten für die äußere und innere Mission bilden jetzt einen so wichtigen Teil der pastoralen Thätigkeit und des christlichen Gemeindelebens, daß es in der Ordnung ist, auch bei Visitationen speciell ihrer zu gedenken.

6. Das Konsistorium unterstützt durch seine Empfehlung die in den einzelnen Ephorien der Provinz frei veranstalteten Missionspredigtreisen und prägt denselben so einen kirchlichen Charakter auf.[1])

---

[1]) Wir halten diese Missionspredigtreisen für ein Hauptmittel zur Weckung und Förderung des Missionslebens in der Gegenwart, und möchten die Organisation derselben durch alle Provinzen unsers Vaterlandes dringend empfehlen. Die Missions-Konferenz in der Provinz Sachsen hat eine Reihe „leitender Grundsätze" für dieselben aufgestellt, welche in gleicher Weise den freien wie den kirchlichen Charakter derselben wahren und die jedem, der sich für die Sache interessiert, von dem Verfasser gern mitgeteilt werden.

In dem 1887 seitens des Vorstandes dieser Konferenz an die sächsische Provinzial-Synode erstatteten „Berichte über den Stand der Heidenmissionssache in der Provinz Sachsen" heißt es bezüglich der Missionspredigtreisen: „Täuscht nicht alles, so wird uns in den Missionspredigtreisen ein Mittel gegeben, welchem — wenn recht gebraucht — noch eine bedeutende Wirksamkeit bezüglich der Belebung des Missionssinns bevorstehen dürfte. Es ist eine von den vielen rückwirkenden Segnungen, mit welchen die Heidenmission die Heimat belohnt hat, daß sie in der modernen Form der Fest- und Reisepredigt gewissermaßen das alte Evangelistenamt der Kirche wiedergegeben hat. Eine stattliche Wolke von Zeugen Gottes hat in unserm Jahrhundert als Fest- und Reiseprediger Gelegenheit erhalten, weit über die Grenzen ihrer Kirchspiele hinaus tausenden zu Lebensweckern zu werden. Das „Gehet hin" des Missionsbefehls hat auch in die heimatliche Kirche eine freimachende Bewegung gebracht. Bleibt diese Bewegung nicht auf die Feste beschränkt, so kann sie durch die Reisepredigt zu einer segensvollen Ordnung für die Kirche werden. Nicht in der Weise, daß man eine wachsende Zahl von Theologen zu berufsmäßigen Reisepredigern macht — diese Praxis ist durch die Erfahrung nicht approbiert worden —; sondern so, daß besonders zu solcher Thätigkeit berufene Pastoren kürzere Predigtreisen unternehmen. Reisepredigt ist aufreibende Arbeit, welche für die Dauer als eigentliche Berufsarbeit nicht ertragen wird; aber nur für kurze Zeit als Extrathätigkeit geübt, ist sie eine Anregung und Erfrischung. Und Anregung und Erfrischung ist sie auch für die Gemeinde, welche der Reiseprediger

7. Die General- und Provinzialsynode benutzt den ihr erstatteten Missionsbericht zu einer Besprechung und eventuell Beschlußfassung über den Inhalt desselben, so daß die Missionsverhandlung sich allmählich als ein befruchtender Diskussionsgegenstand[1]) in ihre Tagesordnung einlebt.

---

besucht, und für ihren Pastor, vorausgesetzt, daß der Besuchende der für solchen Dienst geeignete Mann ist. Sehen wir recht, so hat die Reisepredigt für die Weckung des geistlichen Lebens überhaupt noch eine große Aufgabe in der Gegenwart; hier haben wir es indessen nur mit dem Dienste zu thun, den sie der Mission leistet. Soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, haben die Extragottesdienste und freien Versammlungen, welche die von auswärts gekommenen Pastoren als Reiseprediger gehalten, sich eines zahlreichen Besuchs erfreut und in viel weitere Kreise eine Bekanntschaft mit der Mission getragen, als durch Missionsstunden und selbst Missionsfeste geschehen. Es kommt dann nur alles darauf an, daß das warm gemachte Eisen geschmiedet wird durch treue Nacharbeit seitens der Ortsgeistlichen und Lehrer, damit die seitens der Reiseprediger gegebenen Anregungen nicht zu einem Strohfeuer, sondern zu einer Frucht schaffenden Aussaat werden.

Auf Grund solcher Erwägungen hat im vorigen Jahre unsere Provinzial-Missions-Konferenz die Organisation von Missionspredigtreisen beschlossen und zwar, damit dieselben der kirchlichen Autorisation nicht entbehren, im Einverständnis mit dem Königlichen Konsistorio, der Königlichen Regierung (zunächst zu Merseburg; weil das zu bereisende Gebiet in deren Bezirke lag) und den Ephoren. Das Königliche Konsistorium hat nicht nur den ihm mitgeteilten Plan mit Freude begrüßt, sondern zur Ausführung desselben gern jede Unterstützung seinerseits in Aussicht gestellt und den Superintendenten und Geistlichen derjenigen Ephorien, welche in diesem Jahre für die Predigtreisen in Aussicht genommen waren, unser Unternehmen aufs dringendste empfohlen. Dasselbe wohlwollende Entgegenkommen fanden wir bei der Königlichen Regierung zu Merseburg, welche uns bereitwillig die Erlaubnis erteilte, durch unsre Reiseprediger die Schulen besuchen zu lassen und den Kreis- und Lokal-Schulinspektoren dieserhalb empfehlende Anweisungen erteilte. Ebenso verständigten wir uns mit den Superintendenten der betreffenden Reisegebiete, welche uns gleichfalls aufs freundlichste entgegenkamen. Eine bedeutende Anzahl von Ephorien hat durch unsre Agenten (im Einverständnis mit den betreffenden Superintendenten) bereits Predigtreisen bei dem Vorstande unsrer Konferenz beantragt und wir glauben hoffen zu dürfen, daß auch der Rest, der jetzt noch mit mehr oder weniger Vorurteil gegen diese Institution erfüllt ist, für dieselbe noch willig gemacht werden wird, so daß — wills Gott — nach und nach über unsre ganze Provinz diese Reisethätigkeit organisiert werden kann."

[1]) Wie bereits bemerkt, wird der sächsischen Provinzial-Synode auf Grund eines Beschlusses derselben in jeder Diät nicht nur ein gedruckter Missionsbericht vorgelegt, sondern auch mündlich über die Missionssache Bericht erstattet. Auch hat die sächsische Provinzial-Synode in ihrer 1887er Diät den Antrag zum Beschluß erhoben, daß auf der General-Synode in jeder Diät ein Generalbericht sowohl über die Missionsleistungen der sämtlichen durch sie vertretenen Provinzen wie über die Thätigkeit der innerhalb derselben bestehenden Missionsgesellschaften er-

8. Die Kreissynode macht in Abwechselung mit der innern Mission und dem Gustav-Adolf-Verein wenigstens alle 3 Jahre in Anlehnung an einen ihr erstatteten Bericht die Heidenmissionssache zu einem Gegenstande ihrer Tagesordnung.

9. Dadurch, daß die Pastoren in Wirklichkeit die Hauptarbeiter für die Mission sind, ist der kirchliche Charakter derselben am sichersten garantiert. Ob durch kirchenregimentlichen Befehl die Abhaltung besonderer Missionsgottesdienste (außer an dem bereits offi-

---

stattet werde. In dem oben erwähnten vorjährigen Synodalberichte wurde bezüglich der Frage: Was zu thun sei, um das Missionsleben vor den ihm anhaftenden Schwankungen zu bewahren und es wurzelhafter in den Gemeinden zu machen? bezüglich der Mitwirkung der Synode folgendes ausgesprochen: „Es ist unser lebhafter Wunsch, daß auch die Hochwürdige Provinzial-Synode dieser Frage nahe trete. Jedenfalls wäre der Einwand kein stichhaltiger Grund ihrer Abweisung: die Heidenmission unterstehe nicht der kirchenregimentlichen Leitung, sie sei eine Sache reiner Freiwilligkeit. Täuschen wir uns nicht, so ist jetzt die Zeit gekommen, welche eine geordnetere Eingliederung der unter specieller göttlicher Führung entstandenen und gewachsenen Freiwilligkeitsarbeit innerhalb der Kirche in die amtlich organisierte Thätigkeit ihrer Organe verlangt. Wir sind weit entfernt, einer völligen Verkirchlichung der Mission das Wort zu reden, wünschen daher auch eine staatskirchlich-regimentliche Missionsoberleitung ganz und gar nicht; aber es erscheint uns als Zeitbedürfnis, daß die kirchlichen Organe mehr und in geordneterer Weise als bisher geschehen ist, die freie Arbeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden in den Kreis ihrer amtlichen Thätigkeit ziehen. Abgesehen von der Pflicht, welche die Kirche auch als solche zu dieser Arbeit hat, muß sie es thun um ihrer Selbsterhaltung und Selbstförderung willen, denn es ist jetzt doch offenbar und am Tage, daß die Heidenmission eine mächtige Rückwirkung auf das geistliche Leben der Heimat geübt hat und fort und fort übt. Auch die synodalen Organe können nicht nur Segen stiften, sondern auch Segen empfangen, wenn sie eine Frage wie die oben angeregte in den Kreis ihrer Beratungen ziehen. Es wird geklagt, daß die mehr formalen, in das Gebiet der Verwaltung und Gesetzgebung fallenden Fragen ein ungebührliches Übergewicht in den synodalen Verhandlungen zu bekommen drohten. Darum sollte es dankbar begrüßt werden, wenn die synodale Tagesordnung durch Gegenstände bereichert wird, welche direkt auf die Pflege wie auf die Bethätigung des geistlichen Lebens abzielen. Was der Heidenmission recht, ist selbstverständlich der inneren Mission und dem Gustav-Adolf-Verein billig. Ja für die innere Mission ist die Frage nach einer engeren Verbindung mit der amtlich organisierten Kirche noch näher liegend als für die Heidenmission; und der Gustav-Adolf-Verein richtet heute, wo der jesuitische Romanismus auf der ganzen Front geheim und offen planmäßig zum Angriff gegen uns übergegangen, an die Kirche der Reformation dringender als je seinen Hilferuf. . . . Unsre synodalen Körperschaften stehen noch viel zu wenig in lebendiger Beziehung zu den Gemeinden und sie sollten jede Gelegenheit benutzen, um für dieselben eine bekanntere und einflußreichere Autorität zu werden."

ciellen kirchlichen Missionstage[1])) den Pastoren zur amtlichen Pflicht gemacht werden soll, ist mir zweifelhaft. Das aber ist mein ceterum censeo, daß es die amtliche Pflicht des Geistlichen ist: in der sonntäglichen Predigt wie im Konfirmandenunterricht, wo Bibel- und Katechismustext die Gelegenheit dazu giebt, immer und immer wieder die innern Zusammenhänge des neutestamentlichen Missionsgedankens mit den Grund- und Wesenswahrheiten des Evangelii darzuthun. Dies ist der natürlichste und gesundeste Weg zur Einführung der Mission in das christliche Volksbewußtsein, und zum großen Teil darum, weil dieser natürlichste Weg noch viel zu wenig in die kirchliche Amtspraxis sich eingelebt hat, ist die Mission noch so wenig in dem kirchlichen Gemeindeleben eingewurzelt.[2])

10. In dem Maße als das letztere geschieht, wird endlich auch der Gemeinde-Kirchenrat amtlich für die Mission zu interessieren und zu allerlei Handreichung in der Pflege des gemeindlichen Missionslebens willig zu machen sein.

Ich bin am Ende. Wir dürfen mit Grund der Wahrheit sagen: verschwindende Ausnahmen abgerechnet trägt die Mission bei uns

---

[1]) Solche allgemeine kirchliche Missionstage haben wir jetzt bereits in den meisten deutschen Landeskirchen. An ihnen über Mission zu predigen und aus der Mission zu erzählen, ist selbstverständlich amtliche Pflicht, ebenso wie die Einsammlung der Missionskollekte an diesem Tage.

Eine ältere kirchenamtliche Beziehung zur Mission ist die sonntägliche Missionsfürbitte, wie sie das allgemeine Kirchengebet in der preußischen Agende enthält. Bei der bevorstehenden Revision der Agende, die sich ja auch auf das sonntägliche Kirchengebet erstrecken soll, wäre eine kleine Änderung des betreffenden Passus zu wünschen; dahin gehend, daß ausdrücklich gesagt würde: „laß dir den Dienst deiner Knechte an diesem Werke der Mission wohlgefallen."

[2]) Von praktischer Wichtigkeit ist hier noch zweierlei: a) Daß es nicht im Belieben des einzelnen Geistlichen stehen darf, welcher Missionsgesellschaft er die in der Gemeinde gesammelten Gaben zuschickt. Die Gemeinde-Observanz d. h. der bestehende Anschluß an eine bestimmte Missionsgesellschaft muß bindend für den neu anziehenden Geistlichen sein. Die persönliche Vorliebe muß sich auch hier der gewordenen Ordnung unterwerfen. Nur wo es überhaupt noch kein Missionsleben gegeben, steht es dem Geistlichen frei, welcher Missionsgesellschaft die Gemeinde sich anschließen soll; oder wo Extragaben für andere Gesellschaften verabreicht werden, sind sie diesen zuzustellen. b) Daß es nicht im Belieben des einzelnen Geistlichen stehen darf, ein von seinen Vorgängern gewecktes und gepflegtes gemeindliches Missionsleben etwa zu ignorieren, sondern es für amtliche Pflicht halten muß, auf dem gelegten Grunde weiter zu bauen und so viel an ihm ist, das angezündete Feuer brennend zu erhalten, damit Kontinuität in die gemeindliche Missionsarbeit komme.

heut bereits einen gesund kirchlichen Charakter, obgleich sie nicht officielle Kirchensache ist; sie trägt diesen Charakter, weil die Pastoren ihre Hauptarbeiter sind und weil die Arbeit derselben darauf gerichtet ist, das Missionsleben in den Gemeinden wurzelhaft zu machen. Unter Gottes gnädigem Leiten ist trotz der anfänglichen kirchenamtlichen Gegnerschaft und späteren Zurückhaltung eine kirchenfeindliche Entwicklung des Missionslebens nicht eingetreten. Aber nachdem wir die Scylla einer Entkirchlichung der Mission glücklich vermieden haben, gilt es nun auch die Charybdis einer Verkirchlichung zu vermeiden, das Wort in dem Sinne genommen, wie man von einer Verstaatlichung bisher freien Gesellschaften überlassen gewesener Thätigkeiten oder Institutionen redet. Alles künstlich Gemachte ist hier vom Übel. Gesunde Institutionen müssen wachsen. Freie Mission und amtlich organisierte Kirche sollen sich gegenseitig Vertrauen schenken und in die Hände arbeiten und eine jede der andern dienen mit der Gabe, die sie empfangen hat. Nehmen unsre kirchlichen Verhältnisse, wie wir zu Gott hoffen, eine gesunde Entwicklung auf Grund des alten apostolischen Evangeliums, da Jesus Christus, der gekreuzigte und auferstandene Gottessohn, der ewige Eckstein ist, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß auch das Verhältnis der freien Mission zur amtlich organisierten Kirche ein intimes bleiben und ein immer intimeres werden wird.

Die evangelischen Missionsschiffe.

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte

von Pastor E. Wallroth in Ahrensboek (Fürstentum Lübeck).

(Schluß.)

Und nun geradewegs hinüber nach

4. Afrika,

welches auch bei unserer Sache Neues zu bieten hat, sind doch hier in neuster Zeit die meisten Missionsschiffe entstanden, allein seit 1880 ihrer vierzehn.

Als in dem Dorfe Hermannsburg die Missionare ausgesandt werden sollten, gab ein gerade anwesender Matrose die Veranlassung zum Bau eines eigenen Missionsschiffes, welches die Sendboten auf das Arbeitsfeld hin und Waren zurückbringen sollte, um auf diese Weise die Überfahrtskosten zu bestreiten. Den meisten erschien es höchst seltsam, daß Pastor Harms auf der Lüneburger Heide ein Schiff bauen wolle.[1]

[1] „Es regnete Briefe, daß wir doch von dem thörichten Unternehmen möchten ablassen." Hermsbg. Missbl. 1866, 112.

In Harburg a. d. Elbe gezimmert, durch wunderbare Gebetserhörung und viele Gaben bezahlt, konnte die Brigg „Kandace“ am 27. Sept. 1853 den Stapel verlassen; das erste deutsche Missionsschiff (denn die bremische „Dahomey“ ist 1857 gebaut). Eine große Menge Menschen aus weiter Umgegend, teilweis mit einem Extrazug aus Lüneburg hergekommen, die feierliche Einweihung unter Gebet und Gotteswort war für den Harburger Hafen ein seltener Anblick.[1]) Durch viele Fährlichkeit hindurch ist die „Kandace“ wunderbar gerettet, nur bei Gott unter Gebet versichert, ist sie nicht untergegangen. „Ist der Herr im Schiff, so ist es versichert. Ein Schiff des Glaubens und des Gebets soll es bleiben“, schrieb Harms (Hermsbg. Missionsblatt 1854, 30). Später umgebaut und um 20 Fuß verlängert, machte es noch manche Fahrt[2]) nach den Hermannsburger Missionsfeldern, bis es auf der letzten Reise zweimal Seeschaden erlitt und als unbrauchbare „Greisin“ 1874 verkauft wurde. Denn der Kapitän erklärte, auf dieser Brigg keine Fahrt mehr ausführen zu können und der Missionsausschuß beschloß, kein neues Schiff anzuschaffen, weil ein eigenes Schiff zu kostspielig sei,[3]) und die so erreichte Aussendung mehr koste, als die Benutzung der Postdampferlinien, um so mehr, da jetzt nicht so viele ausgesandt würden, wie in erster Zeit.[4])

Im meerkundigen Norwegen, dessen Normannen einst auf ihren Wikingerdrachen manche christliche Küste und Kirche Europas bedroht oder verwüstet hatten, erbauten deren treuchristliche Söhne ein eigenes Missionsschiff. In Bergen tauchte dieser Plan auf; unbekannte Geber schenken bedeutende Summen, so daß bereits 1864 der Dreimaster von etwa 350 Tonnen, nach dem treuen Knecht „Elieser“ genannt, eine Probefahrt machen und am 23. Februar 1865 zum erstenmal Missionare nach dem Süden Afrikas, dem Suluvolk bringen konnte.[5]) 1870 erschien der „Elieser“ in dem korallenriffreichen Hafen Tullear an der Westküste Madagaskars. Das Schiff kostete fix und fertig 84 850 M., segelte vorzüglich, bewährte sich gut[6]) und erfüllte die Erwartungen der Missionsfreunde; ja ergab sogar in zwanzig Jahren einen Überschuß von 101 000 M.

[1]) Näheres steht in dem vortrefflichen Aufsatz des Pastor Schulze über L. Harms in: Gesch. u. Bilder a. d. Miss. 1886 Nr. 6 S. 28 f. Allg. Miss.-Ztschrft. 1877, 27.

[2]) So z. B. 1866 eine sebr rasche Fahrt von Cuxhafen nach Port Elisabeth in 65 Tagen. Hermannsburg. Missbl. 1866, 148 und 1854 und 1858 ankerte es vor Sansibar, um den Gallas Sendboten zu bringen.

[3]) Vgl. auch Allg. Miss.-Ztschrft. 1886, 524.

[4]) Briefliche Mitteilungen aus Hermannsburg vom 21. Febr. 1887.

[5]) Baseler M.-Mag. 1880, 164. 237.

[6]) So urteilt auch Grundemann, kl. Miss.-Bibl. II, 2, 293.

kürzlich hat es einem neuen stattlichen Dreimaster, von 515 Tonnen, Platz gemacht, und da der Name Elieser, auch andern norwegischen Schiffen gemeinsam, zu mancherlei unerquicklichen Mißverständnissen geführt hatte, heißt das neue Segelschiff „Paulus." Am 1. April 1885 lief es vom Stapel und kostet 130 300 M. Zur Heimat bringt es aus Afrika verschiedene Landeserzeugnisse mit, um sich so bezahlt zu machen.[1])

Andere und schlechte Erfahrungen machte die Mission der schwedischen Fosterlands (Vaterlands)-Stiftung mit ihrem Schiff „Ansgarius", so genannt nach dem alten Schwedenapostel. Im Jahre 1873 war dieser 167 Fuß lange, 14½ F. breite und 600 Tonnen große Dreimaster für 172 000 Kronor, etwa 173 750 M., erbaut; als Schoner getakelt mit einer Dampfmaschine von 52 Pferdekraft für besondere Fälle versehen. 1874 fuhr er nach Massaua, um dort die schwedischen Missionare abzusetzen, machte Küstenfahrten nach Südafrika, brachte 1876 eine ganze Missionskarawane an den Sambesifluß,[2]) lag aber 1878 und 1879 still, unbeschäftigt in Gothenburg und wurde noch in demselben Jahr nach sechsjähriger schwacher Dienstzeit an eine norwegische Rhederei für 40 000 Kronen verkauft. Auch hier zeigt es sich, daß Postdampfer die Überfahrt der Missionare viel billiger besorgen, zumal da Massaua jetzt von verschiedenen Schiffen angelaufen wird.

Von der Ostküste Afrikas gelangen wir durch den Sambesifluß und den Schire in den am 16. Sept. 1859 von Livingstone entdeckten Nyassa und damit in die Seengegend. Schon 1861 brachten die englischen Universitäten-Missionare das neue, wohl ausgerüstete Dampfboot „Pionier" an den Sambesi, wo er sich ebenso wie auf dem Schirefluß mit dem 5 Fuß Tiefgang als untauglich erwies und mit genauer Not die 24 Teile des Missionsbootes „Lady Nyassa" flußaufwärts beförderte.[3]) Das „Fräulein vom See" lief am 23. Juni 1862 in Schupange am Sambesi vom Stapel, doch verschwinden mit dem unglücklichen Ende dieser ersten Nyassa-Mission beide Schiffe.[4])

---

[1]) Näheres im Baseler M.-Mag. 1886, 115 und Norske Miss. Tidende 1885, 136 f. 259 f. 360 mit Bild. 1887, 80 und briefl. Mitteilungen aus Stavanger vom 18. Aug. 1887.

[2]) Baseler M.-Mag. 1879, 60. 1876, 453.

[3]) Oft fehlten nur 2—3 Zoll Wasserhöhe, um den „Pionier" von den Sandbänken des Sambesi und besonders des Schire wieder flott zu machen; er gelangte nur bis Tschibisos Dorf. Vgl. übrigens Baseler M.-Mag. 1866, 49 f. 296 f. 305. 321. 325 f. Damals starb dort Livingstones Frau, Moffats Tochter und der Bischof Mackenzie.

[4]) Die Eingebornen erstaunten, daß eine solche Masse Eisen schwimmen kann;

Als vor zehn Jahren die Seengegend Afrikas wieder in dem Vordergrund der Erdkunde und des Handels erschien, faßte der Sohn des Bischofs von Edinburg, Bertram Cotteril, mit seinem Gefährten Simons 1876 den Plan, wenn auch nicht als Missionare so doch als Kaufmann und Naturforscher auf dem Nyassa mit Hilfe eines von Kaufleuten geschenkten Dampfschiffes der „Herga“, Handel zu treiben und zugleich dem greuelhaften Sklavenhandel entgegenzuwirken.[1]) Später schenkte Cotteril die „Herga“ der schottischen freikirchlichen Mission, in deren Dienst sie sich trefflich bewährte,[2]) bis sie eines Tages so rasch sank und mit Sand angefüllt wurde, daß an ein Heraufholen nicht mehr zu denken war.

Livingstones alter Lieblingswunsch, auf den Wellen des Nyassa ein Missionsschiff zu sehen, wurde durch die „Ilala“, so genannt nach dem Todesort des großen Missionspioniers, in der That verwirklicht. Im Jahre 1875 wurde dies Dampfboot in Kongoni, an der Mündung des Sambesiflusses zusammengesetzt, in den Schire geleitet und an den Murchisonfällen, welche auf viele Meilen diesen Fluß unfahrbar machen, wieder in 60 Stücke auseinandergenommen. Nachdem 700 Eingeborne durch Dschungeln und über die Höhen oberhalb der Fälle die einzelnen Teile mühsam hinaufgetragen hatten, erfolgte die Zusammensetzung und am 12. Oktober 1875, gerade als die goldenen Sonnenstrahlen die westlichen Seegebirge beschienen, erreichte die Ilala den herrlichen bergumrahmten Nyassa, während die Mannschaft den hundertsten Psalm sang. Das trefflich gebaute Schiff hat eine Maschine von 40 Pferdekräften, zwei Schornsteine, zwei Masten, aber keine das Verdeck überragende, sondern eine tiefer liegende Kajüte, da auf dem großen Binnensee Stürme nicht selten sind.[3])

als trotzdem die „Lady Nyassa“ nicht unterging, schrieben sie es der „mächtigen Medizin der Weißen“ zu; vgl. a. a. O. und R. Andree: Livingstone als Missionar, Leipzig 1869. Band 2. Seite 88 f. 122 f. Bild des Pionier S. 133 und 135. — Die „Lady Nyassa“ hat als späteres Entdeckungsschiff für uns keine Bedeutung mehr. Der Rovumafluß war vom Pionier vergeblich als Eingangsstraße benutzt worden, er erwies sich als zu flach und sandig.

[1]) Baseler M.-Mag. 1876, 432. 454.

[2]) Auf der Herga fuhr James Stewart nach dem Ostufer des Sees zu kartographischen Aufnahmearbeiten, welche für spätere Fahrten wichtig waren. Vgl. Burkh.-Grundemann a. a. O. II, 3, 53. Globus 42, 176.

[3]) Auf der Ilala erforschte der christliche Seemann Young die Seeufer und jagte den Sklavenhändlern Furcht ein; vgl. auch George Smith: Fifty years of for. Mission. Edinburgh 1880 S. 63 mit Bild der Ilala und Baseler M.-Mag. 1876, 201 f. 1877, 176. 1878, 176. Allg. Miss.-Ztschrft. 1876, 375. Die wertvolle Hilfe, welche dies Schiff der Mission erwies, zeigt Dr. Stewarts Brief vom 5. März 1877. Baseler M.-Mag. 1878, 43 f.

Da die „Ilala“ für den Nyassa und den oberen Schirefluß bestimmt war, ist ein anderes zweckentsprechendes kleineres und flacheres Räderdampfboot, welches nach Livingstones erstem Schiff auch „Lady Nyassa II.“ genannt wurde, 1878 von der afrikanischen Seehandels-Gesellschaft für den untern Schire und den Sambesifluß angeschafft.[1]) Die feindlichen Makololo haben es aber schon 1884 in den Grund gebohrt. Doch die Gesellschaft ließ in Greenwich ein neues Dampfboot ebenfalls wieder für den unteren Flußlauf erbauen, „welches für die Gesundheit der Missionare in den fieberhaften Flußgegenden von der größten Wichtigkeit ist.“ Dieses neue Schiff ist dem Kongodampfer „Stanley“ einigermaßen ähnlich, aber größer als dieser und mit allen Erfahrungen der letzten Jahre verbessert. Es hat wegen der seichten Flüsse wenig Tiefgang, aber eine selbst für starke Strömung ausreichende Maschinenkraft, außerdem gute Luftreinigung, acht wasserdichte Abteilungen und eine Teakholzkajüte für 18 Personen. Die Dampfmaschine samt den Kesseln ist besonders sorgfältig gebaut und mit eigens für diese oft gefährliche Flußfahrt hergestellten Schaufelrädern versehen; den Namen hat es nach „James Stevenson“, welcher für den Stevensonweg vom Nyassa nach dem Tanganyika 80 000 M. gegeben hatte.[2])

Für die „Ilala“ will die Gesellschaft auch einen neuen Ersatz haben, da diese zu klein ist, um allen notwendigen Anforderungen zu genügen; denn da die Dampfboote der Afrika-Seehandels-Gesellschaft auch der schottischen Mission frei zur Verfügung stehen, wurde die „Ilala“ an erstere verkauft.[3]) Insofern gehören auch diese Handelsschiffe, welche keinen Branntwein an Bord haben und der Mission mithelfen, mit zur Missionsflotte, wie früher an der Sklavenküste es mit den bremischen Missionsschiffen der Fall war.

Seit dem verunglückten Versuch Livingstones 1861 und 1862 hatte die englische Universitäten-Mission am Nyassa selbst nicht gearbeitet, bis sie von Sansibar und der Ostküste aus im Jahre 1882 bei Chiteji den See wiederum erreichten, wo ihr treuer Missionar Charles Janson starb. Dessen in Afrika fast erblindeter Begleiter Johnson suchte nach seiner Rückkehr in England die Missionsfreunde für die Anschaffung eines Dampfers zu gewinnen. Er wies hin auf den „Henry Wright“ der kirchlichen Mission bei Mombas, die „Ilala“ der Schotten, welche aber nur für ihre Sendboten Platz habe; das neue Schiff müsse nebst einer Insel

---

[1]) G. Smith a. a. O. S. 66. Free Church Record 1886, 304. Allg. Miss.-Ztschrft. 1882, 353: Livingstonia Central Africa Trade Company.

[2]) Free Church Record 1886, 304 f. Report 1886, 12.

[3]) Allg. Miss.-Ztschrft. 1887, 235.

der Mittelpunkt und das Standquartier der Nyassamission werden. Anders wäre eine irgendwie nachhaltige Mission an den Ufern des langen [1]) Sees nicht möglich; das Schiff erst mache die Missionare von den Dorfhäuptlingen und Karawanen frei, schaffe die erforderlichen Lebensmittel herbei und könne eine Inangriffnahme des Westufers, wo der Sklavenhandel arg getrieben werde, bewerkstelligen.[2]) Schon 1884 konnte der Missionsdampfer, nach jenem Sendboten „Charles Janson“ genannt, in England erbaut und in 800 Packstücken nach Quilimane am Sambesidelta geschafft werden. Von hier wurden die einzelnen Teile den Sambesi und Schire hinauf und bei den uns schon bekannten Murchisonfällen vorbei nach Matope gebracht, wo die Zusammensetzung glücklich gelang. Am 7. Sept. 1885 schrieb der Bischof Ch. Alan aus Matope, daß am Donnerstag den 3. September der „Charles Janson“ flott geworden sei, wobei er weniger Wasser zog, als man erwartete, und dann nach Wegräumung des Dammes in den Schire hineinfuhr.

Das Schiff ist 65 Fuß lang, 12 Fuß breit, ein Schraubendampfer mit zwei Maschinen und entsprechender Deckvorrichtung nebst zwei Masten und Segeleinrichtung. Die Erbauungs- und Überfahrtskosten auf 5000 Lstrl. veranschlagt, ergaben 4230 Lstrl. = 84 600 M. —

Am 22. Januar 1886 lief der „Charles Janson“ in den Nyassa ein und erhielt von dem schottischen Schiff „Ilala“ einige dieses Sees kundige Männer; seinen Haupthalteplatz hat er bei der Chitesi nahe gelegenen kleinen Insel (Dikomo) Lukomo, von wo es an bestimmten Tagen seine Fahrten antritt, eine Warnung für die Sklavenboote, eine Rettung für die verfolgten Bewohner.[3])

Der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft hatte schon früher die Familie des H. Wright die „Highland-Lassie“ (das Hochlandmädchen) geschenkt, welches 1876 nach Ostafrika kam, aber nicht allen Jahreszeiten und Stürmen gewachsen war.[4]) So mußte ein größeres Schiff erbaut werden. Besondere Gaben ermöglichten es, daß am 10. März 1883 das kirchliche Missionsschiff die Ostindiadocks in London verließ und nach dem verdienstvollen Missionssekretär „Henry Wright“ genannt, in Freretown durch den Bischof von Mauritius feierlichst begrüßt wurde.

[1]) Der Nyassa ist 350 engl. Meilen lang, etwa von Hamburg bis Stuttgart.

[2]) Baseler M.-Mag. 1884, 44. 371. Central Africa Record 1884, 55—59. 1885, 5. 1886, 1. 2. 85 ff. 1887, 42. 66 mit Bild. Report 1885—1886. S. 26.

[3]) Vgl. auch Horace Waller. Title Deeds to Nyassa-Land. London 1887, S. 26 und Allg. Miss.-Ztschrft. 1886, 329.

[4]) Baseler M.-Mag. 1876, 444 und Church Miss. Gleaner. — Vorher schon war das kleine Dampfboot „Dove“ (Taube) hinausgesandt, aber nach Brasilien verschlagen, wo es verkauft werden mußte. —

Es ist ein Schraubendampfer, als zweimastiger Schoner getakelt, von 80 Fuß Länge, 16 Fuß Breite, 8½ Fuß Tiefgang, gekupfert mit einem für die heiße Zone geeigneten Verdeck, vier wasserdichten Abteilungen mit einer Bemannung von sieben Eingebornen und zwei Europäern versehen. Er kostete 5550 Lstrl. = 111 000 M., zu deren Bezahlung Sonntagsschulkinder, Witwen, Dienende, Ungenannte viel beitrugen. Dieser Missionsdampfer fährt zwischen Freretown, Sansibar, Mauritius, und hat auch schon den bayrischen Missionaren genützt.[1])

Im Jahre 1875 hatten die ersten englisch-kirchlichen Missionare sich von Sansibar aus mit dem kleinen Missionsdampfer „Daisy" (Gänseblümchen) nach dem gegenüberliegenden Saadani und der Wami-Mündung aufgemacht. Nach vergeblichen Bemühungen auf diese Weise vorzudringen, wurde die Landreise versucht, das Schiff auseinandergenommen und seine Teile bis an den Nyanza getragen. Im Frühling 1877 erreichten sie den See; mit großer Mühe machte O'Neill, da auf der letzten Wegstrecke verschiedene Bootsstücke abhanden gekommen waren, ein kürzeres aber höheres Fahrzeug zurecht. Am 15. Juni 1877 schwamm die „Daisy" nach der Ukereweinsel hinüber, hinter sich eine den Arabern abgekaufte Dhau als Transportschiff, welche aber bald strandete, während das englische Boot nach Uganda fuhr und noch wenige Jahre diente.[2])

Jetzt schwimmt auf dem Victoria-Nyanza das Missionssegelboot die Jacht „Eleonore" vom bekannten Missionar Mackay mühsam zusammengesetzt. Die einzelnen Teile waren als Gepäckstücke aus England hinübergeschickt, hatten aber auf der Landreise durch langes Liegen sehr gelitten und erforderten bei ihrer Zusammenfügung viel Geduld.[3])

Die Londoner Missionsgesellschaft hatte für ihre Arbeit am Tanganyika anstatt der von den Arabern in Udschidschi gemieteten alten Kalabasse ein Missionsboot angeschafft, welches 32 Fuß lang, 8 Fuß breit, nach unsäglichen Schwierigkeiten auf Menschenschultern von der San-

---

[1]) Church Miss. Gleaner 1883, 71 mit Bild; Allg. Miss.-Ztschrft. 1884, 234. 1886 Beiblatt S. 54. Baseler M.-Mag. 1887, 214. Außerdem hat diese Mission bei Mombas noch verschiedene kleine Missionsboote.

[2]) A. a. O. 1876, 440. 1878, 110 f. 249. 1879, 172. 1880, 12, Unter den Sketches of African Scenery from Zanzibar to the Victoria Nyanza, London, Church Mission House, zeigt Bild Nr. 19 das Wrack des Missionsschiffes auf dem sturmgepeitschten Nyanza. Vgl. auch a. a. O. 1879, 184.

[3]) Der König von Urima am Südende des Sees, wo das Boot vom Stapel lief, beschleunigte möglichst dies Werk, weil er glaubte, Mackay werde solange den Regen zurückhalten, bis das Schiff schwimme. Intellig. 1884, 82. Baseler M.-Mag. 1884, 212. 369. Allg. Miss.-Ztschrft. 1886, Beiblatt S. 12. Die Entfernung vom Nord- zum Südufer des Sees ist so groß, wie von Hamburg bis Dresden.

sibarküste aus in 105tägiger Landreise am 23. Februar 1883 stückweise glücklich in Udschidschi ankam und nach der Zusammenfügung am 21. Mai 1883 in den Binnensee hineingelassen werden konnte. Schon während der Zusammensetzung umstanden Wadschidschi und Araber neugierig die kleine Werft, erklärten dies für das größte Weltwunder und riefen beim ersten Betasten der eisernen Bestandteile aus: „Ja, das ist Arbeit." Das schmucke zweimastige Segelboot erhielt den Namen: „Nyota ya assubui" oder Morningstar (Morgenstern).[1])

Bald darauf wurde das zweite Schiff[2]) seitens der Londoner an den Tanganyika hingesandt, der 55 Fuß lange, 12 Fuß breite, 7½ Fuß tiefgehende Dampfer „Good News" (Gute Botschaft), in London für 40 000 M. erbaut und als Zweimaster auch zum Segeln eingerichtet. In mehr als 400 Stücken wurde es am 19. Januar 1883 nach Quilimane am Sambesi, dann diesen und den Schirefluß hinaufgesandt, vom Missionsdampfer „Ilala" über den Nyassa gefahren und auf der neuen vom Pfadsucher James Stewart erbauten Stevensonsstraße zum Tanganyika getragen und am Seeufer vom Missionsingenieur Roxburgh und Kapitän Hore und drei Missionshandwerkern zusammengesetzt. Am 3. März 1884 glitt es die 145 Fuß lange Balkenbahn hinunter unter Jubelgeschrei, Schießen und Tanzen der umstehenden Neger, ein „historisches Ereignis" für Centralafrika.[3])

Noch lebhafter gings in den letzten zehn Jahren am Kongo zu, diesem Strom großer Ideale und Irrtümer. Die vom East London Institute unter Gr. Guinneß 1877 und 1878 ausgegangenen Kongo oder Livingstone Inland Mission[4]) verfügte bald über bedeutende Geldmittel und besaß 1881 das kleine Dampfboot „Livingstone" auf dem unteren Kongo, welches aber häufig auf Sandbänke geriet, oft beschädigt viel Not verursachte und 1882 nach einem Kesselzerspringen als Seegelboot weiterdiente. Doch erhielt dieselbe Gesellschaft 1882 (?) noch ein zweites Boot „Moffat" und bald ein drittes. Der in Tasmanien verstorbene Missionsfreund H. Reed hatte 1881 im Testament dieser Mission eine große Summe für ein Dampfboot geschenkt, dessen sehr große Beförderungskosten bis zum Stanley-Pool durch andere Gaben ge-

---

[1]) Chronicle 1883, 406 mit Bild; Baseler M.-Mag. 1883, 297. 1884, 82.

[2]) Man begreift nicht recht, wozu die zur Zeit noch so unbedeutende Mission am Tanganyika ein zweites Schiff brauchte. D. H.

[3]) Chronicle 1883, 67 mit Bild, Free Church of Scotland 56. Report 1886, 12. Baseler M.-Mag. 1883, 159. 467. 1884, 82. 1885, 422. Jenaer geogr. Mitt. 1884, 19 f. 151.

[4]) Allg. Miss.-Ztschrft. 1880, 430. 1882, 302 f. 1884, 226. 1885, 531. 307. Bas. M.-Mag. 1882, 81. 218. 289. 1883, 88. 1884, 246. 1885, 293.

deckt wurden. Erst im November 1883 nach dem Kongo abgesandt,[1]) konnte dieser „Henry Reed" im Januar 1885 eine Probefahrt um den Stanley-Pool machen und im Februar nach der Äquatorialstation abgehen. Unterdessen war die Kongo-Livingstone-Inland-Mission samt ihren Dampfern von den amerikanischen Baptisten übernommen. —

Auch die englische baptistische Missionsgesellschaft, welche ihre Missionare Comber und Greenfell von Kamerun nach diesem Strom kommen ließ, hatte 1878 unter großer Mühe auf Umwegen den Stanley-Pool zu erreichen versucht und erließ nun einen Aufruf zur Anschaffung eines Kongo-Missionsschiffes. Ein Unbekannter zeichnete 74 000 M., der bekannte Robert Arthington[2]) 20 000 M. und zur Unterhaltung die Zinsen eines Kapitals von 60 000 M. und Stanley[3]) selbst entwarf Zeichnungen und machte verschiedene Angaben. Die Sache gedieh: 500 Bootsteile nebst allem Zubehör wurden von Vivi nach Isangila bei den Jellalafällen vorbei über Land geschleppt; doch beanspruchte diese Arbeit wegen ungenügender Anzahl der Träger drei Monate, obgleich dieselbe Wegesstrecke sonst in drei Tagen zurückgelegt werden kann.[4]) Anfang 1882 schwamm das Stahlboot „Plymouth" auf dem tückischen Zauberstrom, welcher nicht nur durch böse Wasserfälle, Stromschnellen, sondern auch sonst der Boote spottet. So viel mir bekannt, ist der „Plymouth" nicht mehr vorhanden.

Am 9. Dezember 1882 wurde ein neues Missionsschiff, die „Peace" (Friede), von Liverpool aus an die baptistische Kongomission geschickt, welches bis jetzt weniger auf dem Gebiet der eigentlichen Mission als dem der Erdkunde und Erforschung[5]) von sich reden machte. Es ist 70 Fuß lang, 10½ Fuß breit, von nur 1 Fuß Tiefgang, kann aber doch 12 engl. Meilen in einer Stunde zurücklegen. Dies in seiner ganzen Einrichtung wirklich bewunderungswürdige Werk wurde in 700 Stück, jedes 32 Kilogr. schwer, zerlegt, welche durch Träger ohne Verlust und Unfall an den

---

[1]) Allg. Miss.-Ztschrft. 1884, 226. 1887, 362. Globus 50, 320. Baseler Miss. Mag. 1887, 471.

[2]) Dessen Anerbieten von 140 000 M. zur Errichtung einer Mission im Sudan und zum Ankauf eines Missionsdampfers für den Binuefluß und Tsadsee ward mit Recht wegen der unausführbaren Bedingungen von den amerikanischen Baptisten abgelehnt worden. Baseler M.-Mag. 1882, 337.

[3]) Stanleys Dampfboot „En Avant" lief am 3. Dez. 1881 vom Pool in den Kongo.

[4]) Baseler M.-Mag. 1881, 436. 1882, 218. 239. Allg. Miss.-Ztschrft. 1882, 180.

[5]) Vgl. Petermanns geogr. Mittlg. 1885, 31. 100. 244. 271. 396. 424. 1886, 29. 59. 150. 244. 254. 322 und Tafel 13 u. 16. 1887, 153. 191; 251. Missionar Greenfell hat auf diesem Dampfer die Nebenflüsse des Kongo großartiger erforscht, als irgend ein Beamter des Nebel-Kongo-Staates.

oberen Kongo gebracht wurden, und wo es zusammengefügt am 13. Juni 1884 vom Stapel lief.[1]) Da die Kongoregierungsdampfer von fünf auf einen, höchstens zwei sich verringert haben, mußten bei Stanleys letztem großen Durchzug „Peace" und „Henry Reed", wenn auch nach verschiedenen vermittelnden Verhandlungen aushelfen.[2])

Neuerdings hat der bekannte amerikanische Bischof Taylor seitens der Missionsgesellschaft der methodistischen episkopalen Kirche zu Boston für seine Mission am Kongo einen Dampfer erhalten, welcher Taylors sehr eigenartige Weise kennzeichnet; denn er soll mit elektrischem Licht und Dampfwasserspritzen, letztere gegen etwaige Angriffe der Eingebornen, versehen werden. Nach der Frau des Bischofs wird er „Annie Taylor" heißen;[3]) näheres ist abzuwarten.

Vom Kongo an Afrikas Westküste nördlich hinauffahrend kommen wir zum Ogowefluß, wo das vom Missionar Bacheler 1881 erbetene Missionsdampfboot für den Flußverkehr und die Erleichterung der dortigen Arbeit wohl noch nicht eingetroffen ist.[4]) Die am Gabun von den Franzosen vertriebenen amerikanischen Sendboten besitzen an der spanischen Insel Corisco als Missionsschiff den Schoner „Albert Bushnell."[5])

In der Mission am Kamerun gebrauchten die englischen Baptisten einige kleine Schiffe. 1861 brachte Saker aus England den kleinen Schoner: „Wanderer" mit, welcher später aus den Berichten verschwindet. Vorübergehend war 1871 u. f. ein kleines eisernes Dampfboot im Dienst, welches zwischen den einzelnen Stationen fuhr und zu den Negern im Inland auf den Flüssen hinzudringen suchte; aber auch das Boot bleibt bald unerwähnt und ebenso wird 1876 nur beiläufig eines anderen kleinen Dampfbootes, des Geschenkes eines Herrn Coak, gedacht; später ist nur von Ruderbooten die Rede.[6])

Am westlichen Nachbarfluß Alt-Kalabar unter dem Efikvolke arbeitet

[1]) Vgl. näheres auch im Baseler M.-Mag. 1883, 42. 1884, 471 (hier 800 Stücke) 1885, 294. 1886, 466.

[2]) Globus 50, 320. Näheres in Petermanns geogr. Mittlg. 1887, 218. Allg. Miss.-Ztschrft. 1887, 382.

[3]) Tägliche Rundschau 1887 Nr. 52. Baseler M.-Mag. 1887, 211. Daß Taylor den „John Brown", welcher als Missionsschiff in Mende diente, nach dem Kongo hin geschenkt erhalten hätte [Baseler M.-Mag. 1886, 427] ist nach Baptist. M.-Mag. Boston 1887, 123 unrichtig.

[4]) Baseler M.-Mag. 1881, 429.

[5]) Baptist. M.-Mag. Boston 1887, 122.

[6]) Nach Grundemann in der Allg. Miss.-Ztschrft. 1885, 163. Das Schleswig-Holsteinische Missionsblatt 1885, S. 42 nennt noch als Kameruner Missionsboot die „Glad tidings."

die Mission der vereinigten Presbyterianer Schottlands, welche 1884 ein Schiff erhielt, dessen Kosten im Betrag von 26 560 M. (1328 Lstrl.) auch Sonntagsschulkinder aufbrachten. Das kleine Dampfboot von 58 Fuß Länge, 10½ Fuß Breite aus Stahl und Teakholz gebaut, besitzt vorne eine hoch über das Deck hervorragende Kajüte mit Schlafraum für acht Personen. Wegen der Hitze ist übers ganze Verdeck ein Leinwandzelt ausgespannt, aus welchem nur der Schornstein der Schaufelrädermaschine hinausschaut. Als Flußboot hat es geringen Tiefgang, um den Bäumen, Sandbänken und dem Sand und Steingeröll zu entgehen, und keinen Mast noch Segel. Im April 1884 wurden alle Schiffsteile nach dem Alt-Kalabar hinausgesandt und schon im Herbst desselben Jahres konnte der „David Williamson“ unter dem Umonstamm in Ikot Ana die Anlegung einer neuen Missionsstation vorbereiten und andere neue Thüren aufthun.[1])

Im Jahre 1857 fuhr unter Mitwirkung der britischen Regierung der „Dayspring“ (Tagesanbruch) das Schiff eines englischen Kaufmanns in Handels- und Missionsangelegenheiten unter Leitung des bekannten Missionars Crowther den Niger hinauf, scheiterte aber bei Kabba. Der edle Neger und Sendbote der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft setzte unentmutigt seine Arbeit fort und konnte als Bischof 1878 das eigene Missionsschiff den „Henry Venn“ am Niger begrüßen. Am 23. Januar 1878 lief dieser als zweimastiger Schoner getakelte Raddampfer in England vom Dock, 120 Fuß lang, 16 Fuß breit mit zehn Männern, Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins, besetzt. Letzteres ist für die branntweinverpesteten Flußufer sehr wichtig. Crowther kann mittelst dieses Fahrzeuges seine ausgedehnten Missionsbezirke leichter beaufsichtigen; muß er doch 320 engl. Meilen den Niger aufwärts fahren.[2]) —

Als dieser Dampfer zu sehr gelitten hatte,[3]) wurde schon nach acht Jahren ein neuer angeschafft, welcher ebensoviel wie der erste 5000 Lstrl. = 20 000 M. kostete und nach dem verstorbenen Sekretär „Henry Venn“ wiederum genannt wurde. Dieser Dampfer hat das Schaufelrad nicht zur Seite, sondern hinten, geht des schwierigen Flußbettes wegen sehr flach und lief, an Ort und Stelle erst zusammengefügt, am 25. Sept. 1885

---

[1]) U. P. Record 1884·1885 S. 302 f. briefliche Mitteilungen aus Edinburg vom 15. März 1887; Petermanns geogr. Mittlg. 1885, 308: Die berühmte Fahrt im November 1884. Allg. Miss.-Ztschrft. 1885, 530.

[2]) A. a. O. 1875, 125. Baseler M.-Mag. 1857, 313. 1870, 227. 1878, 192. 341. Church Miss. Gleaner 1878, 36. Über die bekannte Entdeckungsfahrt des „Henry Venn“ 1879 auf dem Binue vgl. Petermanns geogr. Mittlg. 1880, 145 f.

[3]) Baseler M.-Mag. 1879, 432. Ein Bild vom gefährlichen Fluß Niger ist im Baseler M.-Mag. 1884, 433 — sehr anschaulich! —

in Akassa vom Stapel. — Aufs neue sind Crowther und seine Missionare gut versorgt und nicht auf die Hilfe der Handelsschiffe angewiesen, wodurch sie oft gezwungen wurden, an einem Ort lange zu verweilen, während ihre Arbeit anderswo sie erforderte. Die Missionsgesellschaft rühmt das Schiff und die mit ihm gemachten Erfahrungen.[1])

Für die Arbeit auf der Goldküste kaufte 1866 die Baseler Missionsgesellschaft im Namen der Missionshandelsgesellschaft[2]) den Schoner „Palme", welcher die Baseler Sendboten auf ihr Missionsfeld bringen sollte. Doch da er für Personenbeförderung zu unvollkommen und als Segelschiff zu kostspielig war und weil die Missionare englische Dampfer benutzten, wurde die „Palme" bald nicht mehr gebraucht. Hingegen erleichtert der „Pionier", ein kleiner Flußdampfer aus Eisenblech erbaut, mit Zwillingsschrauben, den Missionaren die Fahrt auf dem Amu oder Volta, dessen Bett aber manchmal ein rasches Vorwärtskommen durch Bäume und seichte Stellen sehr erschwert.[3])

Die Bremer (norddeutsche) Missionsgesellschaft konnte für ihre Arbeit unter dem Ewevolk auf der Sklavenküste seit 1857 die „Dahome" benutzen, welche nebenher dem Handel diente, aber doch ein Missionsschiff war. Am 20. Febr. 1857 lief dieser Schoner in Roennebeck a. d. Weser, geschmückt mit der roten Flagge und der Taube nebst dem Ölzweig, unter großer Beteiligung der Missionsfreunde von den Helgen. Später kamen bei vermehrtem Verkehr und Kaufwesen noch drei andere Fahrzeuge hinzu: die Briggs „Volta", „Emma" und der frühere Sklavenschoner „Johann Karl."[4]) Alle diese Schiffe sind allerdings „nicht eigentliche Missionsschiffe geworden, sondern Handelsschiffe geblieben", müssen aber hier aufgezählt werden. Denn das Bremer Kaufhaus F. M. Vietor, welchem diese Schiffe gehörten, nützte durch dieselben sehr der Ausbreitung des Reiches Gottes, hat mit seinen Fahrzeugen in freiwilliger uneigennütziger Weise der Bremer Mission gedient und hilft noch (Baseler M.-Mag. 1879, 138). Später haben die neuen großen englischen und deutschen Afrikafahrer diese Schiffe überflüssig gemacht und verdrängt.

---

[1]) Church. Miss. Gleaner 1886, 14 mit dem Bilde beider Schiffe.

[2]) Baseler M.-Mag. 1874, 143; näheres im Baseler Heidenboten 1866, 125 f. 1867, 21. Am 20. August 1866 wurde der 250 Tonnen große Schoner im Oldenburger Hafenort Brake durch Pfarrer Wenger eingeweiht und nahm gleich auf der ersten Reise ein ganzes Haus nebst 24000 Backsteinen für Christiansborg mit.

[3]) Baseler Jahresbericht Nr. 63. 1878, 72 f. Beschreibung einer Fahrt im Pionier: Jenaer geogr. Mittlg. 1882. I, S. 71—78. —

[4]) Allg. Miss.-Ztschrft. 1887, Beiblatt S. 8—11. Burkh.-Grundemann a. a. O. II, 1. S. 192 Anm.

Im Mendeland, zwischen Sierra Leone und Liberia[1]) östlich von Scherboro, hatte Missionar Menzies um 1875 den kleinen Dampfer „Perle"[2]) und nachdem die Vereinigten Brüder in Christo von der amerikanischen Missionsgesellschaft 1882 die Mendemission erhielten, wurde das kleine Dampfboot „John Brown" hierfür gebaut, dessen Kosten amerikanische Sonntagsschulkinder bestritten.

Dies sind die evangelischen[3]) Missionsschiffe. —

Nun entsteht die Frage, was wäre aus dieser Geschichte der Fahrzeuge zu lernen und als Erfahrung zu verwerten? Dem Erzähler dünkt zweierlei:

1. mancherlei Bedenken,

denn auch hier „menschelt" es; sind es doch Menschen, welche das göttliche Werk treiben. Sollte nicht dies oder jenes Schiff zu rasch und übereilt angeschafft sein? hat man wirklich die Kosten richtig bedacht? so die des Ankaufs? — Folgende Übersicht möge uns die Anschaffungskosten einiger Missionsschiffe ins Gedächtnis zurückrufen: (siehe umstehende Seite)

Dabei sind aber, abgesehen von dem „Charles Janson" die Kosten der Beförderung an Ort und Stelle nicht einbegriffen, welche oft recht hoch waren; ganz zu geschweigen von den ungeheuren Transportkosten der Kongoschiffe und deren Anschaffungssummen. —

Außerdem müssen auch die jährlichen Unterhaltungs- und Bedienungskosten samt den Versicherungsgeldern erwogen werden, welche für den „Dayspring" jährlich 36 000 M. und für den „Morningstar IV" sogar jährlich 46 000 M. betrugen. Wenn auch das Missionsschiff durch Waren und Handel größere Summen vergütet, so fragt es sich doch, ob der „Vergleich" stimmt.

---

[1]) Schon 1818 wurde in England geplant „zwischen England und dem westlichen Afrika vermittelst eines Missionsschiffes einen regelmäßigen Verkehr zustande zu bringen." Doch kam dies nicht zur Ausführung. Baseler M.-Mag. 1839, 247.

[2]) Gundert: Evangelische Mission. Calw 1881. S. 17.

[3]) Von katholischen wären diese zu nennen: In Amerika wurde der Bau eines prachtvollen Schiffes des „Christophorus" für die vielen Nebenflüsse des Amazonas geplant. [Baseler M.-Mag. 1883, 507]. Auf dem Abbitibisee in Ober-Canada ist ein neues Missionsboot [Kath. Missionen 1887, 184]. In Oceanien dient der Paumotumission ein Boot von 18—20 Tonnen, welches zur Erinnerung an das große Konzil des Papstes Pius IX. den stolzen Namen „Vatikan" erhielt und mit Eingebornen bemannt ist [Burkh.-Grundemann a. a. O. IV, 2, 111]. In Afrika besitzt die Sansibarmission eine Barke [Kath. Missionen 1887, 43] und die „stella matutina" 1851 auf dem Nil bei Chartum [vgl. Peterm. geogr. Mitt. 1857, 440].

Missionsfeld	Schiffsname	Ankaufsgeld	i. Jahre
Metlakatla	Evangelium	26 820 M.	1881
Algoma	Evangelium	13 000 „	1883
Labrador	Harmony III	70 000 „	1831
Moskito	Messenger of Peace	30 000 „	1869
„	Herold	48 480 „	1875
Feuerland	Allen Gardiner II	100 000 „	1884
Oceanien	Duff	100 500 „	1796 (!)
„	Camden	52 000 „	1838
„	John Williams	120 000 „ (?)	1844
„	Aktive	10 000 „	1814
„	Morning Star IV	160 000 „	1885
„	Dayspring	80 000 „	1863
„	„ II	70 000 „	1874
Neu-Guinea	Ellengowan	63 000 „	1877 (?)
Nias	Denninger	3 740 „	1882
Ost-Afrika	Elieser	84 850 „	1864
„	Paulus	130 300 „	1885
„	Ansgarius	73 750 „	1873
Nyassa	Charles Janson	84 600 „	1884
Mombas	Henry Wright	111 000 „	1883
Tanganyika	Good News	40 000 „	1883
Alt-Kalabar	Dav. Williamson	26 450 „	1884
Niger	Henry Venn I	20 000 „	1878
„	„ II	20 000 „	1885

Sehen wir nun, *wie lange* ein Missionsschiff *aushielt*. Unter 30 Missionsschiffen wurden unbrauchbar:

11	in 1—5 Jahren	außerdem besteht die Harmony IV schon 27 Jahre.
10	„ 6—10 „	
5	„ 11—15 „	
2	„ 15—20 „	
2	„ 29—30 „	

Diese Übersicht ist nicht sehr verlockend, wenigstens nicht für geschichtlich nüchterne Betrachtung.

Noch etwas anderes wäre wohl erwiesen: **die Missionsschiffe dürfen keine Überfahrtsschiffe sein**; das ist zu kostspielig und ist von Stockholm, Bremen, Basel, Hermannsburg und dem Dayspring eingestanden. Ebendeshalb hüten sich die holländischen Missionsgesellschaften weislich, ihre Gelder in Schiffe zu stecken und auch die rheinische Missionsleitung will keine „Kandace" haben.[1]) Post- und Handelsdampferlinien müssen

[1]) Rheinisch. Miss.-Bericht 1882, 227.

benutzt und allein benutzt werden. **Das Missionsschiff diene nur dem engeren Verkehr**, da ist es am Platz. Aber auch hier walte große Vorsicht, besonders da eine gewisse Überstürzung sich kund thut, ein Missionsschiff zu haben. Es wurden an Missionsschiffen angeschafft:

in den Jahren	für Amerika	Oceanien	Asien	Afrika	Summa:
1770—1800	4	1	—	—	5
1800—1850	5	8	—	—	13
1850—1860	4	9	—	2	15
1860—1870	4	6	—	5	15
1870—1880	1	5	—	7	13
1880—1887	9	7	5	14(!)	35 (!)
im ganzen	27*	36*	5	28*	96
jetzt vorhanden:	13	12	5	17	47
in Verbindung m. Mges.:	12	12	5	17	46
Freimissionare:	1	—	—	—	1
Von d. Mges. sb. hieran beteiligt: deutsche	1	—	1	—	2
norwegische	—	—	—	1	1
englische und koloniale	4	4	2	6	16
amerikanische	—	1	—	2	3

* ausgeschlossen sind die einzelnen Boote in Surinam bei den Witu-Inseln und in Mombas.

Selbstverständlich sind auch für den Nahverkehr die vorliegenden Verhältnisse gewissenhaft zu berücksichtigen; die afrikanischen Flüsse wissen davon zu erzählen!

Auch darf nicht eine junge Mission mit der Anschaffung eines Schiffes dreist vorgehen; es ist etwas anderes, wenn z. B. die Sendboten am Niger nach langer Arbeit und Ortskenntnis derartige Bitten äußerten. Für die großen afrikanischen Seen, für Oceanien[1]) sind, wie wir sehen, Fahrzeuge durchaus notwendig. Aber alle Phantasterei und Romantik, alles unnötige Schiffskettengerassel und Fahnenhissen muß fern bleiben. Nüchternheit und besonnene Erwägung der Missionsschiffahrt ist geboten und schließt Begeisterung nicht aus; von jener deutschen Südseeschwärmerei und Taylors Schiff ganz zu schweigen. Geradezu gefährlich sind Freimissionarschiffe, wie uns Seattle leider bewies; aber auch die Kongoschiffe

[1]) „Das Missionsschiff, welches gleichzeitig mit dem Walfischfänger und Kauffahrteischiff als der wichtigste Träger der Kultur im Stillen Ocean eine regelmäßige Erscheinung bildet." Burkh.-Grundemann kl. M.-Bibliothek IV, 2, 5.

sind nicht immer Missionsschiffe geblieben und Grundemanns Bedenken von 1882 [1]) hat sich durch bittere Enttäuschungen bewahrheitet. — Doch soll uns Stubenkritik und Studierlampenschein das zweite nicht vergessen lassen, die obige kurze Geschichte der Missionsschiffe gibt uns

2. viel Grund zum Danken!

Schon die Entstehung und Erhaltung dieser Schiffe zeigt uns viel Liebe, Glauben, Vertrauen; nichts hörte man von Staatssteuern, Zuschüssen, nur Liebesgaben, Sonntagsschulkinder, stille Fromme im Lande, bewegte und ergriffene Herzen haben die erforderlichen Summen ermöglicht, ein Schiff wurde von einem Missionar selbst erbaut, ein anderes durch Missionszöglinge. Manches Fahrzeug ist wunderbar bewahrt und beschützt und bei allen gescheiterten konnte die Mannschaft sich doch retten. Nicht umsonst gedenkt das Herrnhuter Kirchengebet der Missionsschiffe vor dem Herrn, welchem Wind und Meer gehorsam sind. —

Auch die Schiffsnamen geben viel zu denken und zu danken; so mancher teure Missionsname ist vor unsern Augen wieder lebendig geworden: Paulus, Ansgar, Ilala-Livingstone, John Williams, Moffat u. a. Schön zeigt sich der Zweck der Fahrzeuge, ihre edle Bestimmung in Namen, wie wir sie gehört haben: Evangelium, frohe und gute Botschaft, Friede, Friedensstern, Friedensbote, Herold, Bethelstern, Morgenstern, Tagesanbruch, Südliches Kreuz, Palme, Perle, Taube, Rose, Kandace.

Endlich ist doch die wachsende Zahl der Missionsschiffe ein Bild des vom Herrn beschützten sich ausbreitenden Missionswerkes. Gerok singt und wir mit ihm:

Seht das Schiff — auf blauen Wogen,
Schneeweiß kommts einhergezogen,
Majestätisch wie ein Schwan,
Die besonnten Segel spreitend
Lautlos gleitend
Furcht's den stillen Ocean.

Engel! führts am Rosenbande
Sichern Laufs zum Palmenstrande,
Schützet es vor Sturm und Riff;
Winde, weht mit weichem Flügel,
Wellenhügel
Wieget sanft dies heilge Schiff!

Noch einmal: Beck und die Baseler Mission. [2])

Becks Konflikt mit der Missionsleitung in Basel macht es hochnotwendig, daß hier auch der andere Teil gehört werde. Denn der Streitpunkt gehört keineswegs nur der Vergangenheit an, sondern wirkt noch immer nach. Wenn

[1]) Allg. Miss.-Ztschrft. 1882, 307: „so dürfte es vorderhand doch in der That unnötig sein, daß zwei evangelische Missionsdampfer nach dem oberen Kongo gebracht werden.“ —

[2]) Kirchenfreund 1887, S. 404. Der Artikel stammt aus der Feder des Präsidenten der Baseler M.-G., des Prof. C. J. Riggenbach und beruht auf aktenmäßigen Quellen. Um der objektiven Klarstellung der Sachlage willen erschien uns der Abdruck notwendig.



wenn die in dem sonst schönen und anziehenden Buch („Joh. Tobias Beck“ von B. Riggenbach — vergl. Allgem. Miss.-Zeitschr. S. 40) gegebene Darstellung unwidersprochen bliebe, so erschiene das Schweigen wie Zustimmung.

Wir gehen aus von jenem günstigen Urteil Becks über die Missionszöglinge, das die Biographie S. 235 mitteilt. Den 8. Nov. 1837 wurde der Komitee seine Äußerung kundgegeben: Die Zöglinge zeigen Ernst in ihrer Denkanstrengung, Wahrheitseifer und klares Verständnis; das sei um so erfreulicher, da nicht das Gleiche vom größten Teil der übrigen Studierenden könne gesagt werden. Dagegen 1½ Jahre später, in Becks Absagebrief an die Komitee vom 30. April 1839 (Biogr. S. 248, bes. 252) lautet die Schilderung des im Missionshaus herrschenden Geistes trüb und düster. In einer eigentlichen Flut von Anklagen ist die Rede von rumorendem Satzungswesen, Treibhauspflanzen, ohrenbeichtartigem Inquirieren, hierarchischem Gewissenszwang, splitterrichterlichem Hochmut, kindischem Klatschgeist ꝛc. Man fragt sich erstaunt: wie konnte es in so kurzer Zeit so sehr sich ändern? War es wirklich so völlig anders geworden? Blicken wir auf die Momente, die den Umschwung einigermaßen erklären.

Die Eröffnung des Kampfes bezeichnet jene berühmte Rede Becks am Missionsfest 1838. Biogr. S. 238. Schreiber dieses war damals in Berlin und erfuhr nichts von allen diesen Dingen. Wenn man aber liest, was die Biographie mitteilt, so muß man doch sagen: das war nicht, wie unser Freund sagte, ein Füßewaschen, das war ein recht derbes und öffentliches Kopfwaschen. Wer geneigt ist, auch hier wie überall Beck als Propheten ohne Menschenfurcht zu bewundern, dem wehren wirs nicht. Aber nicht alle haben so geurteilt. Ich berufe mich auf einen Zeugen, der in keiner Weise des „Pietismus“ verdächtig ist, dessen interessante Urteile über die Baseler Professoren der Biograph S. 166 mit Beifall anführt: Biedermann. Derselbe hörte als Student die Rede und erzählte später wiederholt seiner Familie, er sei ganz entrüstet gewesen über diese Art, gerade am Festtag öffentlich die Leiter des Hauses an den Pranger zu stellen.

Der Biograph ist nun ziemlich geneigt, das weitere Vorgehen der Komitee als von Rache eingegeben zu bezeichnen. Davon ist aus dem sorgfältig geführten Protokoll derselben nichts zu merken. Wohl beklagen sich einmal (7. Nov. 1838) die Lehrer Ostertag und Staudt, daß Beck durch Privatgespräche und öffentliche Reden Ausstellungen über sie ins Publikum bringe, Klagen und Zwischenträgereien einzelner Zöglinge annehme. Daß solches ihnen weh thun mußte, wird niemand leugnen; ob es pädagogisch war, wird man wohl bezweifeln dürfen. Ähnliches hat übrigens später in Tübingen Professor Schmid, der schon vor Beck manchen Jünglingen ein Führer zum Glauben geworden war, nicht selten erleben müssen; daß ihn nämlich Beck zur Zielscheibe seiner „Expauken“ machte. Das hat mir Auberlen erzählt, der seinen beiden Lehrern in dankbarer Liebe anhing. Dergleichen nennt man heute des Mannes „Eigenart“, womit es aber nicht gerechtfertigt ist. Die Komitee schlug aus Anlaß jener Bitte der Lehrer eine Besprechung der Theologen mit Beck bei Pfarrer von Brunn vor. Aber er lehnte sie ab (Prot. vom 14. Nov. 1838), erklärte sich indessen sonst durch die ihm gegebenen Aufschlüsse wieder vollkommen beruhigt und befriedigt.

Was war es denn, was Beck in jener Festrede mit besonderm Nachdruck

rügte? Das am schärfsten getadelte war die Art, wie die Aussendung einiger Zöglinge in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft war behandelt worden. In jener Zeit waren immer noch in Basel mehr Zöglinge vorhanden als Posten, die besetzt werden mußten. Die englisch-kirchliche Gesellschaft aber, die Mangel an Leuten hatte, nahm gern die wohlgeschulten Baseler an. Hier und da, doch selten, sträubte sich ein Zögling, den Ordinationseid zu leisten, worin den Bischöfen Gehorsam versprochen und die Verpflichtung, die englische Liturgie zu gebrauchen, übernommen wurde. Vor kurzem war der treffliche Missionar Rhenius aus Gewissensbedenken wegen der Begräbnisgebete aus dem Dienst der englischen Kirche ausgetreten. Nun hatte die Komitee den 30. Mai 1838 zwei Zöglinge, Meyer und Forchhammer, für den Dienst in der englischen Mission bestimmt. Beide waren anhängliche Schüler Becks. Besonders Forchhammer hatte Bedenken beim Blick auf die Erfahrungen von Rhenius. Die Biographie erzählt nun S. 242, es sei ihnen (vom Inspektor wahrscheinlich) Mangel an Demut und Gehorsam und anmaßliche Rechthaberei zum Vorwurf gemacht worden. Man sollte freilich auch wissen, welche Äußerungen der Jünglinge zu diesem Urteil Anlaß gaben. Doch solche Gespräche mit Einzelnen werden natürlich nicht protokolliert. Aber wir haben auch nicht nötig, weiter zu fragen, da wir ja nicht verpflichtet sind zu behaupten, Inspektor Blumhardt habe die Sache vollkommen richtig behandelt.

Um so sicherer können wir das eine behaupten und beweisen, daß Beck in dem schärfsten Passus seiner Rede der Komitee unrecht that. Er sieht in jener Zumutung an die Zöglinge, sich der englischen Ordination zu unterwerfen, nichts als „gefärbten Glauben“. „Da soll das Reich Gottes mit äußerlichen Gebärden so frühe als möglich anfangen.“ „Die aus Heiden oder Juden gewordenen Christen sollen katholisch oder bischöflich oder lutherisch oder reformiert &c. leben.“ Nein wahrlich, von solchem Formengeist, von solchem Konfessionalismus war die Komitee allezeit fern und frei. Schon seit längerm schwebten Unterhandlungen mit wohlwollenden Vertretern der anglikanischen Mission über die Frage, ob nicht die Verpflichtungen der englischen Ordination unsern Zöglingen könnten erlassen oder doch ermäßigt werden. Wer es weiß, wie schwer in England alle Änderungen hergebrachter Ordnungen und Gesetze vor sich gehen, der wird sich nicht wundern, daß man noch immer nicht zum Ziel gelangt war. Hingegen wurde wiederholt die beruhigende Zusicherung gegeben, daß was den Pfarrern in England gegenüber den Bischöfen zur Pflicht gemacht werde, nicht ebenso bei den Missionaren in Anwendung komme. Mit dieser Erklärung hatten sich manche treffliche junge Leute beruhigt und als Missionare im englischen Dienst unangefochten, ohne Verlust ihrer Freiheit und im Segen gewirkt. Dies allein war für die Baseler Mission die Bedeutung der englischen Ordination, der man lieber wäre überhoben gewesen, die aber doch, wenn man nicht Anstöße suchte, keine schriftwidrige Zumutung enthielt. Man kann eben oft gegebene Verhältnisse nicht modeln, wie man gern möchte. Aber wahrlich nicht als erster Schritt zur Anglisierung der Völker war jene Ordination gemeint, sondern als Erfüllung einer Bedingung, ohne die unsre Zöglinge keinen Zutritt zum Missionsgebiet bekommen hätten. Wenn Paulus den Timotheus beschnitt (Apg. 16, 3), damit ihm nicht überall der Eingang bei den Juden zum voraus verschlossen sei, so leitete ihn eine ähnliche Rücksicht in einer Weise, die noch viel mehr Befremden erregen könnte.

Nun war es ja freilich möglich, daß ängstliche Gemüter, ohne darum die allein gewissenhaften zu sein, sich zu einer Ordination nicht entschließen konnten, bei welcher die beigefügte Erläuterung das Beschworene fast wieder aufzuheben schien. Solche Bedenken verdienten respektiert zu werden; und in der That hat die Komitee die Bestimmung Forchhammers für die englische Mission wieder zurückgenommen. Meyer hingegen war in das englische Seminar zu Islington eingetreten. Beck hatte ihn noch ermahnt, die Sache genau zu untersuchen. Er hatte das Zeugnis, ein redlich frommer, fleißiger Bruder zu sein, aber etwas beschränkten Geistes. In England nun geriet er unter separatistische Einflüsse. Beck gab noch den 23. Januar 1839 über die Verwendung dieses „unreifen Bruders“ einen weisen Rat, der ganz dem Sinn der Komitee entsprochen hätte. Aber es war zu spät. Meyer war schon dazu gekommen, alles und jedes Kirchenregiment zu verwerfen, und ging bald darauf als darbystischer Missionar nach Südamerika.

Bei Forchhammer aber waltete noch ein anderes Bedenken. Es begreift sich leicht, daß er als geborner Däne etwas Mühe hatte, sich in die Art der Söhne württembergischer Gemeinschaften zu schicken. Er bekam sonst immer wieder, selbst von den Zöglingen, das Zeugnis eines ernsten, frommen, redlichen Geistes. Seine Eingabe vom 20. März 1839 (Biogr. S. 247) durch Ostertag an die Komitee zeigt übrigens deutlich, woher Beck die Mitteilungen hatte, die er dann zu jener viel maßloseren Anklageschrift (S. 251 f.) verarbeitete. Forchhammer sagte doch nur, von dem engherzigen, frömmelnden Geist werde das Haus „zum Teil“ beseelt. Was seinem Auftreten noch mehr den Charakter des Ehrenhaften gab, das war der Umstand, daß er es für seine Pflicht hielt, einem noch mehr angefochtenen Genossen beizustehen: dem Württemberger Schisterling. Dieser war ein intellektuell hervorragend begabter Mensch, von rastlosem Studiereifer, bei dem aber Herz und Gemüt ganz zurücktrat. Er beschwerte sich über die angemaßte Superiorität der ältern Klassen; gegen ihn aber klagten die Brüder aller Klassen. Er sei ein rätselhafter, unheimlicher Mensch, lautete über ihn das Urteil der Komitee am 10. April 1839. Eine Besprechung der Prüfungskommission am 12. April mit sämtlichen Brüdern hatte einen günstigen Verlauf. Schisterling ward entlassen; Forchhammer aber nicht. Beck gab sich viele Mühe, Schisterling ins Württembergische Ministerium zu bringen, er ward aber schon nach zwei Jahren wieder ausgeschlossen und ging als Trinker zu Grunde.

Über Forchhammer verschob die Komitee wieder und wieder die Entscheidung. Erst der neue Inspektor Hoffmann trug den 18. Sept. 1839 auf seine Entlassung an. Er hatte nur versprechen wollen, der Komitee zu gehorchen, *sofern* ihre Vorschriften nicht gegen Schrift und Gewissen streiten. Diese Bedingung versteht sich ja unausgesprochen zwischen redlichen Christen. Eben darum ist eine solche ausdrückliche Oppositionsklausel unzulässig und wird nur gestellt, wo das Vertrauen bereits untergraben ist. Gehe doch, müßte man einem solchen sagen, und warte ab, ob man dir etwas wider Schrift und Gewissen zumute, aber setze es nicht von vornherein mißtrauisch voraus. Geschähe es dennoch, dann wäre der Augenblick da, ehrerbietige Vorstellungen dagegen zu machen, und würde man die nicht hören, dann würde Gottes Beistand und Segen bei deinem Austritt mit dir sein. Übrigens geschah dann

Forchhammers Verlassen des Hauses in freundlicher Weise, ohne Bitterkeit. Er dankte für alles empfangene Gute und ist ein treuer Pfarrer geworden.

Der Beschluß der Komitee gegen Schifterling scheint bei Beck den Bruch mit der Mission vollends bewirkt zu haben. Übrigens hat der Biograph nicht recht, wenn er (S. 254) behauptet, die Komitee habe nicht den geringsten Versuch gemacht, ihn umzustimmen. Vielmehr berichtete Spittler am 4. Mai in ihrem Schoße, und zwar in einer Extrasitzung, er habe den Tag vorher eine dreistündige Unterredung mit Beck gehabt und dieser sei etwas weicher geworden. Darauf wurde beschlossen, noch einmal eine Verständigung mit Beck zu versuchen. Man war sich freilich klar geworden, daß man in keinerlei Abhängigkeitsverhältnis zu Beck eingehen könne und die Einmischungen in die Angelegenheiten des Hauses ablehnen müsse. Aber Herr Rektor LaRoche bekam den Auftrag, Beck zu einer Besprechung mit der Prüfungskommission einzuladen. Becks Antwort war, er sehe nicht, was dabei herauskomme. Herr Rektor sagte: er sollte doch auch die Komiteeglieder anhören. Beck entschuldigte sich, sein Gedächtnis sei nicht so treu, daß er einzelne Fälle bestimmt vorbringen könne. Antwort: es handle sich ja nicht um einzelne Fälle, sondern um die allgemeinen Grundsätze. Aber Beck beharrte auf seiner Weigerung (Prot. v. 15. Mai 1839). So war es eben bei ihm: wenn sich einmal sein Urteil über etwas gestaltet hatte, sei es auch noch so schief, wie in jener Rede über die englischen Ordinationen, so blieb es unwiderruflich. Das war seine „Eigenart" oder auch sein „Kieselbatzen".[1]) — Wir andern aber, die wir jene treuen Männer, die Brüder Pfarrer und Rektor LaRoche gekannt haben und wissen, wie aufrichtig fromm sie waren und wie fern von aller Kopfhängerei und Gebärdenfrömmigkeit, wir müssen darauf bestehen: die Komitee durfte auch ihre eigene Überzeugung haben, die sie sich nicht von Beck diktieren ließ.

Wir sahen schon, wie unrichtig des Biographen Behauptung ist, die Komitee habe nicht mehr versucht, Beck umzustimmen. Es ist aber überhaupt jener Abschnitt auf S. 254 diejenige Stelle, wo der Verfasser die Pflicht der Unparteilichkeit am meisten vergißt. Wozu dem Antwortschreiben der Komitee das Urteil darüber vorausschicken und dabei von diplomatischer Haltung, von Umgehen des Kerns der Sache, ja von Auskunftsmittelchen reden? Muß man das folgende Schreiben durch diese vom Biographen geschliffene Brille lesen, um darin zu finden, was er haben will? Wir raten sie beiseite zu legen, und sind gewiß, daß wirklich unparteiische Leser das Schriftstück anders würdigen werden.

Der Biograph adoptiert beiläufig die Äußerung eines andern (S. 269), es lasse sich Becks Polemik gegen den modernen Pietismus mit Bengels kritischem Verhalten gegen Zinzendorf vergleichen. Das mag einen Augenblick frappieren; aber auch nur einen Augenblick. Sobald wir näher zusehen, wird der Unterschied allzuschreiend. Die Baseler Mission (von der ist ja unter dem Namen Pietismus hier die Rede) machte in jenem Jahr eine Krisis durch, wie auch andre Gemeinschaften von Zeit zu Zeit. Es hatten sich einige Übelstände eingeschlichen und nahmen zu unter der Krankheit Blumhardts und nach seinem

[1]) Vgl. Biographie S. 178. Der Witz in Anm. 12, S. 448 beruht auf einem Mißverstand. Bei dem schwäbischen Ausdruck Kieselbatzen ist nicht an eine kleine Münze zu denken, vielmehr ist ein Stück Kiesel gemeint, etwa wie ein rechter Schleuderstein.

Tod (19. Dez. 1838) unter den Unsicherheiten des Interregnums. Die Komitee aber und der neue Inspektor waren redlich beflissen sie abzuthun. Wenn sie aber auch wirklich so schlimm gewesen wären, wie S. 252 der Biographie sie schildert — was wir nicht glauben können — was wären sie, verglichen mit dem Abgrund, an dessen schwindligem Rand die Brüdergemeinde in der sogen. Sichtungszeit dahin ging, verglichen mit jenen übersinnlich-sinnlichen Tändeleien in Wort und Bild? Und auf der andern Seite Bengel mit seiner vorsichtigen maßhaltenden Kritik und ihm gegenüber Beck mit seinem nach einmaliger und einseitiger Erfahrung stereotypierten Urteil und den fort und fort wiederholten Ausfällen, die seine Schüler sich so leicht aneigneten, auf die Machereien, die Missionskünstelei, die Reichsgottesfabrik, den Missionsterrorismus und Missionsfanatismus. Nein, das vergleicht sich nicht. Man hält uns vor (Biogr. 270), daß Beck sich durchaus nicht von der Mission überhaupt fern gehalten, daß er gern die Unternehmungen einzelner unterstützte, weiter die Goßnersche Mission und diejenige der Brüdergemeinde. Wenn nur die Unternehmungen einzelner nicht fast ausnahmslos zu Grunde gingen, weil dem Pflanzen das Begießen fehlt! Gerade die Goßnersche Mission ist diesem Los nur dadurch entgangen, daß sich für dieselbe eine Komitee mit einer Gesellschaft organisierte. Die Brüdergemeinde aber — wenn Beck ihre Mission so wie die Baseler aus der Nähe gekannt hätte, wir zweifeln, ob er weniger Anlaß gefunden hätte, über fromme Redensarten und Gebärden zu klagen.

Mit dem Gesagten wollten wir nicht bestreiten, daß auch die Glaubensleute nötig haben, daß an ihnen Kritik geübt werde. Wir hielten nur dafür, daß es uns erlaubt sei, vom gleichen Rechte der Kritik auch selbst Gebrauch zu machen. Schließlich aber sagen wir: es ist gut, daß es fort und fort Inspektoren, Lehrer und Komiteeleute gegeben hat, die fortarbeiteten, ohne sich irre machen zu lassen. Gott hat seinen Segen dazu gegeben.

Aus alten Papieren.

Es war vor 50 Jahren, da in der Diöcese W. ein begeisterter Freund der Heidenmission unter seinen Kollegen im Pfarramte das Interesse für diese Reichgottessache zu wecken suchte. Auf einer Konferenz sollte darüber verhandelt werden, zuvor aber fand ein Gedankenaustausch in dem Korrespondenzbuch der Diöcese statt. Wir bringen denselben hiermit zur Veröffentlichung, da er zeigt, wie beim Erwachen der Missionsthätigkeit in der Heimat die Geister aufeinanderplatzten. Es war zunächst ein Gegner der Sache, der die Feder ergriff. Er schreibt:

Unser Kollege B. hat im verflossenen Winter uns aufgefordert, daß wir uns zu gemeinschaftlichem Wirken für die Mission entschließen sollten. Da es nun wahrscheinlich ist, daß der Gegenstand das nächste Mal zur Sprache kommt, so wird es gut sein, wenn wir uns hier vorläufig gegeneinander darüber aussprechen. Und so will ich ohne weiteres den Anfang mit der Mitteilung meiner Ansicht machen.

So leid es mir thut, daß diese meine Ansicht in ihrem Resultat mit einer sehr gemeinen und weltlichen Verstandesmeinung zusammentrifft, so kann ich doch die Sache nicht ändern, denn die Gedanken wachsen gleich wie das Gras

auf dem Felde, so wie der liebe Gott sie wachsen läßt. Ich bekenne also meinen absoluten Unglauben an den Erfolg des Missionswesens. Ich kann nämlich die Sache durchaus nicht anders als aus rein historischem Gesichtspunkt betrachten. Nun lehrt mich aber die Geschichte folgende Ursachen der Ausbreitung des Christentums im großen kennen:

1. Die innige Verwandtschaft der griechischen, hauptsächlich der platonischen Philosophie mit dem Christentum. Jene Philosophie war aber Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit rings um das Mittelmeer geworden, ursprünglich durch Alexander den Großen, welcher zuerst den Gedanken einer geistigen Einheit der Völker in die Geschichte brachte, dann durch das römische Reich. Indem nun der philosophisch Gebildete jenes Zeitalters notwendig auch noch ein Bedürfnis der Religion haben und den völligen Untergang aller vormaligen Volksreligion schmerzlich empfinden mußte, mußte er ja notwendig eine Lehre mit Entzücken und Bewunderung aufnehmen, in welcher er das Bedürfnis des erkennenden Geistes und des fühlenden Herzens auf eine noch nie gekannte und göttliche Weise vereinigt fand. Und so gelangte das Christentum zur Herrschaft im römischen Reich, denn das Denken der Gebildeten beherrschte jederzeit das Denken der Massen.

2. Die Gemütsstärke der germanischen Völker. Nicht daß ich von ihrer Sittlichkeit besonders viel rühmen möchte, wie öfters geschieht; man braucht nur weniges von den Thaten der Franken und der Sachsen, der Normänner, der Vandalen zu bedenken, um von jenem zarten tacitussischen Bilde der germanischen Treue, Keuschheit u. s. w. zurückzukommen. Aber jedenfalls muß eine außerordentliche Glaubensfähigkeit, eine Geneigtheit, für ihr Denken und Empfinden eine übersinnliche Begründung zu suchen als Grundeigentum dieser Völker anerkannt werden. Da sie nun in ihrem höheren Altertum ihre Religionsvorstellungen niemals in ein zusammenhängendes System gebracht, noch einen feststehenden Kultus ausgebildet zu haben scheinen, indem niemals in der Völkerwanderung von einer geschlossenen Priesterschaft bei ihnen die Rede ist, jedenfalls in dieser Wanderung alle alten Bande sich lockerten, auch die sinnlich schönen Formen des Katholicismus sie anzogen, so ist ihre Bekehrung in Masse sehr natürlich.

3. Die dritte Ursache, durch welche der Rest Europas, die Wenden vornehmlich, bekehrt wurde, ist bekanntlich das Schwert.

Nun sehe ich aber bei den heutigen Missionsbestrebungen keine von diesen drei Ursachen in Wirksamkeit.

Denn 1. die Chinesen und Inder — um diese scheint es sich hauptsächlich zu handeln, denn auf ihrem Gebiet werden die größten Anstrengungen gemacht — haben eine feste Religion, bei der sie sich völlig befriedigt fühlen. Die Römer und Griechen hatten keine Religion mehr, die Germanen hatten noch keine. Das ist der ungeheure Unterschied. Ganz dasselbe ist es mit den Juden und Mohammedanern, nur läßt man diese mäßiger bearbeiten, angeblich weil sie doch wenigstens an den Einen Gott glauben, im Grunde aber wohl deswegen, weil man wohl fühlt, daß man in diese fest geschlossenen Verschanzungen eines soliden Glaubens nicht eindringen könne und weil man sich hievon in der Nähe überzeugen kann und überzeugt hat, während unsere große Unbekanntschaft mit jenen hinterasiatischen Zuständen uns immer eher grundlose Hoffnungen vorspiegelt.

2. Völker wie die Germanen giebt es nicht mehr unter den Heiden; alle noch nicht christlichen Völker haben eine geringere Geistesanlage: sie fühlen den absoluten Widerspruch zwischen Geist und Materie, zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, zwischen Gott und der Welt nun und nimmermehr, sie werden daher nie nach einer Versöhnung dieses Gegensatzes verlangen. Es wird in ihnen nie ein Gefühl sein, das dem Herzen selbst zu groß und zu mächtig würde und in dieser Welt keinen Raum mehr fände, wie ich ein solches Gefühl selbst in jenen heillosesten Merovingern und dergleichen Leuten momentan noch voraussetze, denn darauf beruht ihr Christentum. Es wird also in jenen Völkern niemals ein Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit erwachen, daher werden sie nie erlöst werden. Sie werden niemals anders bekehrt werden können als

3. durch das Schwert. Doch dies ist ja bekanntlich aus der Mode gekommen.

Alles dieses sage ich bloß von der Ausbreitung des Christentums im großen. Daß einiges kleine und einzelne gelungen ist, z. B. auf den Südseeinseln, leugne ich nicht. Aber ich wundere mich billig, wie man diesen Sachen einen bedeutenden Wert beilegen kann. Damit von den unzähligen Inseln im Südmeer noch etwa 10 weitere, mit vielleicht 50 000 Menschen bekehrt werden, dafür soll ganz Europa in eine unerquickliche Gemütsaufregung, nämlich in ein leidenschaftliches, weil hoffnungsloses, Beten versetzt und zur Feier von Festen veranlaßt werden, die niemals einen wahren Anteil bei einer Gemeinde finden können, weil nie die Mehrheit einer Gemeinde an den Nutzen der Sache glauben kann; daher die, die sich damit befassen, das verdrießliche Bewußtsein in sich tragen müssen, daß sie eigentlich widerrechtlicherweise eine Privatsache in der Kirche betreiben; soll ein ganz unnötiges, ja höchst schädliches Geldausgeben zur allgemeinen Gewissenspflicht gemacht werden; sollen die armen Leute, die kaum jemals gehört haben, in was die T . . . . . fließt, genötigt werden sich für Otaheiti u. s. w. mit wahrer Herzensinnigkeit zu begeistern.

Man zeige mir fürs erste einen Staat eines vormals heidnischen Volkes, der nunmehr ganz christlich geworden sei, wo die Geistlichen mit aller Ruhe aus der Nation selbst genommen werden können, ohne von den Europäern etwas Weiteres als die Einrichtung einer theologischen Fakultät noch zu bedürfen, wo eine höhere Gesittung des Familienlebens und der Verfassung begonnen hat, wo Spuren christlicher Gelehrsamkeit gefunden werden: — und dieses wenigstens an einem Beispiel nachzuweisen, soweit hätte doch der bisherige Gesamtaufwand reichen sollen — dann werde ich die Sache als eine des höchsten und allgemeinsten menschlichen Interesses würdige erkennen und zu jedem geistigen und materiellen Beitrag nach meinen Kräften bereit sein. Jene Inseln aber kann ich nicht als solche Staaten gelten lassen, denn sie werden noch immer von den Missionären nicht bloß gelehrt, sondern auch regiert.

Solange nun obiger Fall noch nicht in Wirklichkeit tritt, möge das Missionsgeschäft eine Liebhaberei der Privatgesellschaften reicher Leute bleiben, als welche es eine ganz harmlose Freude ist. Ich aber erkläre meine entschiedene Opposition gegen alle zukünftigen Anträge zur Mitwirkung für das Missionswesen in unserer Diöcese. Indessen audiatur et altera pars. Entschuldigen Sie meine Geschwätzigkeit, pectus facit disertum.

Hiezu machte nun ein anderer Diöcesangeistlicher die Glosse: „Ich bin ganz und von jeher der Meinung des Herrn K. Auch ich kann meinen Un-

glauben an den gewünschten Erfolg des Missionswesens nicht überwinden. Auf den Inseln der Südsee wurde durch die verkehrte und irrtümliche Verkündigung des Reiches Gottes oder durch das Aufdrängen von Menschensatzungen oft weit mehr verdorben als gut gemacht. Durch Schrecken und fürchterliche Drohungen hat man jene Unglücklichen gleichsam hingeschoben zum Christentum und bei der ersten Gelegenheit eilten sie, froh wie Befreite, zu ihren unbeweglichen Götzen zurück. Nichts weiter über das Geschichtliche. Nur noch die Bemerkung, daß jetzt, besonders im Weinland, eine viel zu nahrungslose Zeit ist, als daß man belastete Erdenbürger mit Beiträgen für eine so ungewisse Sache angehen könnte.

Hierauf replizierte nun der Antragsteller:

Soeben bin ich von einer Reise ins K.....- und I...-Thal zurückgekehrt; ich hatte dort vernommen, daß Missionar Zaremba wenige Tage vorher die Thäler besucht hatte. Es ist dies jener russische Graf, der mit dem Sinn eines Paulus alles — seine Grafschaft, seine Glücksgüter, seine Ansprüche an die Welt für Schaden geachtet hat, um Christo Seelen zu gewinnen. Man fühlte auch die neue Begeisterung für die Liebe Christi bei vielen der Geistlichen und Laien an dem warmen Händedruck, mit dem der Gleichgesinnte begrüßt wurde. Wie erschrak ich daher über die eiskalte Hand, die mir von meinen Kollegen, lauter Herren im schwarzen Talar, geboten wurde. Der eine entschuldigt sich, als ob es ihm leid sei, er könne nichts dafür, daß seine Gedanken ihm über Nacht wachsen wie das Gras und an den seinigen sei der liebe Gott schuld, der sie ihm eben so wachsen lasse. Wie kommt dieser Herr Kollege zu einer so wunderlichen Ausrede? Hat er noch nie etwas gehört von Freiheit und Selbstbestimmung? Zwar das ist ausgemacht, die Freiheit hat ihre Schranken, die sie nicht überschreiten kann, aber zu einer bloß willenlos dahingerollten Welle im Strome der Zeit sind wir, gottlob!, nicht degradiert. Daß wir in einer Zeit geboren sind, in der die altlutherische Wissenschaft eines Hutterus, die Philosophie eines Kartesius für immer vergangen sind, wer von uns wird die Schuld sich zuschreiben? Auch das gehört zu unserem Lose, das uns aus der Hand der Vorsehung gefallen ist, daß jetzt Rationalismus, Mysticismus, Hegelianismus &c. herrschende Richtungen der Zeit sind. Aber daß ich ein *sogenannter* Mystiker bin, mein Gegner aber ein *wirklicher* Hegelianer linksabseits ist, das fällt uns beiden zu als Folge unserer freien Entscheidung.

Nachdem so das Graswachsen der Gedanken auf das richtige Maß reduziert ist, wollen wir die Gründe selbst ansehen, womit unser Gegner der Missionsthätigkeit den Todesstoß versetzen will. Neues in Aufzählung der geschichtlichen Thatsachen habe ich nicht gefunden; nur die Reflexionen, die zum Teil der Hegelschen Weltansicht entnommen sind, mögen für manche neu sein. Wahr ists, daß Germaniens Wälder die Völker hervortreten ließen, die christlich und weltbeherrschend geworden sind; wahr ists, daß platonische Philosophie, Zerfall der griechischen Religion, die weithin sich erstreckende politische Verbindung sehr viel zur Verbreitung des Christentums beitrugen. Aber was ist das mehr oder weniger, als was schon der Apostel Paulus sagt: „Als die Zeit *erfüllet* war, sandte Gott seinen Sohn“?

Zweierlei hat aber unser Gegner bei der Ausführung der Ausbreitung des Christentums unter den Griechen falsch dargestellt. Es hat nach ihm den Anschein, daß das Christentum nie zu einem festen Bestand gekommen wäre, wenn es nicht so leichte Wege der Verbreitung gefunden hätte. Er meint,

wenn das Thal schon vorher da sei, dann erst sei ein Bach möglich; ich aber weiß von manchem Fluß, der sich sein Bett erst selbst gegraben oder das vorhandene Thal sich bequem gemacht hat. So war denn die platonische Philosophie allerdings ein bequemes Thal, in das der Strom des Christentums sich ergießen konnte, aber der Fluß selbst mußte anderswo herkommen. Mit einem Wort, das Christentum trägt nicht von so äußern Umständen, wie z. B. die platonische Philosophie, Zerfall der Religion war, seine absolute Kraft und Herrlichkeit zu Lehen! — es hätte sich auch Bahn zu brechen gewußt durch widerstrebende Elemente.

Das zweite Falsche ist der Vorrang, der der platonischen Philosophie bei der Einführung des Christentums in Griechenland und Rom gegeben wird, so daß sie eigentlich einzig in Betracht gezogen wird. Wie? Das Denken der Gebildeten sollte das der Massen beherrscht haben — und noch beherrschen auf dem Gebiet des Christentums? Ein Blick in die Kirchengeschichte hätte unseren Gegner überzeugen können, daß das Christentum den Gebildeten lange genug ein Dorn im Auge gewesen, bis endlich die Massen von demselben durchdrungen waren. (1 Kor. 1, 26 f.) So hätte er auch hier das Richtige finden können, daß in einer Zeit das geistige Leben ein gemeinschaftliches aller ist und daß die Gebildeten nur die Funktion haben, dieses Leben zum klaren Bewußtsein zu bringen, was allerdings wieder verstärkend auf dieses Leben selbst zurückwirkt.

Was soll man aber zu dem Schlusse sagen, der aus den geschichtlichen Thatsachen gezogen wird! Weil es keine Griechen mehr giebt und keine griechische Philosophie, weil keine Wälder mehr Germanen einschließen, so ist die Missionsthätigkeit nichts und ohne Erfolg. Komme her, o Hegel, und belehre deinen Schüler, was du von dieser Art die Geschichte zu behandeln gedacht hast. In Hegels Philosophie der Geschichte heißt es: „Man verweist Regenten, Staatsmänner und Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen nie etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt hätten. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas, wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart." Diese letztere nehmen wir auch für uns in Anspruch und nach diesen gewiß allen Beifalls werten Äußerungen Hegels können wir es uns ganz ruhig gefallen lassen, daß keine griechische Religion mehr vorhanden ist, die unbefriedigend wäre, und daß keine Germanen mehr da sind, die gar keine gehabt haben sollen (?). Ganz gern gestehen wir es zu, daß Gott nur einmal germanische Völker geschaffen hat, die mit dem Reichtum deutschen Geistes, wozu auch das Christentum gehört, alle Enden der Erde erfüllen sollten.

Doch auch in Beziehung auf Germaniens Völker hat der Gegner die Sache in ein schiefes Licht gestellt und ich sehe wohl, ich muß den Leuchter auch hier zurechtrichten.

Wie wird mein Herr Kollege geschmollt haben, daß ich bis jetzt so gar nicht gesehen habe, wo der Löwe im Grase verborgen liegt, ob er gleich seine

gewaltige Tatze weit genug hervorstreckt. Denn die Betrachtung der Geschichte und ihre Anwendung ist nur ein strategischer Kunstgriff des höchst gewandten Feindes. Eigentlich heißt die offene Frage so: Ist das Christentum eine absolute Religion oder nur eine partielle, die eben auch ihre bestimmten Grenzen hat und mit jeder andern höchstens gleiche Rechte ansprechen kann? Dies ist eine Prinzipienfrage und muß auf einem ganz andern Gebiete entschieden werden, als auf dem der Geschichte, das natürlich, solange das Christentum noch mit Entwicklung seiner absoluten Kraft beschäftigt ist, weder dafür noch dagegen zeugen kann.

Auf dem Gebiete der Religionsphilosophie steht das Christentum da als absolute Religion, die das Göttliche, das nur immer außerhalb der menschlichen Natur gedacht wurde, in sie versetzte, und auf diese Weise Menschliches und Göttliches wahrhaft miteinander versöhnte, wodurch allein dem menschlichen Geiste die Befriedigung wurde, die er sucht. Die christliche Religion als absolute hebt alle anderen Religionen in sich auf, so daß einesteils das Unwahre derselben zertrümmert wird, anderenteils das Christentum sich an das Wahre derselben anschließt und es in sich aufnehmend erhält. Nun frage ich: Sind denn nicht alle Menschen göttlichen Geschlechts, so daß die absolute Religion überall ihren Boden finden kann, wo ein menschlicher, d. h. an sich göttlicher Geist ist, der es auch für sich, d. h. selbstbewußt werden soll? Oder sind das die Germanen allein? Dadurch, daß es aller Religion Gipfel und Spitze ist, findet das Christentum überall Anknüpfungspunkte, mit denen es sich einlassen kann, es müßte denn sein, daß jede andere Religion nicht das Göttliche im Menschen darstellt und keinen einzigen göttlichen Funken in sich hätte.

Im besondern hat mein Gegner Hegel mißverstanden, wenn er behauptet, daß der Deutsche nur den Gegensatz zwischen Unendlichem und Endlichem, zwischen Geist und Materie, zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit fühlen kann, denn der Gegner folgert dann nach seiner Darstellung mit Recht daraus, daß so die Deutschen allein erlösungsbedürftig sich fühlen können. So etwas von den Germanen zu behaupten ist Hegel nicht eingefallen, denn sonst müßten die von Deutschen abstammenden Völker allein ein Gewissen haben, das Sünde fühlen und für Gnade empfänglich sein könnte. Wo aber Gewissen ist, da ist die Möglichkeit, sich erlösungsbedürftig zu fühlen, gegeben. Auch von diesem Punkte aus kommen wir auf den Satz, daß überall und bei allen Völkern eine Anlage zur absoluten Religion sich finde.

Hiemit sind die zwei Haupteinwürfe erledigt, daß Germaniens Völker allein fürs Christentum empfänglich sein könnten und daß die chinesische, indische u. a. Religion ebenso solide Glaubensweisen wären, wie das Christentum. Dieser letzteren Behauptung widerspricht offen die neuste Geschichte.

Darf ich bei meinen Gegnern auch etwas von Christus reden? Zu meiner Empfehlung zwar kann ich nicht anführen, daß ich ein Mythiker bin; ich glaube vielmehr fest an das Wort Christi, das auch meine Gegner bei jeder Taufe verlesen, als sei es vom Himmel gesprochen: Gehet hin in alle Welt u. s. w. Außer diesem Ausspruche Christi ist auch für unsere Ansicht das Bewußtsein der apostolischen Zeit, daß außer Christo kein Heil sei. Nicht der Glaube an einen Gott, sondern ein apostolisches Wort ist die Veranlassung, daß an den Juden bis jetzt noch nicht so viel geschieht als an den Heiden. Der Grund aber, warum nicht so viel geschehen kann, ist auch im N. T. zu finden. Die

Mohammedaner dagegen werden von Persien aus bearbeitet. Denn welcher Feldherr greift nicht den Feind in denjenigen Ländern und Punkten an, wo er am schwächsten ist? Also — das Christentum ist eine absolute und allgemeine Religion und von diesem Standpunkte aus, welcher allein der der christlichen Religion würdige ist, wollen wir noch einen Blick auf die übrigen Schwierigkeiten werfen, die erhoben worden sind.

Zuerst geht die Sache der Mission unserem Herrn Kollegen extensiv und intensiv viel zu langsam. Auch ich kann nicht verbergen, daß ich dem Christentum Flügel leihen möchte, um mit Adlersschnelle allen Gegenden der Erde zu erscheinen. Aber die jetzige Art und Weise der Verbreitung ist der allem Menschlichen von der Vorsehung angewiesene Gang. Wächst denn der Jüngling in den 20 Jahren ebenso schnell, als das zweijährige Kind? Warum soll denn das Christentum jetzt die Eile der Ausbreitung haben, wie unter den Griechen? Und wahrhaftig, 15 Jahre höchstens hört man bei uns etwas von Mission; 40 Jahre sinds, wo nur wenige daran dachten. In dieser kurzen Zeit will unser Gegner ganze Völker mit blühenden, christlichen Instituten, ganz auf der Höhe einer schon vorangeschrittenen, in allen Zweigen geförderten Bildung. Wenn man aber die Erbärmlichkeit des Erfolgs bemerkt, den die ersten Missionen unter den Deutschen hatten, den geringen Einfluß des Christentums auf sie im Anfang bedenkt, wenn man sieht, wie die Vorsehung, um den Hindernissen zu steuern, Germanen unter christlichen Völkern sich niederlassen läßt, so darf man gewiß sein, unser Herr Kollege hätte als gebildeter Römer mit gleichem Achselzucken die armen Missionare unter den Deutschen betrachtet. Man lese nur jede beliebige Schilderung der Zustände unter den Deutschen zur Zeit ihrer Bekehrung und nach dieser Zeit und vergleiche dann die Frage oben: „Man zeige mir fürs erste ꝛc.“

Mit allem diesem soll der Reichtum des deutschen Geistes keineswegs geleugnet werden, aber gerade in dem Übergewicht, welches die germanischen Völker über andere behaupten, liegt die Aufforderung, dasselbe zu benützen, was wahrhaftig nicht bloß in politischer sondern auch in religiöser Hinsicht geschehen muß. Wie die Zukunft sich gestalten wird, wo in der weiten nicht christlichen Welt die Völker sind, die einst den Germanen die Hand bieten werden zur weiteren Verbreitung des Reiches Gottes, das ist uns unbekannt. Wußten doch auch die Römer es nicht, daß Germaniens rohe und wilde Horden die Segnungen des Christentums in alle Enden der Erde tragen sollten.

Eine Privatsache soll die Mission sein! Man traut seinen Augen kaum, das als eine Privatsache ausgerufen zu sehen, was die deutlichsten Worte des Stifters der Kirche fordern, was das Bewußtsein aller christlichen Jahrhunderte gewesen ist, ja was mit dem Begriffe des Christentums als absolute Religion schon gegeben ist.

Hat denn der Herr Kollege nie die Parabeln vom verlorenen Groschen und verlorenen Schafe gelesen? Christo ist eine Seele mehr wert als unserem Gegner 50000; denn wenn sogar so viele zum Christentum gebracht werden könnten, würde er keinen Groschen in die Missionsbüchse werfen. Woher eine so totale Verschiedenheit der Gesinnung zwischen Christus und unserem Gegner?

Von einer unerquicklichen Stimmung und einem verdrießlichen Bewußtsein, das diejenigen haben, welche die Missionssache fördern, habe ich noch nie etwas gehört, vielmehr nur von dem seligen Bewußtsein, daß sie fürs Reich Gottes

wirken. Dagegen ist es schon manchen andern sehr unerquicklich gewesen, die Missionsthätigkeit mit ansehen zu müssen, ohne sie unterdrücken zu können. Hätte unser Gegner nur einmal für die Missionssache gesammelt, so würde er die Teilnahme der Gemeinden viel größer gefunden haben. Doch auch so wird er wohl wissen, welche Privatfreuden den Reichen und Vornehmen die liebsten sind, und bei der Einsicht in das Verzeichnis der Missionsgaben könnte er neben mancher Null der Reichen Sechser und Zwölfer der Armen finden. Wie würde unser Gegner staunen, daß Leute, die nicht wissen, wohin unsere T . . . . . fließt, weil sie ihren Artikel von der Gemeinschaft der Heiligen nicht bloß im Kopf, sondern auch im Herzen haben, das nihil humanum a me alienum trefflich verstehen. Andere, die mit ihrem Eigennutz bloß an der Scholle hängen, müssen solche Gefühle als terra incognita behandeln.

Im übrigen werde ich die nötigen Schritte thun, um diejenigen Geistlichen, die dieses Werk des Herrn betreiben wollen, näher miteinander zu verbinden.

Die Missionssache hat nun inzwischen tiefe Wurzeln in unserem Bezirke geschlagen, wir feiern alljährlich unter zahlreicher Beteiligung ein Bezirks-Missionsfest und können seit einer Reihe von Jahren die schöne Summe von mehreren 1000 Mark als Beitrag nach Basel abliefern. Von einer Verarmung der Leute ist aber deswegen nichts wahrzunehmen, wie auch nicht von einer unerquicklichen Gemütsaufregung.

Literatur-Bericht.

1. **Warneck**: „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche.“ Flugschrift (Nr. 14) des Evangelischen Bundes. Halle, Strien. 1888. 25 Pf. — Wiederholt ist der Verf. gebeten worden, seine größere Arbeit: „Potestant. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evang. Heidenmission“ durch Behandlung desselben Gegenstandes in Broschürenform einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen. Verschiedenes neues ihm zugänglich gewordenes Material hat ihn deshalb bewogen, als einen Beitrag zur Charakteristik des heutigen Romanismus wenigstens teilweise diesem Wunsche nachzukommen. In drei selbständigen je zweibogigen Flugschriften soll im Spiegel der römischen Heidenmission 1. die römische Feindschaft wider die evang. Kirche; 2. das römische Christentum und 3. die römische Geschichtsschreibung dargestellt werden und zwar mit lauter aus wesentlich ultramontanen Quellen belegten Thatsachen. Bei der ganz erstaunlichen Unkenntnis und Naivität, welche in bezug auf das Wesen und Treiben der römischen Kirche noch immer in weiten protest. Kreisen herrscht, dürften die in diesen billigen Heften mitgeteilten Thatsachen keine überflüssige Aufklärung bringen. Man kann ein gut Teil nicht bloß römischer Heidenmission, sondern Romanismus überhaupt aus ihnen kennen lernen, und es sollte den Verf. freuen, wenn der von ihm geführte Thatsachenbeweis ein wenig mit dazu beitrüge, manchem heute noch befangenen Protestanten die Augen darüber zu öffnen, daß der alte römische Feind es jetzt mit Ernst meint und daß es Zeit wird, ihm gegenüber Wehr und Waffen anzulegen.

Spanisches von den Karolinen.

Von G. Kurze.

„Daß der Teil der Karolinen, welcher nach dem Schiedsspruche des „die Welt regierenden" Papstes Spanien zufallen dürfte, trotz aller schönen Floskeln von Religionsfreiheit auf dem Pergament der Verträge, dennoch der evangelischen Mission verschlossen bleiben wird, dafür werden Loyola's Schüler hinreichend sorgen." Mit diesen Worten schloß meine Missionsrundschau über Ozeanien im Januarhefte des Jahrgangs 1886 der A. M.-Z. Die im folgenden, auf grund der mir vorliegenden Quellen[1]) gegebene Schilderung des spanischen Regimentes auf den Karolinen, speciell in Ponape, zeigt leider, daß meine Voraussage nur allzubald in Erfüllung gegangen ist.

Kaum hatte Leo XIII. als Schiedsrichter in der Karolinenfrage die Inselgruppe Spanien zugesprochen,[2]) als er auch schon durch ein Dekret

---

[1]) Honolulu Friend 1887, No. 9, 10 u. 12. Hawaiian Gazette vom 20. Dez. 1887. Annual Report of the American Board of Commissioners for Foreign Missions 1887. Missionary Herald, Dezember 1886 ff. Les Missions Catholiques, No. 886, 920 u. 925. Independent vom 15. September 1887.

[2]) Für die Missionsgeschichte — freilich nicht bloß für diese — wird dieser päpstliche Schiedsrichterspruch eine traurige Berühmtheit behalten. Charakteristisch ist die Motivierung, mit welcher der „Unfehlbare" Spanien den Besitz der Karolinen zugesprochen hat. Wir teilen dieselbe mit wie die „Missionsblätter, illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk" aus dem Missionshaus St. Ottilien (1888 S. 29) sie auf grund der päpstlichen Allokution vom 15. Januar 1886 berichten, auch mit dem dort angewendeten Sperrdruck: „Keine andere Nation als die spanische hat das Licht des Evangeliums nach den Inseln der Karolinen gebracht und was wir von der Lebensweise und den Sitten der Eingebornen wissen, verdanken wir nur den (kath.) Missionaren. Es ist einleuchtend, daß also das Recht Spaniens klar vorliegt. Denn wenn irgend ein Anspruch aus der Arbeit für die Civilisation eines barbarischen Volkes hergeleitet werden kann, muß ein solcher Anspruch vorzüglich für die Bekehrung des Landes aus dem Aberglauben des Götzendienstes zur Sittlichkeit des Evangeliums Geltung haben, zumal die Religion von allen civilisierenden Kräften die erhabenste ist. Auf dieses Prinzip wurde oft das Recht der Souveränität gegründet: das war der Fall z. B. bei manchen Inseln im stillen Ozean, die von der christlichen Religion entlehnte Namen tragen."

Wir müssen gegen diese päpstlichen Behauptungen einen zweifachen feierlichen Protest erheben, einen Protest auf Grund der Geschichte und einen Protest auf Grund des Evangeliums. 1) Es ist nicht wahr, daß „keine andere als die spanische Nation das Licht des Evangeliums nach den Karolinen gebracht habe." Wir verweisen auf den Artikel: „Die Karolinenfrage und des Papstes Vermittlung"

der Propaganda vom 15. Mai 1886 die Bildung einer besonderen Karolinenmission innerhalb des Bereiches des apostolischen Vikariates von Mikronesien anordnete. Im genauen Anschluß an die politische Einteilung, welche Spanien der neuen Kolonie gab, sollte auch die Mission in zwei Unterabteilungen zerfallen, deren eine für die West-Karolinen — die spanische Bezeichnung für die Palau-Inseln —, die andere für die Ost-Karolinen — nach unserer Terminologie die eigentlichen Karolinen — bestimmt war. Die geistliche Versorgung der Karolinenmission ward in jenem Dekret den Kapuzinermönchen der spanischen Ordensprovinz übertragen und zwar ernannte der Papst den Pater Daniel d'Artazegui zum Superior der West-Karolinenmission und den Pater Saturnino d'Artajona zum Superior des östlichen Teiles des Missionsgebietes. So eilig hatte man es in Rom, daß sich bereits zwei Monate vor Veröffentlichung des genannten Dekrets eine Schar Kapuzinermönche nach den Philippinen einschiffte. Da in letzterer Kolonie seit alten Zeiten „la influencia frailuna" (der Einfluß der Mönche) das eigentliche Leitmotiv in allen Zweigen der Verwaltung ist und der Generalkapitän der Philippinen in Wirklichkeit nichts anderes darstellt als den ersten Diener des Erzbischofes von Manila, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Kapuzinermönche an Bord der spanischen Kriegsschiffe, welche von den Karolinen Besitz ergreifen sollten, auf das neue

S. 88 ff. im Beiblatt der A. M.-Z. 1885. Es ist unwiderlegliche geschichtliche Thatsache, daß die evangelische Mission des American Board in Verbindung mit der Hawaiian evang. Association „den Karolinen das Licht des Evangeliums gebracht hat." Den Spaniern verdanken diese Inseln nichts, rein gar nichts; nicht einmal was wir von der Lebensweise und den Sitten der Eingebornen wissen, verdanken wir ihnen, denn was vor drei Jahrhunderten anläßlich eines vorübergehenden Besuches auf diesen Inseln katholische „Missionare" über sie geschrieben, ist heute von wenig Wert. Was wir Richtiges wissen, verdanken wir den evangelischen Missionaren. Alle „Unfehlbarkeit" des Papstes kann daran nichts ändern. Und nur die große Unwissenheit, die auch in unsern gebildeten Kreisen bezüglich der Missionsgeschichte herrscht, kann sich durch die Geschichtsfabrikation, die in Rom betrieben wird, irre leiten lassen.

2) Es ist traurig, sehr traurig, daß das Oberhaupt der römischen Kirche, welches den Anspruch erhebt, der „Stellvertreter" unsres Herrn Jesu Christi zu sein, Grundsätze proklamiert, welche im schreienden Gegensatz zu den Grundwahrheiten des Evangeliums stehen. Ein solcher Grundsatz ist der, daß die Missionierung eines Landes ein Rechtstitel sei für die Besitzergreifung desselben seitens desjenigen Staates, welchem die Missionare angehören. „Es ist einleuchtend", daß der Herr Jesus Christus, der seine göttliche Reichssache unverworren haben wollte mit den Welthändeln, zu diesem Grundsatze seines angeblichen „Stellvertreters" nie, nie, nie, sein Ja und Amen sprechen kann. „Ebenso ist es einleuchtend", daß dieser Grundsatz überall unter den Heiden der christlichen Mission einen bösen Ruf schaffen muß, besonders unter denen, welche ihre politische Selbständigkeit, welche ihr Vaterland lieb haben. Wer will es den Heiden verdenken

Missionsgebiet befördert wurden. Am 16. Juli 1886 landete der für die West-Karolinen bestimmte Gouverneur mit 50 Soldaten und 6 Kapuzinern auf der Insel Yap. In großer Gala geleiteten die spanischen Behörden die Mönche, welche ein Kreuz auf dem für die Kirche und Residenz der Missionare ausersehenen Platze aufpflanzten. Wie in einem katholischen Blatte berichtet wird, „hatten sich die Eingebornen, durch den ungewöhnlichen Aufzug angelockt, in einiger Entfernung auf dem Abhange beim Vorgebirge niedergelassen und bezeugten ihr Erstaunen durch ausdrucksvolle Handbewegungen und durch Freudengeschrei: „Fel, nifel (das ist schön, sehr schön)." Neuerdings hören wir freilich, daß die Eingebornen von Yap sich weigern, den Spaniern Land abzutreten und daß dort ein Aufstand befürchtet wurde. Ein paar Wochen nach der Landung in Yap erschien ein spanisches Kriegsschiff an der Küste von Ponape; alsbald erließ der Kapitän eine Proklamation, worin er den Königen und Häuptlingen der Insel an Bord des Dampfers zu kommen befahl, um ihre Unterwerfung unter die spanische Krone entgegenzunehmen. Da die beiden auf Ponape stationierten amerikanischen Missionare Doane und Rand, wie bereits ein Jahr zuvor bei Gelegenheit der Proklamation des deutschen Protektorates, den Eingebornen vorstellten, daß jeder Widerstand von seiten derselben die Lage nur verschlimmern könne und nachdem die Christen unter

---

wenn sie Missionare des Landes verweisen, welche durch ihre Arbeit — nach dem Ausspruche des „unfehlbaren" Papstes — ihrer Nation ein „Recht" auf die Besitznahme ihres eignen Landes erwerben?

In seinem offiziellen Schreiben an den Kaiser von China vom 1. Febr. 1885 vergl. meine Flugschrift: Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. I. S. 24) versichert diesem der Papst: „Die katholischen Missionare mischen sich nicht in politische Angelegenheiten; ihr Wirken ist selbst für den Staat (der chinesische ist gemeint) sehr segensreich, da es die Unterwerfung unter die Behörden fordert." Und in der Karolinenangelegenheit sagt derselbe Papst ungefähr das Gegenteil, nämlich daß das Wirken der Missionare dem fremden Staate, dem sie angehören, das „Recht" giebt, von dem betreffenden Missionsgebiet Besitz zu nehmen!! Nun hat es zunächst allerdings gute Wege, bis Frankreich von China Besitz nimmt, weil katholische französische Missionare dort wirksam sind. Aber wer könnte es dem Kaiser von China verdenken, wenn er auf Grund des päpstlichen Schiedsspruches in der Karolinenfrage katholische bezw. französische Missionare in China nicht mehr dulden wollte! In Indochina vollzieht sich bereits ein solches Gericht über die französischen Missionen.

Kurz: es ist ein himmelschreiendes Unrecht gegen die christliche Mission und gegen die Völker, unter denen sie arbeitet, aus der Ausbreitung des Evangeliums ein „Recht" auf koloniale Besitzergreifung herzuleiten. Man kann das einigermaßen verstehen, wenn es die Politiker thun; aber es ist doppelt und zehnfach traurig, wenn der Mann es thut, den die Jubiläumsapotheosen als „das Licht vom Himmel", als den „Königlichen Hohenpriester der Menschheit" beweihräuchert haben. D. H.

den Ponapesen an einem besonders dazu bestimmten Bettage alle ihre Sorgen dem Herrn anvertraut hatten, fanden sich die Oberhäuptlinge voll Zittern und Zagen auf dem spanischen Kriegsdampfer ein und setzten ihre Handzeichen als Unterschrift unter die Urkunde, welche ihre Rechte an Spanien übertrug. Der spanische Kapitän erwies sich übrigens sowohl den Eingebornen als den Missionaren gegenüber als ein freundlicher und rücksichtsvoller Mann, der letzteren die Versicherung gab, daß ihre Missionsarbeit keine Störung erleiden solle. Trotzdem sahen die Missionare mit banger Sorge in die Zukunft, da nach der Aussage des Kapitäns in sechs Wochen ein spanisches Kriegsschiff den Gouverneur und die Besatzung, sowie Kapuzinermissionare für Ponape bringen sollte. Indes das Jahr 1886 ging zu Ende, ohne daß die Spanier wieder etwas von sich hören ließen. Dagegen war es in den letzten Monaten jenes Jahres den Missionaren beschieden, Zeugen einer gewaltigen religiösen Erweckung zu sein, welche einen großen Teil der Eingebornen ergriff. Von den fünf Königsfamilien der Insel schlossen sich vier der Christengemeinde an und auch im Gebiet des fünften Königs traten zwei Häuptlinge zu den Christen über, so daß die Zahl der erwachsenen Christen auf 1000[1]) stieg, welche in 12 Gemeinden vereinigt waren. Eine wohlthätige Folge jener Bewegung offenbarte sich darin, daß die Erzeugung und der Verkauf von Spirituosen, sowie der Anbau der das bekannte berauschende Getränk liefernden Awawurzel auf ein Minimum zurückging; desgleichen nahm die Vielweiberei und die Sonntagsarbeit wesentlich ab.

Da erschien am 13. März 1887 vor dem Jamestown-Hafen, welcher von den Spaniern alsbald die neue Bezeichnung Puerto Santiago erhielt, das spanische Kanonenboot „Manila", welches den Gouverneur für Ponape, mehrere Offiziere, einen Gouvernementssekretär, 6 Kapuzinermönche, ungefähr 40 Soldaten und eine Abteilung Sträflinge an Bord hatte. Am nächsten Tage stattete Missionar Rand dem Gouverneur Posadilla einen Besuch auf der „Manila" ab; die erste Frage des Gouverneurs war nach dem Missionar Doane, ob derselbe das den Hafen überblickende Haus am Bergesabhange bewohne; am Jamestown-Hafen liegt nämlich die Missionsstation Kenan, auf welcher Doane damals gerade mit dem Bau einer Kirche beschäftigt war. Bei der ersten Landung äußerte der Gouverneur im Hinblick auf die Wohnung Doanes: „Es ist ein gutes Haus, wir werden es mit Beschlag belegen!" Zugleich suchte er ein anderes auf dem Missionsgrundstück belegenes und von einem Eingebornen bewohntes Haus von Letzterem zu mieten; den sich weigernden

[1]) Die gesamte Einwohnerzahl auf Ponape beträgt vielleicht nur 2000. Vergl. über Ponape überhaupt diese Ztschr. 1887. S. 70 ff.

Eingebornen brachte er durch die Drohung zum Nachgeben, daß er sonst das Haus ohne Miete einfach in Besitz nehmen würde.

Am 16. März ging die eigentliche Landung vor sich und zwar in Mijinong, einem zur Missionsstation Kenan gehörenden Grundstücke, welches in früheren Jahren der Bostoner Missionsgesellschaft als Missionseigentum von den Häuptlingen abgetreten worden war. Nach und nach richtete sich der Gouverneur mit seinen Beamten und den Kapuzinermönchen am Lande in provisorisch hergestellten Häusern ein. Was sich in ihrer Nähe Brauchbares befand, eigneten sich die Spanier, ohne nur ein Wort darüber zu verlieren, an; die einen nahmen die Hütten der Eingebornen in Besitz, andere gruben deren Jamswurzeln aus, schossen die Hühner nieder und benutzten ruhig Doane's Kalkvorräte, die er sich für den Kirchenbau besorgt hatte. Auch rissen die neuen Herren das neben der Missionarswohnung stehende Haus eines Eingebornen nieder, um das Bauholz für ihre Zwecke zu verwerten. Einem Kapitän Jumpfer, der als Passagier mit der „Manila" gekommen war, hatte der Gouverneur erzählt, daß die Missionare nichts auf Ponape besäßen; alles Land gehöre Spanien. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß bei den Eingebornen das Gerücht umlief, die Missionare sollten vertrieben und die Schulen geschlossen werden. Obgleich nun der Gouverneur Missionar Doane gegenüber die Äußerung that, er solle derartigen Reden keinen Glauben schenken, so wollten die Gerüchte doch nicht verstummen, so daß sich Doane schließlich entschloß, unterm 5. April 1887 eine Eingabe an den Gouverneur zu richten, in welcher er sich Auskunft auf folgende Fragen erbat:

1. Ist es gestattet, Schulen für die Eingebornen zu eröffnen, in welchen dieselben in ihrer Sprache unterrichtet werden?
2. Dürfen Schulen für die Eingebornen eröffnet werden, in welchen der Unterricht in der ponapesischen und spanischen Sprache erteilt wird?
3. Dürfen die evangelischen Missionare sich bei ihrer Predigt der ponapesischen Sprache bedienen?
4. Darf die Bibel in die Sprache der Eingebornen übersetzt und unter denselben ungehindert verbreitet werden?
5. Ist es den evangelischen Missionaren gestattet, eingeborne Paare zu trauen?
6. Stehen diejenigen eingebornen Mädchen, welche zwangsweise in berüchtigte Häuser gebracht worden sind, unter dem Schutze der spanischen Flagge?
7. Wann wird es Ew. Excellenz genehm sein, die Grenzen zwischen den Missionsgrundstücken und dem Lande, welches die Regierung beansprucht, zu bestimmen?

Als Missionar Doane einige Tage nachher beim Gouverneur erschien, um sich Antwort zu erbitten, erhielt er in bezug auf die ersten beiden Fragen den Bescheid, daß die bereits bestehenden Schulen in der alten Weise fortgeführt werden könnten, daß dagegen in neuzugründenden Schulen

die spanische Sprache dem Unterricht zu Grunde gelegt werden müsse. In betreff der 3. Frage lautete des Gouverneurs Antwort, daß die Missionare, wie bisher, mit der Predigt fortfahren möchten, nur sollten sie alle Polemik gegen die katholische Kirche vermeiden, da diese die Staatskirche sei. Auf die 4. Frage erhielt Doane eine bejahende Antwort, mit der Einschränkung, daß die Bücher die spanische Druckerlaubnis führen müßten. Auch die 5. und 6. Frage wurden bejaht. Die 7. Frage ließ der Gouverneur unbeantwortet, unter dem Vorwand, daß er zu sehr beschäftigt sei. Kurze Zeit darauf erließ der Gouverneur die folgende Proklamation:

„Ich, Don Isidor Posadilla, Fregattenkapitän und Gouverneur des östlichen Teiles der Karolinen- und Palau-Inseln, thue hiermit kund und zu wissen, daß die Regierung Se. Majestät Don Alfonso's XIII. und in dessen Namen Donna Maria Christina, Regentin des Königreichs, mich ausersehen hat, Spanien in diesem Lande zu repräsentieren, um das Glück und Wohlergehen der Eingebornen durch ein gerechtes Regiment zu befördern. Niemand wird wegen seines religiösen Glaubens beunruhigt werden. Es soll für die Hebung des Handels, Ackerbaues und des Gewerbfleißes gesorgt werden, um die wohlthätigen Wirkungen der bereits in ihren Anfängen vorhandenen Civilisation noch zu vermehren. Ponape, im März 1887."

Um diese Proklamation zur Kenntnis der Eingebornen zu bringen, nahm der Gouverneur die Dolmetscherdienste des Missionars Narcissus de Santos in Anspruch. Letzterer, ein Tagale aus Manila, war in seinem 14. Jahre — um 1850 herum — nach Ponape verschlagen worden, hatte sich dann später mit den amerikanischen Missionaren befreundet und war im Jahre 1860 zur evangelischen Kirche übergetreten. Seit jener Zeit war er dann zusammen mit seiner gleichgesinnten Frau in treuer und hingebender Weise an den Missionsschulen auf Ponape thätig, so daß die amerikanischen Missionare ihn mit gutem Gewissen im Jahre 1877 zum Missionsgeistlichen ordinieren konnten. Schon während der Übersetzungsarbeit, welche Narcissus übernahm, versuchten ein paar spanische Offiziere durch Drohungen ihren „Landsmann" wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen, für diesmal aber noch vergeblich.

Um dem Gouverneur gegenüber seinen guten Willen zu bekunden, erbot sich Missionar Doane, ihm einen Teil des Missionslandes an dem Puerto Santiago abzutreten, indem er ihn zugleich darauf aufmerksam machte, daß er aus Rücksichten auf die Mission über das mit dem Namen Mijinong bezeichnete Areal nicht verfügen könne. Da der Gouverneur bald nach seiner Landung angeordnet hatte, daß ihm innerhalb 6 Monaten alle in den Händen der Weißen befindlichen Besitztitel über Grundstücke zur Prüfung vorgelegt werden sollten, so waren ihm alsbald alle Dokumente der Mission über Landabtretungen unterbreitet worden; aber

es beliebte Don Isidor nicht, dieselben einer Durchsicht zu unterwerfen. Dagegen überredete er den Häuptling Leban Not, welcher einst Besitzer des Missionslandes gewesen war, zu beschwören, daß er letzteres niemals an die Missionare abgetreten habe. Zuvor hatte ein Händler den Häuptling gegen Doane eingenommen und ihm vorgespiegelt, daß die Spanier ihn zum Oberhäuptling machen würden. Mehrere Eingeborne, die seinerzeit als Zeugen fungiert hatten, ließen sich ebenfalls zum Meineid verführen. Hierauf äußerte der Gouverneur den Wunsch, daß Leban Not das Land, mit Einschluß der Missionsstation Kenan, an ihn verkaufen sollte.

Als die Kunde von diesen Machinationen zu Doane's Ohren drang, setzte er ein Schriftstück auf, welches von mehreren Häuptlingen und Eingebornen, die über die Besitzverhältnisse genau unterrichtet waren, mit unterzeichnet wurde und worin die Rechte der Mission auf das Stationsgebiet von Kenan klargelegt wurden. Der Gouverneur nahm indes keine Rücksicht darauf, ebenso wenig auf den Kaufbrief über Mijinong, und zwar unter dem Vorwande, daß nur die Namen und nicht die Handzeichen der Häuptlinge unter den Dokumenten stünden. Es war nämlich bisher in solchen Fällen auf Ponape üblich gewesen, daß die Häuptlinge zum Zeichen ihrer Zustimmung nur die Feder berührten, mit der von Schreibkundigen ihre Namen aufgezeichnet wurden. Unter solchen Verhältnissen erachteten auch eine Anzahl von Weißen, sogenannte „Beachcombers“[1]) gegen deren unsittliches und verbrecherisches Treiben die Missionare notgedrungen öfters hatten zeugen müssen, den Zeitpunkt für gekommen, vor dem Gouverneur allerhand Klagen und Beschwerden gegen den Missionar anzubringen; so beschuldigte ein Händler den Missionar Doane, daß er den Eingebornen verboten habe, Kokosnüsse an ihn zu verkaufen, und drohte eine Entschädigungsforderung von 5000 Dollars gegen die Mission geltend zu machen. Doane beschränkte sich darauf, am 14. April in einer schriftlichen Eingabe gegen den Verkauf des Missionsgrundbesitzes Verwahrung einzulegen; es hieß in diesem Schriftstück unter anderm: „Ich protestiere ferner dagegen, weil die Art und Weise, in welcher Ew. Excellenz diese Angelegenheit erledigen, eine willkürliche ist. Sie ziehen ihre Informationen von interessierter Seite ein und gestatten mir nicht, mein Recht durch glaubwürdige Zeugen darzuthun.“ Die Antwort von spanischer Seite sollte nicht lange auf sich warten lassen. Als Missionar Doane am Morgen des 13. April in der im Bau begriffenen Kirche von Kenan verweilte, teilte ihm ein Eingeborner mit, daß ein Lieutnant mit vier Soldaten den Berg heraufkäme. Da Doane vermutete, daß der Besuch

[1]) beach-combers = Strandjäger, d. h. Menschenschlepper, welche den Lüstlingen mit List oder Gewalt Frauen und Mädchen überlieferten. D. H.

ihm gälte, so ging er in das nahe gelegene Missionshaus, um die Fremden zu empfangen.

Er hatte aber kaum die Thür erreicht, als ihm der Leutnant auf dem Fuße folgte und ihm befahl, seine Sachen zusammenzupacken und ihm als Gefangener auf das Kriegsschiff zu folgen. Auf Doane's Einwurf, was er denn verbrochen habe, erwiderte der Offizier nur mit einem energischen: „Vorwärts!“ Als dann Doane um die Vergünstigung bat, vorher mit den eingebornen Christen auf der Station beten zu dürfen, wurde ihm auch das abgeschlagen; so unterwarf sich denn der Missionar der Gewalt und wurde an Bord des Dampfers „Manila“ gebracht.

Die Nachricht von diesem Gewaltstreiche der Spanier gelangte alsbald zu Doane's Kollegen, dem Missionar Rand, welcher 12 Meilen entfernt auf der Station Owa an der Ostseite der Insel wohnte, und verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Eingebornen, die sich sogleich an verschiedenen Orten in der ernstlichen Absicht zusammenrotteten, das spanische Kriegsschiff zu überfallen und ihren Missionar zu befreien. Begreiflicherweise bot Rand alles auf, die Eingebornen von einem solchen Thorenstreich abzuhalten und es gelang ihm auch nach vielem Reden; er selbst eilte am 15. April nach Puerto Santiago, um an Bord der „Manila“ näheres aus Doane's Munde zu erfahren; aber der Kapitän bedauerte, ihn nicht vorlassen zu können, weil der Gouverneur jeden Verkehr mit dem Gefangenen verboten hätte, außer gegen besonderen, von ihm unterzeichneten Erlaubnisschein; letzteren erhielt Rand natürlich vom Gouverneur nicht, welcher außerdem jede Auskunft über den Grund der Verhaftung Doane's verweigerte. Erst am 16. April kam Don Isidor an Bord der „Manila“ und kündigte dem Missionar Doane an, daß er ihn wegen des in seinem Protestschreiben gebrauchten Ausdruckes „willkürlich“ zu 15 Tagen Haft verurteile, die vorhergegangene dreitägige Gefangenschaft war eine vom Gouverneur beliebte Zugabe. Ein Gutes hatte dieser Besuch Don Isidor's für den Gefangenen, daß derselbe nun Besuche an Bord des Schiffes empfangen durfte; auch zog ihn der freundliche Kapitän des Schiffes an seine Tafel. Der Gouverneur benutzte diese Zeit, um einige nichtsnutzige Händler, die geschworene Feinde der Mission waren, zu ungünstigen Aussagen über die Missionare aufzumuntern. Außerdem ließ er am 29. April Narcissus de Santos zu sich kommen und suchte die Erklärung aus ihm herauszupressen, daß Missionar Doane auf verschiedenen Volksversammlungen im Jahre zuvor den Eingebornen gesagt habe, es werde ein amerikanisches Kriegsschiff kommen und ihnen bei der Vertreibung der Spanier Beistand leisten. Trotzdem Don Isidor mit Auspeitschen drohte, ließ sich Narcissus zunächst nicht einschüchtern, sondern erklärte der Wahrheit gemäß, daß in jenen der religiösen Erbauung gewidmeten Zusammenkünften gar nicht von politischen Angelegenheiten gesprochen worden sei. Weiter befragte der Gouverneur den Missionsgehilfen, wie es mit dem an die Mission abgetretenen Lande sich verhalte, worauf letzterer antwortete, daß die Grundstücke den Missionaren zu Missions- und gottesdienstlichen Zwecken überlassen worden wären. Dies veranlaßte den Gouverneur zu der Äußerung, daß die Eingebornen dazu kein Recht gehabt hätten, da alles Land auf der Insel seit alten Zeiten Spanien gehöre. Schließlich verbot

Don Isidor dem Narcissus jedwede Predigtthätigkeit auf der Insel und suchte ihn zunächst mit guten Worten und als diese keine Wirkung hatten, durch Drohungen zur Verleugnung des evangelischen Glaubens zu bringen. Während eines fünftägigen Hausarrestes solle er sich die ganze Sache überlegen; weigere er sich nach Ablauf dieser Frist noch immer, seine Thätigkeit im Dienste der evangelischen Mission aufzugeben, so solle er gepeitscht und enthauptet oder nach Manila transportiert und dort in den Kerker geworfen werden. Der Gouverneur fügte noch hinzu, daß er mit Missionar Doane gerade so verfahren würde, wenn er nicht einer anderen Nation angehöre. Während jener fünf Tage hatten die Kapuziner freies Spiel, ihr Opfer auf alle mögliche Weise zu bearbeiten; auf Grund der Annahme, daß er als Kind einer katholischen Mutter in Manila getauft sei, behaupteten sie, daß er von Rechts wegen zu ihnen gehöre und daß sie ganz nach Belieben mit ihm verfahren könnten. Um den Gefangenen in seinen Anschauungen wankend zu machen, bemerkten die schlauen Patres nebenbei, es sei ja eigentlich gar kein großer Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Religion. Schließlich unterlag der eingeschüchterte Mann seinen Peinigern und trat betrübten Herzens zur katholischen Kirche über, wobei er aber ausdrücklich erklärte, das Gebet zu Jesu Christo nicht aufgeben zu können; die Kapuziner hatten nichts dawider. Alsbald wurden nun die unter Narcissus' bisheriger Pflege stehenden Eingebornen in seiner Pfarrkirche zusammengerufen, um Zeuge zu sein, wie ihr Pfarrer nach katholischer Manier sich bekreuzigte. Am Schlusse des von den Kapuzinern veranstalteten Gottesdienstes erklärte Narcissus seiner alten Gemeinde, daß er zu den Katholiken übergetreten sei und daß deren Religion mit der christlichen übereinstimme. Er riet ihnen, an Jesu festzuhalten, wenn es ihr Wunsch sei, und fügte hinzu, daß, wenn mehrere von ihnen seinem Beispiele folgten, die Kirche von den Katholiken in Besitz genommen würde und die Zurückbleibenden dann den evangelischen Gottesdienst in ihrem Klubhause halten müßten.

Der Gouverneur und die Kapuziner zwangen übrigens Narcissus, seine Frau und seine sieben Kinder nach Puerto Santiago kommen zu lassen und dort seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen, wahrscheinlich weil sie der Dauerhaftigkeit ihres Bekehrungswerkes nicht ganz trauten. Inzwischen hatte Missionar Doane der Hoffnung gelebt, daß er nach Ablauf der fünfzehntägigen Haft wieder auf freien Fuß gesetzt würde. Aber zwei Tage vor der erwarteten Entlassung gelangte ein Schreiben des Gouverneurs an Doane, daß er auf Grund neuer Anklagen noch bis auf weiteres in Haft bleiben müsse; darüber, welcher Art diese Anklagen waren, verlautete nichts. Eine dahingehende, briefliche Anfrage Doane's beim Gouverneur blieb ohne Antwort und auch Missionar Rand konnte trotz widerholter Audienzen von Don Isidor nur soviel erfahren, daß die Beschuldignngen neuerer Art wären und daß gegenwärtig das Beweismaterial gesammelt würde.

Unter diesen Umständen wurde der Versuch gemacht, durch drei Bittschriften auf den Gouverneur zu Gunsten Doane's einzuwirken, die eine derselben ging von den Missionsangehörigen aus, die anderen waren von dem anständigen Teil der weißen Händler und von der Mehrzahl der Häuptlinge unterzeichnet. Dem Händler Bonker gegenüber, der zwei dieser

Schreiben dem Gouverneur persönlich überreichte, erklärte letzterer, daß er die Petitionen prüfen und zu den Akten nehmen wolle. Indes die einzige Wirkung, die die Bittschriften hatten, bestand darin, daß der Gouverneur sich nur noch mehr Mühe gab, auf Grund der Anschuldigungen verworfener Händler eine Anklageschrift gegen Doane zu stande zu bringen. Ein Händler weigerte sich, seine Unterschrift zur Anklage zu geben, da ihm nichts Nachteiliges über Doane bekannt sei; das versetzte den Gouverneur in solche Wut, daß er jenen Mann aus der Umgegend von Puerto Santiago verbannte. Mehrere male ließ der Gouverneur auf der Insel ansässige Weiße zusammenkommen und munterte sie auf, gegen Doane zu zeugen; einer von diesen dunklen Ehrenmännern, welche die Anklage unterschrieben, hatte mehrere Mordthaten auf dem Gewissen. Den Eingebornen gegenüber war der Gouverneur sehr freigebig mit Branntwein, um sie dann in der Trunkenheit irgend eine falsche Aussage beschwören zu lassen. Den Häuptlingen sandte Don Isidor ein in spanischer Sprache abgefaßtes Schriftstück zu, mit der Weisung es zu unterzeichnen. Einige kamen aus Furcht der Ordre nach, ohne natürlich eine Ahnung von dem Inhalte des Unterschriebenen zu haben.

Am 16. Mai erhielt endlich Missionar Doane ein Schreiben vom Gouverneur; aber anstatt darin Doane den Grund seiner weiteren Gefangenschaft mitzuteilen, eröffnete Don Isidor dem Missionar, daß er das Besitzrecht auf das Missionsland, mit alleiniger Ausnahme der Kirche und der Missionarswohnung, dem Häuptling Leban Not wieder übertragen habe. War bisher die spanische Marine nur durch das Kanonenboot „Manila“ vertreten gewesen, so kam am 31. Mai noch das Schiff „Donna Maria de Molina“ hinzu, welches später abgetakelt wurde, um als Pontonschiff in Puerto Santiago liegen zu bleiben. Am 2. Juni wurde Doane auf das neu angekommene Schiff übergeführt, wo er von seiten der Schiffsoffiziere eine freundliche Behandlung erfuhr und sich an Bord frei bewegen konnte. Da kam plötzlich vom Gouverneur am 11. Juni die Weisung, daß Doane an Bord der „Manila“ fünf Tage später nach Manila zur Aburteilung transportiert werden solle. Ohne nur die geringste Gelegenheit zur Verantwortung zu haben und ohne Verfügung über sein auf der Insel befindliches persönliches Eigentum treffen zu können, mußte sich Doane der Willkür des Gouverneurs unterordnen. Doch gelang es ihm noch, vor seiner Abreise ein Abschiedsschreiben an die Christengemeinden Ponape’s zu richten, dessen Verlesung in der Missionskirche zu Kenan jung und alt zu Thränen rührte. Als der Gouverneur durch einige Händler von diesem Schreiben hörte, ließ er sich dasselbe sofort holen und ins Spanische übersetzen; er fand indes nichts Straf-

fälliges darin. Mit Doane zusammen fuhr auch die Frau des Missionar Rand nach Manila, um von dort schleunigst nach Amerika weiterzureisen und der Bostoner Missionsgesellschaft genauen Bericht über das Vorgefallene zu erstatten.

Am 7. Juli landete das Kriegsschiff den Gefangenen in Manila, wo ihm endlich von der spanischen Oberbehörde Gerechtigkeit widerfahren sollte. Alsbald spielte der Telegraph zwischen Manila, Madrid und Washington und dank der eifrigen Intervention der Unionsregierung und dem Umstande, daß in Madrid gerade ein liberal angehauchtes Ministerium am Ruder war, raffte sich der Generalkapitän der Philippinen, Emilio Terrero dazu auf, für einige Zeit das Nebenregiment im erzbischöflichen Palaste zu ignorieren. Obwohl Doane zunächst nominell Gefangener blieb, wurde ihm eine bequeme Wohnung in einem Hotel angewiesen und eine Equipage — die allerdings zu dem Erfordernis eines jeden „anständigen" Weißen in Manila gehört — zur Verfügung gestellt. Bei einer Zusammenkunft mit dem Generalkapitän erfuhr er auch das erste mal, um welcher Vergehen willen die Haft über ihn verhängt worden war; nicht weniger als sechs verschiedene Anklagen hatte Don Isidor zusammenzustellen gewußt. Sie lauteten, kurz zusammengefaßt: 1. Mangel an gebührender Achtung vor dem Gouverneur von Ponape. 2. Anreizung der Eingebornen zum Aufstande. 3. Weisung an die Eingebornen, ihre Gewehre zu behalten, entgegen dem ausdrücklichen Befehle des Gouverneurs, dieselben abzuliefern; Zurückbehaltung von Schußwaffen im Missionshause. 4. Weggabe von fremdem Grundbesitz. 5. Gebrauch von Handschellen gegenüber den Eingebornen. 6. Störung des Handelsverkehrs.

Natürlich war es Doane ein leichtes, sich von diesen grundlosen Anschuldigungen zu reinigen; überhaupt schien der Eindruck, den Doane's Benehmen auf den Generalkapitän machte, ein sehr vorteilhafter zu sein, wie aus der folgenden Antwort Terrero's auf ein von dem Missionar eingereichtes Memorandum über die Verhältnisse auf Ponape vor und seit der Wirksamkeit der Mission daselbst erhellt. Es schreibt da der Generalkapitän unterm 4. August v. Js. wie folgt:

„Hochgeehrter Herr! Ich habe mit vielem Vergnügen den Brief gelesen, welchen Sie die Güte hatten unterm 29. v. M. an mich zu richten und worin sie mir einen so interessanten Bericht über die in den östlichen Karolinen von den Missionaren des Bostoner „American Board of Commissioners for Foreign Missions" ausgeübte Thätigkeit mitteilen.

Die wichtige Kulturarbeit, welche Sie und die andern Missionare verrichtet haben, kann nicht genug gewürdigt werden und leistet der Humanität und Civilisation unschätzbare Dienste; desgleichen sind mir die großen Mühsale, die Sie bei der Ausbreitung des Evangeliums erduldet haben, ein Be-

weis für den Glaubenseifer und Enthusiasmus, mit welchem Sie alle Art von Hindernissen und Anfechtungen bei der Bekehrung der Wilden jener Inseln zum Christentum ertragen und überwunden haben.

Indem ich Ihnen den Empfang Ihres interessanten Briefes bescheinige, ist es daher mein Wunsch, Ihnen für die von Ihnen und Ihren Kollegen geleisteten wohlbekannten Dienste zu danken, welche Dienste, wie es nicht anders sein kann, Spanien zum Vorteil gereicht haben, umsomehr als letzteres bei der Aufrichtung einer thatsächlichen Herrschaft in den östlichen Karolinen diese Eingebornen schon völlig für den Übergang zum Leben eines kultivierten Volkes vorbereitet gefunden hat."

Am 6. August wurde dann in einer Schlußbesprechung zwischen dem Generalkapitän, Doane und dem Konsul der Vereinigten Staaten die ganze unerquickliche Angelegenheit zu einem vorläufig befriedigenden Ende gebracht. In dem darüber von dem Konsul aufgenommenen offiziellen Protokoll heißt es:

„An Rev. E. T. Doane. — Geehrter Herr! In der schließlichen Zusammenkunft, welche heute vormittag 1/2 11 Uhr im Palaste des Generalkapitäns zwischen Sr. Excellenz, Ihnen und dem Unterzeichneten stattfand, wiederholte und bekräftigte der Generalkapitän seine vorherigen Erklärungen in bezug auf die in den östlichen Karolinen ansässigen amerikanischen Missionare, mit den Worten: Sie selbst und die anderen Missionare dürfen in ihrer Berufsthätigkeit fortfahren mit voller Befugnis zu predigen, zu unterrichten, zur Taufe vorzubereiten, Bibeln zu verteilen, Schulen zu unterhalten und Propaganda für die protestantische Religion zu machen; mit einem Wort, Sie dürfen die Missionsthätigkeit und die damit zusammenhängende Arbeit in der frühern Weise fortsetzen und sich des völligen Schutzes nach jeder Seite ihrer Thätigkeit hin versichert halten. Auch dürfen Sie jedwedes Areal oder sonstigen Besitz behalten, betreffs dessen Ihre Mission hinreichende Besitztitel von den früheren Häuptlingen oder Besitzern aufweisen kann; die Bestätigung dieser Titel wird für die Folgezeit durch die derzeitigen spanischen Behörden erfolgen. In streitigen Fällen werden die Differenzen durch den Generalkapitän kraft seiner Vollmacht als oberster Schiedsrichter beigelegt werden, ausgenommen in den Fällen, welche unter die ausschließliche Jurisdiktion der spanischen Gerichtshöfe in Manila gehören.

Andererseits wird von Ihnen als Missionar erwartet, daß Sie allezeit in Treue und Gehorsam gegenüber den spanischen Gesetzen und Behörden, wie sie gegenwärtig in jenen Gegenden zu Recht bestehen, handeln; daß Sie die Ansichten anderer in allen Dingen, besonders in religiöser Beziehung, respektieren und in keiner Weise den katholischen Mönchen oder Priestern bei deren natürlichem Bestreben, ihren eigenen Glauben auszubreiten und ihre besonderen Schulen zu eröffnen, Hindernisse in den Weg legen; daß sie von allen Streitigkeiten sich fernhalten und keinesfalls, weder direkt noch sonstwie, einen Geist des Widerspruchs und der Unbotmäßigkeit unter der eingebornen Bevölkerung anfachen, sondern im Gegenteil Ihren Einfluß aufbieten, dieselben zu guten Unterthanen Spaniens zu machen.

Indem der Generalkapitän verschiedene Sämereien zu Kulturversuchen mitsendet, erlaubt sich derselbe an Ihre guten Dienste bei der Verteilung und

Nutzbarmachung derselben zu appellieren; auch hofft er, daß Sie ohne Zaudern direkt an ihn schreiben werden, wenn Sie Grund zur Klage zu haben glauben, und es ist sein Wunsch, daß Sie in der mühevollen und verdienstlichen Thätigkeit auf Ascension (Ponape), welcher Sie so lange Ihr ehrenvolles Leben gewidmet haben, nicht gestört werden. Auf jeden Fall ersucht er Sie, ihm nach Ihrer Rückkehr dahin, sobald Sie es für angebracht halten, briefliche Nachricht zu geben."

Während so der gezwungene Aufenthalt Doane's in Manila zu Gunsten der geschädigten Missionsthätigkeit ausschlug und Doane sich schließlich rüstete, am 8. August auf Einladung des Generalkapitäns als Passagier an Bord eines spanischen Kriegsschiffes nach Ponape zurückzukehren, hatten dort inzwischen die Wirren zu einer traurigen Katastrophe geführt. Wie schon vorher erwähnt, hatte der Gouverneur Posadilla gleich von Beginn seiner Regierungsthätigkeit an wenig oder gar keine Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse genommen. Was in Manila bei der unterwürfigen Tagalenbevölkerung angängig war, sollte auch auf Ponape Gebrauch werden; während z. B. die Weißen bisher den ponapesischen Arbeitern 2 Mark Tagelohn gezahlt hatten, boten die Spanier nur 1 Real (20 Pfennige) und wo die Kapitäne anlaufender Schiffe und die Händler den Eingebornen das Pfund Schweinefleisch für 16—20 Pfennige abgekauft hatten, wollten die Spanier nur 4 Pfennige geben. Weigerten sich dann die Insulaner, zu solchen niedrigen Preisen etwas zu verkaufen, so belegten die Spanier das Gewünschte einfach mit Beschlag. Natürlich trug es nicht gerade zur Aufrechterhaltung der Ruhe unter den Ponapesen bei, daß die sogenannten „Beachcombers", jene anrüchige Klasse von Weißen, die sich durch ihre Verleumdungen der Missionare beim Gouverneur beliebt gemacht hatten, sich allerlei Gewaltthätigkeiten gegenüber den Eingebornen erlauben durften. Die freigebig verteilten Spirituosen und der wieder in Aufschwung kommende Anbau der Awawurzel richteten bald wieder, wie in früheren Jahren, ihre Verheerungen unter den Eingebornen an.

Mit spanischer Bescheidenheit hatte Don Isidor gleich nach seiner Landung am Puerto Santiago, und zwar auf Missionsgrundbesitz, die Anlage einer großen Stadt projektiert; dort sollten die angesehenen Häuptlinge residieren, und um einstweilen schon die Bevölkerung anzulocken, wurden Sonntags vom Gouverneur Prozessionen der Kapuziner und Hahnengefechte arrangiert, eine Kombination, welche für die mit den Verhältnissen auf den Philippinen Vertrauten unter unsern Lesern nichts Befremdliches haben dürfte. Das anfangs gegebene Versprechen, die ponapesischen Frauen und Mädchen vor Gewaltthätigkeiten zu schützen, schien der Gouverneur völlig vergessen zu haben. Ungestraft durchzogen Weiße und gemietete Eingeborne die Insel, um junge Mädchen weg-

zufangen, die in ein für die Spanier eingerichtetes Bordell nach Puerto Santiago transportiert wurden. Viele Eingeborne hätten gern ihre Kinder zurückgehalten, aber sie fürchteten sich vor den Gewaltmaßregeln der Spanier. So kam es denn so weit, daß selbst Mädchen aus den Missionsschulen als Opfer für die Lüste der neuen Herren hinweggeschleppt wurden. Eine ponapesische Familie, welche in der Nähe der Missionsstation Owa wohnte und auf einige Tage von zu Hause abwesend war, fürchtete mit Recht, daß ihre fünfzehnjährige Tochter während dieser Zeit nicht sicher sein werde und bat daher den Missionar Rand, dieselbe so lange in die Erziehungsanstalt für eingeborne Mädchen aufzunehmen. Sah man dann jene berüchtigten Weißen in der Nähe der Station landen, so flüchteten sich stets sämtliche Mädchen aus dem Schulhaus in die Wohnung der Missionarsfamilie, weil sie sich nur dort geborgen glaubten.

Erregten derartige Vorfälle schon viel Erbitterung bei den Eingebornen, so wurde der endliche Ausbruch einer Erhebung der Ponapesen gegen ihre Bedränger durch die hochfahrende und tyrannische Weise beschleunigt, mit welcher Don Isidor die früheren Herren des Landes, die Oberhäuptlinge behandelte.

Gleich von Anfang an hatte Posadilla die Ober- und Unterhäuptlinge der fünf „Königreiche", in welche Ponape zerfällt, zu Untergouverneuren mit beschränkter Richtergewalt über ihre früheren Unterthanen ernannt. Jene schon öfters erwähnte ruchlose Klasse von Weißen machte sich nun ein Vergnügen daraus diesen Untergouverneuren alle möglichen Unannehmlichkeiten zu bereiten. So erhielten z. B. mehrere male die Häuptlinge den Befehl, sich an einem bestimmten Tage beim Gouverneur einzufinden. Im Vertrauen darauf, daß die Weisung von ihrem spanischen Oberherrn ausging, erschienen sie zur angegebenen Zeit und mußten dann nach langem Harren vor der Wohnung des Gouverneurs die beschämende Erfahrung machen, daß sie von jenen „Beachcombers" für Narren gehalten worden waren. Unter diesen Weißen war ein gewisser Manuel wegen seiner Kenntnis des Spanischen und wegen seiner Willfährigkeit beim Gouverneur am beliebtesten. Dieser Manuel war im Jahre 1883 als Schiffbrüchiger auf Kusaie gelandet und von dort aus Barmherzigkeit vom Kapitän des Missionsdampfers „Morgenstern" mit nach Ponape genommen worden, wo er der Mission ihren Liebesdienst durch Errichtung eines Branntweinausschankes in unmittelbarer Nähe der Station Owa zu vergelten gedachte; und als dies Missionar Rand zu vereiteln gewußt hatte, suchte er auf jede Weise der Mission Abbruch zu thun; ein gefügigeres Werkzeug für seine und der Kapuzinerpatres Pläne hätte sich daher der Gouverneur nicht wünschen können.

Als nun an einem Maitage v. J. dieser Manuel mit drei andern Weißen zum Oberhäuptling Paul vom Metalanim-Stamme mit dem Befehle kam, noch an demselben Abend in die zwölf Meilen entfernte Residenz des Gouverneurs dreißig Mann zum Frondienst zu stellen, und außerdem vier seiner Untergebenen, welche Ehebruchs halber in Fesseln gelegt worden waren, sofort freizulassen, so war es nicht zu verwundern, daß Paul glaubte, wie

schon früher, so wollten auch dieses mal die Weißen ihren Scherz mit ihm treiben, um so mehr, als die vier Abgesandten in betrunkenem Zustande eingetroffen waren. Paul sandte daher nur ein paar Leute zum Gouverneur und frug brieflich bei demselben an, ob er wirklich eine derartige Ordre an ihn erlassen habe. Am nächsten Tage überbrachte ein Bote Don Isidor's an Paul den Befehl, sofort nach Puerto Santiago zu kommen und die Abzeichen seiner Häuptlingswürde mitzubringen. Es lag nämlich in der Absicht des Gouverneurs, den Oberhäuptling zu degradieren und wie einen Sträfling durchpeitschen zu lassen. Von dieser äußersten Maßregel sah er indes im letzten Augenblick ab und begnügte sich mit der Drohung, daß er ihn das nächste mal, wenn er seinen Befehlen nicht aufs genaueste nachkäme, durchpeitschen und mit Kette und Kugel belastet als Strafgefangenen beim Straßenbau verwenden werde. Fortab hatte jeder Oberhäuptling aus seinem Stamme dreißig von Woche zu Woche sich ablösende Leute zu stellen, die ohne jedwede Entschädigung an der vom Gouverneur projektierten Querstraße durch die Insel oder beim Häuserbau beschäftigt wurden. Diese Fronarbeiter mußten dabei für ihre eigene Beköstigung sorgen; es kam vor, daß manche ihren Proviant zwanzig Meilen weit herbeizutragen hatten.

Als jener Oberhäuptling Paul von der Zusammenkunft mit dem Gouverneur wieder heimkehrte, erzählte er dem Missionar Rand von der erlittenen Demütigung und rief schmerzlich bewegt aus: „O, sie wollen mich vor meinem Volke auspeitschen! Lieber mögen sie mich erschießen, als mir diesen Schimpf anthun! Ich würde mich zu Tode schämen!“ Und eines Sonnabends kam er in später Abendstunde voller Aufregung nach Owa, um vom Missionar sich Rats zu erholen, wie er sich verhalten solle. Eben hatte er wieder einmal vom Gouverneur die Ordre erhalten, dreißig Leute zu stellen und zwar für den Sonntag. „Ich muß infolgedessen“, klagte der Oberhäuptling, „morgen aus der Kirche wegbleiben und auch andere vom Gottesdienste abhalten, also den Sabbath brechen. Ihr habt uns allezeit gelehrt, den Tag des Herrn heilig zu halten und wir möchten es auch so gern. Aber wie ist das möglich, wenn wir gezwungen werden, solche Dinge zu besorgen und im Weigerungsfalle mit Strafe bedroht werden?“ Dieses treue Glied der ponapesischen evangelischen Missionskirche wurde bei einer andern Gelegenheit vom Gouverneur befragt, wem die Schulen in Owa eigentlich gehörten, und als er der Wahrheit gemäß antwortete, daß sie unter der Oberaufsicht der beiden amerikanischen Missionare ständen, erhielt er den Befehl, die Volksschule sofort zu schließen, auch sagte ihm der Gouverneur unverhohlen, er habe für die Eingebornen Lehrer und Prediger mitgebracht, auf die sie einzig und allein zu hören hätten; er brauche keine Amerikaner, um die Ponapesen zu unterrichten.

Alle die eben erwähnten Vorfälle fanden in der Zeit vor Mitte Juni v. J. statt. Am 17. Juni, am Tage nach der Abfahrt der „Manila“ nach den Philippinen, kam der Dolmetscher Manuel zu den in der Nähe von Kenan wohnenden Eingebornen und drohte ihnen, daß, wenn sie am nächsten Sonntag Gottesdienst halten würden, die Spanier denselben verhindern und sämtliche Anwesenden zu Katholiken machen würden.

Daraufhin begab sich Rand von Owa nach Kenan, um den Sonntag mit den dortigen Christen zu feiern. Das alte Klubhaus, das als provisorische Kirche dienen mußte, war gedrängt voll, denn es hatten sich Christen aus allen Teilen der Insel eingefunden; die Spannung stieg aufs höchste, als auch der Gouverneur mit seinem Sekretär eintrat und volle dreiviertel Stunden in der Versammlung aushielt; er schien sich doch ein wenig vor Rand seiner Drohung zu schämen, denn er motivierte dem Missionar gegenüber den ungewöhnlichen Besuch damit, daß er gern eine Skizze von einer Volksversammlung hätte aufnehmen wollen. Rand kaufte dagegen die Gelegenheit fleißig aus, seine aufmerksamen und gespannten Zuhörer und vor allem diejenigen eingebornen Christen, die in spanischen Frondiensten standen, vor den Versuchungen zu warnen, die ihnen von den Spaniern in den Weg gelegt würden; vor allem sollten sie sich nicht an dem Tanzfeste beteiligen, welches der Gouverneur zur Feier des Sonntags angeordnet hatte.

Tags darauf machte Rand dem Gouverneur einen Besuch, um von ihm die Vergünstigung zu erlangen, daß der in Missionsdiensten befindliche Lehrer Julius an seiner Stelle einen andern Ponapesen zum Straßenbau schicken dürfe. Es waren nämlich laut Anordnung Don Isidor's bloß die fünf Oberhäuptlinge und deren Stellvertreter vom Frondienste befreit. Nur mit Widerstreben gab der Gouverneur seine Einwilligung dazu, aber während Rand noch mit Posadilla im Gespräche war, gelang es dem ränkesüchtigen Manuel und seinem Freunde Martinoj, den Namen des Lehrers Julius in die Arbeiterliste hineinzuschmuggeln. Rand mußte viermal einen Boten nach Puerto Santiago schicken, ehe ein Stellvertreter für Julius angenommen wurde, und als dieser seine Zeit abgearbeitet hatte, kam sogar der Kapitän von der spanischen Militärmacht, um den Missionslehrer zur Fronarbeit abzuführen.

In jenen Tagen machte Manuel eine Rundreise um die Insel und veröffentlichte in den fünf „Königreichen“ des Gouverneurs Befehl, daß hinfort die Eingebornen ihren Oberhäuptlingen weder die bisher selbstverständlichen Geschenke an Lebensmitteln, noch freie Arbeitsleistung darbieten dürften; dagegen sollten die Oberhäuptlinge dem Gouverneur zweimal wöchentlich Lebensmittel senden. Zugleich gab Manuel eine Preisliste für die verschiedenen Inselprodukte bekannt und ordnete an, daß alle Hunde — dieselben gelten den Ponapesen als hervorragende Delikatesse — auf der Insel geschlachtet und fortab keine junge Mädchen mehr tätowiert werden sollten. Ein ander mal kam die Weisung, daß sich sämtliche Häuptlinge am 1. Juli, dem Geburtstage des Gouverneurs, in Puerto Santiago einzufinden hätten, um seiner Excellenz den Tribut ihrer Liebe in Gestalt von Lebensmitteln, Awawurzeln u. dgl. zu entrichten.

Obgleich schon zu Anfang Mai die Spanier die im Besitze der Eingebornen befindlichen Gewehre, Pistolen und einige verrostete Schiffskanonen mit Beschlag belegt hatten, so ging doch jetzt gegen Ende Juni eine zweite Suche nach Waffen vor sich. Wie wir später sehen werden, gelang es aber den Ponapesen, einige Schußwaffen vor den Späheraugen der Spanier mit Erfolg zu verstecken. Ende Juni sah sich Rand auch genötigt, die Missionsschule in Kenan zu schließen. Als der dortige eingeborne Missionslehrer Salomo nämlich vermittelst eines Hornsignals seinen Schülern den Beginn der Schule anzeigte, ließ ihn Narcissus zu sich kommen und drohte im Auftrage der Spanier, daß letzere Rand und Salomo, wenn sie die Schule aufrecht erhielten, als Gefangene an Bord des Kriegsschiffes bringen würden.

Da einige Weiße den Spaniern die fälschliche Mitteilung gemacht hatten, daß die Eingebornen einen Kriegsrat hielten, so wurde durch einen gewissen Jouinop, der in Manuel's Diensten stand, im Auftrag des Gouverneurs nochmals die Botschaft an die Ober- und Unterhäuptlinge erlassen, daß sie sich am 1. Juli in Puerto Santiago einfinden müßten; sie sollten dann aller ihrer Gerechtsame beraubt werden; auch sollte von jenem Tage ab die Verfügung wegen der Aufhebung der Naturalienlieferungen und der unentgeltlichen Arbeitsleistung an die Häuptlinge, wenn nötig, mit Gewalt durchgeführt werden; zugleich verbreitete sich die Kunde, daß der Gouverneur den Oberhäuptlingen der Stämme Jokoits und Not den Mund zunähen und sie hängen lassen werde. Jedenfalls war dies einer von Manuels oder Martinoj's beliebten „Scherzen;“ aber die Eingebornen glaubten wirklich, daß hierbei eine Äußerung des Gouverneurs zu Grunde liege, da derselbe allzeit jene beiden Andeutungen durch seine Autorität deckte.

Unter diesen Umständen lud der Oberhäuptling der Jokoits seine Kollegen vom Stamme Not und Metalanim für den Abend des 30. Juni zu einer Beratung ein und bat um Unterstützung, wenn die Spanier ihn angreifen sollten. Letztere gingen aber nicht darauf ein und beriefen auch ihre beim Straßenbau beschäftigten Stammesangehörigen heim, damit sie nicht in etwaige Unruhen verwickelt würden. Auf Rand's Rat hin sandten sie aber, um den Gouverneur nicht zu erzürnen, an letzteren einen Boten, welcher die Unterbrechung der Arbeit entschuldigen sollte. Da kam am 1. Juli gegen Mittag im Auftrag Don Isidor's Manuel zum Oberhäuptling von Jokoits mit dem Befehl, daß derselbe mit den übrigen Häuptlingen sich beim Gouverneur einfinden solle; indes niemand kam, weil sie sich vor drohender Strafe fürchteten. Als dann kurz darauf ein Sergeant die gleichlautende Weisung überbrachte, war der Oberhäuptling

von Jokoits gewillt, mitzugehen, aber seine Kollegen hielten ihn zurück, so daß auch der zweite Bote unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Da erklärte Manuel im Beisein des Gouverneurs, daß die Ponapesen Feiglinge wären, und, wenn ein paar von ihnen ins Gras beißen müßten, so würden die andern schon Ordre parieren lernen.

Daraufhin sandte Posadilla am Abend seines Geburtstages Manuel, den zweiten Lieutenant und einen Sergeanten nebst zwanzig Gemeinen nach der Residenz des Jokoits-Oberhäuptlings. Dort angekommen, teilte sich die Truppe und stellte sich an beiden Enden des Klubhauses auf, auf dessen Veranda und Innenraume Häuptlinge und Untergebene versammelt waren. Ohne ein Wort zu äußern, feuerten beide Pelotons in die Menge hinein; als sich der Pulverdampf verzog, wälzten sich fünf Eingeborne in ihrem Blute, von denen zwei nach wenigen Minuten ihren Wunden erlagen. Die erbitterten Eingebornen rafften die wenigen Flinten und Messer auf, die ihnen geblieben waren und stürzten sich auf die Soldaten, von denen sie 15 oder 16 einschließlich des Leutnants und Sergeanten töteten. Auch Manuel fiel der Volkswut zum Opfer; durch einen Schuß verwundet bettelte er um sein Leben bei den Eingebornen, indem er sich ihren Freund nannte; freilich vergeblich, denn mit den Worten „Ganz recht, dafür sollst Du auch Deinen Lohn haben!“ hieben sie ihm den Kopf ab. Die ganze Schreckensscene hatte sich mit Blitzesschnelle abgewickelt.

Am nächsten Morgen, einem Sonnabende, rückten die bei diesem ersten Zusammenstoß beteiligten Eingebornen von Jokoits nach der Missionsstation Kenan am Puerto Santiago und fanden, daß sich die Spanier in ein provisorisches Fort in der Nähe des Hafens zurückgezogen hatten. Sofort begann ein neues Scharmützel, in welchem fünf Spanier fielen und ein größeres zum Stationsschiff gehöriges Boot von den Eingebornen erbeutet wurde; letztere hatten wenig Verluste, da sie hinter Bäumen und einem Lager von Bauholze Deckung suchten. An demselben Tage fiel den schlechten Elementen unter den ansässigen Weißen plötzlich ein, daß sie auf den benachbarten Inseln dringende Geschäfte zu erledigen hatten; die Mehrzahl von ihnen bemannte einige Boote und fuhr davon; wohin, hat niemand erfahren; seitens der Eingebornen, besonders der Christen war man herzlich froh, diese „Beachcombers“ auf eine so wohlfeile Weise losgeworden zu sein.

Missionar Rand erhielt auf seiner Station Owa Sonnabend früh 1 Uhr die erste Kunde von dem ausgebrochenen Kampfe. Er that natürlich sein möglichstes, um die kampflustigen und erbitterten Eingebornen von der Beteiligung an dem Kriegszuge gegen die Spanier zurückzuhalten; dank den gleichgesinnten Bemühungen des Oberhäuptlings Paul gelang ihm dies,

sodaß von den fünf Inselstämmen der Kiti, Metalanim, Wanega, Jokoits und Not sich nur die beiden letztern an dem Aufstande beteiligten.

Daß die Aufständischen übrigens trotz des Kampfes ihren christlichen Gebräuchen nicht entsagen wollten, beweist das interessante Factum, daß sie am Sonntag, den 3. Juli, die Waffen ruhen ließen und den auf der Missionsstation Kenan wohnenden eingebornen Katecheten Edward baten, mit ihnen, wie gewöhnlich, Gottesdienst zu feiern. Als der Schall der Kirchglocke zu den Ohren der Spanier drang, ließ der Gouverneur Edward zu sich ins Fort bitten, um in einer Unterredung seine Bereitwilligkeit zum Friedensschlusse auszusprechen; auch äußerte er, daß sich die Eingebornen im Rechte befänden, denn Gott habe diesen und nicht den Spaniern den Sieg verliehen. Edward begab sich nun wieder zu den Ponapesen, um Kirche zu halten, und nahm auf Wunsch des Gouverneurs dessen Sekretär mit, welcher dem Gottesdienste beiwohnte. Während der Zeit, in welcher die eingebornen Christen in der Kirche waren, stieß ein Boot von dem Stationsschiffe ab, um mehrere Kisten aus dem Fort an Bord zu transportieren; nach Schluß des Gottesdienstes kehrte es noch einmal ans Ufer zurück, um außer anderweitigem Gepäck auch die Kapuziner in Sicherheit zu bringen. Als die Insassen des Bootes erst eine kurze Strecke vom Ufer entfernt waren, begann ein Eingeborner auf sie zu feuern, weil er der Meinung war, daß der Gouverneur einen Fluchtversuch machen wolle. Sofort eröffneten nun die Spanier aus dem Fort ihr Feuer auf die Eingebornen, gegen welche auch von der „Donna Maria de Molina“ mehrere Granatschüsse gerichtet wurden. Die Eingebornen erwiderten ihrerseits ebenfalls das Gewehrfeuer, welches bis zum Montag früh 2 Uhr fortgesetzt wurde. Um diese Stunde machten nämlich die Insassen des Forts einen Ausfall, um wo möglich schwimmend das Stationsschiff zu erreichen; es war ihr Todesgang, denn sie wurden alle von den Eingebornen getötet, die meisten, wie der Gouverneur, sein Sekretär, der zweite Leutnant und der Arzt, während sie bis an die Brust im Wasser standen. Kurz vor dem Ausfall hatten mehrere Gemeine — dieselben waren Tagalen aus Manila — das Weite gesucht; dieselben leben jetzt mit den Ponapesen auf gutem Fuße. Im ganzen mögen in den bisherigen Zusammenstößen vierzig Spanier und zehn Insulaner ihr Leben eingebüßt haben.

Am 5. Juli kam Katechet Edward von Kenan nach Owa, um den Missionar Rand davon in Kenntnis zu setzen, daß die Eingebornen Waffenruhe hielten, um dann in der nächsten oder übernächsten Nacht sich des Schiffes zu bemächtigen; zuvor wünschten sie aber, daß der spanische Kapitän die Frauen und Kinder entlasse, welche bei dem erwarteten Blut-

bade verschont werden sollten. Missionar Rand sandte sogleich Edward wieder zu den Aufständischen mit der Mahnung zurück, ja nichts gegen das Schiff zu unternehmen und seine Ankunft am nächsten Tage abzuwarten; er gedachte nämlich persönlich sich an Bord des Stationsschiffes zu begeben. Indes redeten die beiden amerikanischen Missionslehrerinnen Fletcher und Palmer, sowie die eingebornen Christen dem Missionar sein Vorhaben aus, weil sie fürchteten, daß die Spanier den Missionar als Geißel zurückbehalten würden. An seiner Stelle sandte Rand einen Händler Namens Oldham an Bord, um mit dem Kapitän, der sich in seinem Benehmen bisher vorteilhaft von dem Gouverneur unterschieden hatte, zu unterhandeln. Derselbe erklärte offen, daß ihm die Beweggründe zu den stattgehabten Feindseligkeiten unbekannt seien und daß er zum Frieden bereit sei, wenn die Eingebornen ebenfalls Ruhe halten wollten. Er unterzeichnete ein darauf bezügliches, von Oldham entworfenes Schriftstück, zu dessen Inhalte sich dann die Anführer der Ponapesen ebenfalls durch ihre Unterschrift bekannten.

Nach diesem Waffenstillstande zerstörten die Eingebornen die Reste der spanischen Niederlassung und eigneten sich die zurückgelassenen Wertsachen an. An Rand stellten die aufständischen Häuptlinge das Ansinnen, er solle den spanischen Kapitän ersuchen, das Schiff zu räumen, damit sie es verbrennen könnten; der Besatzung solle kein Haar gekrümmt werden, dafür wollten sie sich mit ihrem Worte verbürgen. Schließlich ließen sie sich aber doch ihren utopischen Plan ausreden. Einen andern Auftrag übermittelte Rand dagegen bereitwillig an Bord; daß nämlich der Kapitän der „Donna Maria de Molina“ den Kommandanten des nächstankommenden spanischen Kriegsschiffes bitten möchte, vor Wiederbeginn der Feindseligkeiten eine Zusammenkunft mit den Eingebornen zu halten, damit sie den Hergang des ganzen Streites auseinandersetzen könnten. Der Kapitän erklärte sich damit einverstanden. Während die auf dem Ponton eingeschlossenen Spanier mit begreiflicher Sehnsucht dem Kommen eines Kriegsschiffes ihrer Flagge entgegen sahen, lief am 14. August der Missionsdampfer „Morgenstern“ in Puerto Santiago ein. Da die „Donna Maria de Molina“ in ihrem abgetakelten Zustande sich nicht auf die hohe See hinauswagen, geschweige denn die weite Fahrt nach Manila unternehmen konnte, so suchte der spanische Kapitän das Missionsschiff für diese Fahrt zu chartern; natürlich konnte Kapitän Garland vom „Morgenstern“ nicht darauf eingehen, da letzterer noch eine große Anzahl von Missionsstationen anzulaufen hatte. Übrigens kam wenige Wochen darauf das erwartete spanische Kriegsschiff mit dem neuen Gouverneur und dem freudig begrüßten Missionar Doane in Puerto Santiago an.

Um die Rückkehr zu friedlichen Verhältnissen zu erleichtern und dem beleidigten spanischen Stolze eine kleine Genugthuung zu gewähren, boten Doane und Rand ihren Einfluß auf, die Eingebornen zur Zurückgabe des erbeuteten Bootes und Kriegsmateriales zu bewegen, was ihnen auch glücklich gelang. Über einen förmlichen Friedensschluß zwischen den beiden Parteien sind noch keine Nachrichten eingegangen; dagegen schreibt Missionar Rand, daß der neue Gouverneur, soweit es sich bis jetzt beurteilen lasse, einen guten Eindruck mache.

Dieser Umstand, sowie die Bemühungen Sagasta's, des spanischen Premierministers, einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden, läßt zunächst auf einen friedlichen Ausgleich in Ponape hoffen. Aber der Anlaß zu neuen Verwicklungen im Karolinen-Archipel bleibt so lange bestehen, als die Kapuzinermönche, gedeckt von dem erzbischöflichen Einflusse in Manila, unverwehrt sich überall da einnisten und im Trüben fischen dürfen, wo die evangelische Mission seit Jahrzehnten mit Erfolg thätig ist. Nur wenn sich die katholische Mission auf die noch rein heidnische Bevölkerung der westlichen Karolinen und auf die so sehr nötige geistliche Versorgung der spanischen Garnisongemeinden auf den verschiedenen Marinestationen in Mikronesien beschränkte, wäre auf Ruhe zu hoffen; aber das wäre gegen alle Tradition in den Annalen der Propaganda, und wenn jetzt unter dem verschämt liberalen Ministerium, das in Madrid am Ruder ist, ein im vorigen Jahre von vier spanischen Kapuzinerpatres in Manila speciell für die Karolinen gegründetes Missionsseminar eine reichliche Regierungssubvention erhält, mit welchem Hochdruck wird nicht später die „Staatsreligion" den Karolinen-Insulanern eingeprägt werden, sobald ein konservativ-klerikales Ministerium Sagasta abgelöst hat. So sind es denn noch drohende Wetterwolken, die über der evangelischen Mission in Mikronesien lagern; indes der Allmächtige, „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden", wo die Füße evangelischer Friedensboten wandeln können. Und wenn Rom immer mehr Streiter, ausgerüstet mit fleischlichen Waffen, hinaussendet auf jenes Missionsfeld, so mögen die wenigen evangelischen Missionare in der fernen Inselwelt sich mit einem spanischen Sprichwort trösten, das dal autet: „Uno con Dios es la mayoria" (Einer mit Gott ist die Majorität), oder noch besser mit dem Bibelwort: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?"

Nachschrift des Herausgebers. — Durch die Güte des Herrn Pastor H. Fliedner sind mir ausführliche Mitteilungen über die qu. Vorgänge aus spanischen Quellen: La Revista cristiana; El Liberal und El Imparcial zugegangen, welche den vorstehenden ausführlichen Bericht lediglich

bestätigen, ja zum teil verschärfen, namentlich hinsichtlich des Einflusses, den die Mönche geübt.

Schon bei ihrer Einschiffung nach den Karolinen erklärten sie alle dem Korrespondenten der „afrikanischen Gesellschaft", sie gingen nach Ponape, nicht um seine Einwohner zu civilisieren, sondern um sie dem Protestantismus zu entreißen, und das sei eine schwere Aufgabe, weil die protestantischen Lehren bei den Eingebornen so feste Wurzeln geschlagen hätten. —

Weiter schreibt die Zeitung El Imparcial in Madrid über die Katastrophe nach den Berichten der wenigen Überlebenden:

„Der Konflikt zwischen der Behörde in Ponape und den Eingebornen hatte zwei Ursachen; erstlich den religiösen Zwist zwischen den Methodisten-Predigern (so werden die evangelischen Missionare in Spanien mit Vorliebe genannt) und den Kapuzinern. Zweitens die Gewaltthaten und Willkürherrschaft jener Behörden. — Die Kapuziner, voll brennenden Eifers, wollten an einem Tage mit der langen protestantischen Missionsarbeit aufräumen. Mit dem Crucifix in der Hand durcheilten sie die Insel, und drängten die Eingebornen, ihre Religion zu wechseln. Während schon die Gemüter gegen die Spanier erregt waren, und die Situation äußerst kritisch geworden, verdarb der Gouverneur vollends alles, indem er die Eingebornen mit Gewalt zum Wegebau zwang . . . Aus diesen und ähnlichen Mißgriffen, z. B. der Duldung gewisser unsittlicher Unternehmungen entstand der Konflikt" u. s. w.

Was für ein wildes Geschrei würde die ultramontane Presse erheben, wenn solche Ungeheuerlichkeiten etwa auf einer englischen oder deutschen Insel gegen römische Missionare geschehen wären! Aber auf einer spanischen gegen evangelische — ja, Bauer, das ist ganz in der Ordnung.

Soeben gelangt in unsre Hände noch der erste ausführliche Bericht über die Wiederbesetzung Ponapes durch spanische Truppen, von dem Korrespondenten des Imparcial in Madrid, den wir gekürzt wörtlich mitteilen:

„Am 31. Oktober langten wir an diesem Orte (Ponape) an. Der San Quintin führte 823 Mann, alle begierig, ihren Fuß ans Land zu setzen.

Kaum graute der Morgen des 1. Novembers, so stießen 16 Boote, mit Geschütz und 200 Marinesoldaten besetzt, von den drei Schiffen ab, passierten, durch zwei Dampfschaluppen bugsiert, die tausend Untiefen, welche die Passage durch diesen Hafen so schwierig machen, und landeten glücklich an der Küste, die vor kaum vier Monaten der Schauplatz jener Metzelei war, die unsre Besetzung der Karolinen unterbrach. Am Morgen des Allerseelentages landeten auch die Kapuziner, um für die Opfer des 4. Juli eine Seelenmesse zu lesen. Der Gouverneur richtete dann eine Ansprache an die Truppen und schloß damit: Das gesamte Vaterland erwarte von ihnen Klugheit, Tapferkeit und Besonnenheit. Denselben Nachmittag erließ derselbe nach einer langen Konferenz mit dem protestantischen Missionar Mr. Doane eine Proklamation an die fünf Oberhäuptlinge der Insel, in der er als Zweck seines Kommens die Bestrafung jener Mörder und Übelthäter vom Juli und die Wiederaufrichtung der spanischen Herrschaft ankündigte, den Widerspänstigen gewaltsame Unterjochung androhte, denen aber, die sich gutwillig unterwerfen, die Schuldigen, die Gefangenen, die Beutestücke u. s. w. ausliefern würden eine milde Behandlung und gnädiges Urteil verhieß. Den Ausländern bot er bei etwaigem Beginn

der Feindseligkeiten das Stationsschiff als Zufluchtsstätte an. Der 7. November wurde als letzter Termin zur Unterwerfung bezeichnet.

Am Morgen dieses Tages führte eine Flotille von Booten die drei Oberhäuptlinge Kiti, Ut und Metalanin mit großem Gefolge von Dienern und Frauen ins spanische Lager. Da es an einem passenden Lokal zu ihrem Empfang fehlte, stellte Mr. Doane sein Haus dem Gouverneur zur Verfügung, und hier huldigten die Häuptlinge und baten um Verzeihung, daß sie die andern zwei Stämme, welche den Angriff gemacht hatten, nicht gezüchtigt hatten. Während Mr. Doane ihnen die in versöhnlichem Sinne gehaltene Antwort des Gouverneurs übersetzte, erschien auch der vierte Oberhäuptling Jokoy mit seiner Frau und gelobte bedingungslose Unterwerfung. Alle vier erboten sich den fünften, Not, aufzusuchen und auch zur Unterwerfung zu bringen binnen zwei Tagen; der Gouverneur aber verweigerte diesen Termin und kündigte den Beginn der Feindseligkeiten auf den 8. abends 6 Uhr an. Schon war alles zum Angriff vorbereitet; aber zwei Stunden vor Ablauf der Frist erschien Not mit seinen Unterhäuptlingen, Kindern und Dienern, schwur unter Thränen Treue und ewigen Gehorsam; erbat Verzeihung und versprach die Schuldigen, die Deportierten und alles andere, das in der Proklamation verlangt war, auszuliefern und zu seiner Rechtfertigung eine eigne Schrift einzureichen.

Am 9. brachte er und Jokoy die drei Mörder des Sr. Posadilla und des Sergeanten Carballo zugleich mit verschiedenen Deportierten und einigen Deserteuren (Eingebornen von Manila) die als Gefangene aufs Stationsschiff geführt wurden. So hat die Empörung der Eingebornen ihr Ende erreicht. Jetzt wird fleißig an den neuen Verschanzungen gearbeitet, in deren Mitte sich das Haus des Gouverneurs und das der (katholischen) Mission erheben sollen.

Von den Eingebornen kann ich nur sagen, daß sie in der Mehrzahl bettelhafte, kränklich aussehende F e i g l i n g e (!) und V e r r ä t e r (!) sind, regiert durch zwei Personen, deren Hand insgeheim Antrieb und Leitung giebt zu all den vandalischen, von den Eingebornen begangenen Thaten. — (Wenn der Korrespondent mit dieser Anspielung die zwei evangelischen Missionare meint, wie kaum anders möglich, so deutet das auf neuen Sturm! Dieselbe Wetterdiagnose scheint die Wiederkehr der Kapuziner zu stellen. Übrigens ist es erstaunlich, wie s c h n e l l der spanische Berichterstatter alles kennen gelernt hat.) Die Fremden sind in der Mehrzahl ein schlechtes Gesindel, Deserteure und Verbrecher, aller Ordnung und dem Gesetze fremd . . . Der Missionsdampfer „Morning Star“ hat uns in diesen Tagen besucht; außerdem ist hier eine amerikanische Korvette unter dem Vorwand Kohlen und Lebensmittel einzunehmen. Der geschlossene Friede kann dauernd sein, wenn eine verständige, weitsichtige Politik verfolgt wird, wenn man es an der nötigen Garnison und regelmäßigem Verkehr mit der Heimat einerseits, und mit den Eingebornen andrerseits nicht fehlen läßt.“ — Wir werden ja sehen, was wir weiter S p a n i s c h e s aus Ponape zu hören bekommen. D. H.

Ärztliche Missionen

von D. Theodor Christlieb.

(Fortsetzung statt Schluß.)

2. Ihr allgemeines Bedürfnis und ihr großer Wert.

Habe ich nötig, nach dieser Umschau noch das dringende Bedürfnis und den unschätzbaren Wert ärztlicher Missionen für alle nichtchristlichen Lande des Näheren nachzuweisen? ist nicht ihre heutige Verbreitung, ihre immer raschere Vervielfältigung fast auf allen Missionsgebieten schon Beweis genug für das Bedürfnis derselben?

Hinsichtlich noch ganz roher Völker brauche ich hierüber kaum ein Wort zu verlieren. Die barbarische Behandlung, der ihre Kranken durch Zauberer, Fetischmänner und Quacksalber aller Art ausgesetzt sind, ist ja ziemlich bekannt. Unter dem Madi- oder Morustamm in Centralafrika z. B. suchen die Ärzte, wie neuerdings berichtet wird, Blutungen durch Brennen mit einem rot glühenden Eisen zu sistieren, — eine Operation, die sehr selten erfolgreich ist und den meisten Patienten nach wenigen Tagen das Leben kostet.[1]) Und nicht geringere Gefahren drohen ja auch den Gesunden, da z. B. bei sehr vielen Negerstämmen niemand sicher ist, vom Fetischmann als Ursächer einer Krankheit oder eines Todesfalles bezeichnet zu werden. Und unter dem Gottesgericht, das solch einer rein willkürlichen Beschuldigung meist auf dem Fuße folgt, durch Gifttrank und dergl. hauchen heute noch Unzählige ihr Leben aus. Nicht zu reden von andern Arten des Aberglaubens, die einer Menge von kleinen Kindern das Leben kosten, z. B. auf der Goldküste die Meinung, daß „Sechsfingerkinder“ (d. h. die mit einer Warze an der Wurzel des kleinen Fingers Geborenen, was dort nicht selten vorkommt) Unglück bringen, also getötet werden müssen; in Ostcentralafrika der Glaube, daß, wenn bei dem Kind eines Häuptlings die Oberzähne zuerst durchbrechen und es am Leben gelassen werde, dies den Tod aller großen Männer des Ortes herbeiführen würde, daher es in den Wald zu werfen sei, damit es die Hyänen fressen.[2]) Auf den Freundschaftsinseln wird nicht selten, um eine wachsende Geschwulst aufzuhalten, das Glied am Gelenk abgehackt, indem man eine scharfe Muschel hin- und herzieht, bis es durchgefeilt ist. Tritt Delirium ein, so wird der Patient ohne Ausnahme lebendig begraben. Es wird erzählt, ein junger Mann im blühendsten Alter sei dort zweimal begraben worden und habe in seiner Raserei zweimal das Grab durchbrochen, worauf

---

[1]) Felkin, Notes on the Madi or Moru tribe in den Proceedings of the Royal Soc., Edinburgh. Bd. XII. 1883—1884; Lowe S. 164 ff.

[2]) S. den Bericht eines Missionars der Church. M. S. bei Lowe S. 167 ff.

er an einen Baum angeheftet und dem Hungertod preisgegeben wurde. — Das Hauptmittel gegen jeden Schmerz ist bei den Südseeinsulanern das Einschnittemachen, z. B. bei Kopfweh ein oder zwei Schnitte an der betreffenden Stelle, „um den Schmerz herauszulassen"; bei Rheumatismus — tiefere Einschnitte an der afficierten Stelle; bei Fieber an verschiedenen Stellen des Leibes.[1])

Solchen Greueln und Grausamkeiten nach Kräften zu steuern durch Verbreitung geläuterterer Anschauungen, durch Aufklärung über die Ursachen gewisser Krankheiten, über wirksame Schutzmittel gegen Seuchen u. s. w., ist ja schon eine Pflicht der allgemeinen Menschenliebe und ein Gebot der Klugheit für die mit solchen Völkern verkehrenden Ausländer. Daß aber solchen Zuständen gegenüber nicht bloß theoretische Aufklärung, sondern Gründung permanenter ärztlicher Missionen, daß gegenüber der Praxis heidnischer Zauberdoktoren, ja gegen den ungemein starken Hang zur geheimen oder offenen Anwendung von Zaubermitteln überhaupt eine stehende Praxis christlicher Ärzte, eine geregelte Anwendung christlicher Arzneikunst überaus not thut, selbst bei den getauften Heidenchristen der Missionsgemeinde überaus not thut, das hat in unseren Tagen besonders Madagaskar gezeigt. Missionare aus der Provinz Imerina berichten, daß als vor wenigen Jahren bei einer verheerenden Epidemie viele Eingeborene zu ihren früheren abergläubischen Gebräuchen zurückkehrten, auch nicht wenige Christen, von diesem Geist mit fortgerissen, wieder zu heidnischem Götzenopfer und Zaubermitteln ihre Zuflucht nahmen gegen die Krankheit. Die tollsten Mittel wurden wieder vom Zauberdoktor begierig und um teures Geld gekauft. Einem Missionar wurde von einem eingebornen Pastor auf der Spitze eines Berges unter grünen Bäumen ein roher Altar gezeigt, auf dem Tier- und Vögelblut vergossen war und vor dem beständig Opfer von Honig und Silberstückchen dargebracht wurden. Fast täglich zog das Volk hinauf während dieser Epidemie, und am Sonntage konnte man sogar einige Christen des Morgens zum Tisch des Herrn in der Kirche und des Nachmittags in jenem heiligen Hain sich versammeln sehen, um dort den Geistern ihrer Vorfahren ein blutiges Opfer zu bringen.[2])

[1]) S. Lowe S. 169.

[2]) S. die Klage zweier Miss. bei Lowe S. 149 ff. — Da dies z. T. in nächster Nähe der Hauptstadt vorkam, aus der doch längst aller Götzendienst verbannt ist, wer sieht darin nicht eine kleine Parallele zu Israel und seinen treubrüchigen Opfern „auf den Höhen" und „unter allen grünen Bäumen", aus denen manche so weitgehende Schlüsse für das jüngere Alter gewisser mosaischer Priester- und Opfervorschriften sich gestatten wollen? Diesen Rückfälligen waren Gottes Gebote längst eingeschärft worden; aber heidnische Nachbarn steckten sie wieder an mit heidnischem

Und dieses Nachzucken altheidnischer Vorstellungen und Ge besonders auch in Zaubereisünden, bei denen ja Aberglaube und ein Zuviel- und wieder ein Zuwenigglauben und -vertrauen sich reichen, wird so ziemlich auf allen Missionsgebieten zur schwersten suchung für neugewonnene Heidenchristen, selbst für Kommunikanten, in Zeiten großer Not. Es ist z. B. auch in Südindien eine Hauptsch womit das Reich der Finsternis die eben Entronnenen wieder zu sucht, und eine beständige Veranlassung vieler Kirchenzuchtsfälle. kann und soll christliche Arzneikunde der christlichen Glaubenspredigt Gemeindeleitung Dienste von unschätzbarem Wert leisten. Geschieht es nicht, dann ist oft der ernsten Frage nicht auszuweichen: ist es eigentlich ganz billig, Heidenchristen in strenge Kirchenzucht zu nehmen dafür, daß sie bei Krankheiten ihre Zuflucht nehmen zu dem einzigen ihnen bekannten und zugänglichen heidnischen Mittel, auf das sie früher als Heiden unbegrenztes Vertrauen setzten, wenn die Christen es unterlassen, ihnen die nötige medizinische Hilfe zu bieten.[1]) Kann man schlechte und sogar gefährliche Stützen wegnehmen, bezw. ihren Gebrauch wirksam verbieten, wenn man nicht bessere dafür an die Hand gibt? Gewiß ist gegen die schwere Sünde der Zauberei in jeder Christengemeinde mit allem Nachdruck vorzugehen; aber die schuldige Rücksicht auf die Macht tief eingewurzelter Vorstellungen und Gebräuche, unter Umständen auch auf die Versäumnisse von christlicher Seite wird bei dem Strafmaß doch nicht fehlen dürfen. Und die Notwendigkeit missionsärztlicher Institute, Apotheken 2c., zur nachhaltigen Bekämpfung abergläubischer Gebräuche und heidnischer Zaubereien wird durch solche leider gar nicht seltenen Vorkommnisse in helles und grelles Licht gestellt. Gewiß gilt auch hier: „überwinde das Böse mit Gutem“, nicht bloß böse, falsche Lehre mit guter Botschaft, sondern auch böse Praxis mit guter christlicher Sitte!

Aber ist dieses Bedürfnis nicht vielleicht relativ geringer unter etwas kultivierteren Heiden, besonders da, wo auch ein wenig Arznei-

---

Exempel, — gerade wie dort Israel. Ach daß unsere Kritiker doch endlich die h. Schr. etwas mehr auch im Licht der Missionsgeschichte betrachten und auslegen lernten, und diesen Schlüssel zum Verständnis vieler Schriftberichte und -Aussprüche (ich erinnere bes. auch an die Ap.-Gesch. und die Pastoralbriefe) nicht länger verschmähen möchten! Er hülfe ihnen oft weit mehr als alle Kleinkrämerei in philologischen Untersuchungen.

[1]) S. die Behandlung dieser Frage bei Lowe S. 151 ff. — Vgl. auch Med. Miss. Record, Juni 1887, S. 48, wo ein Missionar der Londoner M.-G. berichtet, daß in Südindien Christen wiederholt ins Heidentum zurückfielen, indem sie heidnische Bräuche an sich ausüben ließen, nur um für sich oder ihre Familie Medizin zu erlangen vom heidnischen Arzte.

Lehre getrieben wird, und zwar etwas systematischer als unter noch rohen Völkern? — Man könnte es in abstracto meinen. Aber in concreto zeigt sich auch hier das Bedürfnis als keineswegs geringer, ja gerade infolge der schon erreichten Kulturstufe, durch die etwas gesteigerten Ansprüche an das Leben überhaupt wo möglich noch dringender. Warum anders sind denn gerade in den Ländern, die hier besonders in Betracht kommen, China, Indien und die Türkei, die ärztlichen Missionen weitaus am zahlreichsten, mehr gesucht und rascher sich verbreitend als irgendwo sonst? Ist in einem Volke die Durchschnittskultur etwas größer, so wird, wenn nur einmal das erste Vorurteil gegen Ausländisches gebrochen ist, auch der Wert christlicher Arzneiwissenschaft schneller und allgemeiner begriffen (vgl. besonders Japan), und sind damit die Vorbedingungen für schnelle Vermehrung der ärztlichen Missionen ganz anders gegeben als bei noch ganz stumpfen Völkern.

Sodann glaube man nur nicht, daß die Bekämpfung des Aberglaubens und des Gebrauchs von Zaubermitteln bei Krankheiten durch christliche Arzneikunde hier so sehr viel weniger not thue als unter völligen Barbaren. In China und Indien (etwas weniger in mohammedanischen Ländern) begegnen einem jene Mächte auf Schritt und Tritt unter dem Volk. Sind sie doch sogar in unsern christlich europäischen Völkern noch bis heute keineswegs ganz ausgerottet, nicht einmal in der vornehmen Gesellschaft. — Endlich sind auch die heutigen Leistungen der heidnischen Kulturvölker in der Medizin, zumal in der Anatomie, Physiologie, Pathologie u. a. Wissenschaften, soweit sie nicht vom Abendlande her bereits einiges Licht empfingen, so gering, die Heilversuche eingeborner Ärzte nicht immer, aber doch häufig so absurd, vollends die Unwissenheit der vielen Quacksalber so groß, daß auch nach dieser Seite hin das Bedürfnis der Aufklärung durch christlich medizinische Wissenschaft unvermindert besteht.

Einige **Blicke in die heilkünstlerischen Versuche der eingebornen Ärzte** und die bisherigen sanitären Verhältnisse der heidnischen Kulturvölker sind nicht ohne Interesse, und Näheres über diese Zustände wohl den meisten unsrer Leser noch nicht bekannt.

Daß die Ärzte aller halb civilisierten Nationen mit Anatomie und Physiologie völlig unbekannt sind, wäre an sich schon folgenschwer genug. Aber noch schlimmer ist, wie vor etlichen Jahren ein Missionsarzt in Kanton berichtete,[1]) daß sie an die Stelle richtiger Erkenntnis der Wirklichkeit die absurdesten Theorien setzten, die nach und nach bis ins Kleinste ausspintisiert wurden. Ihre anatomischen Zeichnungen stellen ein Arrangement von Organen dar, das gar nicht existiert. Ebenso traten an

[1]) Dr. Kerr bei der allg. Miss.-Konferenz in Shanghai 1877; s. Records ders., Shanghai, 1878. S. 114 ff.

die Stelle der Naturgesetze in den Funktionen ihre völlig willkürlichen, imaginären Theorien. Und diese verkehrten Begriffe von der Struktur und den Funktionen der Organe wurden in China hundert Generationen hindurch fortgepflanzt, ohne daß je ein Geist sich über die alte Tradition zur Entdeckung des wirklichen Sachverhalts aufzuschwingen vermocht hätte!

Ein Beispiel dieser traditionellen Lehre: „Es giebt drei Pulse in jedem Handgelenk. Der stärkste Puls des Mannes ist in seinem linken, der der Frau in ihrem rechten Handgelenk. Beim Mann ist der Puls, der am nächsten bei der Hand, stärker als die weiter nach oben liegenden Pulse; bei dem Weibe ist es gerade umgekehrt (!). Die Pulse der linken Hand zeigen die Krankheiten des Herzens, der Leber und der Nieren an, die der rechten die Krankheiten der Lunge, der Milz u. a. Organe."[1]) „Die Elemente, aus denen der menschliche Leib zusammengesetzt ist", heißt es in einer hochangesehenen Schrift über die Natur der Krankheit, „sind Feuer, Erde, Eisen, Wasser und Holz." So lange das Gleichgewicht zwischen denselben, bezw. zwischen den allgemein herrschenden männlichen und weiblichen Naturkräften (der Urkraft Yong und der Urmaterie Yim) aufrecht erhalten bleibt, herrscht Gesundheit; wenn jenes gestört wird, weil ein Element vorherrscht, tritt Krankheit ein. Auch der Einfluß der Planeten wird als Krankheitsursache betrachtet.[2]) — Die so wichtige Erkenntnis der Cirkulation des Blutes ward nicht nur nicht erreicht, sondern ganz falsche und abgeschmackte Lehren darüber aufgestellt. Die eigentümliche Thätigkeit des Herzens, der Unterschied zwischen Arterien und Venen, das Nervensystem mit seinen Funktionen und Krankheiten u. s. w. blieb unbekannt. Jedem Organ gab man einen Puls, ausgenommen das Gehirn. Fast jedes Symptom gilt schon als die Krankheit selbst, die man dann aus dem Yin und dem Yang (dem Heißen und Kalten), dem Trockenen und Feuchten, den höheren und niederen Einflüssen erklären will, und für die alle in den Büchern tausende von Rezepten stehen.[3])

Und welche! Die wirklichen Eigenschaften der Arzneien sind zum großen Teil ganz oder teilweise unbekannt, und der Gebrauch der bekannten, gewöhnlichen, einfachen Mittel wird von keinem rationellen Princip bestimmt. Dagegen werden wunderbare Kräfte ganz unwirksamen Substanzen beigelegt, wie Drachenzähnen, fossilen Tigerknochen, Perlen, Stalaktiten, Hirschgeweihen u. s. f., und auch manchen schädlichen Substanzen Heilkräfte zugeschrieben. Eines der häufigsten Rezepte ist:

„Gepulverte Schlangen	2	Teile
Wespen samt ihren Nestern	1	„
Tausendfüßler	6	„
Skorpionen	4	„
Kröten	20	„

[1]) Lowe S. 153. — [2]) Lowe S. 153 ff. Kerr a. a. O. S. 115. — In Siam herrscht die Anschauung, der menschliche Leib sei zusammengesetzt aus 20 Arten von Erde, 12 Arten Wasser, 6 Arten Wind und 4 Arten Feuer; s. Bericht des dortigen Missionsarztes Dr. Sturge, Lowe S. 156.

[3]) Lowe S. 155 nach dem Bericht des chines. Miss.-Arztes Dr. Hobson.

alles wohl zerrieben, mit Honig gemischt zu kleinen Pillen machen. Hiervon 4 mal täglich je zwei Pillen zu nehmen." — Bei Schwächezuständen werden pulverisierte Tigerknochen in Pillen verabreicht. Warum? Der Tiger ist ja sehr stark und Knochen der stärkste Teil dieses starken Tiers, folglich Pillen daraus ungemein stärkend.[1])

Die medizinische Literatur der Chinesen, die schon vor zwei Jahrtausenden begann,[2]) nämlich unter der Han Dynastie (202 vor Chr. bis 220 nach Chr.), ist daher bei allem Anschwellen zu bedeutendem Umfang, namentlich infolge der Unkenntnis der wirklichen Anatomie des Menschen, fast ganz wertlos und ihr Studium seitens der „Ärzte" ein so unfruchtbares geblieben, daß der heutige Stand der heidnisch medizinischen Wissenschaft in China nach dem Zeugnis eines langjährigen dortigen Arztes „nicht einmal dem Stand der Heilkunst zur Zeit des Hippokrates und Celsus gleichkommt. Denn die Kenntnis der Anatomie und Chirurgie im alten Griechenland und Rom war allem, was China heute darin leistet, weit überlegen. Giebt es doch in dem ganzen Lande keine mediz. Schulen, ausgenommen die kaiserliche in Peking zum Gebrauch Seiner Majestät und der Großwürdenträger. Und ist doch Anatomie, wie ein Missionsarzt berichtet, völlig verboten durch Gesetz wie durch die öffentliche Meinung."[3]) Jeder kann mit der ganz geringen Erkenntnis, die ihm diese Bücher gewähren, in der Heilkunst prakticieren. Dann schafft er sich eine Brille an mit breiten beinernen Rändern, etliche Gläser und Kräuter, ein Sortiment von Spinnen und einige giftige Schlangen, die er in Gläsern in sein Ladenfenster stellt. Von den Charlatanen unter den ärmeren Klassen und der Landbevölkerung, die ihre Weisheit aus der Volkstradition und daneben aus einer sorgfältig bewahrten Geheimmittellehre holen[4]), gar nicht zu reden.

Abergläubische Vorstellungen und Gebräuche durchdringen auch hier

[1]) Lowe S. 154. Absurde Rezepte bei Schlangenbiß in Siam (Stück von der Tatze eines Wildschweines, eines zahmen Schweines, einer Gais, vom Kopf einer Giftschlange u. s. w.) s. S. 158. — Weitere chinesische Rezepte z. B. gegen Cholera s. bei Dr. Laurie, The Contributions of our Foreign Missions to science etc., Boston 1881, S. 407 ff.

[2]) Näheres über diese Literatur s. Ev. Miss.-Magazin 1884, S. 29 ff., in der o. g. Abhandlung von O. Schultze über „die ärztl. Miss. in China", darin neben einzelnen richtigen Schlüssen von seiten chinesischer Ärzte in der Diagnose noch manche andere ihrer Absurditäten erwähnt sind, z. B. daß jenen 5 Elementen „5 conträre Dämonen entsprechen, die nach den 5 Farben der Elemente die 5 Hauptorgane durch nachteiligen Einfluß bedrohen, der weiße Dämon die Leber, der schwarze das Herz, der grüne den Magen, der rote die Lunge, der gelbe die Nieren" u. dergl.

[3]) Dr. Hobson s. Lowe s. 155.

[4]) Schultze a. a. O. S. 29.

überall die medizinische Praxis. Götzenbilder, Astrologen, Wahrsager und Tagewähler werden fast in allen Krankheitsfällen konsultiert. Zaubermittel und Amulette sind in allgemeinem Gebrauch gegen den Einfluß böser Geister. Von beschränkten Priestern in Hieroglyphen geschriebene Zauberformeln, manchmal an die Wand des Krankenzimmers geklebt, oder auch zu Asche verbrannt und in Arzneitränkchen verabreicht, sind Mittel, auf die alle Klassen in Krankheitsfällen sich verlassen.[1]) Der Taoistenpriester macht Zaubermittel aus Pfirsichblättern, grünem Bambus und gelbem Papier in sonderbaren Figuren, die dann um einen Knopf oder an den Zopf gebunden werden. Bisweilen lassen sie roten Faden um das Handgelenk binden und wochenlang behalten. Oder sie blasen beim Eintritt ins Haus des Kranken eine Art von Horn und suchen den Fieberdämon mit der Peitsche auszutreiben.

Der Buddhistenpriester giebt dem Patienten Thee von der Asche verbrannten Weihrauchs. Oder er sendet ihn zum nächsten Tempel, damit er dort eine Zeit lang unter dem Tisch eines Götzen bleibe, wo er vor den Angriffen hinterlistiger Geister sicher ist. — Der gewöhnliche Zauberer nimmt 3 Bambusstäbe, etwa 3 Fuß lang, bindet rotes Tuch um jeden und lädt nun den Fieberdämon ein, ihm auf einige Entfernung zu folgen, wo er dann die Stäbe einige Zoll tief in den Boden treibt, um so das Fieber wegzubannen. Oder er macht eine menschliche Figur von Reisstroh, und lädt den bösen Geist ein, dahinein zu fahren und den Kranken zu verlassen. Oder er bindet 7 Haare von einem schwarzen Hund um die Hand des Fieberkranken, damit er vor allen übelwollenden Geistern geschützt sei.[2])

Wenn dieser Art die Heilmittel sind, zu denen man heute noch in China häufig seine Zuflucht nimmt, stehen sie dann wesentlich höher als die bei uncivilisierten Negern gebräuchlichen? — Dazu die Unwissenheit und barbarische Praxis bei der Geburtshilfe, dadurch hunderte von Müttern und Kindern jährlich ihr Leben verlieren; die Unkenntnis der Kinderkrankheiten und die Vernachlässigung der im Kindesalter zu beobachtenden Gesundheitsregeln; auch der Schutzmaßregeln bei Ausbruch einer Epidemie, dabei jeder nur an sich denkt und die Befallenen ihrem Elend überläßt; besonders aber die Leiden der Kranken, die operiert werden sollten, und bei der großen Scheu der Chinesen vor chirurgischen Operationen entweder nicht oder so ungeschickt operiert werden, daß von Erfolg keine Rede sein kann. — Durch all das erklärt sich die große Sterblichkeit in China (täglich 33000 Menschen).[3])

---

[1]) Dr. Kerr in den Records der Shanghai-Konferenz S. 116. — [2]) S. die Berichte von Dr. Mackay in Med. Miss. at home and abroad. Okt. 1887, S. 12 ff.
[3]) S. Dr. Kerr a. a. O. u. Schultze a. a. O. S. 35 ff. Die Scheu vor chirur-

Oder steht es etwa besser in Indien mit den medizinischen Leistungen der dortigen Hakims (eingebornen Ärzte)? — Die Hinduschastras lehren, daß, wer die Dienste eines Hakim in Krankheit zurückweist und stirbt, unermeßliches Elend in der nächsten Welt zu dulden haben werde; wenn er dagegen die vom Hakim vorgeschriebenen Bräuche verrichte, so gehe er sicher gen Himmel, selbst wenn er in seinen letzten Augenblicken den Ganges nicht sehen sollte.[1]) Diese überall sehr zahlreichen Hakims verstehen aber von abendländischer Medizin und Chirurgie absolut nichts. Ihre medizinische Weisheit, und zwar beides, der Hindu- und muselmännischen Hakims, besteht, wie der o. g. Dr. Elmslie berichtete, in einigen wenigen nutzlosen und widerlichen Geheimmitteln, die seit vielen Generationen sich vom Vater auf den Sohn vererbten. „Von den besonderen Frauen- und Kinderkrankheiten wissen sie einfach nichts. Und bei aller Unwissenheit sind sie ungemein aufdringlich, mischen sich in alles und stiften unberechenbares Unheil, wenn sie gerufen werden.[2])“

Die Frauen in den Zenanas werden übrigens auch von diesen Ärzten in der Regel gar nicht behandelt; ruft man sie, so geschieht es nur, um die Patientin sterben zu sehen, wenn die Zeit für wirksame Heilversuche vorüber ist. Dagegen gibt es zahlreiche Krankenpflegerinnen unter den Eingebornen, und sie sind in Wirklichkeit die Ärzte für die kranken Frauen Indiens in ihren Gemächern. Aber auch sie sind nach dem Zeugnis jenes Arztes gewöhnlich sehr unwissend, sich überall einmischend und sogar unsittlich. Ihrer krassen Unwissenheit fallen zahllose Mütter und Kinder zum Opfer. Die Zahl der Todesfälle unter indischen Frauen und Kindern ist daher enorm, ganz außer Proportion.[3])

Damit stehen wir gleich bei dem Schlimmsten, dem Los der Frauen und Kinder. Nach dem o. g. Dr. Valentine sind von 125 Millionen Weibern in Indien etwa ein Drittel vollständig in ihren Zenanas eingekerkert. Sie betreten dieselben ungefähr 10 oder 11 Jahre alt, haben von da ab nicht die geringste Kommunikation mehr mit der Außenwelt und überschreiten für gewöhnlich die Schwelle nie mehr, bis man sie hinausträgt zum Begräbnis oder zur Verbrennung. Über

gischen Eingriffen ist so groß, daß bis zur Ankunft der christlichen Ärzte kein Doktor in ganz China auch nur einen Absceß mit dem Messer öffnen konnte; daß, wenn Zahnärzte sich zum Ausziehen der Zähne einer Zange bedienten, dies heimlich geschehen mußte, weil der Betreffende sonst die Kundschaft verloren hätte! Statt einen Bruch sofort einzurichten, kann ein chinesischer Arzt ein Pflaster darüber kleben! — Lowe S. 156. —

[1]) Lowe S. 148.

[2]) S. den Bericht Dr. Elmslies bei Lowe S. 179 ff.

[3]) Ebendas. S. 180.

nichts, klagt jener Arzt, seien die armen Gefangenen so kläglich unwissend, als über die einfachsten Gesundheitsregeln. Viele der verheerendsten Epidemieen, die sich weit über das Land ausbreiten, haben ihren Ursprung, oder finden doch ihre Hauptnährung in den Zenanas. Die Art, wie deren Bewohner, Frauen und Kinder, in Krankheit behandelt werden, ist einfach empörend.[1])

Hier einige Beispiele aus den letzten Jahren. Eine Missionsärztin wird zu einer Zenanakranken gerufen, welche die Pocken hatte. Die junge Frau lag in einem kleinen Zimmer, in das kein Lichtstrahl und kein Luftzug eindringen durfte. Es war gerade die Mitte der heißen Saison in Oberindien, und doch stand eine Schüssel mit brennenden Holzkohlen gerade unter dem Bette der Kranken, die in brennendem Fieber lag, gepeinigt von verzehrendem Durst! Aber kein Tropfen Wasser hatte ihr verabreicht werden dürfen. Sie starb, und ihre Kleider — wurden der Wärterin, einer Frau aus niederer Kaste, gegeben, die sie nach Hause nahm. Sofort verpflanzte sich die Krankheit auch in diesen Stadtteil, wo sie dann wochenlang noch eine Menge Opfer forderte.[2])

Da wird zu Miß Greenfield, der Vorsteherin der Zenanamission in Lodiana (Punjab), von einer gut gekleideten Mutter ein Kind gebracht, einige Monate alt, an der akuten Luftröhrenentzündung leidend — und ganz nackt! und dies im November, trotz seiner kalten Schauer in jenem Lande. „Warum kleidet Ihr denn euer Kind nicht?“ — „Das ist nicht unsre Sitte“, lautete die ruhige Antwort; „wir warten, bis es noch einen Monat älter ist; dann können wir es zum Flusse mitnehmen und sein Haar der Devi opfern; dann erst werden wir es kleiden.“ — Ists da zu verwundern, wenn dort die Säuglinge tausendweise sterben?[3]) — Und nicht bloß dort. Hier — ein Seitenstück aus Südindien. Zu einer Missionsärztin kommt eine Mutter mit einem schwarzen Baby, das nichts anhat als ein Silberstück an einer Schnur um den Leib gebunden. Kopf und Gesicht sind mit einem grünen Stoff eingerieben. Das arme Würmchen ist so schwach, daß es kaum noch wimmern kann. Ein warmes Bad, das den grünen Teig entfernt, der das Kind so geplagt hatte, schafft Erleichterung. Es wird bei dem regnerischen Wetter und rauhen Wind in ein warmes Kleid gesteckt und befindet sich gegen Abend augenscheinlich besser. Mit genauer Anweisung zu seiner ferneren Behandlung wird die Mutter entlassen. Früh am nächsten Morgen ist sie wieder da mit dem nackten Kind, das wieder so krank aussieht als je zuvor. „Wo ist denn das Kleid des Kindes hingekommen?“ ruft die Doktorin entrüstet. „Ich habe es in mein eigenes Kleid gesteckt“, erwidert die Mutter, „gestern Nacht nahm ich es weg, und da das Kind diesen Morgen wieder krank aussah, so komme ich wieder.“ — „Wo hast du es diese Nacht hingelegt?“ — „Ich legte es wie gewöhnlich auf den Boden; — aber er ist feucht und schmutzig und der Regen tropft herein,“ fügt sie ganz gelassen hinzu. Glücklicherweise konnte dieses Kind noch gerettet werden.[4])

Oder da kommt zu der o. g. Doktorin im Punjab ein Vater mit einem

---

[1]) Dr. Valentine in Edinburgh Med. Miss. Soc. Novbr. 1886, S, 341 ff.
[2]) Ebendas. S. 343.
[3]) Ebendas. S. 342.
[4]) Lash, Our Indian Sisters. S. 7—8.

schreienden Kind und klagt, es schreie seit der Geburt Tag und Nacht und könne nicht einmal durch Opium zur Ruhe gebracht werden. Der Priester, den sie konsultierten, hätte ihnen mitgeteilt, das Kind sei von einem Dämon besessen, und der einzige Weg diesen auszutreiben sei, dem Kind das Zeichen von Mahadeo einzubrennen. Er öffnet die schmutzigen Lappen, die das Kind umhüllen, und da zeigt sich mit glühendem Eisen eingebrannt die Linie des Gottes die ganze Vorderseite des Körpers hinablaufend mit zwei Querlinien zu jedem Schultergelenk!! Das arme Kind starb noch selbige Nacht.[1]) — Muß man da nicht an die Greuel der Kananiter denken, wenn sie ihre Kinder dem Moloch durchs Feuer gehen ließen?

Mit solchem Unverstand, solchen religiösen Wahnvorstellungen, solcher Roheit und Grausamkeit hat es heute noch die ärztliche Mission in Indien zu thun! Nichts davon zu sagen, daß unter den Kindern entzündete Augen, überpflastert mit Kot oder Kuhmist, oft noch mit einer Bandage so fest gebunden, als nur eine menschliche Hand sie binden kann; entzündete Ohren, bis zum Rande vollgestopft mit greulichen Dingen aller Art, alltäglich wahrzunehmen sind und bei jedem Arzt in einer Missionsapotheke beständig vorkommen.[2])

Auch z. B. von Hyderabad wird eine große Kindersterblichkeit berichtet infolge des Unverstands und der Vorurteile der Mütter und besonders der Großmütter in Behandlung der Kinder während der ersten Jahre, und zwar auch bei Mohammedanern. Die Schmerzen des Säuglings beginnen in der ersten Stunde seines Lebens, wenn es von der Großmutter in der rücksichtslosesten Weise gewaschen, dabei oft mit dem Kopf nach unten gehalten, an allen Gliedern gezerrt, wenn der Kopf eingepreßt, das Näschen mit Gewalt weiter herausgetrieben wird u. s. f. Keine Kleider werden ihm angezogen bis zum sechsten Tag, dagegen wird es mit Öl geschmiert, die Augenbrauen geschwärzt und ihm eine Dosis Castoröl (!) und ein Gebräu von 40 verschiedenen Kräutern täglich eingegeben. Der Aberglaube verbietet, das Kind wieder zu waschen bis zum vierten Jahr seines Lebens! Bei den höheren Klassen darf das Kind nicht aus dem Zimmer, darin es geboren ward, gebracht werden, bis es mindestens ein Jahr alt geworden! Nimmt man zu dieser auch noch später fortdauernden Verletzung aller Gesundheitsregeln noch das allzu frühe Mutterwerden der jungen Weiber hinzu, so begreift man „die physische Degeneration, die in der mohammedanischen Rasse so augenscheinlich ist.“[3])

Entsetzlich ist namentlich auch die Behandlung der Frauen, deren

---

[1]) Valentine a. a. O. S. 342.

[2]) Ebendas. S. 342.

[3]) S. Bericht der Miss.-Ärztin, Miß D. White bei Lash a. a. O. S. 6.

Stündlein gekommen ist, durch die eingebornen Hebammen. Die Frau eines Missionars in Delhi berichtete auf einer Konferenz: „Ich habe mit eigenen Augen diese Hebammen auf der armen Frau sitzen, sie mit Bandagen so fest als nur möglich binden, in siedendes Wasser getauchte Kleider, Stücke von brennender Holzkohle, ja rotglühende Eisen auf sie legen sehen!"[1]) — Und ergeht es so übel nur etwa den Frauen der niedersten Kasten? Man höre den Bericht einer indischen Prinzessin von höchster Kaste über das, was sie selbst erlebte:

„Nach der Sitte unsers Volkes muß die Wöchnerin vor der Entbindung von der Familie isoliert werden. Eine kleine Strohhütte wird errichtet etwa 6′ im Quadrat, ohne Fenster, ohne Luftloch. Der Boden ist die schmutzige Erde. In einer Ecke wird ein Feuer aufgestellt, das Tag und Nacht brennt. um die bösen Geister abzuhalten. Auch am heißesten Tag, wenn die Temperatur auf 110 Grad (Fahrenheit) steigt, muß es unterhalten und die Thür fest geschlossen gehalten werden. Schon wenn die Mutter dies Haus entstehen sieht, erfüllt sie ein Schreckensgefühl, als wären ihre Tage gezählt. Viele ersticken auch wirklich, und mitunter fängt die Hütte Feuer und die Bewohnerin kommt in den Flammen um. Keine Verwandte darf ihr auch nur nahe kommen bei Verlust der Kaste. — In solch einer Hütte hatte ich mehrere Tage zu bleiben. Meine Pein war furchtbar. Ich schrie um Hilfe; aber niemand wollte mir nahe kommen. Ich lag, eine alte Matte unter mir, auf dem feuchten Lehmboden. Die Pflegerin, ein altes Weib, that nichts für mich, als daß sie etwas Wasser auf den Boden goß, um ihn zu reinigen. Durch ihre Gleichgültigkeit kam ich haarscharf dem Tode nahe. O wie schrie ich mit aller Kraft zu dem einen großen Gott, mich zu hören, mich zu retten, auf mich zu blicken, — denn ich wußte, daß ein Gott ist —, und er erhörte mich. Mein Bruder sagte der Frau, sie solle mich allein lassen, daß ich sterbe. Ich war schon nahezu erstickt; aber niemand wollte die Thür für mich öffnen. Da stieß ich mit der letzten Anstrengung dieselbe auf, und die frische Luft erquickte mich ein wenig. Als meine Mutter die Thür offen sah, schrie sie der Frau zu, dieselbe zu schließen, damit die bösen Geister das Kind nicht fortnehmen. Aber ich ließ sie die Thür nicht schließen. Unsere Religion muß falsch sein, sagte ich, nachher oft zu meiner Mutter, denn mein Kind blieb am Leben; die Dämonen hatten es nicht weggenommen. Ich hatte keinen Glauben mehr an unsre Hindureligion."[2])

Da begreifen wir, warum vor nicht langer Zeit ein intelligenter Hindu im Blick auf die Mißhandlung der Wöchnerinnen durch Unwissenheit und Aberglauben eine Missionsärztin anflehte, doch alles zu thun, um die Aussendung qualificierter weiblicher Ärzte zu befördern, die sein Volk über die richtige Behandlungsweise instruieren könnten. Nicht die Mütter allein, betonte er immer wieder, haben so viel zu leiden; auch das Leben von Myriaden von Kindern werde durch diese barbarische Sitten geopfert.[3])

---

[1]) Dr. Valentine a. a. O. S. 343. — Vgl. auch Report der Calcutta-Konferenz. 1883, S. 408 ff. — [2]) S. Lash S. 4—5. — [3]) Lash S. 6.

Aber auch sonst in andern Krankheiten leiden die Frauen unendlich durch die eingebornen Pflegerinnen, die oft der Hilfe der Missionsärztin sich widersetzen. Da wird eine solche in Südindien zu einer kranken Frau gerufen. Sie tritt in ein ganz kleines, dunkles Zimmer. Kaum kann sie eine weibliche Gestalt auf einem niedern Bette erkennen. Zu beiden Seiten hockt eine greulich aussehende, Betel kauende Pflegerin in schmutzigen Kleidern, mit wirrem Haar und Nägeln wie Klauen an den dürren Fingern. „Könnt ihr nicht ein bißchen Licht hereinlassen, damit ich die Kranke sehen kann?" — „Das können wir nicht thun", lautet die Antwort; „Finsternis ist das Geeignete für ihren Fall." Unfähig der Hitze und dumpfen Luft des Zimmers zu widerstehen, besteht die Doktorin auf der Öffnung eines kleinen hölzernen Fensterladens. Nur ungern thun sie es endlich. Ein schwacher Lichtstrahl zeigt die Patientin bewußtlos, regungslos, offenbar schwer krank. Sie hatte die ganze Nacht durch eine schmerzhafte innere Krankheit in großer Pein gelegen. Die Doktorin will ein einfaches Mittel anwenden, sie ins Bewußtsein zurückzurufen. Aber die Pflegerinnen widersetzen sich. „So will ich Hühnerbrühe oder Milch senden, daß ihr es in kleinen Portionen der Kranken eingebet." — „Sie mögen es senden, aber wir können es ihr nicht geben." — „Warum nicht?" — „Weil wir ihr in der Nacht eine Mixtur gaben, und jetzt warten wir auf deren Wirkung. Erwacht sie, so werden wir ihr mehr davon geben; bleibt sie, wie sie jetzt ist, so nehmen wir an, daß sie bestimmt ist zu sterben." Der Laden wird herabgelassen und Finsternis herrscht wieder im kleinen Raum, — „ein sprechendes Bild des Heidentums, fügt die Berichterstatterin bei, wie es das wahre Licht ausschließt und auch die wahre Liebe der Menschen zu einander."[1])

Es ist kaum nötig, nach alle dem noch manchen andern Krankheitsaberglauben zu erwähnen, der sich mit der Unwissenheit, Lieblosigkeit und den Kastenvorurteilen verbindet, um das Elend der Kranken in Indien zu vollenden. Im westlichen Indien glaubt z. B. das niedere Volk, die Cholera stamme von einer bösen Göttin, die man, um sie durch keinen schlimmen Namen zu beleidigen, „Cholera-Mutter" (Murri Ai) nennt. Arznei geben und nehmen gegen diese Krankheit reizt „die Mutter" nur noch mehr. Das einzige Mittel, die Seuche wegzuschaffen, ist die Mutter recht zu ehren und so sie zu bestimmen anderswohin zu gehen. Daher sind dort in allen Dörfern ein oder zwei kleine, der Cholera-Mutter geweihte Tempelchen und in diesen einige formlose, rot angemalte Steine. Sie stehen am äußersten Ende des Ortes, damit die Gottheit den Häusern der Einwohner möglichst fern bleibe. Kommt die Seuche (in Indien bekanntlich sehr häufig), so werden jene in guten Stand gesetzt, und die Pfleger der Göttin — überall einige Männer und Frauen der niedersten Kasten — machen sehr einträgliche Geschäfte. Selbst intelligente Männer kommen und fragen diese unwissenden Priester: „Was ist das Belieben der Mutter? wie lange gedenkt sie, den Ort mit ihrer Gegenwart zu

---

[1]) Ebendas. S. 7 nach dem Bericht der Missionsärztin Frau Cavalier.

begünstigen (man sehe die vollendete Heuchelei!), und was können wir für sie thun?" Dann stellt sich der Priester, als geriete er in eine Art von Verzückung und erwidert nach einem Krampfsanfall, die Mutter beabsichtige noch so und so lange zu bleiben und hätte die und die Aufmerksamkeit nicht ungern. Und die Leute leisten das Gewünschte gern.[1])

Sonst erwähne ich nur noch, daß Gelübde, die man zur Zeit einer Krankheit thut, in diesem Land der Fakirs nicht bloß oft die grausamsten Selbstpeinigungen herbeiführen, sondern auch das Leben zahlloser Kinder in größte Gefahr bringen. So besonders in Südindien in Verbindung mit der Sivaverehrung. Zur Zeit gewisser Feste versammeln sich Tausende aus allen Teilen von Travancore und Tinnevelly vor einer Pagode und bezahlen ihre Gelübde, die einen in hölzernen, silbernen, ja goldenen Modellen von Händen und Füßen für geheilte Glieder, die andern rollen sich nackt im Staube oft stundenlang, bis sie vor Hitze und Anstrengung in Ohnmacht fallen. Andere haben ein geschmeidiges Rohr durch das Fleisch ihrer Seite quer über die Brust getrieben und marschieren vorüber, halb wahnsinnig vor Schmerz und Aufregung, während ein anderer mitläuft, der das Rohr rückwärts und vorwärts stößt durch die blutenden Wunden. Oft sieht man auch Eltern und Verwandte Dutzende von Kindern beiderlei Geschlechts bringen, um sie diesem grausamen Ritus zu unterwerfen als Erfüllung eines Gelübdes während einer Krankheit des Kindes. Andere stellen kleine Gefäße mit glühenden Kohlen auf ihre nackte Brust und lassen sie stehen, bis das Fleisch darunter vollständig geröstet ist, um dadurch die gefürchteten bösen Geister zu versöhnen und Verschonung von einer drohenden Krankheit zu erlangen.[2]) —

Sind die Schutzmittel der eingebornen Bevölkerung gegen ausbrechende Seuchen von dieser Art, so begreift sich ihre völlige Hilflosigkeit, zumal in ländlichen Distrikten. Bei der allg. Miss.-Konferenz in Kalkutta 1883 erzählte Dr. Valentine von einem Missionar, der einen Distrikt bereiste, in welchem er mehr als drei Vierteile der Bevölkerung fieberkrank daniederliegend fand, viele davon bereits sterbend! Er war kein Arzt. Aber stark im Glauben tritt er unter die Schwerkranken, reicht ihnen überall Chinin, so gut er es versteht, bringt dadurch die Seuche zum Stillstand und entreißt viele einem sichern Tod mit Gottes Hilfe. Valentine meint nicht ohne Grund, solche Reiseprediger sollten immer auch einen Arzneikasten haben, der für etwa 60 Rupien hinreichend für ein Jahr ausgestattet werden könnte.[3]) —

[1]) Lowe S. 159 ff.
[2]) Ebendas. S. 161 ff.
[3]) Report der Kalkutta-Konferenz 1883, S. 410.

Aber nicht bloß die Leiden der kranken Heiden, auch der halbcivilisierten, zeigen das tiefe Bedürfnis und den unschätzbaren Wert ärztlicher Missionen; auch das Gedeihen der Mission selbst erfordert sie als ein Hauptmittel zur Gewinnung des Vertrauens der Eingebornen und daher als Hauptbahnbrecherin für die Predigt des Evangeliums. So ganz besonders in mohammedanischen Ländern, worauf ich schon oben hinwies. Welcher Missionar könnte z. B. in Syrien das Wort Gottes Türken und besonders Türkinnen, zumal der besseren Klassen, so leicht nahe bringen? In Missionsspitälern hören sie es im Wartezimmer, sogar Dutzende von türkischen Frauen, von denen hie und da eine, wenn sie lesen kann, eine Bibel mit heimnehmen zu dürfen bittet.[1]) — Was bringt dort in Nazareth jene Söhne der Wüste, ein halb Dutzend Beduinen, dazu, stille zu sitzen und aufzuhorchen? Sie hatten Arznei und ärztlichen Rat gesucht. Da sitzen sie, noch mit Säbel und Pistolen bewaffnet, unter den Patienten im Hause des Missionsarztes und hören ihn vorlesen vom kommenden Tag des Gerichts. „Wenn diese Zeit kommt, flüstert einer spöttisch, so reit ich auf meiner flinken Stute auf und davon in die Wüste." Wie die andern lachen, steht ein alter Sheikh unter den Patienten auf und verweist ihnen das nachdrücklich unter Hinweis auf den Ernst des Gegenstandes, während der Doktor, auf das Lamm Gottes deutend, den einzigen Weg zeigt, dem kommenden Gericht zu entgehen. Wie und wo anders ließe sich so leicht auch Beduinen predigen? — Oder da kommt in jenes selbe Wartezimmer ein vornehmer Mohammedaner mit 6 Dienern herein und hört bei der Schriftvorlesung manches, das ihn sehr frappiert, weil er es mit dem Koran nicht zusammen reimen kann, wie Joh. 1 vom ewigen Wort Gottes. Er meint, die Bibel zu Mohammeds Zeit müsse wohl eine andere gewesen sein, und wird über dem Gespräch mit dem Doktor so begierig mehr zu erfahren, daß er eine Bibel mit nach Hause nimmt, die er fortan fleißig studiert.[2]) So öffnet die ärztliche Mission selbst unter Türken der Bibel die Häuser.

In Kashmir versuchten seit 1854 zwei der erfahrensten Missionare der Church M. S. mit sechs eingebornen Predigern wiederholt dem Evangelium Bahn zu brechen, wurden aber immer wieder aus dem Lande vertrieben. Aber dem Missionsarzt Dr. Elmslie gelang es seit 1865, die verschlossene Thür dieser zur Zeit noch stärksten Burg indischen Heidentums für sich und die Predigermissionare einigermaßen zu öffnen in der Hauptstadt Srinagar. Nach kurzer Zeit konnte er berichten, bei den Andachten in der Missionsapotheke seien die Leute fast immer ruhig und aufmerksam,

---

[1]) Med. Missions at home and abroad, Okt. 1887, S. 10.

[2]) Lowe S. 76—78.

so daß sich auch der Bischof von Kalkutta bei einem Besuch darüber verwunderte und für die Zukunft der Mission viel Hoffnung schöpfte. In 6 Monaten waren über 3000 Leidende teils geheilt, teils wenigstens in ihrem Zustand gebessert worden, die alle einige Kunde vom Evangelium mit heimnahmen. Sein Nachfolger, Dr. Maxwell, konnte durch seinen Einfluß auf den Maharadschah bereits ein Missionshospital errichten, worin bald vor Arbeitsfülle nicht mehr auszukommen war, so daß er und ebenso sein Nachfolger nach einiger Zeit heimkehren mußten. Jetzt arbeitet dort Dr. Neve. Bald verbreitete sich der Ruf dieser Anstalt nach Ladakh und Iskardo, ja bis nach Khotan und Yarkand, und jetzt sieht man im Wartezimmer die dunkeln Gesichter der Bewohner der Ebene neben den hellen, hübschen der Kashmiris und den rötlichen Yarkundis, die stolzen Züge des Afghanen neben der ritterlichen Gestalt des Sikhs u. s. w., und kann 7 oder 8 verschiedene Sprachen hören. Mit Vermeidung aller Kontroversen wird Hindus, Buddhisten, Mohammedanern u. s. f. Gottes Liebe in Christo verkündigt; sie hören begierig zu und viele nehmen hörbar am Schlußgebet teil. Ja manche kommen, nachdem sie ihre Arznei erlangt, und fragen weiter nach „den merkwürdigen Dingen, die ihnen (im Wartezimmer) zu Ohren gekommen.“ „Wenn etwas“, schreibt neuerdings ein Missionar von dort, „unter Gottes Segen das Wort verwirklichen kann, daß im Namen Jesu sich aller Knie beugen sollen, so glaube ich ist es diese großartige, edle, ärztliche Mission und ihr evangelisierender Einfluß.[1])“

Durch die Dienste der amerik. presbyt. Missionsärzte in Siam gewinnt neustens die dortige Mission immer mehr die Gunst der Regierung und des Königs. Bei der Explosion eines Kanonenbootes hatte sich Dr. Thompson um die Verwundeten sehr verdient gemacht. Der König ließ ihm nicht nur hierfür danken, sondern als er vor einem Jahr Petchaburi besuchte mit großem Gefolge, lobte er vor allen „das edle Werk, das christliche Missionare zum Wohl seines Volkes unternehmen“, wies den Minister der Erziehung an, ihnen jegliche Unterstützung angedeihen zu lassen, und ließ am Schluß der feierlichen Audienz den Missionaren zwei Briefe übergeben, den einen von der Königin an die Damen, den andern vom König an die Herren der Mission, worin im ersten 960, im zweiten 1440 Dollars lagen „zur Erweiterung des Missionshospitals.“[2])

Wie unendlich viel in China die ärztliche Mission zur Überwindung der starren Vorurteile gegen Ausländer beiträgt und beitragen muß, um dem Evangelium etwas freieren Lauf zu öffnen, wie

[1]) Report der Allahabad-Konferenz 1873, S. 204 ff. — Lowe S. 63 u. 102—107.

[2]) Medical Missions at home and abroad, Sept. 1887, S. 294 nach dem American Missionary Herald.

angesehene Chinesen, da und dort selbst die ersten Reichsbeamten aus Dankbarkeit für eine glückliche Kur des Missionsarztes in ihrer Familie dessen Werk oft freigebig unterstützen, wie z. B. der Reichskanzler und Vicekönig der Provinz Petschili ein Missionshospital in Tientsin auf eigene Kosten errichten ließ zum Dank für die Heilung seiner Gemahlin (siehe Chronicle of the London Miss. Soc. 1881, S. 89 ff.), ist seit Jahren ziemlich bekannt geworden, und einzelne Erfolge dieser bahnbrechenden Wirkung werden uns unten noch begegnen. Man erwäge nur, daß wenn einer eine große leibliche Wohlthat von einem Christen empfing und dazu umsonst, es ihm infolge davon innerlich unmöglich ist, von diesem Fremden so ganz niedrig zu denken auch in sittlich-religiöser Hinsicht, und was derselbe ihm von ernsten Dingen sagt, von vornherein abzuweisen. Aber oft ist gerade in China das Selbstgefühl der Eingebornen so geschwollen, und bietet mitsamt den tausendjährigen Vorurteilen gegen alles Fremde eine solche Mauer gegen die Predigt des Ausländers, daß eben nichts anders als eine solche handgreifliche Erfahrung der Überlegenheit desselben in medizinischer und chirurgischer Hinsicht und ein so unwiderleglicher Beweis seiner Nächstenliebe das Eis noch schmelzen und Ohr und Herz dem Evangelium öffnen kann.

Was gibt uns heute Hoffnung auf allmähliche Erschließung auch Koreas für die Predigt des Evangeliums? Die dortigen Anfänge einer ärztlichen Mission. 1885 kam der von der amerik. presbyt. Miss.-Ges. dorthin gesandte Dr. Allen nicht lange vor dem Ausbruch einer heftigen Revolte an, und wurde mit der Sorge für eine Schar angesehener Verwundeter betraut, darunter der Neffe des Königs, Prinz Min Yong Ik. Als Allen zu ihm kam, suchten eben 13 eingeborne Ärzte die Blutung seiner Wunden zu stillen, dadurch daß sie diese mit Wachs ausfüllten. Wie erstaunten sie, als der junge Missionsarzt die Arterien nach einander verband und die klaffenden Wunden zunähte! Damit war in einer Stunde die ganze bisherige Heilkunde aus dem Feld geschlagen, und die christliche Wissenschaft hatte im Vertrauen des Volks einen Vorsprung von großer Tragweite gewonnen. „Unser Volk, sagte der Prinz nachher zu seinem Lebensretter, kann gar nicht glauben, daß Sie von Amerika kamen, es besteht darauf, Sie seien vom Himmel gefallen für diese gegenwärtige Krisis!“ Als alle Ausländer, auch die diplomatischen Vertreter Europas und Amerikas an die Küste zu fliehen genötigt waren, konnte Allen allein mit Weib und Kind in der Hauptstadt bleiben. Aus Dankbarkeit für seine Dienste stellte ihm die Regierung sogar die Errichtung eines Hospitals in Aussicht.[1]) Wie die jetzt von ihm unterrichteten ärzt-

[1]) Lowe S. 62 ff. Nach soeben (März) eingelaufenen neusten Nachrichten sind

lichen Studenten auch den christlichen Gottesdienst in seinem Hause besuchen, ist bereits erwähnt.

Endlich beachte man auch, daß in der ärztlichen Mission, durch die notwendig gleichmäßige Behandlung von Kranken verschiedener Kasten, oft in einem und demselben Krankensaal des Missionshospitals, sich nicht selten ein ganz natürliches Mittel darbietet zur allmählichen Erweichung der Kastenvorurteile. Nicht nur sitzen Glieder von Brahmanenfamilien mit Angehörigen anderer Kasten, wie natürlich, in den Wartezimmern bei den täglichen Bibellektionen zusammen, sondern es liegen auch z. B. Verwundete verschiedener Kasten oft wochenlang neben einander in demselben Zimmer. In einem Missionshospital in Travancore, erzählt der öfters genannte Dr. Lowe, lagen fast zwei Monate hindurch in demselben Saal ein junger Brahmane und seine Mutter, ein Sudra mit Weib und Bruder und ein Schanarknabe mit seiner Mutter, alle an gebrochenen Gliedern, und er setzt hinzu: „für diese Zeit wenigstens nivellierten gebrochene Beine jeden Kastenunterschied und erzeugten ein Band des Mitgefühls zwischen den Patienten.“ In einigen Freiapotheken bedarf es zum Eintritt eines Billets, worauf auch ein Schriftvers steht. Wenn die ärmste kastenlose Frau das erste Eintrittsbillet erhält, so wird sie auch als die erste bedient — zum großen Erstaunen der höheren Kasten, die dadurch an christliche Gleichordnung sich gewöhnen lernen müssen.[1])

So zeigt sich von allen Seiten der unendliche Wert der ärztlichen Mission als Bahnbrecherin auch für die geistigen, sittlich-religiösen und socialen Einwirkungen des Christentums. Ärztliche Hilfe ist eben überall derjenige Punkt, wo die Überlegenheit christlicher Wissenschaft über heidnische Unwissenheit, christlicher Liebe und Menschenfreundlichkeit über heidnische Selbstsucht und Grausamkeit für Hoch und Niedrig, für Halbcivilisierte und Barbaren am handgreiflichsten an den Tag tritt. — (Schluß folgt.)

Eine Missionsapologie aus sachverständigem Laienmund.

Ansprache, gehalten von Herrn Charles Brownlee,[2]) ehemaligem Minister der Angelegenheiten der Eingebornen der Kap-Kolonie, in der Missions-Konferenz zu King Williamsstadt den 6. Juli 1887.

Ich bin ersucht worden, in dieser Versammlung einen Vortrag über Mission zu halten. Die größte Schwierigkeit hierbei ist, in der Zeit, die mir

ein Regierungshospital, eine staatliche medizinische Schule und ein Waisenhaus bereits unter der Leitung jener Mission im Gange, und scheint überhaupt die Regierung dem Christentum, besonders dem Protestantismus durchaus nicht so feindlich gegenüber zu stehen, wie in der Regel angenommen wird; s. The Missionary Review of the World, März 1888 und The Christian, 16. März d. J. S. 6.

[1]) Our Indian Sisters S. 27. Lowe S. 65. Medical Missions at home Juni 1887, S. 262.

[2]) Mitgeteilt durch Miss. Sup. Kropf. — Welche hohe Achtung Herr Brownlee

zu Gebote steht, das zu sagen, was über diesen so großen und hochwichtigen Gegenstand zu sagen wäre. Ihre Gegenwart an diesem Abende zeigt mir, daß Sie sich für die christlichen Missionen unter den Heiden interessieren, und überzeugt sind von dem Guten, das sie stiften. Deshalb ist es auch nicht nötig, Ihnen die moralische Verpflichtung der Christen ans Herz zu legen, das Evangelium den Heiden zu bringen. Ich will deshalb ein wenig niedriger greifen und mich bemühen, den Einwürfen gegen die Mission zu begegnen und zeigen, daß es einfach aus Gründen des Selbstinteresses und des gemeinen Geldgewinns vorteilhaft für eine Nation ist, wenn sie das Missionswerk unterstützt und die Heiden zu Christen macht. Indem ich dies thue, werde ich mich bemühen, meine Stellung durch Thatsachen aus meiner mehr als 60jährigen Erfahrung zu illustrieren.

Mein Vater kam 1820 als Missionar zu den Geikakaffern. Ich wurde 1821 in Tyumi im Kafferlande geboren und kenne deshalb alle Missionsarbeit in diesem Lande von ihrem ersten Anfange. In jener Zeit sah man keinen einzigen Artikel europäischer Manufaktur unter den Eingebornen, ausgenommen wenige Perlen, Stücke Kupfer oder Messingdraht und Knöpfe. Die Bearbeitung des Landes geschah mit einem Werkzeuge, das einem Kahnruder ähnlich sah. Die Zäume für Ochsen und Pferde waren Stückchen Holz, befestigt mit Riemen von ungegerbtem Ochsenfell; ein dreieckiges Stück Eisen, 1—2 Pfund schwer, diente als Beil, eiserne Töpfe und Blechgefäße waren nirgends zu sehen. Der Umsatz aller Artikel, die auf dem in Fort Wiltshire, dem einzigen Orte, wo damals Handel mit den Kaffern getrieben werden durfte, getauscht wurden, betrug nicht mehr als 4000 Mark jährlich. Die Häuptlinge kleideten sich in Leopardenfelle, und die gemeinen Leute trugen einen Umhang von selbst gegerbtem Ochsenfell. Die Männer entfernten sich selten weiter als eine halbe englische Meile von ihrer Hütte, ohne mit vielen Spießen bewaffnet zu sein, die sie selbst ins Gotteshaus mitnahmen, wenn sie vermocht wurden, dasselbe zu besuchen. Die Kaffern hatten keine Literatur. Die ersten Missionare hatten sich erst die Sprache anzueignen, Herr der Schnalzlaute zu werden, und dann unser Alphabet diesen fremden Lauten anzupassen. Sie sehen hieraus, wo und wie die ersten Missionare vor 66 Jahren zu beginnen hatten.

Hervorragend in dieser Arbeit war der Missionar Bennie, der Vater der Kafferliteratur, der schon lange in die ewige Ruhe eingegangen ist. Er wurde hierbei kräftig von dem Missionar Thomson unterstützt, der jetzt ein Greis von 94 Jahren auf den Ruf seines Herrn wartet, um sich mit seinen Mitarbeitern und denen zu vereinigen, die durch jener Arbeit aus der Finsternis zum wunderbaren Licht gebracht wurden und vor ihm in des Vaters Reich eingegangen sind.

Sobald das Wort der Missionare Einfluß auf die Kaffern ausübte, ver-

genossen geht schon daraus hervor, daß ihm das Parlament, als er sich pensionieren ließ, in Anerkennung seiner großen Verdienste sein ganzes Gehalt (20 000 Mk.) als Pension beließ. So etwas war in Südafrika noch nicht geschehen. Brownlee war ein wirklicher Kenner der südafrik. Verhältnisse, auch der Kaffersprache und Sup. Kropf schreibt, daß er in der Bibelübersetzungskommission darum das ausschlaggebende Mitglied gewesen. Das Zeugnis eines solchen Mannes wiegt schwerer als das von hunderten von Reisenden. D. H.

schwand auch die rote Farbe, mit der sie sich bemalten, und es entstand ein Verlangen nach europäischer Kleidung. Mit der Ausbreitung des Evangeliums wuchs auch das Verlangen nach europäischen Sachen; und ich glaube diese Versammlung überzeugen zu können, daß wir das große Einkommen, das die Regierung aus dem Handel mit den Eingebornen zieht, größtenteils den Missionaren zu verdanken haben. Die Kafferchristen, die zuerst ihre nationale Sitten durchbrachen, hatten wahrlich keine angenehme Zeit. Sie wurden verachtet und verspottet als solche, die von den Gebräuchen ihrer Vorväter abgefallen waren, und wurden amaggoboka d. i. Durchlöcherte, Durchbohrte genannt. Diese Bezeichnung, ursprünglich zum Spott erfunden, hat diesen Beigeschmack verloren, und viele beanspruchen diesen Namen, die kein Recht haben, ihn sich beizulegen.

Nachdem ich den Zustand der Kaffern, wie er bei Ankunft der ersten Missionare war, aufgezeigt habe, will ich jetzt so kurz als möglich die Einwürfe gegen die christlichen Missionen beantworten.

Man sagt: christliche Eingeborne seien keine so guten Knechte und Mägde, wie die wilden uncivilisierten Heiden. Seit 50 Jahren hatte ich Eingeborne in meinem Dienst, Heiden sowohl als Christen, und habe gute, schlechte und mittelmäßige Knechte aus beiden Klassen gehabt. Ich bin von den Heiden bestohlen worden, aber nie von einem Christen. Dieser ist frei wenigstens von der allen Kaffern anhaftenden Sünde, die unsere Farmer so ruiniert, vom Viehstehlen. Es kann freilich sein, daß viele Herren, die sich so schlecht über die sogenannten Schul- oder Stationskaffern äußern, nie solche in ihrem Dienste oder vielleicht nur die schlechteste Probe davon hatten, oder daß sie einen Schulkaffer in ihrem Dienst zu haben meinten, der in der That entweder kein solcher war, oder wegen schlechten Betragens die Station hatte verlassen müssen.

Wohl ist es wahr, daß der Missions- oder christianisierte und civilisierte Kaffer einen bessern Lohn erwartet, als der rote Kaffer. Dieser würde bei einer sechsjährigen Dienstzeit mit einem Lohn von 10 Mark im Monate, oder einer Kuh im Jahre, am Ende seiner Dienstzeit ein reicher Mann sein und vielleicht 20 Stücke Vieh besitzen, während der christliche Diener am Ende dieser Dienstzeit ebenso arm wäre, als am Anfang, weil er die ganze Einnahme zu seiner und seiner Familie Bekleidung nötig hätte.

Im Jahre 1860 wurde viel Vieh von den Kolonialfarmern gestohlen. Ich erließ scharfen Befehl an die Dorfschulzen meines Distrikts, alle Eingebornen, die meinen Bezirk mit Vieh betraten, zu mir zu bringen. Bald darauf brachte mir einer meiner Schulzen einen anständig gekleideten Kaffer zu meinem Büreau, den er mit 10 Stücken Vieh in meinem Bezirk gefunden hatte. Der Schulze war ein wenig ängstlich, weil er fürchtete, seine Instruktion überschritten zu haben, da der Kaffer ihm gesagt hatte, er sei ein Christ, habe eine Bibel und werde den Schulzen, wenn er ihn nicht seines Weges ziehen ließe, für Schadenersatz verklagen, weil er ihn als Dieb behandelt habe. Der Kaffer behauptete, er sei ein Christ, und deshalb ein ehrlicher Mann, der mit seinem durch Arbeit ehrlich erworbenen Vieh nach seiner Heimat Tembuland reise. Ich sagte dem Schulzen, er brauche sich nicht zu fürchten, da er einfach seine Pflicht gethan habe. Der Kaffer wurde mir vorgeführt. Auf meine Frage antwortete er, er sei ein Christ, und zwar schon seit vielen Jahren,

durch die Predigt des Missionars Laing, später habe er in Peelton und Newlands gewohnt; er habe eine Bibel und könne lesen. Er zeigte mir die Bibel, die sich als eine englische Grammatik auswies. Als ich ihn aufforderte, ein paar Zeilen zu lesen, sprach er einen Satz in Kafir aus. Als ich ihm sagte, das Buch spräche Englisch, aber nicht Kaffersch, antwortete er ohne Rückhalt und Scheu: Ich weiß, es spricht Englisch, aber was ich sage ist das, was es in Kafir sagen würde. Es ist unnötig, zu bemerken, daß der Kaffer ein Dieb und Betrüger war und nie an den angeführten Orten gelebt hatte. Zwei Tage nach seiner Arretierung meldete sich der Farmer, dem er das Vieh gestohlen hatte. Im gewöhnlichen Berufe solcher Fälle würden die Gerichtsbücher diesen Dieb rubriciert haben: Ein christlicher Kaffer von Peelton, Burnschitt und Newlands, und die Feinde der Mission würden aus diesem Falle Kapital für ihren Einwurf gegen die Mission geschlagen haben: „Die Schulkaffern taugen nichts."

Lassen Sie uns jetzt das Zeugnis eines heidnischen Kaffern hören, das er für die Ehrlichkeit seiner christlichen Landsleute ablegte, trotzdem er nicht mit ihnen sympathisierte. Zur Zeit jenes Diebstahls verlor ein heidnischer Kafferschulze Gcobo 6 Ziegen. Er verfolgte die Spur der Ziegen bis auf die Gemeindeweide der Missionsstation Emgwali, wo sie sich zwischen den Spuren der Stationsschafe und -ziegen verlor, so daß es unmöglich war, sie weiter zu verfolgen, obgleich die Stationsleute allen nur möglichen Beistand leisteten. Gcobo verlangte deshalb nach damaliger Sitte Bezahlung oder Ersatz von den Stationsleuten. Diese weigerten sich, zu zahlen, und luden Gcobo ein, alle ihre Hütten zu durchsuchen, und wenn er etwas Verdächtiges fände, wollten sie ihm Genugthuung leisten und den Dieb ausliefern. Gcobo wies dies Anerbieten mit dem Bemerken ab, er habe hinreichenden Beweis für ihre Schuldigkeit, ihm die Ziegen zu bezahlen. Er verklagte die Leute. Ich sagte zu ihm: Gcobo, du bist ein großer Mann und Geh. Rat. Du erinnerst dich doch, daß mein Vater vor 50 Jahren ins Land kam; hast du gehört, daß während dieser Zeit je ein christlicher Kaffer wegen Diebstahls verurteilt wurde? Ich habe es nicht gehört, antwortete er. Hast du je gehört, daß die Spur von gestohlenem Vieh zur Missionsstation führte? Nein. Hast du je gehört, daß die Stationsleute gestraft wurden, weil die Spur auf der Gemeindeweide der Station verloren ging? Nein. Nun denn, Gcobo, ist es recht, daß wir, du und ich, die Christen zu Dieben machen, nachdem sie 50 Jahre lang beständig den Ruf ehrlicher Leute getragen haben? Nein. Die Antwort dieses Heiden ist wert, aufbewahrt zu werden; sie zeigt, daß sich selbst bei Wilden noch manche gute Seite findet, wenn wir nur den rechten Weg einschlagen, sie hervorzulocken. Du hast recht, sagte Gcobo, wir können die Christen nicht zu Dieben machen, ich bin zufriedengestellt, und zu den Angeklagten sich wendend, sagte er: Laßt uns nach Hause gehen, die Sache ist abgethan. Dies ist das Zeugnis eines Heiden, und zwar abgelegt gegen seinen eigenen Vorteil; ein Beispiel wert von Männern befolgt zu werden, die größere Vorzüge und Gnaden haben, als der Heide Gcobo.

Im Jahre 1851 brach ein Kafferkrieg aus. Die Einwohner der Stationen Pirie, Peelton, Bethel u. s. w. versammelten sich auf der sogenannten Brownlee's Station. Nicht alle waren Christen, sondern waren christlichen Familien angehörig und unter christlichem Einfluß stehend. Die Weißen, die

die Anforderungen eines Krieges kannten, verdoppelten den Preis für die von ihnen gestellten Kriegsfuhren, aber die einfachen Kafferchristen, die in der politischen Ökonomie noch nicht so weit vorgeschritten waren, die Wagen und Schlachtvieh besaßen, waren mit den gewöhnlichen Preisen, wie sie vor dem Kriege waren, zufrieden. So halfen sie der Regierung aus großer Verlegenheit und verloren dadurch viele tausende Pfunde Sterling. (Als die englische Macht von den Kaffern in King Williamsstadt eingeschlossen war, waren es zwei christliche Kaffern von der Berliner Station Wartburg, die ihr Leben wagten und verkleidet als Heiden durch des Feindes Linie gingen um des Gouverneurs Aufruf um Hilfe nach der Kolonie zu bringen. K.) Jene Stationsleute, 3000 an der Zahl, kampierten 2 Jahre lang auf Brownlee's Station, und während dieser ganzen Zeit war es nicht nötig gewesen, auch nur einen Polizisten dorthin zu placieren. Die Regierung brauchte keinen Pfennig dafür auszugeben, die geistliche Pflege, die die Leute durch die Missionare Brownlee, Roß und Liefeldt genossen, war die beste Polizei. Während dieser zwei Jahre war kein einziger dieser Kaffern vor den Richter gestellt worden, auch nicht um das geringste Versehen. Dies war allein die Frucht des missionarischen Wirkens und Einflusses.

Ein anderer Einwurf gegen die Schulkaffern wird von den Steuererhebern gemacht. Es sei schwieriger, die Steuern von den christlichen Kaffern einzuziehen, als von den Heiden. Es mag so sein. Nichtsdestoweniger, der christliche Kaffer, der keinen Pfennig direkte Abgaben bezahlt hat, hat bereits zu den allgemeinen Revenüen mehr beigetragen, als sein heidnischer Nachbar, der alle seine Abgaben bezahlt hat; denn während der wilde Kaffer wenig oder nichts zu den indirekten Abgaben beiträgt, hat der christliche Kaffer für Kleidung Nahrung u. s. w. den Zolleinnahmen zugewandt, was der rote Kaffer nicht gebraucht. Außerdem hat der christliche Kaffer zur Unterhaltung von Kirche und Schule beizutragen.

Abgesehen vom missionarischen Einfluß, hat die Berührung mit Europäern wenig zur Civilisation der Eingebornen oder zur Wandelung ihrer Sitten und Gebräuche beigetragen. Es giebt Ausnahmen, aber nach meiner Erfahrung ist die Regel, daß heidnische Kaffern, die jahrelang im Dienst standen und während dieser Zeit vielleicht gekleidet gingen, gewöhnlich ohne Ausnahme ihre Kleidung wegwerfen und sich rot schmieren, sobald sie zu ihren Landsleuten zurückkommen. Ich könnte viele Beispiele anführen, doch zwei werden genügen.

Zwei Fingufamilien ließen sich 1858 im Geikadistrikte nieder, beide mit guten Zeugnissen über ihre lange und gutgeführte Dienstzeit versehen.

Das Haupt der einen Familie war Adonis, ein Heide durch und durch. Er besaß 100 Stück Hornvieh, und 1000 gute Wollschafe mit einem jährlichen Einkommen von 4000—6000 Mark. Er bezahlte pünktlich seine Hausabgabe, aber darüber hinaus auch gar nichts zu den Revenüen. Sein Geld vergrub er oder benutzte es zur Vermehrung seines ohnehin schon großen Viehstandes. Adonis wurde in der Rebellion 1877 getötet und nach Beendigung derselben erlangte sein Sohn einen Paß, um das von seinem Vater verborgene Geld zu heben und brachte 30 000 Mark zurück, die sein Vater von Zeit zu Zeit vergraben hatte. Diese 30 000 Mark waren also der Cirkulation entzogen, und dem Staate ein Verlust von 1800 M. per annum entstanden.

Der Sohn lebt jetzt im Ostlondondistrikt auf einer Farm, die er von seines Vaters Gelde gekauft hat, aber als Heide, und trägt zu den Staatseinnahmen, außer der Landrente, nichts bei.

Die andere Familie bestand aus den beiden Brüdern Tintili, mit großen Familien von Söhnen und Töchtern. Sie zusammen hatten weniger Vieh als ihr Nachbar Adonis. Sobald ich ihnen ihre Plätze angewiesen hatte, erbauten sie sich viereckige Häuser, und da sie Christen waren, auch eine kleines Kirchlein; sie schafften sich einen Lehrer für ihre Kinder an unter der Leitung des seligen Tiyo Soga. Nach und nach wurden 5 der Söhne dieser Tintilis zur Erziehung nach Lovedale geschickt. Einer von diesen stellte sich freiwillig als Missionskolonist, um nach Livingstonia zu gehen, wo er fünf Jahre lang eifrig arbeitete. Zwei sind Evangelisten, einer in Mbulu und einer in Qumbu im Ost-Griqualande, zwei andere haben sich dem Landbau gewidmet, während mehrere der Enkel erzogen werden, um in die Fußstapfen ihrer Väter und Großväter zu treten. Die Tintilis hatten kein Geld, um es in der Erde zu vergraben. All ihr Einkommen verwendeten sie auf Kleidung, Erziehung ihrer Kinder und Anschaffung alles dessen, was notwendig zu einem civilisierten Leben gehört. Viele derartige Fälle könnte ich anführen, die den civilisierenden Einfluß des Christentums und den Einfluß der Civilisation ohne Christentum zeigen.

Kürzlich ist vieles gesagt und geschrieben worden gegen die Erziehung der Eingebornen. Dieser Vortrag würde nicht vollständig sein, wenn er nicht auch auf diesen Gegenstand einen Blick würfe, was aber notwendigerweise nur ganz kurz geschehen kann. Einer der Einwände gegen die Erziehung der Eingebornen ist der, daß diese dadurch größere Schurken würden als sie zuvor waren, daß sie ihre Erziehung mißbrauchen um falsche Wechsel und Pässe zu machen. Ich habe von zwei oder drei Fällen gehört, in welchen Kaffern Wechsel gefälscht, und mehrere Fälle, in welchen sie die Unterschriften auf Pässen gefälscht haben. Das aber ist kein Beweis gegen Erziehung. Giebt es keine Wechselfälscher unter uns? Der Kaffer, der einen Wechsel fälscht, ist von Herzen ein Dieb; und wäre er nicht erzogen, er wäre seiner Neigung nichtsdestoweniger, aber auf eine viel erfolgreichere Weise nachgegangen, in einer Weise, die nicht so leicht entdeckt werden konnte, in grober Fälschung d. i. Viehdiebstahl. Von den 1600 Jünglingen, die Lovedale als Erziehungs-Anstalt benutzt haben, ist nur ein einziger als Pferdedieb durch meine Hände gegangen. Ich weise auf das kürzlich erschienene Buch: Lovedale past and present[1]) hin, wo ich neben dem Namen dieses jungen Mannes eingetragen finde: Sein späterer Lebenslauf ist nicht gut, nicht zuverlässig und Vertrauen erweckend — — er macht keinen guten Gebrauch von dem, was er gelernt hat.

Ein anderer sehr gebräuchlicher Einwand gegen die Erziehung der Eingebornen ist der, daß sie von geringem Nutzen sei, da viele von ihnen beim Verlassen der Schule zur rot geschmierten Decke zurückkehren. Baron von Hübner läßt in seinem Buche: Through the British Empire diesen Einwendungen freien Lauf, wenn er sagt: „Es ist nicht selten, daß man Schüler, die so eben das vorzügliche protestantische Institut Lovedale verlassen haben, in die Barbarei zurückfallen sieht, die aus Mangel, das Erlernte zu prakti-

[1]) Wir gedenken demnächst einen speciellen Artikel über Lovedale zu bringen.

zieren, alles vergessen, was sie gelernt haben und die Missionare auslachen." Wenn wir den demoralisierenden Einfluß in Anschlag bringen, der die einzelnen Jünglinge umfängt, wenn sie die Schule verlassen, so muß man natürlich schließen, daß eine große Zahl derselben ins Heidentum zurückfallen muß. Solcher Schluß unter solchen Umständen wäre nur vernünftig. Seit ich begann diesen Vortrag niederzuschreiben, habe ich mich bemüht, mich irgend eines Falles dieser Art zu erinnern, aber ich konnte nur drei ausfindig machen. In dem angeführten Buche finde ich, daß von 2058 Jünglingen und Jungfrauen 15 ins Heidentum zurückgefallen sind. Solch ein Resultat ist überraschend und zeigt deutlich den hohen moralischen Wert der in Lovedale empfangenen Erziehung; und Baron v. Hübner und andere, die seine Ansichten teilen, werden aufs wirksamste durch diesen sehr interessanten und lehrreichen Bericht über Lovedale widerlegt. Es ist unbegreiflich, wie der (durch die Welt spazierende!) Baron ein solch falsches und irreleitendes Urteil veröffentlichen konnte.

Es ist die Frage aufgeworfen worden: Wo sind die in Lovedale erzogenen Jünglinge und was ist jetzt ihre Beschäftigung? Wiederum weise ich auf das Buch als Antwort, und finde, daß vier als Missionare nach Livingstonia gegangen sind; zwei von diesen sind dort gestorben. Wir finden sie zerstreut über die Kolonie Natal bis ans äußerste Ende der Transvaal-Republik, im Mashona, Bechuana, Basuto und Pondsland und über die ganze Kapkolonie, beschäftigt als Pastoren, Evangelisten, Lehrer, Handwerker, als Polizisten, Schulzen, Dolmetscher und Schreiber im Dienste der Regierung und bei Kaufleuten und Advokaten, während die Mehrzahl sich in der Heimat aufhalten und sich ihren Lebensunterhalt auf ehrliche Weise erwerben. Die meisten von ihnen — mit Ausnahme der 15 zum Heidentum zurückgekehrten — entfalten einen heilsamen Einfluß unter ihren Landsleuten, der Regierung doppelt und dreifach die Unterstützung zurückzahlend, die jene aus dem allgemeinen Staatssäckel für ihren Unterricht zahlte.

Dasselbe kann von der Arbeitsabteilung gesagt werden. Aber weil dieser Vortrag schon so lang geworden ist, kann ich nicht weiter darauf eingehen; nur will ich bemerken, daß jeder Pfennig, der in diesem Zweige verausgabt wird, reiner Gewinn für die Kolonie ist; — Geld, das nützlich und vorteilhaft angelegt ist, daß auch manche Hoffnungen nicht realisiert, manche Erwartungen getäuscht wurden, manche Früchte unreif vom Baum fielen, giebt der Bericht offen zu. Wo ist ein Erziehungs-Institut im christlichen Europa oder christlichen Amerika, wo bei 2000 Schülern an keinen Mißerfolg gedacht werden könnte? Können wir vernünftiger- und ehrlicherweise erwarten, daß Jünglinge, die soeben ihrem barbarischen Zustande entnommen, und in Lovedale erzogen sind, auf einem höheren Standpunkte der Moral, Reinheit und Lauterkeit stehen sollten, als solche, die von frühester Kindheit an unter christlichen Einflüssen gestanden haben? Solch ein Gedanke ist rein absurd. Nichtsdestoweniger werden die ausnahmsweise vorgekommenen Fälle der Diebe und Trunkenbolde und derer, die falsche Wechsel schrieben, hervorgehoben als das Resultat der Erziehung in Lovedale und als ein Beweis, daß die dortige Erziehung nichts nützt.

Was man auch für eine Meinung von der Arbeit der christlichen Mission und den Heiden, an denen sie arbeitet, haben mag, so kann man doch nicht

zwei Meinungen über die enormen Geldverwendungen haben, die durch die Missionen dieser Kolonie zu gute gekommen sind. In Lovedale allein sind durch die schottische Freikirche 600 000 Mark auf die nötigen Gebäude verwendet worden. Dies ist keineswegs eine Kleinigkeit für unsern Reichtum und Kapital. Wir dürfen auch nicht außer acht lassen den Strom von Geld, der fortwährend von Europa nach Süd-Afrika fließt, in hundert tausenden von Mark, um für die Gehälter der Missionare und ihrer Gehilfen der verschiedenen Kirchenabteilungen, und für Bauten von Kirchen und Schulen verwendet zu werden. Lasset uns auch ins Auge fassen, wie unbedeutend der Handel bei Ankunft der Missionare war, und wie er sich jetzt auf 10 Millionen Mark beläuft, und dies vorzugsweise hervorgebracht durch den Einfluß und die Wirksamkeit der christlichen Missionen. Wenn wir alle diese Punkte zusammenfassen, selbst wenn wir den höheren christlichen Nutzen aus dieser Erwägung lassen, ich denke, daß selbst die größten Gegner der Mission zugeben werden, daß in betreff des Geldpunktes wenigstens die Missionen Süd-Afrikas einen ungeheuren Gewinn gebracht haben, und daß es nur unser Bestes suchen heißt, wenn wir die Bemühungen die Eingebornen zu christianisieren und zu civilisieren, durch unsre Mithülfe unterstützen, und so den unbekehrten unnützen rot beschmierten Kaffer, der noch heute an seinen nationalen Sitten, seinen Überlieferungen und Aberglauben hängt, in ein nützliches und nutzenbringendes Glied der menschlichen Gesellschaft verwandeln.

In diesen meinen Bemerkungen habe ich vorzugsweise auf Lovedale, als das älteste und größte Erziehungs-Institut dieses Landes, hingewiesen. Sie passen aber gleichwohl auf die gleichartigen Institute der Englischen Kirche und der Wesleyaner. Die Zöglinge dieser Institute nehmen eine hohe und ehrenvolle Stellung in der Civilisation der Eingebornen ein. Ebenso darf ich nicht vergessen die Mädchenseminare zu Peeton, Emgwali und Lovedale, ohne deren Arbeit die der Seminare für junge Männer nur halbe Arbeit wäre, denn wir können nicht hoch genug die Wichtigkeit der christlichen Frauen und Mütter in dem großen Werk der Evangelisation und Regeneration eines in Finsternis sitzenden barbarischen Volkes anschlagen.

Literatur-Bericht.

1. **Eppler:** D. Karl Gottlieb Pfander, ein Zeuge der Wahrheit unter den Bekennern des Islam. Mit Blicken in Vergangenheit und Gegenwart des Mohammedanismus. Basel, Missionsbuchhandlung. 1888. 1,40 M. — Eine dankenswerte Biographie, zumal sie uns in die sonst so wenig bekannte Mission unter den Mohammedanern einführt. Der übersichtlich geordnete Inhalt derselben zerfällt in 7 Hauptabschnitte: 1. Von Waiblingen über Basel nach Schuscha (Jugendgeschichte). 2. Der Mohammedanismus (volkstümliche Schilderung der Heimat, des Stifters und der Lehre desselben). 3. 12 Jahre in Armenien, Mesopotamien und Persien (Pfanders Missionsanfänge). In diesem Abschnitt ist ein besonderes Kapitel dem berühmtesten und gesegnetsten literarischen Erzeugnis Pfanders gewidmet, seiner apologetischen bezw. polemischen Flugschrift: Mizar ul Hack, Wage der Wahrheit, die zuerst in armenischer, turko-tatarischer und persischer Sprache erschien und später

noch eine Menge Übersetzungen in andere Sprachen erlebte.[1]) 4. Eine wohlangewendete Wartezeit. Durch den bekannten Kaiserlichen Ukas von 1835 war nämlich auf seinem bisherigen Arbeitsfelde auch Pfander die weitere Thätigkeit unmöglich gemacht. Er mußte sich also ein anderes Gebiet suchen und fand es endlich zu Agra in Indien, aber nicht mehr im Dienst der Baseler, sondern der englischen kirchlichen M.-G., nachdem die Ordinationsfrage in befriedigender Weise erledigt worden war. Es traten übrigens damals noch verschiedene andere deutsche Missionare von Bedeutung in den Dienst der Ch. M. S., z. B. Hörnle und Leupolt. 5. Pfanders Missionsthätigkeit in Agra (1842—1855) und 6. in Peschawar (1855—1857) bezeichnen die Höhe der Arbeit des jetzt ausgereiften Missionars und gehören daher zu den interessantesten Partien des Buches. Endlich 7. Pfanders Missionsthätigkeit in Konstantinopel (1858—1865) bildet den würdigen Abschluß dieses inhaltsreichen Missionslebens, dessen Aufgabe freilich wesentlich Saat auf Hoffnung gewesen ist, obgleich es ihm auch an mancher Erntefreude nicht gefehlt hat. In Anerkennung seiner hervorragenden mehrsprachigen literarischen Arbeiten machte der Erzbischof von Canterbury ihn zum Doktor der Theologie — die erste Ehre dieser Art, welche einem deutschen Missionar zuteil geworden ist.

2. „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1888.“ Leipzig, Wallmann. 1 M. — Auch im Kgr. Sachsen hat sich seit vorigem Jahre eine wie es scheint recht lebenskräftige Missionskonferenz konstituiert, deren erstes literarisches Lebenszeichen das vorliegende Jahrbuch ist. Eine feine Arbeit, welche auch über die Grenzen der genannten Missionskonferenz hinaus Wert hat. Es enthält außer einem Missions-Kalender, der freilich noch manche Lücke zeigt, mehrere selbständige Artikel über Indien und die dortige Leipziger Mission, brauchbare Bausteine zu Missionsstunden, statistische Data und missionsliterarische Übersichten.

3. **Soyaux**: Deutsche Arbeit in Afrika. Erfahrungen und Betrachtungen. Leipzig, Brockhaus. 1888. 3,50 M. — Wer sich über unsere kolonialen Aufgaben ein wenig wirklich orientieren will, der möge dieses von einem der sachkundigsten und zum Mitsprechen in kolonialen Fragen berufensten Männer geschriebene Buch lesen. Indem wir auf unsere eingehende Besprechung desselben im Sonntagsblatt der Neuen Pr. Ztg. (Nr. 6, vom 5. Febr.) verweisen, bemerken wir hier nur, daß es uns eine große Genugthuung gewährt, in allen wesentl. Fragen Soyaux die unsrerseits von Anfang an ausgesprochenen kolonialpolitischen Ideen von seinem rein erfahrungsmäßigen praktischen Standpunkte aus gleichfalls vertreten zu sehen. Aber in Missionssachen gilt die alte Erfahrung: bei allem Wohlwollen Mangel an Sachkenntnis und Urteilssicherheit. Dies zeigt sich gelegentlich eines Irrtums bezüglich der Gabuner Mission und bei den Citaten aus Pfleiderer und Joest. Leider fehlt in dem sonst so trefflichen Buche, was deutsche Missions-Arbeit in Afrika bereits geleistet hat. Wenn Soyaux z. B. die Baseler Missionsstationen auf der Goldküste oder die Berliner unter den Bassuto hätte kennen lernen, so würde er sein Buch vermutlich um ein sehr lehrreiches Kapitel vermehrt haben.

[1]) Soviel ich weiß, existiert von dieser Schrift keine deutsche Übersetzung, vielleicht wäre eine solche zeitgemäß.

Die katholische Kongo-Mission.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.[1])

Nach den Quellen zusammengestellt und beleuchtet

von P. J. Pfotenhauer, Dudensen.

Einleitung und Quellenüberschau.

Kein Teil von Westafrika ist geschichtlich so bekannt, wie das Königreich Kongo; aber es verdankt diese Auszeichnung nicht sowohl einer Wichtigkeit und Bedeutung, die ihm selber jemals eigen gewesen, als vielmehr andern Umständen zufälliger Art. Es grenzt an einen der gewaltigsten Ströme des afrikanischen Festlandes und hat demselben seinen Namen gegeben. Ein andrer Umstand, durch welchen das Land allbekannt geworden ist, ist der, daß es von der frühesten Zeit seiner Entdeckung durch die Portugiesen stets an der Spitze des fremden Sklavenhandels gestanden und aller Wahrscheinlichkeit nach die Märkte der neuen Welt mit einer größeren Anzahl von Opfern versehen hat, als irgend eine andere Gegend von Afrika. Ganz zu schweigen von der Bedeutung, welche diesem Lande durch die neuerlichen Vorgänge auf dem Gebiete der Kolonial-Politik verliehen ist. Was aber vor allem andern dazu beigetragen hat, diesem Lande in den Augen der gesitteten Welt Ruf zu verleihen, ist der Umstand, daß es der Schauplatz der zeitweilig größten Erfolge gewesen ist, welche die römische Kirche in ihrer Missionsthätigkeit je erreicht haben dürfte. Denn mehr als zwei Jahrhunderte war das Königreich Kongo, nach dem Zeugnisse der Missionare selber, so vollständig unter dem Einflusse Roms, wie irgend ein Schwesterland Europas, so daß es sich Rom selber zuzuschreiben hat, wenn die Einwohner dieses Landes in Bezug auf Gesittung und Christentum jetzt nicht mehr sind, was Rom aus ihnen machen wollte, oder was unter seiner Pflege und Erziehung überhaupt aus einem heidnischen Volke werden kann. Wenn man vielleicht behaupten darf, daß die Missionen Roms in andern Ländern durch das Emporkommen protestantischer Völker daselbst und durch politische Umwälzungen mit zu Fall gekommen sind, so ist doch gewiß, daß man in Bezug auf die römische Mission am Kongo dergleichen nicht geltend machen kann. Hier hat die römische Kirche stets das Feld aus-

---

[1]) Leider ist dieser Aufsatz viel länger geraten, als er nach meiner Disponierung werden sollte. Dennoch bringe ich ihn unverkürzt zum Abdruck, weil wir in ihm eine ebenso gründliche wie ehrliche Quellenarbeit besitzen, die uns ein konkretes Bild aus der römischen Missionsgeschichte vor die Augen stellt, welches nach mehr als einer Seite hin geradezu die Bedeutung eines *Paradigma* hat. Wie am Kongo *im wesentlichen ebenso* hat Rom z. B. in Südamerika, in Abessinien, in Japan u. s. w. missioniert. Aber Rom ist soweit davon entfernt, *Buße* zu thun über diese das Christentum schändende Mission, daß es sie vielmehr *heutzutage idealisiert*. Wer kennen lernen will, *was römische Tendenzgeschichtschreibung zu leisten* vermag, der vergleiche mit der vorliegenden *ganz objektiv quellenmäßigen* Arbeit die Darstellung derselben Geschichte in den „Kath. Missionen" 1887 Nr. 2—4. D. H.

schließend allein gehabt und mehr als zwei Jahrhunderte Mittel und Vorteile zur Verbreitung ihrer Religion sich zu verschaffen gewußt, wie sie dieselben in Zukunft für Bestrebungen dieser Art kaum je wieder zu finden hoffen kann.[1]) Dennoch fiel das stolze Gebäude in Schutt und Trümmer, und selbst diese sucht man heute vergeblich an der Stätte, wo sie wurden. So müssen also „die Mittel und Vorteile“, auf welche wir soeben hinwiesen, verkehrte gewesen sein, da andere Gründe des Verfalls ausgeschlossen sind. Es soll die Aufgabe dieser Ausarbeitung sein, diese Mittel und Vorteile zu beleuchten, den Gründen des Verfalls nachzuforschen. Zu dem Ende aber ist eine Darlegung der Geschichte, der äußeren Geschichte der Mission von nöten, da, wie sich herausstellen wird, in ihr schon wesentliche Stützpunkte und Momente sich abheben, welche dann in Verbindung mit sonst zu Erbringendem unsere Frage beantworten nach allen Seiten. Es würde sich somit ein volles Bild des äußeren und des inneren Getriebes römischer Missionsthätigkeit ergeben, um so wertvoller gerade in dieser Zeit, da Rom kecker denn je sein Haupt erhebt, auch auf dem Gebiete der äußeren Mission, wertvoller noch, wenn Rom lernen wollte aus dem Bilde, welches diese trostlose Geschichte, diese Tragödie vor seinen Augen entrollt. — Vollständig, quellenmäßig in des Wortes weitester Bedeutung ist die Geschichte dieser Mission noch nicht geschrieben, indes charakterisiere ich die nachfolgende Darstellung der Geschichte nur als einen Versuch; bei dem Wirrsal und bei der Art röm. Quellen und Geschichtsschreibung, oft nur ruckweise zu berichten, war und wird überhaupt vielleicht ein weiteres nicht möglich sein, während für das sonst Gebotene Vollständigkeit gefordert werden dürfte. Die Darlegung wird in folgenden Abschnitten verlaufen: 1. Die Mission im Dienste der portug. Handelspolitik bis 1645; 2. der Kulturzustand in Kongo; 3. die Mission der Kapuziner bis 1670; 4. Ausklingen und Ende bis 1875; 5. welches sind die Gründe dieses Zusammenbruches? —

Die Arbeit ist geschöpft zunächst und vor allem aus katholischen ursprünglichen Quellen:

1. Wahrhafte und eigentliche Beschreibung des Königreichs Congo in Afrika und deren angrenzenden Ländern, darin der Inwohner Glaub, Leben, Sitten und Kleidung wohl und ausführlich vermeldet und angezeiget wirdt. Erstlich durch Eduard Lopez, welcher in dieser Navigation alles persönlich erfahren, in Portugalesischer Sprach gestellt, jetzo aber in unsere teutsche Sprach transformiert und übersetzt durch Augustinum Cassiodorum. Getruckt zu Frankfurt am Main 1609. Erster Teil des orientalischen Indien. Verfasser war Kaufmann in Kongo und hernach Gesandter des Königs Alvaro. Bei seiner Rückreise nach Kongo von Rom aus hinterließ er seine Denkwürdigkeiten seinem Freunde Pigafetta, welcher dieselben auf Betreiben des Bischofs Antonio Megliori unter seinem Namen herausgab 1589. Schon 1597 erschien in London eine englische Übersetzung und hernach ward dieselbe in der Astley Collection abgedruckt. Beide engl. Versionen haben uns vorgelegen, beide stimmen mit der hier angeführten deutschen Übersetzung. Lopez ist der älteste Kongobeschreiber, seine Berichte scheinen einfach, treu,

———

[1]) Nach Wilson s. u.

wahr; freilich von der Wundersucht damaliger Zeit ist er nicht ganz frei, indes kann man gegen ihn die Beschuldigung von Erdichtung oder sträflicher Leichtgläubigkeit nicht erheben. —

2. Histoire des choses plus memorables advenues tant ez Indes Orientales que autres païs de la descouverte des Portugais en l'establissement et progrez de la foy Chrestienne et Catholique, et principalement de ce que les Religieux de la Compagnie de Jesus y on faict et enduré pour la mesme fin. Depuis qu'ils y sont entrez jusqu'à l'an 1600 par P. Pierre Jarric, S. J. à Bordeaus 1610. 2 Bde. Das Werk ist Louis XIII. gewidmet und von den Oberen bestens approbiert. Besondere Quellen giebt Jarric nicht an, nennt nur seine Autoren „wertvoll und glaubwürdig"; Lopez hat er benutzt. Das Werk charakterisiert sich als echt jesuitisches Machwerk, manches dunkle Blatt der Geschichte ganz verschweigend, den „bösen Feind" als besten Bundesgenossen da führend, wo es nicht rätlich war, die Missionsfehle mit dem rechten Namen zu nennen. —

3. Kirchengeschichte d. i. Katholisches Christentum durch die gantze Welt ausgebreitet, erstlich beschrieben durch R. P. Cornelius Hazart, ins Deutsche übersetzt durch R. P. Mathias Soutermans, beide der Gesellschaft Jesu Priester, Band 2. Wien 1684. Eine erbauliche Übersetzung der Nr. 2, wertvoll durch einige Zusätze, welche bei Jarric sich nicht finden, anderes, was bei Jarric sich findet, auslassend. Mehr für fromme, einfältige Leser. Wir haben diese Quelle trotzdem gern benutzt und viel daraus verwertet, um röm. erbaulich geschriebene Geschichte damit zu illustrieren. —

4. L'Afrique de Marmol de la traduction de Nicolas Perrot. Paris 1667. 3 Bde. Dieses sonst für afrikanische Geschichte sehr bedeutende Werk brachte für uns wenig Verwertbares. —

5. Der nach Venedig überbrachte Mohr, oder Curiose und wahrhaffte Erzehlung und Beschreibung aller Curiositaeten und Denckwürdigkeiten, welche dem wohlehrwürdigen P. Dionysio Carli von Plazenz, Capuziner Ordens Prediger und berühmten Missionario apostolico in seiner etlichjährigen Mission in allen 4 Weltteilen u. s. w. aufgestoßen. Erstlich von dem Authorn in Welscher Sprache geschrieben, anjetzt aber dem geist- und weltlichen Teutschen Leser zu einem nützlichen Zeitvertreib in die hochteutsche Sprache übersetzet. Augspurg 1692. Eine für die Geschichte fast gar nicht ausgiebige Quelle, überhaupt mehr Reisebeschreibung und Schilderung der Reisegefahren; ein Buch für „nützlichen Zeitvertreib". —

6. Merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung nach Congo in Äthiopien ...., beschrieben von P. Antonio Zuchelli von Gradiska, Prediger des Kapuziner-Ordens in Steyermark und ehemals apostolischer Missionar in Congo. Aus dem Italienischen. Frankfurt a. Main 1715. Eine sehr schätzenswerte Quelle besonders für die Kennzeichnung römischen Missionsbetriebes nach allen Seiten hin. Er steht als der letzte Zeuge des Unterganges da und giebt uns in seltener Offenheit das Schwert gegen Rom in die Hand. —

7. Relation historique de l'Ethiopie occidentale: contenant la déscription des royaumes de Congo, Angolle et Matambe, traduite de l'Italien du P. Cavazzi et augmentée de plusieurs relations portugaises des meilleurs Auteurs, par le R. P. J. B. Labat de l'Ordre des frêres Prêcheurs. 5 Bde. Paris 1732. Ein umfassendes Geschichtswerk über die portug. Kolonien und Kongo, nach Berichten von Augenzeugen zusammengestellt, nicht ohne Kritik. Ohne dieses wäre es unmöglich, die Geschichte Kongos zu schreiben, obwohl auch hier manche Lücken und Flüchtigkeiten besonders betreffs des 1. Jahrhunderts sich finden. Band 5 enthält die ausführlichere Nr. 5: Carlis Reisewerk. —

8. Histoire des découvertes et Conquestes des Portugais dans le nouveau monde par le R. P. J. François Lafiteau S. J. 2 Bde. Paris 1733. Ein unter röm. Schriftstellern selten gefundener Kritiker, der stets „en garde" steht gegenüber den Missionsberichten. Wir müssen es uns versagen, seine Grundsätze den Missionsberichten gegenüber hierherzusetzen, nur mit jenem Ausdrucke seine Stellung skizzierend. —

9. Astley, new general Collection of voyages and travels. London 1746. In ihr sind enthalten Lopez, Carli, Merolla. Dieselbe ist uns insofern von Wert gewesen, als wir durch sie und durch die gleich zu nennende 2. Kollektion imstande waren, die Vollständigkeit der Berichte zu prüfen. Merolla, Lopez, Carli haben die Probe bestanden, Carli ist z. B. fast wörtlich in den 4 verschiedenen Relationen. —

10. A Collection of voyages and travels some now first printed from original manuscripts others first published in English. 8 fol. London printed by assignement form Messrs Churchill 1752. Die Churchill Collection. —

Band 1 enthält: A voyage to Congo in the year 1666 and 1667 by the R. R. F. F. Michael Angelo of Gatina and Denis de Carli of Piazenza, Capuchins and Apostolick Missioners to the said Kingdom of Kongo; siehe Nr. 5, 7 u. 9. —

Ferner: A voyage to Congo and several others countries chiefly in southern Africa by Father Jerome Merolla de Sorrento, a Capuchin and Apostolick Missioner in the year 1682. Made English form Italian.

Merolla ist uns sehr wertvoll gewesen, so für den Ausgang der Geschichte Kongos, wie besonders für die Reaktion des Heidentums gegen die brutale Roheit der Missionare, wie zur Kenntlichmachung der Missionsmittel in derselben Weise wie Nr. 6. Verfasser ist Kollektant aus Cavazzi, aus Erzählungen von Mund zu Mund und aus anderer Ordensbrüder Schriften.

11. Voyage à la Côte Occidentale d'Afrique, fait dans les années 1786 et 1787 par L. Degrandpré, Officier de la Marine française. 2 Bde. Paris an IX. — 1801. Ein Augenzeuge eines vergeblichen Versuches französischer Missionare in Sogno wieder festen Fuß zu fassen. Verfasser war Sklavenhändler, offenbart trotzdem ganz verständige Ansichten. —

Ferner sind benutzt abgeleitete katholische Quellen: Hahn, Ge-

schichte der katholischen Missionen, Köln 1858, Band 2. Histoire générale des Missions catholiques par Henrion, Paris 1846, Band 1, Band 2—4 lagen in deutscher Übersetzung vor, Schaffhausen 1850. Dr. Jos. Chavanne, Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate, Jena 1887. Die „Katholischen Missionen“, illustrierte Monatsschrift 1887. Geist des heiligen Franziskus Seraphikus, dargestellt in Lebensbildern aus der Geschichte des Kapuziner-Ordens von P. Augustin Maria Ilg. Augsburg 1883. Ein für einen nüchternen Menschen, ich sage mit Absicht nicht Protestanten, ganz ungenießbares Buch, eine Verherrlichung des Kapuziner-Ordens, wie sie wohl einzig dasteht. Wir möchten fast die Wette angehen, daß das Buch so viel Wunder enthält, als es Seiten zählt. Trotz der Labat-Quelle, die benutzt wurde, ist die Darstellung der Kongomission so kritiklos, in solch liebesüßem, anwidernden Tone geschrieben, daß „der Leser vor süßer Vergnügung schier zerschmelzen möchte“. Und diese Zusammenstellung bezeichnen die „Kath. Miss.“ als ihre „ausführlicheren Berichte“ über die Kapuzinermission. —

Endlich protestantische Quellen: Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Kongo, von Dr. A. Bastian. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. Bremen 1859. Zur Charakteristik dieses Werkes diene folgendes Wort, welches als Motto über unsere Arbeit zu setzen wir uns fast versucht fühlen möchten: „Die Mißverständnisse, welche die kath. Missionare begingen, waren die Fehler des Systems, in dem sie erzogen waren und dem sie nur mit allzugläubiger Verehrung anhingen, aber freilich sind sie genug, um trotz des lächerlichen Eindruckes, den ihre Bekehrungsversuche oft machen, den Leser mit Entsetzen zu füllen über die Verirrungen, denen der menschliche Geist, selbst in einem fortgeschrittenen Zustande der Civilisation, noch ausgesetzt ist.“ S. 213. — Narration of an expedition to explore the river Zaire in 1816 under the direction of Captain J. K. Tuckey. London 1818. Verfasser beschreibt den Eindruck, den die verlassene Mission machte. — Weber, Allgemeine Weltgeschichte, 2. Auflage. — West-Afrika, geographisch und historisch geschildert von J. L. Wilson, deutsch von M. B. Lindau, Leipzig 1868. Verfasser war Missionar des A. B. in den fünfziger Jahren am Gabun. Als solcher hat er das sehr schätzenswerte Material zu seinem Werkchen gesammelt. Seine historischen Notizen über Kongo beruhen hauptsächlich auf Merolla und den Aufzeichnungen James Barbots und, wir glauben mit dieser Angabe nicht fehl zu gehen, auf den Zusammenstellungen historischer Notizen der Astley new Collection, und können somit auf Vollständigkeit kaum Anspruch erheben. Ebenfalls sind die Züge aus dieser Kollektion entnommen, welche das innere Missionsgetriebe, die Missionsmittel darlegen. Darf auch dieser Abschnitt nicht ausreichend genannt werden, so sind wir trotzdem dem erfahrenen Missionare und Kenner des Charakters der Neger zu großem Danke verpflichtet und bekennen es gern, daß wir in vielen Partien seiner gediegenen Leitung gefolgt sind. — Zum Schlusse nennen wir: Angola and the River Kongo by J. J. Monteiro, London 1875, nicht klar darüber, ob Verfasser Protestant oder Katholik ist; nach dem Klange des Namens zu

schließen, ist Portugal sein Vaterland. Er gehört zu den Reisenden, welche den Zustand beschrieben haben, wie ihn in Rede stehende Mission in diesem Jahrhundert darbot.

---

1. Die Mission im Dienste der portugiesischen Handelspolitik. 1484—1645.

Im Jahre[1]) 1484/1485 entdeckte der portugiesische Marineoffizier Diego Cam, von seinem Könige, Johann II., zur Erforschung der Küste Afrikas und eines Seeweges nach Ostindien ausgesandt, die breite Mündung des Kongo; kühn fuhr er den gewaltigen Strom eine Strecke hinauf, brachte von den schwarzen Uferbewohnern, welche, durch Geschenke angelockt, staunend um die weißen Fremdlinge sich scharten, durch Zeichensprache in Erfahrung, daß sie Unterthanen eines mächtigen, im Binnenlande wohnenden Königs, des Mani-Congo seien. Durch die freundliche Stellungnahme der Eingeborenen bewogen, beschloß er, ohne Säumen die ihm gewordene Mitteilung auszukundschaften, und entsandte Mannschaften seines Schiffes mit Führern zu dem fabelhaften Könige, ihnen baldigste Rückkehr zur Pflicht machend. Da aber seiner Kundschafter Wiederkehr weit über die bestimmte Zeit sich verzögerte, ließ er die Anker lichten, bemächtigte sich 4 Eingeborener, denen er allerdings Rücklieferung in ihr Vaterland binnen 15 Monaten versprach, und kehrte nach Portugal zurück.

„Cette acte violente, faite si brusquement et qui était une vraie hostilité, réussit par une espece de prodigue et par un miracle de la providence!" Lafiteau 1, 54. Bei Hofe riefen seine Erzählungen und die Schilderungen der Neger, welche unterwegs portugiesisch gelernt hatten, große Freude hervor, dergestalt, daß Johann II. Diego baldigst wieder entsandte, „ihme ernstlich anbefehlend, vor allen anderen den kongischen König mit denen Gaben, so er hinbeygefüget, zu beehren und ihn allgemach zur Erkentnuß Gottes anzuweisen." Nach Austausch der Geiseln entledigte sich Diego seines Auftrages so geschickt, daß der König

„durch diese Begebenheit, eine so herrliche Bottschafft und seltsame Gaben auf den Gipfel der Glückseligkeit sich gesetzt glaubte." „Der kluge Abgesandte, nachdem er alles, was des Königs Ansehen und seines Volkes Vergnügung er-

---

[1]) Die Darstellung der Geschichte bis 1600 ist gegeben nach Hazart l. c. Band 2, S. 127 bis 147, du Jarric l. c. Buch 3, S. 1—75, Lopez l. c. S. 38—60, Labat l. c. Band 2, Kap. XII. u. XIII, S. 342—405. Der Raumersparnis wegen ist hier die Quellenangabe genau gemacht; wo es nötig erschien, ist jedoch besonders verwiesen.

fordern kunnte, vollbracht," — Labat erwähnt ein Bündnis zwischen Kongo und Portugal, Jarric redet von „guten Diensten", durch welche er den König geneigt gemacht, — „auch vermerdet, daß ihme seine Persohn begunnte angenehm zu sein, in Erinnerung, was ihme sein Herr so ernstlich anbefohlen hatte, fienge allgemach an, die Glaubenssach in Gespräch einzuführen, sich des kongischen Gottesdienst zu erkündigen und hinwiederum den portug. herfürzustreichen. Allhier ließe sich ganz klärlich sehen, daß ein Gotteuffriges Gemüth zum Oeffteren mehr Wirkung und Nachdruck habe, eine Seele zu bewegen, als manche spitzfindige Sophisten und hochmüthige Schwätzer, welche, weil sie Alles mit der menschlichen Vernunfft abmässen und viel argsinnige Schlußreden erzwingen wollen, die klare und blosse Wahrheit verfinstern, selten in die Hertzen dringen, oder dieselben nicht leichtlich zu Gott bekehren. Canus, der vielmehr gewohnet mit dem Schwerdt als mit der Feder zu fechten, auch mehr die Vestungen als die Hertzen zu belägern, würckte dennoch mit seiner klugen Bescheidenheit nächst Gottes wunderbahrer Beyhülff so viel in dem Gemüthe des Königs, daß er in seinem Irrthum unruhig, auch bald hernach in großer Begierd sich entzündet befande, etwas mehreres und gründliches von dem Christglaub zu vernehmen. Er ließe fast kein Gespräch fürüberstreichen, worinn er nicht etliche Lehrfragen eingemenget, und da sie erörtert worden mit eußerlichen Frohlocken seine innerliche Vergnügung zu erkennen gegeben. Es wuchse bei ihme allgemach eine so merckliche Hochschätzung des Christentums, daß er wider die heidnischen Gepräng zu schimpffen und selbe bei seinem Adel zu verkleinern, ja dieselben mit bescheidenen Klugreden davon abzuhalten begunnte. Wodurch denn auch bei ihnen" — innerlich getrieben durch eine außerordentliche Einwirkung Gottes, inspiration, der augenscheinlich den Verstand der Aethiopier erleuchten wollte, um den Pfad des Heiles zu erkennen, Jarric — „eine so gute Gewogenheit zu dem Christenglaub eingepflanzet wurde, daß sie einhellig nach gäntzlicher Bekehrung ein hertzliches Verlangen trugen." —

„Das Feld schiene nun weiß zu sein zur Erndte, es mangelte aber an Arbeitern, und Canus ward befehligt, sobald das Meer segelbar wäre, wieder nach Portugal zu kehren. Der heidnische Fürst ließe ihn ungern und mit Schmertzen von sich," gab ihm aber 4 kongische Jünglinge mit unter der Oberaufsicht Zakutas, welcher Johann II. vor allem Dank abstatten, ihn um Glaubensunterweisung und Taufe seiner Gefährten angehen und bei Rücksendung derselben um „einige christeuffrige Lehrer" bitten sollte, „von denen hernach seinen königlichen Printzen, Verwandten, ja dem gantzen Königreiche gleiche Gnad der Unterweisung und christliche Wiedergeburt widerfahren möchte," er selbst, der König, wünsche nichts mehr in der Welt, als Christ zu werden. Dieser Botschaft fügte der König eine Sendung des „besseren Helffen-Beins und viel von Palmblättern künstlich gewürckte Kleydung" bei. —

Als in Lisboa ein Jeder „zu Mark gebracht, was ihme anbefohlen war, konnte sich der Gottsfromme Fürst der Freudens-Zäher kaum enthalten in Bedencken, daß nunmehr ein so großes Thor eröffnet, dahin das Evangelium eingeführt werden kunnte." Zakuta samt seinen Begleitern ward im Christentum unterwiesen, mit großem Gepränge getauft — Johann

und sein Weib Eleonore standen als Taufpaten —, sodann „klugsinnigen“ Lehrern anvertraut, von denen sie „in freyen Künsten und kirchischem Gepräng“, sowie im Portug. 2 Jahre unterrichtet wurden. Nach Verlauf dieser Zeit und „da sie nunmehr als Gottseelige Christen in allem Guten wohl gegründet waren“, ließ Johann sie unter Gonsalvo Susa ziehen zusammen mit etlichen von „Tugend und Weisheit sehr berühmten Priestern aus dem Orden S. Dominici, welche im Kongischen Weinberg zuerst arbeiten und die gewünschte Frücht dem himmlischen Haußvatter embsigst einsamlen sollten.“ Ein mit Gold reich gesticktes Meßgerät nebst all anderem gleich kostbaren Zubehör, solches dem König in Kongo zu verehren und damit den christlichen Gottesdienst allda zu halten, vervollständigte die vom Könige geleistete Ausrüstung der Sendboten.

„Man kann sich denken, daß die Erzählung der Kongoneger auf ihre Landsleute einen gewaltigen Eindruck hervorbringen mußte. Was ihnen von Lissabon und seiner Königspracht berichtet und durch nie gesehene Geschenke glaublich gemacht wurde, diente auch dazu, ihr Herz zur Annahme des neuen Glaubens an die Erlösung durch Jesus Christus und an die Herrlichkeit des Himmels vorzubereiten und so ist es nicht überraschend, daß die Predigt anfangs auf keinerlei Hindernis stieß.“ Kath. Miss. 1887, 51. —

„Das hitzige Verlangen der Kongianer zur eignen Bekehrung war von solanger Verweilung ihrer Abgesandten inzwischen nicht erkaltet, sondern vielmehr angefeuert.“ Vor allem ist es der Schwiegervater des Königs, der Mani von Sogno — an der Mündung des Kongo gelegen —, der in seiner Grafschaft alle mögliche Veranstaltung getroffen hat, die erwünschten Christlehrer zu empfangen, den Ankommenden mit hoher Freude entgegeneilt, „daß es schiene, als wolle er vor süßer Vergnügung zerschmelzen.“ Ja, er bittet Rodrigo Susa, Gonsalvo war auf der Reise gestorben, inständigst, doch ehestens an ihm selbst, seines hohen Alters wegen, und an etlichen seiner Kinder die Unterweisung vorzunehmen, auch ihm die heil. Taufe ehestens zu erteilen. „Man richtete ungesäumt eine zierliche Laubhütten auf, stellte einen Altar darein, hielte das heil. Meßopffer und ward erstgedachte Fürst sammt seinem unmündigen Söhnlein bei großem Freudengeschrei sowohl der Mohren als Portugesen von oberwehnten Priestern in dem Heylwasser gereinigt 1491. Der Vatter erhielte den Namen Emmanuel, das Söhnlein Antonio.“ Dem älteren Sohne, obgleich derselbe dem Vater in solch heiligem Werke zu folgen wünschte und seinen Vater inständigst bat, ihn solcher Wohlthat nicht zu berauben, wehrte der Vater die Taufe, da er durch solche dem Könige und seinen Kindern würde zuvorkommen. „Nach empfangener Tauff fienge das Feuer des christlichen Euffers aus dem Gemüth dieses Fürsten auff allen Seiten mit Gewalt herfürzubrechen! Man sahe aus seinem entzündeten Gesichte und allen eußerlichen Geberden, daß seine Vernunfft mit einem himmlischen Geist erleuchtet und sein Wille mit einer stets wirkenden Gnad gestärket wäre. Denn es ware ihme nit genug, sein eignes Heyl versichert zu haben, er

trachtete auch andere zur Erkenntnuß Gottes zu bringen und zu beweisen, wie gut und wahrhafft der Glaub wäre, den er angenohmen. Einsmals bei öffentlicher Versamlung einer fast unzehlbaren Menge stiege er selbsten auf den Lehrstuhl, schalt mit hefftigen Worten die im Land allbräuchige Irrthum und Abgöttereien, versagte und verfluchte dieselben mit so herztlichem Leidwesen über vorgehabte Blind- und Unwissenheit, daß das Volk vor Entsetzen staunte und etwas Göttliches in ihm zu sein öffentlich außsagte." —

Der König außer sich vor Freude ob solcher Botschaft, „ließe den Grafen zu so heiliger Verrichtung durch Bottschafft Glück wünschen und vermehrte seine liegende Habschafft mit einem Erbland 30 Meilen lang und 10 Meilen breit." „Dieß waren lautter Blaßbälg, die Inbrunst des neu bekehrten Fürstens noch mehr anzuflammen." So erließ er denn, vom Könige dazu ermächtigt, strengen Befehl, daß alle seine Unterthanen „soubs griefes peines" ihre Idole auf einen Haufen bringen und verbrennen sollten, ein Befehl, dem man nachkam, von seiten der meisten mit Widerwillen. Die Ordensleute verehrte er als von Gott gesandte Lehrer, täglich besuchte er die Messe mit so großer „Inbrunst und Andacht" — crainte et terreur bei Jarric — „als sehe er seinen Gott und Herrn sichtbarlich vor Augen." Als eines Tages sein Gefolge vor der Kirchthür während der Messe lachte und scherzte, befahl er Hinrichtung der Frevler, „mit vermelden, daß bei währendem Opffer, darin der Weltheiland und Sohn des Allerhöchsten gewandlet wird, sich unehrerbietig zeigen ein unnachläßliches, folgends höchst sträffliches Verbrechen wäre." Nur die Dazwischenkunft der Portugiesen ließ ihn seinen Befehl zurücknehmen. —

Indes gelangt vom Mani von Kongo Botschaft an Rodrigo, er habe sich sonderlich über die stattgehabte Bekehrung gefreut, auch das Tauffest mit allerlei Ehr und Freudenspiel am Hofe mitgefeiert, doch trage er großes Verlangen, selbst der Taufgnade teilhaftig zu werden und bitte darum, Rodrigo möge sich baldmöglichst mit den Seinen an seinem Hofe einstellen. So läßt denn Graf Emmanuel Susa mit Trägern wohl ausgerüstet an des Königs Hof ziehen. „Es erhube sich aber ein lobsames Ehrgezänk — Schlägerei nach Jarric — unter dieselben, welcher nämlich den Vorzug haben und das würdige Meßgeräth auf sich nehmen sollte. Allso groß ward schon dazu mahl bei diesen Heyden die Hochschätzung des Christenthums, bevor sie noch dasselbe recht erkannt oder angenohmen hatten." Die Wege zur Königsstadt — Banza-Kongo oder Ambasi, hernach San Salvador — sind eigens für diese Reise hergerichtet, von allen Seiten läuft das Volk herzu. Ja vor der Königsstadt hatte sich eine ungeheure Menge Volks versammelt, „so die Botten solcher großen Freuden und Wunder sehen wollte," hielt man doch die Portugiesen „für halbe Götter und vom Himmel herabgekommen." Nach feierlicher Einholung erteilt der König dem portug. Gesandten Audienz; letzterer breitet die Geschenke aus und erklärt ihren Gebrauch. Unter anderem hatte Johann auch eine „Ritterfahn" mitgesandt, „dero das Kreuz

und Bild unseres Heilandes zierlichst eingearbeitet war. Sobald man es vorgebreitet, fiel Rodrigo sammt allen Portug. auf die Kniee, worin ihme der König sammt allem Hoffadel ehrerbietigst nachgefolget," denn während des Auspackens der Geschenke und Geräte hatten die Zuschauer die Portug. stets im Auge, machten alle Bewegungen derselben mit, falteten die Hände, knieten nieder, comme s'ils en eussent compris tout le mystere. Lafiteau 1, 59. —

Nach all diesem drang der König, mit ihm der Hofadel und ein gut Teil Volk, welches in sehr drastischer Weise seine Zustimmung gab zu dem öffentlich in der Audienz kundgegebenen Entschlusse des Mani, Christ zu werden mit seinen Unterthanen, — man vermag eben seine und des Volkes Ungeduld nicht zu beschreiben — und lauschte den Erklärungen, mit denen die Priester seine Zweifel niederschlugen. Aber man fand es für gut, „damit solches zur Hochschätzung des Geheimnuß und allgemeiner Auferbauung gereiche," war es doch auch nötig, d'éclairer et d'éprouver u n p e u ces neophytes Lafiteau 1, 59, vorher eine Kirche zu bauen, darin zu predigen, die Grundlehren des Glaubens auszulegen, das Volk öfters zu versammlen, um so einen wahren Grund zur Einpflanzung und beharrlichen Fortsetzung des Glaubens zugleich zu legen. Johann II. hatte die nötigen Werkleute gesandt, der König beschaffte mit großem Eifer Material und legte am Tage der Kreuz-Erfindung den Grundstein zum Gotteshause. Da, unter all diesen Vorbereitungen des Baues, mitten in den begonnenen Unterricht hinein, lief die Nachricht ein, die Mundeketen seien sengend und mordend in die Grenzen des Reiches eingefallen, „auf daß sie den angefangenen Christglaub verhindern, oder mit dieser Aufruhr gar wiederum aus dem Lande schlagen könnten," waren sie doch Kongo tributär. Es galt, diese nicht geringe Gefahr, welcher der Kronprinz nicht gewachsen sich zeigte, schleunigst zu bestehen. Zuvor jedoch wollte der König, zugleich fromm und klug, sich seines Heiles versichern. Man errichtete ein Kreuz mit großer Feierlichkeit, mehr konnte man nicht thuen zur Taufe so illustrer Täuflinge, und mit großem Gepränge ward das Tauffest vorgenommen. Nach den portugiesischen Majestäten nannten sich die Getauften Johann und Eleonore. Der Taufe des Königs folgten die Massentaufen des Volkes.

„Wohl hätten sich die Missionare längere Zeit gönnen können zum besten des Taufunterrichtes; dieses Ereignis indes war entscheidend und beschleunigte ihren guten Willen angesichts des Drängens des Volkes; waren nicht die Wechselfälle des Krieges ein mehr als hinreichendes Motiv, alle Krieger unter die Zahl der Soldaten Jesu Christi zu versetzen? Daher wurden in jenen

Tagen so viele getauft — nach Labat l. c. 100000 —, daß die Arme der Missionare erlahmten." Lafiteau 1, 59 u. 60. —

„Mit diesem Schild bewaffnet ruckte der König seinen Untersassen entgegen, in gewisser Zuversicht, Gott werde ihm in Ansehung seiner Bekehrung den Sieg verleihen." Rodrigo ließ eine Schar Portugiesen mit seinem Heere ziehen, hatte auch befohlen, das Kreuzbanner an der Spitze des Heeres zu führen, „mit Vergewissung, daß er in diesem Zeichen nicht weniger als vor Jahren der allerchristliche Kaiser Constantinus besonders bei so gerechter Sache obsiegen würde, zumal der Herr Christus selbst mit eben diesem Zeichen die Gewalt des allgemeinen Feindes des menschlichen Geschlechtes gedämpft und gebrochen habe.[1]) Solches machte den neuen Christhelden noch viel beherzter, die Feinde aber mußten nicht anders, als dafür erschrecken!" Die neuen Christen zeigten gewaltigen Mut, lernten aber auch zugleich die Macht der Portugiesen fürchten. — Nach siegreicher Heimkehr erfolgten in dem nunmehr fertig gestellten Gotteshause weitere Taufen der Prinzen, des Adels und des Volkes, „welches zu diesem göttlichen Sakramente hinzulief, wie ein vom Durst geplagter Hirsch zur Wasserquelle." Nach empfangener Taufe zog Prinz Alphonso in die Provinz Sundi, welche sein Vater zum Erbeigentum ihm verschrieben hatte. „Allhier vertrate er die Stelle eines apostolischen Predigers und allso gut hatte er den christlichen Glauben erfaßt, daß er in kurzem aus einem Schüler ein Meister ward, versammelte seine Untersassen auf einen Platz, hielte ihnen die christliche Lehre vor und brachte sie allso von dem Irrthum zur Wahrheit." Als Rodrigo diesen erwünschten Fortgang sah, beschloß er, „weilen ein so wohlgelegter Grund ihme das Vertrauen gab, der noch übrige Bau, bevorab bei so großem Euffer der fürstliche Personen, würde ungezweifelt seinen Fortgang nehmen," die Rückkehr nach Portugal, seinem Könige Bericht zu erstatten und um Arbeiter zu bitten. Die Priester blieben in Kongo, um diese junge Pflanzung zu begießen mit ihrer heilsamen Lehre und sie in jeder Tugend wachsen zu machen, dazu hatte Rodrigo nach Marmol III, 9, S. 97 den Patres „ordre" gegeben, „die Taufe zu ertheilen à ceux qui le demanderoient." —

Allein diese Erwartungen erfüllten sich nicht, der „böse Feind", der sein Kongoreich schwer bedroht sieht, macht sich mit Gottes Zulassung auf, dem Evangelio hindernd in den Weg zu treten. — Henrion, der hier ausführlicher berichtet, als Hahn und die „Kathol. Missionen", erzählt die Abreise der Portugiesen nicht, infolge deren die so wie so sehr zweifelhaften Erfolge der Mission in Frage gestellt wurden, da die portugiesische Überlegenheit und ihre Machtmittel nicht mehr als schützender Wall dastanden, auch die Missionare ihren Forderungen nicht mehr den „staat-

---

[1]) „Der König marschierte voll Vertrauen auf das Zeichen des Heiles ab und kehrte als Sieger zurück, voll Dank gegen Gott und das anbetungswürdige Zeichen unserer Erlösung." Lafiteau l. c. 1, 60, Marmol l. c. III, 9, S. 96, cfr. Warnecks Beleuchtungen S. 433 ff.

lichen" Nachdruck zu geben imstande waren. Um so eigentümlicher, gelinde gesagt, nimmt sich auch die gebotene Relation aus mit dem „bösen Feinde" im Vordergrunde! Übrigens lagen die Quellen dem Henrion vor!! — Der Böse bedient sich der Gott- und Zuchtlosigkeit des zweiten Königssohnes Panso Aquitimo, welcher einen tödlichen Haß gegen das Christentum in seinem Herzen trug, vor allem, weil es die bösen Lüste und die Polygamie verbiete, ein neues und schweres Gesetz sei, den Ruin des Reiches herbeiführe, die alten Götter samt ihren Tempeln vernichte, den alten Gottesdienst hindere.

„Er fand aber zu diesem seinem aufrührerischen Anschlag sehr gewünschten Anhang nicht allein unter dem Hoffadel, sondern sogar bei etlichen vornehmen Fürsten, ungeachtet diese allbereit vermöge der heyl. Tauff der Kirche Gottes einverleibet waren. Denn solang man mit diesen gantz irdischen Menschen handelt von den Geheimnussen, welche krafft menschlicher Vernunfft nicht zu ergründen, sondern allein mit dehmüthigen Glauben müssen angenohmen werden, lieffe Alles nach Wunsch der Christlehrer glücklich hinaus: alldiweilen sie nichts dawider einzuwenden wußten, auch der Sachen Fürtrefflichkeit selbst nichts als Verwunderung und Hochschätzung bei ihnen verursachen kunnte!!! Sobald man aber mit den sittlichen Tugenden, mit der Mässigkeit, Erbarkeit, Gerechtigkeit, mit Lieb seiner Feinde, mit Ein-Weiblicher-Eheverbündnuß, mit Vermeidung der Schwartzkunst u. dgl. aufgezogen kam, da schupfften sie die Schultern, vermeinten Alles unmöglich zu sein, zogen allso die Hand von den Pflug und kehreten wiederum zu vorigem Irrthum."

Selbst der König, der so großen Eifer gezeigt, „aenderte auch anjetzo die Haar, es entbrannte in ihm eine neue Lustbegierde" und er wandte sich trotz aller guten Eingebungen, die Gott ihm sandte, um ihn im Glauben zu befestigen, — dabei war dieser König ein innerlich völlig ungebrochener Heide! — und „was immer die Christlehrer sungen und sagten," der christenfeindlichen Partei und damit dem alten Heidentume zu.

Die Verschwörung, von Panso angezettelt, vom entlassenen, seines Ranges, Einflusses, Wohllebens beraubten Harem des Königs und von den Zauberpriestern geschürt, griff schnell um sich, so daß der Untergang des Christentums unvermeidlich schien. Hatte der König bei seiner Taufe den Missionaren beträchtlichen Grundbesitz und „Sklaven" zur Instandsetzung desselben gegeben, so nahm er ihnen jetzt das alles, verfolgte sie mit so viel Grausamkeit, daß alle Religiosen im Elend und in schlechter Behandlung dahinstarben — gegen Lafiteau, der nur von schwerer Bedrohung des Lebens weiß.

„Der Erbprintz Alphonsus, der Damm und wahrhaft christliche Heros, ward fast die einzige Saul, darauff sich das Glaubenswerk noch steiffen

kunnte"; allein sein Widerstand erwirkte ihm nur Verbannung besonders infolge schwerer Verleumdung seines Bruders bei Hofe. Als indes einige Reichsfürsten, getrieben, comme il est croyable d'un particulier instinct du St. Esprit, vor allem „der gottselige und alte Herr" von Sogno sich ins Mittel legten und Alphonso verteidigten, widerrief der König das Urteil, nahm Alphonso bei Hofe an und strafte die falschen Zeugen mit dem Tode. „Von so glücklichem Ausgang dieses Ungewitters wuchse in Alphonsus eine neue Inbrunst, das Gotteswerk noch viel mehr zu befördern," so erließ er in Sundi, nach anderen im ganzen Reich, ein Gebot, seine Unterthanen hätten sich fortan bei Leibesstrafen alles Götzendienstes im Geheimen und Öffentlichen zu enthalten. Vergeblich war ein Gegenbefehl seines Vaters, der durch eine Beschwerde und durch einen Tumult bei Hofe veranlaßt war, Alphonso führte sein Gebot streng durch, erschien auch nicht, von Gott erleuchtet, trotz abermaligen Befehles bei Hofe, „in Bedenken, daß auff ihn allein das Christenthum sich steiffete und durch diesen Gehorsam in Gefahr lieffe, zog ein Ausred nach der anderen herfür, bis endlich Gott ein Mittel gemacht und den König von dieser in die andere Welt versetzet hat." 1492. —

Nach des Königs Tode versucht natürlich Panso sich des Thrones zu bemächtigen, die Großen des Reiches fallen ihm zu und verstärken seine Heeresmacht; indessen wußte Alphonso, der heimlich, 200 Meilen nach Lopez, 250 M. nach Henrion 1, 292 in einem Tage und zwei Nächten zurücklegend, auf Betreiben seiner Mutter zur Königsstadt gekommen war, „die Reichsstände und Stadtverordneten" auf seine Seite zu bringen. Mit großer Heeresmacht, nach Lopez 200 000 Mann, rückt Panso vor die Stadt. Alphonso mit dem guten alten Herrn von Sogno, der mit ihm in Kraft des Glaubens an Christum die Lehnsleute sammelte, etwa 10 000 Mann, darunter 100 neue (?) Christen — 100000 waren vor nicht Jahresfrist getauft — und Portugiesen, belebt den gesunkenen Mut, eifert gegen den um des lieben Friedens willen geplanten Abfall vom Christentume, bringt die Verzagten, welche die Stadt verlassen hatten, um zu Panso überzugehen, zurück, verteilt reichlich Geschenke; kurz beide unterlassen nichts zum Besten der von ihnen vertretenen gerechten Sache Gottes. So seiner Leute sich versichert habend thut Alphonso überdies betend ein Gelübde der Glaubensausbreitung und richtet ein 40 Ellen hohes Kreuz auf.

„Nun der allmächtige Gott, der als ein Herzenskündiger wußte und sah, aus welchem Eifer und Glauben er dieses Gelübde thäte, wollte ihn mit einer himmlischen Vision und Gesicht trösten, welches war ein großes, helles und klares Licht, und als er es ersehen, fiel er nieder auf die Kniee und hub seine Augen und Hände auf gen Himmel ohne einiges Reden, denn ihm die Sprache von wegen des Weinens und Thränen, die ihm vor Freude und Andacht die Backen hinunterflossen, entfallen und er gar im Geiste entzückt ward. Er und die um ihn waren, verloren das Gesicht eine gute Stunde, welches ihnen vor der großen Klarheit vermindert und verdunkelt worden, und

als es ihnen wiederkommen und sie die Augen gen Himmel hebten, sahen sie in dem Firmament 5 scheinender und glentzender Wehr stehen, welche bei einer Stunde in einem Zirkel an dem Himmel stehen blieben; — nach Henrion erschienen die Schwerter unmittelbar über dem Könige comme gravées sur le roi, 1, 292 — sie wußten aber nicht, was solches Gesicht bedeute, konnten auch keine Auslegung darüber machen." Vergeblich sind Pansos Aufforderungen zur Übergabe, nichts fruchten seine wiederholten Sturmläufe, ebensowenig erschüttert Alphonsos Mut die Flucht des Pöbels aus der Stadt, er hat ein Angeld des Sieges in der himmlischen Erscheinung. — Panso, wiederholt abgeschlagen, „vermerkte endlich klärlich, daß er nicht von den Feinden überwunden wäre, sondern einen himmlischen und wunderbaren Widerstand haben müßte." Endlich macht Alphonso, nach Jarric mit 36 Mann, welche ihm überhaupt nur zu Gebote standen, einen Ausfall unter den Rufen „Jesus und Jakob", — und wunderbar, aber nichtsdestoweniger sehr wahr, sobald sie diesen Ruf ausgestoßen hatten und vorwärts drangen, wankte, als wäre sie vom Donnerschlag gerührt, die Avantgarde des Feindes, warf sich in wilde Flucht und riß das Hintertreffen mit sich fort. Auf der Flucht fiel Panso in eine Wildgrube, nach Lopez in vergiftete, von ihm selbst für seine Feinde in einem Sumpfe verborgene Pallisaden, in denen er in Unsinnigkeit sein Leben gelassen. Nach erster Relation ward er aus der Grube gezogen, vor den Sieger gebracht, der ihm das Leben zu schenken versprach, so er sich bekehre. Panso weigert sich dessen und stirbt an seinen Wunden im Gefängnisse, während Marmol l. c. I, 1, 104—109 erzählt, er sei zum Tode verurteilt, und III, 9, 100 berichtet: „man ließ ihn öffentlich hinrichten, obgleich einige wollten, er sei an seinen Wunden gestorben." —

Weit besser erging es dem Feldobersten des Panso. Dieser bat vom Gefängnis aus um die Taufe unter viel gottseligen Redensarten. „Seinen Reden wurde noch mehr geglaubt, als man ihn erzählen hörte, daß er bei Anbeginn des Treffens mit seinen eigenen Augen gantz klärlich gesehen habe, dem König Alphonsus etliche bedachte und ansehnliche Männer zur Seite stehen, so mit einem mehr als menschlichen Gewalt demselben Schutz hielten. Ingleichen hätte er beobachtet, daß noch viel andere hellglentzende und mit Kreutzen auf der Brust bezeichnete Ritter mit betrohlichen Augen und Geberden das Heer des Fürsten Pansos dermaßen erschröcket, daß Alle um nichts anderes als um die Flucht umzusehen gedacht waren." — Nach Lopez hat diese Erscheinung, eine Frau und ein Ritter, bei den Stürmen Pansos stattgefunden. Großmütig läßt daselbst Alphonso seinem Bruder die Erscheinung deuten und ihn zum Glauben auffordern auf Grund derselben, für den Fall der Not ihm gleiche Hilfe der Himmlischen in Aussicht stellend: Legendenbildung in optima forma! — Alphonso schenkt dem Obersten das Leben, läßt ihn unterweisen und taufen und bestellt ihn alsdann zum Kustos des Gotteshauses, Kirchensklaven, dasselbe stets zu reinigen, auch Taufwasser herbeizutragen, „welches dieser christfromme Feldherr durch die übrige Zeit seines Lebens in höchster Dehmuth und Andacht auferbaulichst vollbracht hat." —

Zur Richtigstellung der vorangegangenen legendenreichen Darstellung hören wir, was der alte Missionsgeschichts-Kritiker Lafiteau 1, 64 u. 65 zu

berichten weiß über diese Angelegenheit: die Armee Pansos, von der Jarric erzählt, sie sei so groß gewesen, daß die abgeschossenen Pfeile Schatten warfen wie eine Wolke, heißt petite armée gegenüber le peu de combattants Alphonsos; letzterer sei wie ein Löwe aus der Stadt gebrochen und habe die Feinde in Verwirrung gesetzt, so habe sich der Sieg auf die gute Seite geneigt, zu gunsten welcher der Himmel gekämpft zu haben scheine. Derselbe Autor nennt den General klüger als den Panso, der sich das Leben erhalten habe auf Bedingungen hin, qui lui parussent bien douces! Von den Erscheinungen weiß er nichts. —

Nach dem so wunderbaren Siege arbeitete Alphonso seinem Gelübde getreu an der Ausbreitung des Glaubens und er ward dieser Aufgabe in dem Maße gerecht, daß man ihn „den Apostel seiner Staaten“ genannt hat. Er erbaute in Ambasi 3 Kirchen, dem Heiland, der Maria vom Sieg, St. Jakobo und gab der Kirche das geraubte Gut zurück. Sein ganzes Leben war fortan ein lauteres Vorbild christlicher Tugenden, „von denen er nicht einen Finger breit abwich.“

„Er stiege zum Oefteren selbst auf die Cantzel, wurde aus einem Feldobristen ein Lehrer und gleichwie er zuvor mit einem Schwert die Aufsätzigen niedergehauen, also truge er anjetzo das Schwert des Wortes Gottes, die Laster in seinen Untergebenen zu vertilgen. Das Volk vermahnte er mit viel ungewöhnlichen Euffer zur Beständigkeit im Glauben, hielt es ab von den Lastern mit Betrohung des höllischen Todes und zoge es zu der Tugend und Fromkeit durch die Angelobung des ewig glückseligen Lebens. Von dem bitteren Leiden und Marter unseres Seligmachers redete er also, daß er sammt seinen Zuhörern in Thränen zerflosse, hiermit stärkte er ihre Schwachheit und schärffte seinen eigenen Euffer. Der heiligen Tugend Thaten wußte er allso zu beschreiben, daß Jeder zur Nachfolg angefrischet wurde und nichts als Gelegenheit manglete, ihre Begierd zu erfüllen! — und dabei waren sämmtliche Christen Polygamisten!! — Dazumahlen sah man die Kirch im Reich Kongo als einen sieghafften Palmbaum schönest blühen und Frucht bringen, ja in allen Theilen seines Landes seine Zweig außbreiten, zumahlen durch kluge Vorsichtigkeit des Fürsten Ruhe und Einigkeit bei den Untersassen und in ihre Hertzen die Gottesforcht als eine Quelle alles Wohlergehens zu wohnen angefangen hat.“

Ein „aufferbaulichster“ Bericht des biederen Hazart; indessen audiatur et altera pars, Lopez contra Hazart! Nach diesem beruft Alph. den Adel und die Obersten und verbietet bei „Strafe der Verbrennung“, — was Henrion 1, 293 nicht berichtet, trotzdem daß er gerade bei dieser Stelle den Lopez vor sich gehabt; zwar citiert er ihn nicht, aber man erkennt die Quelle aus der übereinstimmenden Aufzählung der Idole u. s. w. — allen Götzendienst und alles, was der christlichen Religion und Glauben zuwider wäre, befiehlt Auslieferung der Götzenbilder, „und es ist zu ver-

wundern, daß in weniger denn Monatsfrist gen Hof seiend gebracht worden alle Götzen, Zaubereien und abergläubische Figuren und Character." Alph. läßt dann an dem Orte, wo er seinen Bruder überwunden, Scheiterhaufen bauen, die Bilder bringen und verbrennen. „Demnach sammelte er alles Volk zu sich und anstatt der Götzen — to repair this loss —, die sie zuvor geehrt hatten, gab er ihnen Kruzifi und Bilder der Heiligen und gebot einem jeden Herrn, daß er in der Hauptstadt seiner Regierung eine Kirche erbauen und ein Kreuz errichten sollte, wie sie von ihm gesehen." Nach Labat verlangte er kategorisch Annahme des Christentums, jeden hartnäckigen Widerstand mit dem Schwerte niederschlagend, hatte er doch nach Marmol III, 9, 100 einige Kriege gegen solche zu führen, welche durchaus nicht von ihrer Abgötterei lassen wollten, mais à la fin il en vint à bout. Ja dieser streitbare „Apostel" des Glaubens ging soweit, von den umwohnenden Fürsten Übertritt zu verlangen; Marmol III, 1, 1 S. 109 ff. bringt ein Rundschreiben an dieselben, in welchem er diese Aufforderung an sie ergehen läßt, welcher Aufforderung er nach einer gelegentlichen Bemerkung Hazarts mit dem Schwerte Nachdruck verliehen haben muß!

„In Vermehrung eines so gewünschten Wohlstandes," erzählt Hazart weiter, sandte 1504 Don Manuel O Afortunado von Portugal, um das zu verfolgen und zu vollenden, was sein Vorgänger mit so viel Glück begonnen hatte, Priester verschiedener Orden, Künstler und Werkleute, bestimmte jenen gewisse Einkünfte, diesen ihre Besoldung, sandte außerdem köstliches und reichausgestattetes Kirchengerät, Kelche, Kreuze, Rauchfässer, Meßbücher und Gewänder, Lebensbeschreibungen der Heiligen, kurz alles, was dazu angethan war, das Volk zu modeln, zu gewöhnen „façonner an ein christlich Leb n". „Und ob schon dieses Alles auff eine merckliche Summ hinauslieffe, so loge er sich doch dessen nichts an in Erwägung der Ehr Gottes und der übezrreichen Vergeltung." Diese „geistliche und zeitliche Beihülff" ward mit „Gebett, Danck und Ehrenfesten" in Kongo gebührend gefeiert. Ja infolge dieser lieblichen Botschaft, doux bruict, von der Ankunft der Geistlichen „versammelte sich aus allen Orten eine große Menge annoch ungetauffter Einländer, welche vor Kinder der wahren Kirche verlangten eingeschrieben zu werden, da dann die „apostolischen" Arbeiter, die sie für heilig anbeteten, vor denen sie auf die Kniee fielen und die Hände küßten, auch den Segen von ihnen empfingen, so oft sie jenen auf der Gasse begegneten, Zeug genug fanden, ihre lobsamen Euffer sprieren zu lassen." Alph. selbst that Dolmetscherdienste, damit sein Volk mit „plus de goust"!! ihre Lehren aufnehmen möchte, die ihnen durch ihn erklärt wurden. Wo und wie er konnte, hob er das Ansehen dieser Priester, baute Kirchen und Missionshäuser, so wuchs das Christentum wunderbar; „indessen konnten die Missionare bei ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl sich unmöglich mit dem Unterrichte der

Jugend befassen, man mußte sich daher einstweilen darauf beschränken, die Söhne, Enkel und Neffen des Königs" — wie wir weiter unten sehen werden — „nach Portugal zu senden, um dieselben dort christlich erziehen zu lassen und wissenschaftlich auszubilden!" Hahn 1, S. 258. Seltsames Zugeständnis! Angesichts aller gerühmten Erfolge in Kongo, wir sehen selbstverständlich ab von wissenschaftlicher Ausbildung, war eine „christliche Erziehung" nicht zu erreichen in Kongo, selbst nicht am Hofe des „guten" Königs, des „Apostels seiner Staaten!!" —

Wie aus dem bisherigen sich ergiebt, war der Einfluß des portug. Hofes, Manuel des Glücklichen, unter dem Portugal auf der Höhe der Zeit stand, überall in den neuentdeckten Ländern eine hervorragende Rolle spielte, wie nie wieder später, ein bedeutender. Das Verhalten Alphonsos trug wesentlich zur Stärkung desselben bei; er protegierte die Portugiesen in ganz besonderer Weise, erklärte sich freiheraus als ihren Beschützer, gab ihnen Grundbesitz, wo immer sie Faktoreien etablieren wollten, gab ihnen Erlaubnis, Städte und Festungen zu bauen und ließ diejenigen seiner Unterthanen streng bestrafen, welche ihnen Verdruß zu bereiten vermessen genug waren. Gleicherweise unterließ die Krone Portugal nichts, dieses Verhältnis zu stärken; so sandte Emmanuel 1511 und 1521 abermal Missionare mit kostbaren Geschenken zu Kirchenzwecken, damit die Messe feierlicher könnte begangen werden, ernannte außerdem einen eigenen Gesandten für Kongo. In Erwiderung dessen sandte Alphonso seinen Sohn Enrico und Edelknaben aus königlichem Geblüte nach Portugal, daß sie den schuldigen Dank abstatteten, zugleich aber in lateinischer Sprache, in den Grundlehren des Christentums unterwiesen und noch mehr bekräftigt würden, um dereinst als eingeborener Klerus die Last der Arbeit mit den Missionaren zu teilen, da letztere nicht mehr imstande waren, bei dem raschen Anwachsen des Christentums ihren Obliegenheiten gerecht zu werden, — eine durchaus verfrühte Einrichtung bei den ganz unreifen Zuständen in Kongo, welche, wie wir sehen werden, bittere Früchte zeitigte. Wir sehen dabei ganz davon ab, daß dieser einheimische Klerus soll entnommen werden dem königlichen Geschlechte; nun, war das ganze eine „Staatsmission" und war der König der „Treiber seines Volkes", sah der römische Klerus den daraus wachsenden, rein äußerlichen Gewinn, wenn ja Gewinn! — so wandelte man konsequent in den eingeschlagenen Bahnen, auch da Gewinn erhoffend! Neben diesen Sendlingen zog ein ordentlicher Gesandter, Dom Pedro, von Kongo nach Portugal. Emmanuel nahm sich der Ankömmlinge in liebevollster Weise an, all sein Thun darauf richtend, das Christentum in Kongo mehr und mehr zu befestigen. Zu dem Ende sandte er bald darauf den Edlen Simon Sylvez nach

Kongo mit Gefolge und kostbaren Geschenken, teils für den König und dessen Hoflager, teils zur glanzvollen Ausgestaltung des Gottesdienstes.

Sylvez hatte weite Vollmachten erhalten; nicht nur unterstanden ihm die in Kongo ansässigen Portugiesen, welche er bei ihrer Pflicht erhalten, wenn nötig strafen sollte, selbst die Rechtspflege des Königs war ihm unterstellt, zu welchem Ende ein Rechtsgelehrter von Portugal dem Gesandten beigeordnet war. Bei etwaigem Ausbruch eines Krieges hatte Sylvez dem Könige beizustehen mit Rat und That. Sodann hatte Sylvez den Auftrag, den König zu einer Mission nach Rom zu bewegen, zu welcher Dom Pedro besonders geeignet sei, die Kosten habe die Krone Portugal zu tragen beschlossen. Endlich sollte Alphonso noch mehr Edle zur Unterweisung senden. Da Sylvez starb, übernahm Alvaro Lopez nach Anordnung des Königs die Ausführung der Aufträge. Infolge dieser Gesandtschaft, der reichen Geschenke, der Stellungnahme der Krone Portugal zu seinem Reiche erklärte Alphonso in einem Edikte den König von Portugal für seinen sehr teuern Bruder und Protektor, für den er selbst das Leben zu lassen bereit sei, und es entstand so „eine feste Allianz, welche in glückbringender Weise die Glaubensausbreitung in Afrika beeinflußte,“ Henrion 1, 347. Auch Lafiteau 1, 66 nennt Alphonso einen Verbündeten, den solidesten Freund Portugals, Chavanne aber heißt ihn S. 280 einen „Vasallen“ Portugals. — Wie Emmanuel gewünscht, sandte Alph. noch 12 Edelknaben nach Portugal, ließ auch Dom Pedro und Enrico zum Papste ziehen: „Demnach bekannte er in dem römischen Bischoff die wahre Statthalterschafft Christi und geistliche Obergewalt über die gantze Christenheit, und daß er hierum die gantze Gesandtschaft abgefertiget habe, den billichen Gehorsam und Füeßkuß in seinem Namen abzustatten, ja sein gantzes Königreich als ein Zinß seiner schuldigsten Unterthänigkeit bei dero Füßen abzulegen. Die fröhliche Ehrenfest, die Aufzüg und Freudenszeichen, und zuvorderist des allgemeinen Vatters der Christenheit Trost und Vergnügung über die Erstlinge Aethiopiens waren dermaßen groß, daß man viel Zeit davon zu reden und zu singen hatte.“ Darnach zog die Gesandtschaft wiederum heim, auch die inzwischen ausgebildeten Kongesen, von denen einige die Weihen erhielten, kehrten zurück, für Ausbreitung des Glaubens wirkend. — Nach alle diesem starb Alphonso 1525 — bei seinem Tode waren ein gut Teil seiner Völker Christen — „ein Fürst, der es verdienet, daß seine zeitliche Weltsegnung nicht allein von den Menschen, sondern von den Tugenden selbst bethränet werde, als der sich um dieselben, so jemals einer, insonderheit verdient gemacht hat!!“

Es ist an der Zeit, hier ein wenig stille zu halten, um den Einfluß zu beleuchten und die vielgerühmte Stellungnahme Portugals zu Kongo zwecks Ausbreitung des Christentums zurechtzustellen. Wir begeben uns damit auf ein dunkeles, schmachvolles Gebiet, folgen indes nur katholischen Quellen. Wie aber die hier einzuflechtende Betrachtung rückwärts ihre Geltung hat, so wirft dieselbe ihre dunkeln Schatten auch und vor allem auf die noch darzulegende Geschichte. — Es ist eine ebenso wahre, wie

tieftraurige Thatsache, daß damals von den katholischen Mächten die Verbreitung des Christentums stets als Hauptzweck vorangestellt wurde, aber nur um gewinnsüchtigen Interessen einen ehrbaren Schein zu geben, Eroberung, Menschenraub, listigen und betrügerischen Tauschhandel mit einem religiösen Schleier zu verhüllen. So beginnt denn auch in dieser Staatsmission neben den vielen Mängeln, Fehlern, Mißgriffen, welche jedem in die Augen springen und welche wir weiter unten noch besonders herauszuheben vorhaben, unter dem Namen der Glaubensausbreitung die nackte Selbstsucht ihr Werk zu treiben und zwar namens desselben Königs und seiner Nachfolger, unter deren Protektorate die Glaubensausbreitung stand. Man verhängte nämlich über Kongo ein System schonungslosester Ausbeutung im Sklavenhandel! Man vergleiche nur all die voll und hoch tönenden Phrasen, wie sie im Voraufgehenden sind beigebracht worden, all die auferbaulichsten Berichte, — sie alle sind nur gleißende Glieder der erbarmungslosen Sklavenkette, mit welcher Portugal und seine Mission das unglückliche Land in Banden schlug und systematisch zu Tode würgte! Doch hören wir, was Labat l. c. II. Kap. XII, S. 376 ff. historisch nüchtern uns darüber berichtet:

Infolge der weiteren Entdeckungen der Portugiesen in Asien und Südamerika sei der sonst lebhaft mit Kongo betriebene Handel mehr und mehr zurückgegangen, der Plantagenbau in jenen Ländern habe mehr eingetragen. Infolge aber des Unvermögens der dortigen Eingeborenen, die Plantagen-Arbeiten zu ertragen, habe der Sklavenhandel auf der Guinea-Küste begonnen; da indes derselbe nicht recht in Schwung kommen wollte, auch nicht die nötige Zahl lieferte, hielt man es für gelegen, Kongo zum Hauptmarkt zu machen. Es bildeten sich Kompanien, an deren Spitze der König stand, man baute neue Etablissements, nützte die Konzessionen aus, welche die Kongokönige gaben, besonders Alphonso, und ohne abzuwarten, daß man Sklaven in ihre Comptoire führe, sandte man Händler in das Innere des Landes, Sklaven aufzukaufen. War Alphonso den Portugiesen sonderlich zugethan, seine Nachfolger hatten für dieselben nicht mehr in dem vollen Maße, besonders nicht seit dem Tode Diegos und den nachfolgenden Greuelthaten, Zuneigung, hatte doch die Anmaßung der Offiziere der Kompanien sie mehr als einmal vor den Kopf gestoßen, bereuten sie doch, ihnen das Land geöffnet und sie in jeder Weise als Herren darin gelassen zu haben. So verschlossen sie auch ihre Augen vor dem gewaltsamen Versuche ihrer Unterthanen, dies Joch abzuschütteln, überhörten die Klagen der Direktoren über Beraubung und Mord der Händler, und über all das, „was Habsucht und Begehrlichkeit der Neger gegen sie (die Händler) unternehmen konnte" (sic!). Vergeblich war ein Drohbrief Portugals, der „böse" Wille der Kongesen, die Plünderungen und Niedermetzelungen der Händler dauerten fort. Entweder man mußte das Land aufgeben oder sich Respekt verschaffen. Das erstere war schimpflich und gegen den

Vorteil der portugiesischen Nation, welche die Kongosklaven nicht entbehren konnte. Man wählte das zweite als das ehrenvollere „und man hatte Recht"! — Es würde zu weit führen, die am Ende des 16. Jahrhunderts ausgesandte portugiesische ehrenrettende Sklavenexpedition zu begleiten und auf die sonst noch sich zeigenden sehr ehrenwerten Machinationen näher einzugehen, genug, Kongo muß Frieden schließen um jeden Preis und die aufgedrungene Sklavenkette weiter dulden — und von dem damals gegründeten und stark befestigten St. Paul von Loanda aus gab Portugal seinen Forderungen Nachdruck! — Dies ist der Fluch, welchen Portugal über Kongo gebracht hat, dies der Fluch der römischen Mission in diesem Lande, denn es wird dem Leser nicht entgehen in der folgenden Darstellung der Geschichte, abgesehen von später beizubringenden Zeugnissen, wie selbst die Glaubensboten unzweifelhaft am Sklavenhandel sich beteiligt haben. An der Hand dieses Nachweises und unter diesem Lichte hat man die nun folgende Geschichte zu verstehen! —

Alphonsos Sohn und Nachfolger, Dom Pedro, war ebenfalls reich an Tugend und Glauben, ließ sich die Zerstörung der Götzenkulte angelegen sein, ein letztes Testament seines Vaters, war freigebig gegen die Kirche, mehrte ihre Liegenschaften beträchtlich. Während seiner Regierung war der Verkehr mit den Portugiesen bedeutender denn je, die Handelsbeziehungen wurden eifrigst gepflegt; zu dem Ende hatten die Portugiesen, eines festen Stützpunktes bedürfend, die Insel St. Thomas bevölkert, derselben einen Bischof gegeben mit der Jurisdiktion über die Länder Niederguineas. Diese festen Beziehungen übten natürlich auch ihren Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse aus, denn wie schon bemerkt ging Pedros Sorge dahin,

„wie das Christenthum zu noch höherem Glantz und Ansehen möchte gebracht werden." „Johann III. O Piedoso gabe ihme hierzu trefflichen Anlaß in Uebersendung des neu ernannten Bischoffs. Als man von seiner Ankunfft Ruff bekommen hatte, ließe dieser gottseelige Fürst (Pedro) alle Wege und Heerstraßen verbessern und säubern, ja mehreren theils mit Matten belegen, damit dieser würdige Prälat die Erde nicht berühren sollte. Man ehrte ihn an allen Ohrten als einen himmlischen Menschen, oder irdischen Gott und ein Jeder hielte es für ein sonderbahres Glück, der von seinen Händen mit dem heyl. Tauffwasser konnte abgewaschen werden. Der Zulauff war allenthalben dermaßen groß, daß er genöthigt war, Wasser und Saltz mit sich zu führen, damit dieses Geheimniß allen und überall möchte ertheilet werden."

Einige der Bittsteller waren so hartnäckig in ihrem Begehren, daß der Bischof kein ander Mittel sich ihrer zu entledigen, von den Füßen abzuschütteln — „despetrer" — hatte, als daß er ihnen bewilligte, um was sie baten. Mit besonderem Gepränge in der Königsstadt empfangen liegt der Bischof mit großem Eifer seinem Amte ob,

reformiert die Kirche, die Priester, die Mönche, versieht sie mit guten Ordnungen und Satzungen, unternimmt Reisen, lehrt, vermahnt, unterweist die Jugend, die Eltern und Vorsteher der Gemeinden. Aber „nach vielen fruchtreichen Bemühungen, da er noch gleichsam mit Schweiß übergossen und mit Sand bestaubet war," raffte ihn 1528 der Tod dahin, „mit bitteren Zähern seiner von ihm verlassenen Schäfflein betrauert". Ihm verdankte die heil. Kreuzkirche die Erhebung zur Kathedrale, „Thumb", mit 28 Thumbherren, mehreren Kaplanaten und anderen Pfründen. Auch für Orgeln und Glocken trug er Sorge, für Musikmeister und Sängerchor, Glanz und Würde des Gottesdienstes. Zu seinem Nachfolger ward Alphonso I. Sohn, Enrico, der die Weihen erhalten hatte und vom Papste geprüft war, ernannt; derselbe starb aber auf der Reise von Rom nach Kongo.

1530 starb auch der 3. christliche König, „von dem als einem starken Armb der heiligen Kirche großen Schutz und Auffnahme zu gewarten stunde, wenn es von Gott nicht anders bestimmt gewesen wäre." Da er keine Erben hinterließ, auch sein Bruder Franzesko 1532 gestorben war, ein Eiferer für den Glauben, tief betrauert wegen seiner Vorzüglichkeit, bestieg nicht ohne Streit sein Neffe Diego 1532—1540 den Thron, ein besonderer Freund der Portugiesen, der portugiesische Kleidung und Hof-Ceremoniell einführte, den Handel besonders in köstlichen Gewändern beförderte, ein guter Kriegsmann mit glücklicher Eroberungspolitik. „Allein um die Glaubenssache war er wenig besorget, truge Zeit seiner Regierung den Nahmen eines Christen, übte aber nichts weniger, als was der Nahme mit sich bringt." Wie der König, so das Volk, das Ansehen und der Glanz der Staatskirche Kongo nahmen merklich ab. Aber mehr trugen dazu bei die ärgerlichen Streitigkeiten zwischen dem Klerus einerseits und dem neuernannten 3. Bischof andererseits. Hatte der Klerus von Kongo, seit 1528 ohne Oberhirten, gewisse Freiheiten sich erlaubt — um nicht mehr zu sagen —, sich daran gewöhnt zu thun, was ihm gut dünkte, ohne Furcht, von jemand belangt zu werden, den Eifer und das Herz zur Sache verloren und an eine gewisse Selbständigkeit sich gewöhnt, so war der neue Bischof nicht imstande, diese selbständigen Geister zu bändigen, welche seinen Ermahnungen zur Pflicht, zum Gehorsam durchaus keine Rechnung trugen, sein Ansehen in Frage stellten, seinen Censuren sich nicht unterwarfen! Wohl gelang es endlich dem Bischof mit Hilfe des Königs, den Lopez einen Liebhaber der christlichen Religion, einen christ- und gottseligen Herrn nennt gegen Jarric-Hazart, die Rädelsführer gefangen nach St. Thomas und Portugal zu senden, aber den gewünschten Erfolg bei

den übrigen hatte diese Maßregel nicht, denn diese in ihrer Widerspenstigkeit verhärtet, zogen es vor, nach Portugal sich zurückzuziehen mit dem, was sie in Kongo erworben hatten — with all their substance Astley 3, 291, Henrion 1, 448 —, statt dem Bischofe zu gehorchen. „So waren die, welche den Acker des Herrn bauen und pflanzen sollten, selbst Verwüster desselben," und infolge dieser Vorgänge „scheint der Glaube fast ganz erloschen!" Gegen dieses unzweifelhafte Zeugnis, welches mehrfach belegt werden kann, selbst bei Hahn und Henrion, schreiben die Kath. Miss. mit unerhörter Dreistigkeit: „Diese Wirren schädigten die Mission in trauriger Weise. Dennoch wuchs die Zahl der Getauften mit jedem Jahre, so daß Johann III. von Portugal 1533 dem Papste Clemens VII. melden konnte, ganz Kongo sei katholisch!" 1887 S. 52. Wenn wirklich die Zahl der Getauften wuchs, wie stand es mit diesen, waren sie ein Gewinn und solcher Botschaft wert? Hazart läßt uns tiefe Blicke in das Missionswerk thun, wenn er aus eben diesen Jahren schreibt:

„Neben dem Götzendienst" — auch ein Beleg zur Behauptung der „Kath. Miss." — „war es vor Allem ein Mangel an Sündenerkenntniß (bei den schon Getauften); behaupteten diese doch, wenn ihnen ihre Sünden vorgehalten und sie zur Reue vermahnt wurden, sie wären der Sünd nicht fähig, wüßten also nicht, was sie bereuen sollten. Auch giengen die Laster allenthalben merdlich in Schwung, daran die Priester und Lehrer fast die meiste Schuld hatten, als welche neben einem ärgerlichen und unsittlichen Wandel, womit sie dem Volke zur Nachfolg und schädlicher Freiheit Anlaß gaben, dem Seelenwerk so träg und saumseelig vorstunden, daß zum Oefftern eine Schaar Kinder und Eltern ohne einigen, vorhergehenden Unterricht von ihnen getauft und den Christen beigezählet wurden, diese aber nachmahlen von dem Gesetz Gottes und seinem Glauben, zu dem sie geschworen, nichts anders zu sagen wußten, als daß sie einstmahls ein wenig Saltz verkostet hätten. 30000 Städt, Dörff und Flecken wurden von 13 dergleichen Priestern versorget."

Wir gehen gewiß nicht fehl mit dem Hinweise, daß dieses schon eine der bittern Früchte war, welche der eingeborene Klerus gezeitigt, und daß der mit Gut beladene, abziehende Teil des Klerus dieses Gut erwarb — im Sklavenhandel, zumal damals Kongo ebensowenig wie heute ein reiches Land war, in dem es mit wenig Mühe möglich wäre, Schätze zu sammeln. —

Im Jahre 1540 starb Diego und hinterließ das Reich in großer Verwirrung, „indem durch heimische Zwietracht immer einer den andern vom Throne wurffe und in 3 Tagen ebensoviel König verdrängt und erwürget, als erwählet und ausgeschrieen wurden." Der rechtmäßige Erbe Enrico mißfiel dem Pöbel und war in einem Tage „ein König und eine

Leiche." „Nach Hinrichtung dieses zankten sich zwei Andere um das Bein." Von diesen beiden war der erste von dem meisten Volke, aber nicht von den Portugiesen und einigen Landherren erwählt; diejenigen, welche den zweiten zum Könige haben wollten, verbanden sich mit den Portugiesen und töteten in der Kirche beim Krönungsakte den erwählten König, um so den einzig überlebenden, der den Portugiesen ganz ergeben war, erheben zu können. Aber um dieselbe Zeit tötete die andere Partei den Günstling der Portugiesen in derselben Absicht, und „also ward das Reich Kongo eine Zeitlang ein Reich ohne König und viel König ohne Köpf." Voll Wut erhob sich jetzt das Volk, das sich seines Erwählten beraubt sah, gegen die habgierigen Portugiesen, welche sich mächtig genug wähnten, im Interesse ihres Handels diesen Königshandel durchzusetzen, tötete, welche es fand, schonte nur die Priester und Kirchenleute aus Achtung vor ihrer Würde und ihrem Amte. Um dem trouble infini ein Ende zu machen, wählten die Edlen mit dem Volke den Bruder Diegos, Enrico, der indes 1542 gegen die Anzikos, einen versprengten Stamm der Jagas, kämpfend fiel. —

Nach ihm stieg Alvaro I. auf den Thron 1542—1587. Seine erste Sorge ging dahin, den Frieden mit Portugal wieder herzustellen, „die alte Religions- und Handelsgemeinschaft" Henrion 1, 552. Zu dem Ende schickte er eine Gesandtschaft nach Portugal, welche vor Johann III. den Portugiesenmord rechtfertigen sollte durch das gesetzwidrige Beginnen und die Brutalität der Portugiesen, durch ihren unerträglichen Hochmut, ihre Habsucht, ihre tyrannische Art in all ihren Faktoreien. Solch ein Gebaren widerstreite dem wahren Glauben! Er überzeugte den König, der von einem Zuge wider Kongo damals noch abstand — aus guten Gründen, galt es doch damals, die in Indien hinschwindende Macht mit aller Energie, der man noch fähig war, zu behaupten! Auf seiner Rückkehr mußte der Gesandte den Bischof von St. Thomas zur Visitation einladen, daß er die Mißbräuche abstelle und der Zerrüttung der Kirche wehre, der dieselbe seit den Tagen Diegos mit Macht entgegenging. — So hoben sich allmählich Handel und Wandel, deren Niederliegen man schwer empfunden hatte durch den Mangel an vielen durch sie verschafften Bequemlichkeiten und europäischen Genüssen, die Schiffahrt begann von neuem zu blühen, der Fremdenverkehr hob sich merklich. Die Seelsorger lehrten das Volk nach ihrem Berufe, — freilich nur äußerst gering an Zahl, der Bischof sah nach dem Rechten, reformierte bestens, „das christliche Wesen zur vorigen Aufnahme zu bringen." Nach seiner Heimkehr starb er auf St. Thomas,

Alvaro hatte erreicht, was er wollte, Wiederherstellung der Handelsbeziehungen unter möglichster Wahrung seiner Herrscherstellung; wie wenig die religiösen Interessen ihm am Herzen lagen, wird das folgende darthun, sie waren ihm nur Mittel zum Zweck. —

„Allein, was jeder Zeit, berichtet Hazart, bei den Heyden den Lauff alles Guten gehemmet hat, das lage auch jetzo im Weg," der junge, „in christlichen Tugenden noch nicht erstarkte Alvaro hienge mit vollem Zaume seiner Begierlichkeit nach," von seinen Ratgebern und Freunden bestens unterstützt; war auch niemand da, der ihn beraten oder gestraft hätte, denn der Bischof war tot und der Klerus von Kongo war zu seinem „premier train" zurückgekehrt, ein Nachschub aus Europa blieb aus guten Gründen aus. Vor allem war es Franz Bula matari, der das Feuer der Unzucht so sehr schürte, daß fast der ganze Hofadel und endlich ein großer Teil des gemeinen Volkes in seinen Wegen gingen, „daß es nicht viel gemanglet, sie hätten das Christenthum mit so unbesonnenem Eyffer mitsammt verworfen, so klug und bedachtsam sie dasselbe angenohmen." Die feindliche Erregung ergriff das ganze Reich, man erwartete mit Gewißheit, der König werde das Christentum mit seinem Adel öffentlich aufgeben, einer Nachfolge von seiten des Volkes gewiß: la dissolution devint générale! Aber Gott selbst legte sich ins Mittel und führte ein Aufhalten herbei. Bula matari ward plötzlich krank und starb voll Lästerung; trotzdem erzwang Alvaro eine Beerdigung im Gotteshause durch Gewaltmaßregeln. „Aber nachfolgende Nacht wird daselbst ein so schröckbahres Geheul und Getümmel vernohmen, daß Allen, so es auch von ferne gehöret, die Haar gehn Berg stunden. Hierauff wurd das Kirchentach durch unsichtbahre Hand oberhalb durchbrochen, die Matten, womit die Leich bedeckt war, hinweggerissen und zerstuckt, der tote Leichnam aus dem Sarg gezogen, von den höllischen Geistern in die Lufft und von da vermuthlich in die ewige Finsterniß abgeführet," damit er samt der Seele im höllischen Feuer ewig gebrannt werde, „comme il est croyable!" Am folgenden Morgen lief die ganze Stadt zusammen, man fand den Thatbestand, welcher bei allen einen merklichen Schrecken verursachte, die Wankelmütigen aber in Glaubenstreue stärkte: „sie hielten viel höher vom Glauben, als sie je gethan hatten!" Nur Alvaro, dem die Lüste des Leibes alle „Anmuthungen der Seele" genommen hatten, wohl ernstlich durch dieses Zeichen seiner Sünden erinnert, blieb doch, dieweil es an einem Bischof oder Geistlichen im Reich mangelte und er noch jung und unverheiratet war, auf seinem Wege. —

Infolge aller dieser Vorgänge muß das Ansehen Portugals in Kongo schwer gelitten haben, Johann III. mußte angesichts der Gesamtstellungnahme Alvaros einen weiteren Niedergang befürchten und ein Aufhören der ergiebigen Sklavenquelle, so entschließt er sich zur Wiederherstellung seines Ansehens, gebraucht aber, da zur Zeit seine Hände in dem Reiche Indien gebunden waren, der damals mächtig aufstrebenden und in Portugal allein einflußreichen Jesuiten zu dieser politisch-religieusen Mission, Weber XI, S. 219. „Um dieses so wohl angefangene, nun-

mehr aber fast ersterbende Glaubenslicht in dem Reich Kongo wiederum auffzuflammen und allen noch übrigen Irrthum sammt der Wurtzel gäntzlich auszureuten," entsandte Johann 3 Priester und einen Laienbruder aus dem von ihm gestifteten Ordenshause der Gesellschaft Jesu zu Coimbra, „und befahle ihnen die Kirche zu Kongo euffrigst an, selbe wiederum zu erheben und in vollkommnen Stand des Glaubens und der Fromkeit zu setzen." Dieselben langen 1548 oder 1549 an und machen sich, vom Könige en consideration du roi de Portugal bestens empfangen, mit großem Eifer ans Werk. Soveraille errichtete eine Schule — nb. die erste in Kongo — und zählte in wenig Tagen 600 Schüler, welche er im Lesen und Schreiben, in den freien Künsten, besonders in den Lehrgründen des wahren Christentums unverdrossen unterrichtet. Die übrigen machten sich zuerst an die Reform der Kirche, zogen sodann mit Genehmigung des Königs im Lande umher „und brachten viel schöne Gärben der bekehrten Heiden in die Scheuern des Herrn," Pater Ribera zählte in 5 Monaten 1700, nachdem er sie in Glaubenssachen vorher gut unterrichtet hatte, Pater Diaz 500, Pater Vaz 300, Soveraille aus seinen Schülern 400, „so alle den Götzen abgesagt und Christum angethan hatten." Noch einmal zog Pater Vaz aus mit seinem Dolmetsch in die um San Salvador liegenden Dörfer, bekehrte und taufte in kurzer Zeit 2700, erbaute 3 Kirchen.

Auf anderweitige „Erfolge" mußten die Patres verzichten, eine Reformation an Haupt und Gliedern gelang ihnen nicht, Alvaro und sein Adel blieben unzugänglich, also daß sie den Ordensleuten alle Hoffnung benahmen, etwas Fruchtbares künftig zu schaffen,

„als denen nicht unbewußt war, wie schwer es sei, ein mit diesem unflätigen Vogelleim besudeltes Hertz davon loszumachen und in vorige Freiheit zu setzen (?), ja noch weit schwärer, ein von dem Beispiel seines Fürsten angelocktes Volk von der Nachfolge zurückzuhalten." „Darnach entwichen sie eine Zeitlang vom Hoff, ja gäntzlich aus Kongo, jener Gelegenheit zu erwarten, in welcher die Sonne der göttlichen Barmherzigkeit dieses harte Ungewitter vertreiben und die Heitere ihrer Gnaden dem Land abermahl wollte widerfahren lassen!"!!

Und nun ihre politische Mission? Sie eben ist der Grund des gänzlichen Scheiterns ihrer religiösen Mission! So „aufferbaulich" Hazarts Bericht auch sich ausnimmt, so wenig die Katholischen Missionen von dieser Seite etwas wissen wollen und so sehr sie den Thatbestand trotz der ihnen bekannten Quellen vertuschen mit nichtssagenden Redensarten, — das „Entweichen" der Jesuiten aus Kongo hat einzig darin seinen Grund, daß Alvaro mißtrauisch gegen sie werden mußte und gegen

die Portugiesen überhaupt, da „Diaz und Ribera auf die zeitlichen Interessen der portugiesischen Krone vielleicht!? zu viel Rücksicht genommen hatten“ Hahn 1, 260, „die Pflege des Weinberges Gottes vernachlässigt und sich rein weltlichen Interessen zugewandt, den Europäern jede Art von Handel mit den Eingebornen zu erleichtern (es bestand nur ein Handel in Kongo — der Sklavenhandel) gesucht hatten, so daß ihre Abberufung erfolgte, nachdem schon vorher Soveraille nach Portugal gereist war, um von dem plötzlich eingetretenen Hindernisse in der Mission zu berichten.“ Henrion 1, 553.

Johann III., von diesem Zustande der Dinge unterrichtet, entsandte darauf, nicht der heilige Ignatius, wie Hahn erzählt, nebst besonderen Gesandten die Jesuiten Gomez und Noguera, „erstlich Alvaro auf einen besseren Weg, hernach die Kirche Gottes zu vorgewestem lobsamen Stand zu bringen.“ Der Vorhalt, welchen Gomez dem Könige machte, schien anfangs dessen Herz zu bewegen, „zumahl des portugiesischen Königs schrifftliche Erinnerung hierzu nicht geringen Antrieb hatte!“ Als aber Gomez krank ward, fiel der König, „nunmehr seines Aufsehers entledigt,“ wieder in die vorigen Unsitten, ja er gebot allen bei Hofe, sich des Priesters Gemeinschaft zu enthalten, entzog den Geistlichen den gewährten Unterhalt, drückte und plagte die Christen, wo er vermochte, versagte dem bischöflichen Vikar den Zugang bei Hofe und da dieser dennoch einzudringen versuchte, „ließe er ihme das Thor vor der Nase zuschließen,“ wollte seinem Meßopfer nicht mehr beiwohnen, berief vielmehr hierzu einen anderen gemeinen Priester. Trotzdem versuchte Gomez bei Alvaro „ein Anwurf“ zu thun und forderte, da er eine Audienz erhielt, drei Dinge von ihm, er solle erstens alle Prostituierten stadträumig machen, er solle zweitens allen portugiesischen Schiffen freie und sichere Landung in allen Kongischen Häfen gestatten, er solle drittens mit dem Vikar sich wieder aussöhnen und den Geistlichen Unterhalt gewähren. Außerdem solle er zur Unterweisung der Jugend ein Stift gründen. Alvaro willigte in alles, hielt aber nichts! Es kam zu alle dem noch hinzu, daß der König eine nahe Verwandte, bis dahin seine Konkubine, als erste Frau nahm, für welche er Anerkennung und Handkuß von den Portugiesen, seinem Seelsorger, ja von der ganzen Klerisei, welche größeres Ungemach zu verhüten, oder sonst von ihm bethört, durch die Finger sahen, verlangte. Außerdem drückte und quälte er seine Unterthanen auf alle mögliche Weise und beugte das Recht. Die Stellung des Gomez ward immer unhaltbarer, zumal er neben

seiner politischen Mission gegen die allgemeine Polygamie predigte und auf ein Aufgeben der kirchlich nicht zulässigen Ehe Alvaros drang, welcher stets Rückenstärkung in einem entarteten, aller Wahrscheinlichkeit nach eingebornen Klerus fand, denn ein Nachschub aus Europa fand nicht statt, soweit ich aus den Quellen ersehe, — so beschloß er die Heimkehr. Aber der König, sich „eines bösen Rufes bei dem Könige in Portugal besorgend", suchte seine Abreise zu verhindern, ihn für alles etwa von dieser Seite her drohende Unheil verantwortlich machend. König Johann aber war bereits von dem Fehlschlagen seiner Mission benachrichtigt, plante eine neue Gesandtschaft und erteilte Gomez den gemessenen Befehl, nicht eher Kongo zu verlassen, als bis der königliche Abgesandte eingetroffen sei. So kehrte Gomez an den Hof zurück, verließ denselben jedoch, als der Königsbote nicht eintraf. Kaum aber in Pinda angelangt, traf vom Hofe ein scharfes Schreiben daselbst ein, daß sich alle Weiße, wie Hazart schreibt, richtig die Jesuiten, aus dem Lande zu entfernen hätten, eine Weigerung ziehe Zwangsentfernung nach sich. So begab sich Gomez 1555 nach Portugal zum Bericht. — Die Katholischen Missionen übergehen alle diese Thatsachen mit beredtem Schweigen, — und es war den Verfassern bekannt, aus Herion und Hahn, streifen höchstens die Umtriebe der Jesuiten mit einem verdunkelnden „sie sollen", und fahren dann fort: „Aber auch ihre Nachfolger konnten das Vertrauen des Negerkönigs nicht gewinnen, da sie sich seinen bösen Lüsten widersetzten, und sahen sich gezwungen, den Staub von ihren Füßen zu schütteln!!! und zeitweilig Kongo zu verlassen." 1887, 52. Henrion wird im Verfolg seiner Darstellung die gegen die Jesuiten vorgebrachte Anklage zu scharf, und beschönigend einschränkend fügt er bei: „Indes trug die Unbeständigkeit des Königs mehr zur Vertreibung der Jesuiten bei als die falschen Wege des Diaz und Ribera". 1, 553. Eine noch andere Auffassung von der Sache hat Lafiteau, eine Auffassung, welche uns einen interessanten Blick thun läßt in römisches Missionsgetriebe, eine Auffassung, welche noch heute beliebter Methode wenn nicht Wert und Berechtigung, so jedenfalls den Vorzug hohen Alters und klassischen Namen verleiht. 2, 484 und 485 heißt es nämlich:

„Weniger glücklich waren die Jesuiten am Kongo, woselbst sie gut aufgenommen wurden vom Könige; derselbe hatte ganz andere Sitten und Empfindungen als seine Vorgänger, so daß die Neger bald wieder in ihren alten Aberglauben und Libertinismus verfielen. Obwohl sie unter vielen Mühen eine lange Reihe von Jahren arbeiteten (?), ist die Religion dort allmählich erloschen, so sehr, daß sie gezwungen wurden, ein Land aufzugeben, das sich ihren Arbeiten entzog. Ich schreibe das dem zu, daß die Portugiesen nie

Herren des Landes, sondern nur Verbündete, nicht haben anwenden können la violence salutaire, welche sie in Brasilien anwandten, dessen Völker sie unterworfen haben, so daß dieselben allmählich dazu gebracht wurden „vivre à leur mode“!! —

Da sandte Gott eine schwere Zuchtrute über das Land, „denn manche Seelen greifen erst dermahlen zur Buße, wenn Gott mit schweren Plag-Straffen wider sie im Anzug ist.“ Gott bediente sich zu dieser Züchtigung der wilden Jaga-Stämme, an den fabelhaften Kongo-Nilseen wohnend, welche raubend und mordend ins Land fielen, des Königs Truppen mit leichter Mühe schlugen, die Königsstadt einnahmen, den König selbst zwangen, mit großen Haufen seiner Unterthanen seine Zuflucht auf der Pferdeinsel im Kongo zu suchen: „ein Strafgericht Gottes über den König, Eingeborene und Fremde, Laien und Geistliche!“ Eine Hungersnot brach aus, welche die „Sterbseuche“ im Gefolge hatte. Als die Portugiesen auf St. Thomas von diesem Zustande hörten, sandten sie Proviant, vertauschten aber ihre Lebensmittel gegen Sklaven, so daß in jenen Tagen St. Thomas und Portugal von Kongesen überfüllt war, — so in unedler Weise nachholend, was die Stellungnahme Alvaros sie hatte einbüßen lassen! Durch die entsetzliche Not lösten sich alle Bande der Ordnung und Pietät, für einen Bissen Brotes gab man alles dahin! Alvaro erkrankte an der Wassersucht, „ungezweifelt eine himmlische Stäup-Rute, womit der göttliche Schulhalter diesen unehrerbietigen Lehrjungen züchtigen wollte,“ und hatte das himmlische Mirakel ihm nicht gewehret, jetzt ging er in sich, verfluchte seinen vorigen Wandel, und „so bote auch Gott dieser von ihm abgewichener Seel die Leitschnur dar, sie aus dem Irrgarten wiederum herauszuführen. Dies geschah folgendermaßen:“ Auf Anraten der Portugiesen von St. Thomas entschloß sich Alvaro zu einer Gesandtschaft nach Portugal mit der Bitte um Hülfe. So brachte ihn sein Elend dem portugiesischen Bündnisse wieder näher. König Sebastian entsandte sogleich den Kriegshelden Govea mit 600 Soldaten und vielen adeligen Freiwilligen, welche dort ihr Glück versuchen wollten: Gott gab der Flotte eine schnelle Überfahrt, wollte er doch dem bußfertigen König wiederum zu seinem Throne verhelfen. In 1½ Jahren säubert Govea das Land, Alvaro wird wiederum Herr seines Thrones. Aber Govea blieb noch vier Jahre, um den Thron zu befestigen; dann zieht er heim mit dem Auftrage, frische Arbeiter in die Mission zu beschaffen. Von seinen Kriegern blieben viele im Lande, um der Fruchtbarkeit des Landes und der Milde des Königs willen, welcher aus der Not um seinen Thron

eine Tugend machte und sie mit Ehren und Reichtum überhäufte. — Als Govea noch mit seinem Heere im Lande stand, hörte der König von Portugal, daß dort Gold- und Silberminen wären, sandte zwei Sachverständige zur Untersuchung mit Alvaros einzuholender Erlaubnis. Dieser führte aber auf des portugiesischen Beichtvaters und Geheimrates Barbuto Rat die Techniker irre, möchte doch die Kenntnis der Minen ihm und seinem Staate gänzliches Verderben bringen. Dieses Verfahren hatte im Gefolge, daß die Portugiesen, welche nun keine Hoffnung mehr hatten, die in Europa so begehrten Metalle in Kongo zu finden, — „ihre goldenen Hoffnungen waren begraben," ihre Verbindung mit diesem Lande mehr und mehr aufgaben, „derhalben auch die Priester nicht mehr so hineinwandern wollten"!! So kam die christliche Religion in Kongo allmählich in Verfall, „allso daß sie schier undergangen." Vergebens war die Bitte Alvaros nach dieser Seite hin durch Briefe und besondere Gesandte, zweimal erntete er nur leere Versprechungen. Endlich sandte Portugal den Bischof Antonio Gliova nach St. Thomas mit dem Auftrage: „er solle seiner Gelegenheit nach das Königreich Kongo besuchen." Nach ärgerlicher Streitigkeit mit dem Gouverneur der Insel und unfreundlicher Aufnahme von seiten Alvaros, der durch den Gouverneur verhetzt war, wirkte der Bischof acht Monate in Kongo, kehrte dann nach Portugal zurück mit Hinterlassung von sechs Karmelitern, die aber nicht für den hundertsten Teil des Reiches ausreichend waren.

Portugal, mit sich selbst zu sehr beschäftigt, überließ das unglückliche Land sich selbst. Vergeblich versuchte Alvaro, das alte Interesse wieder wachzurufen, vergeblich war eine Botschaft an den Kardinal-König Enrico, erst Philipp II. von Spanien-Portugal, der auch Kongo seine Thronbesteigung hatte anzeigen lassen, sicherte ihm die gleichen Gunstbezeugungen zu, welche die Krone Portugal dem Reiche erwiesen. Voll großer Freude hierüber entsandte Alvaro einen Boten nach Spanien, stellte Philipp die Minen zur Verfügung, sandte zum Beweise dessen Goldbarren mit, dafür keine andere Gegengabe, wie er sagte, begehrend, als daß es Philipp gefallen möge, ihm Priester zu senden zum Aufbau des niederliegenden Glaubens. Der Bote ertrank an Spaniens Küste, jedoch erhielt man Kunde von seinem Auftrage durch Briefe, welche man in seinem gestrandeten Koffer fand. Auf die Nachricht davon sandte Alvaro den Portugiesen Eduard Lopez zum Könige und um ihn anzuspornen durch die Hoffnung auf Gewinn, gab er ihm Gold und andere Barren mit, überwies ihm seine Minen, in ihnen zu suchen und daraus zu entnehmen, was er wolle, und bat inständigst um Glaubensboten, sein Volk verschmachte vor geistlichem Hunger, da es niemand habe, der ihm das Brot des Wortes Gottes breche. Zugleich erhielt Lopez Auftrag, dem Papste gleiche Vorstellung zu machen als einem, der seine Aufgabe darin sehe, den Dienst Gottes und

das Heil der Seele zu betreiben. Lopez wird verschlagen und bleibt krank ein Jahr in Neuspanien. Alvaro, unruhig über sein Ausbleiben, sendet einen dritten Boten, der nach einigen Fährlichkeiten nach Spanien kommt und dort Lopez trifft. Dieser stellt dem Hofe von Madrid seine Sache vor, erhält aber, als inzwischen die Kunde von dem Tode Alvaros eingelaufen, die Antwort, seine Majestät könne jetzt dieser Angelegenheit nicht obliegen wegen des Krieges mit England. Außerdem habe man so viel Geschäfte, daß seiner nicht könnte abgewartet werden. Voll Unmutes begiebt sich Lopez nach Rom, stellt Sixtus V. den ganzen Jammer der niederliegenden Kirche vor, erwähnt der unzähligen Menge, die begehren unterwiesen und getauft zu werden, verspricht eine Schule und Spital von seinen Gütern in Kongo zu bauen, damit aus ersterer Leute hervorgehen möchten, welche ihre Landsleute in ihrer Sprache im Christentum unterwiesen. Sixtus aber entscheidet, als er vernimmt, daß das Reich Kongo zu Spanien gehöre, **die Sache gehe Spanien an!**

Diese nach Lopez dargestellte Minenfrage übergeht Hazart mit wenig Worten, berichtet vielmehr nur folgendes:

„Das Christentum begunnte das Haupt zu erheben und dessen Glieder mit großem Eifer sich zu versammeln. Alvaro schafft alles unehrliche Weibervolk vom Hofe, kurz zu sagen, Kongo gelangte abermahlen zu jenem herrlichen Glantze, womit es vor so schädlicher Empörung geschimmert hatte. Diesen zu erhalten ließ Alvaro nicht ab, mit Portugal beharrlicher Freundschaft zu pflegen, fertigte stets Gesandtschaft dorthin, bot die Ausbeutung der Gold- und Silberminen an, ließ auch dem Papst seine Ergebenheit kundthun und in Rom um Arbeiter bitten, da es seinem Reiche an Seelsorgern mangele."

Auch Henrion geht über diesen Punkt schnell hinweg, obwohl ihm die Quellen vorgelegen haben, ganz zu schweigen der „Katholischen Missionen". Wenn Hahn 1, 261 zu dem Verhalten Portugals, nachdem es über die Minen war irre geführt worden, bemerkt, es habe sich am portugiesischen Hofe gezeigt, was sich auch bei anderen weltlichen Machthabern nur zu oft gezeigt habe, daß die Handelspolitik an dem Eifer für die Verbreitung des Glaubens großen Anteil gehabt hätte, so ist diese Kritik viel zu schwach! Mag Alvaros Bitte um Priester und seine Klage über den Stand des Christentums in Kongo beurteilt werden wie wolle, ein an der Hand der gegebenen Darstellung leicht gewonnener Maßstab wird der richtige sein, die Antwort, welche man für den Negerfürsten hatte, *ist ein Schlag ins Antlitz der römischen Kirche, den sie selbst sich versetzt, ist in weiterem eine Verurteilung der Missionsmethode, welche man eingeschlagen hatte.* Hahn hat insofern recht, als das Missionsinteresse mit dem Handelsinteresse Hand in Hand ging, aber wenn *dieses Interesse der Mission den Fluch des Sklavenhandels aufgebürdet hat und schonungslosester Ausbeutung durch diesen,* dieses selbe Interesse hat einen *zweiten Fluch*

im Gefolge, den Fluch eigensüchtiger Vernachlässigung, welcher abermals die Mission schwer belastet und schier zu Boden drückt. An beidem siechte die Mission dahin, sie stand und fiel mit ihren Genossen! Und wollte man etwa darauf hinweisen zur Entkräftung dieser schweren Anklagen, Portugals Macht sei gesunken und Spanien sei zu sehr verstrickt gewesen in eigene Interessen, — nicht leichter, nein schwerer nur wird dadurch unsers Erachtens das Urteil über die Lebensfähigkeit derartiger Mission!

Trotz Hazarts günstigem Berichte ist aller Zweifel ausgeschlossen an der Hand der übrigen Zeugen, daß unter Alvaro Kongo eine „verwaiste Mission" war. Zwar versuchten in jenen Tagen die Jesuiten von Loanda aus in Kongo festen Fuß zu fassen; so erwähnt Jarric zwei Patres, die in den achtziger Jahren den verwüsteten Weinberg, der fast zum Brachlande geworden war, zu bebauen versuchten, die ungeheuerste Unwissenheit vorfanden, zu einem nachhaltigen Erfolge es aber keineswegs bringen konnten. —

Auf Alvaro I. folgte sein Sohn Alvaro II. 1587—1614. Dieser knüpfte mit einem Jesuiten zu Loanda Verhandlungen an, bat ihn zu sich in sein Reich. Derselbe kam dieser Aufforderung sofort nach, versicherte ihm durch ein Handschreiben des Gouverneurs von Loanda kräftiger politischer Unterstützung vorkommendenfalls, ging rüstig an die Arbeit, taufte in kurzer Zeit 1557 Heiden und wirkte soviel, daß „die Kirche Gottes fast überall aufs neue zu grünen begann". Mit seiner Hilfe gelang es Alvaro II., als Sohn einer Konkubine seines Vaters, sich auf dem Throne zu befestigen, eine Empörung seines Bruders niederzuschlagen, worüber Jarric und Hazart sehr ausführlich und erbaulich berichten. Zur Belohnung all der Verdienste schenkte Alvaro dem abberufenen Priester 1000 Thaler für das Kolleg in Loanda und schrieb ein Edikt aus im Jahre 1587, in welchem die Verdienste des Jesuitenordens gebührend anerkannt und alle möglichen Vorzüge ihm zugesichert wurden. — Nach Labat a. a. O., der aber der Jesuiten nicht Erwähnung thut, sei für Kongo ein eigener Bischof ernannt, derselbe habe Geistliche und Missionare mitgebracht, welche nicht wenig Not gehabt hätten, das verwilderte Volk — Sauvages —, das zum Teil wie Tiere aus Furcht vor den Jagas (?) auf den Bergen lebte, zu ansässigem Leben zu bewegen und aufzuerbauen mit bestem Erfolge. — Chavanne berichtet a. a. O. 282, daß zwischen den Jesuiten und den übrigen Orden (?) in Kongo Reibereien stattgefunden hätten, welche jedoch mit dem Siege der Jesuiten endeten, zu deren Gunsten dann das Edikt gemacht sei. —

Jedenfalls sind die gerühmten Erfolge des höchstens ein Jahr in Kongo weilenden Jesuiten sehr fraglich und die von Labat gebrachte Nachricht zu vage, um daraus feste Anhaltspunkte zu gewinnen. Ist dazu Chavannes Bericht, der aus portugiesischen Quellen geschöpft haben will, echt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die untereinander sich reibenden Priester wenig Erfolgreiches bewirkt haben können. Wir gehen sicherlich nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die in Kongo auftretenden Jesuiten in eigener Machtvollkommenheit aus Loanda ins Land kamen, denn ein Zuzug direkt aus Europa fand erst mit den Kapuzinern statt 1645.

In bezug auf die nun folgenden Jahre, bis 1645, verlassen uns unsere Quellen fast ganz. Wenig Ergiebiges findet sich bei Labat 2, 400—413, woraus Henrion, deutsche Ausgabe 3, 265 eine kurze Notiz bringt; kurze, und wenig erfreuliche Notizen bringt Chavanne a. a. O. 283. Es ergiebt sich folgendes Bild:

Auf Alvaro II. folgte Bernardo, der 1615 von seinem Bruder, dem Herzog von Bamba, ermordet ward; dieser stieg als Alvaro III. auf den Thron. Während seiner Regierung kam eine neue Jesuitenmission ins Land, welche sehr „erfolgreich unter dem Schutze des für Glaubensausbreitung sehr eifrigen Königs arbeitete". Dieser sein Eifer zeigte sich auch in einer Gesandtschaft an den Papst, dem er seinen Gehorsam zu Füßen legen, einige zweifelhafte Fragen vorlegen und den er um Reglements betreffs der von allen Seiten gefährdeten Herde Christi, und um die ihm sehr empfohlenen Kapuziner bitten ließ. In Rom starb der Gesandte unter dem Segen des Papstes und ward in St. Maria Maggiore unter einem prächtigen Denkmale beigesetzt. Dem Könige sandte der Papst eine schmeichelhafte Antwort. — Diese Bitte um Kapuziner kann uns nicht auffallen, wenn wir bei Chavanne a. a. O. 283 lesen: „Unter Alvaro III. kam es zu neuen Ausschreitungen des Klerus, welcher die Bevölkerung zu allerlei Fronarbeiten zwang und sich in alle Regierungsgeschäfte einmengte." Ob das Übel durch die Erbetenen abgestellt ward und ein Neues anbrach, wird die spätere Darstellung zeigen. Alvaro starb 1622, moderé, liberal, pieux, zélé pour la gloire de Dieux, wie Labat ihm nachruft, uns leider im unklaren lassend über etwaige Erfolge seines Eifers. — Wir eilen hinweg über die nun folgenden Herrscher bis 1636, nur eine Notiz Chavannes aus diesen Jahren für uns verwertend, der zufolge 1626 der Bischof von den Eingebornen ermordet, ein Seminar in San Salvador gegründet ward, nachdem 1620 Kapuziner und Karmeliter von Paul V. und dem Könige von Portugal waren gesandt worden; aber je größer die Zahl der Missionare geworden, desto mehr sei der Bekehrungseifer erkaltet. Wir sind außerstande, diese Notiz zu kontrollieren, bemerken aber, daß die Kapuziner nach den unzweifelhaften Zeugnissen Labats und anderer erst 1645 ins Land kamen, und daß ein König von Portugal nicht Priester gesandt haben kann, einfach weil es einen solchen damals nicht gab. Übrigens passiert weiter unten S. 283 demselben katholischen Autor naturgemäß derselbe historische Irrtum, indem er die Union zwischen Spanien und Portugal

mit dem Jahre 1681 beginnen läßt. Ein Druckfehler ist absolut ausgeschlossen! Auch ein Beitrag zu römisch-katholischer Akribie! —

Unter Alvaro V., welcher 1636 den Thron bestieg, brachen langandauernde, schwere Bürgerkriege aus zwischen der Krone Kongo und den mächtigen Fürsten von Bamba, Chiova und Sogno um die Krone einerseits und um die Provinz Sogno andererseits, welche der König der Kolonie Loanda unrechtmäßigerweise versprochen hatte. Der Bürgerkrieg endete mit fast gänzlicher Unabhängigkeit der Grafschaft Sogno von der Krone Kongo, und die Portugiesen hatten sich durch den Anteil, den sie im Anfange an diesen Streitigkeiten genommen hatten, für immer bei den Kongesen verhaßt gemacht.

Daß während dieser schweren Zeit an das Missionswerk kaum gedacht ward, liegt auf der Hand; wie ein Ruf aus der Tiefe klingt uns darum die Bitte Alvaro VI. 1642 bei Urban VIII. um Kapuziner. Freilich müssen Jesuiten und andere Orden einen Sitz in San Salvador gehabt und behalten haben, denn bei Empfang der Kapuziner 1645 in dieser Stadt geschieht ihrer Erwähnung, Labat 3, 29, auch ein Kapitel wird dort genannt. Aber von einer Missionsthätigkeit kann doch nicht die Rede sein, wenn Labat 3, 32 von einem „naissant" Christentum redet und derselbe Autor San Salvador selbst eine „sündige Ninive" nennt 3, 390. Ja, aus allem geht unzweifelhaft hervor, daß das Christentum fast ganz erstorben war. Darf uns das aber wundern, wenn wir bei Carli a. a. O. 496 lesen, eine Notiz, welche Labat 5, 149 bestätigt, daß die dort ansässigen Kleriker als gut bezahlte Pfründner und um weiter keines Zweckes willen ihren Aufenthalt in San Salvador nahmen? Und nehmen wir die weiter unten zu erwähnende Thatsache hinzu, daß auch die niedere Geistlichkeit, die Curaten, nur um Gewinnes willen dort und in den Provinzen sich aufhielten, so ist damit das Bild vervollständigt und der Beweis der Versumpfung erbracht, eine schwere Anklage gegen Rom! Als König ging 1646 aus all der Unruhe hervor Garcia II., ein echtes Kind der schweren, blutigen Zeit, ein echt afrikanischer Despot, nachdem er jahrelang um die Krone im Streit gelegen mit den Großen des Reiches. Unter ihm kamen die ersten Kapuziner ins Land. Mit dieser Bemerkung hinweisend auf die zweite Periode der römischen Kongomission stehen wir am Ende der ersten und wenn wir fragen nach dem Ertrag der Arbeit zweier Jahrhunderte, so lautet die Antwort: **Null**. Rom hat im Herzen dieses heidnischen Landes ein Gebäude aufgeführt, das in dem Augenblick in Trümmer zerfiel, wo die Hand, die es künstlich gehalten, zurückgezogen ward — weil dieses Gebäude in sich selbst keinen Halt besessen.

(Fortsetzung folgt.)

Ärztliche Missionen

von D. Theodor Christlieb.

(Schluß.)

3. Methode und bisherige Erfolge.

Da für den Missionsarzt der Zweck seiner Arbeit nicht bloß in möglichst vielen gelungenen Kuren, sondern in möglichst weiter Thüröffnung für die christliche Heilsverbreitung liegt, und alle seine Kunst und Wissenschaft diesem geistlichen Zwecke dienen soll, so ist sein Verfahren überall dies, von der gespendeten oder zu spendenden leiblichen Hilfe aus die Kranken auf den großen göttlichen Seelenarzt hinzuweisen. Daher bei der ärztlichen Armenmission in Christenlanden wie unter den Heiden auf allen größeren Missionsgebieten die gleichmäßige Sitte, wenn ein Haufe von Hilfebegehrenden sich im Wartezimmer oder der Vorhalle des Spitals oder der Freiapotheke gesammelt hat, ihre Behandlung durch eine kurze Andacht, Bibellektion mit evangelistischer Ansprache, meist auch Gesang und Gebet einzuleiten, ehe die Konsultationen im einzelnen beginnen. Bei Spitälern ist dieser Warte- und Sammelplatz oft nur eine große Veranda mit Bänken, aber so gelegen, daß die Kranken, die in den anstoßenden Zimmern liegen, alles auch mithören können. Sonst wird auch in den Krankensälen selbst eine kurze Andacht gehalten. „Bald lernen die Kranken aufmerksam zuhören, knien oft in den Betten, wenn das Gebet beginnt, und beten sogar das Vaterunser mit.[1])"

So berichtet z. B. Dr. H. M. Skudder von der ärztl. Mission der reformierten Kirche Amerikas im Arcotdistrikt (westl. v. Madras), wo 1866 in Ranipett ein Missions-Spital eröffnet wurde, wie die Leute anfangs vorsichtig und ängstlich und meist nur aus den untersten Kasten herankamen, jetzt aber ohne alle Furcht in hellen Haufen, Hindus der höchsten Kasten wie Mohammedaner, so daß jährlich über 30000 Patienten außerhalb und etwa 1300 im Spital krank Liegende behandelt werden. So oft ein Haufe sich in der Veranda gesammelt habe, werde ein Schriftabschnitt gelesen und der Inhalt ihnen so einfach als möglich klar gemacht. Niemand von den Hilfesuchenden sei gezwungen, diesen evangelistischen Gottesdienst mitzumachen; Jeder darf sich zurückziehen, wenn er will; doch sei dies äußerst selten der Fall. Wieviel guter Same durch diese Predigtgelegenheiten ausgestreut werde, lasse sich gar nicht ermessen. „Im Spital selbst kamen viele Fälle von Heidenbekehrungen vor; und viele andere, die zum Christentum übertraten, versicherten uns, daß die Ansprachen, die sie in der Veranda des Spitals hörten, ihnen den ersten Anstoß gaben, weiter nach der Wahrheit zu forschen."[2])

Ähnlich in dem o. g. Srinagar (Kaschmir), wo um der vielerlei Religionen und Nationalitäten willen unter den Patienten alle Kontroverspunkte besonders streng vermieden werden müssen. Da hören sie in den kurzen Ansprachen „vom Gott der Liebe und von der Erlösung, von dem, der als Mensch

---

[1]) Z. B. in Amritsar s. Need of healing S. 11. [2]) Lowe, S. 113 ff.

alle Mühsal und Prüfungen der Menschheit an sich selbst erfuhr, die Bitterkeit der Verfolgung und der Armut kostete, der die Bekümmerten aufrichtete, die Kranken heilte, die Unwissenden lehrte, alle Menschen liebte, für alle starb und auferstund, und jetzt zur Rechten des Vaters erhöht, Heil anbieten läßt allen, die seinen Namen anrufen." „Auf all das können Hindus, Buddhisten, Mohammedaner mit Interesse lauschen, so daß viele in das Schlußgebet hörbar mit einstimmen." Dann erst beginnt in besonderem Zimmer die Konsultation der einzelnen und Arzneiausteilung. Der Doktor registriert den Namen jedes neuen Patienten, untersucht ihn, schreibt ein Rezept, das in der Apotheke von zwei Gehilfen zubereitet wird; zwei weitere helfen Wunden verbinden; kleinere Operationen darf der eingeborene Hospitalassistent selbst vollziehen; schwere Fälle erhalten ein Eintrittsbillet ins Hospital. Zwei Tage der Woche sind für Operationen bestimmt. Seit 1881 wurden so jährlich 24 bis 30000 Besuche empfangen, in 6 Jahren über 130000; jährlich etwa 8000 neue Patienten, 1200 Operationen, 1000 Patienten im Hospital.[1])

Bei manchen Kranken, die vielleicht längere Zeit hindurch täglich im Krankensaal das Evangelium hörten, zeigt sich oft erst in ihrer letzten Stunde der Same als eingedrungen. Da kommt oft plötzlich eine kaum erhoffte Glaubensäußerung noch zum Vorschein, wie vor wenigen Jahren im Zenana Missionshospital in Amritsar eine Kranke sterbend ihrer Pflegerin bekannte: „es ist alles wahr, wir können uns selbst nicht retten; ich glaube, daß, was Sie von Jesus sagen, die Wahrheit ist." Dann sterben sie in diesem Anfangsglauben, den sie im Fall der Genesung vielleicht bald wieder verloren haben würden. — Oft wird das im Vorzimmer begonnene Unterrichtswerk in den Privathäusern mit den einzelnen fortgesetzt, wie in eben jener Stadt mit dem disputierlustigen Gatten einer kranken Hindufrau, der als Padri einer sie besuchenden Doktorin gern auch eine Predigt gehalten hätte. Sie gestattete es. Da kam eine ganz beredte Ansprache, voll von Sprichwörtern, Illustrationen und Anekdoten zum Vorschein, eine Viertelstunde lang. Nun kam die Christin an die Reihe. Sie liest Joh. 3, und setzt nur ein paar Worte über die Neugeburt, die Liebe Gottes, Licht und Finsternis hinzu. Der Padri wird nachdenklich, bittet um das Johannes-Evangelium (in Punjabi) und berichtet nach 8 Tagen, er habe es „ganz durchgelesen und sehr gut gefunden."[2])

Dies ist und bleibt ein großer Vorteil des Missionsarztes vor dem Predigermissionar: er kommt weit leichter als dieser näher an den einzelnen heran. Bei seinem Predigen in einer Kapelle hat jener es ja immer mit einem ganzen Haufen zu thun. Daher besonders in China die Klage vieler Predigermissionare, sie kommen so schwer in nähere Berührung mit dem Volk, mit den einzelnen. Anders der Arzt.

[1]) S. Bericht des Dr. Neve bei Lowe S. 106 ff.

[2]) The double Healing S. 4—6.

„Wir in unserm Hospital, schreibt einer aus Tientsin, kommen in direkten persönlichen Kontakt mit den Leuten. Das nahe Verhältnis von Arzt und Patient entfernt sofort das Gefühl der Kluft, das bei dem einzelnen Chinesen sich so leicht bis zur Feindseligkeit steigert, wenn ein Ausländer ihm nahe treten will.“[1])

Nicht häufig, ja wohl einzig in seiner Art ist der Brauch einer amerikan. Missionsärztin in Bombay, Miß Dr. Condict, wahrscheinlich die einzige sich selbst erhaltende Missionsärztin in Indien, die um ihrer äußerst zarten Gesundheit willen der American Board nicht aussenden wollte, und die dann resolut selbst ging, nie einem Kranken ein Rezept zu verschreiben, sie habe denn zuvor ein paar Schriftverse gelesen und mit dem Kranken gebetet, was derselbe auch in der Regel gern und aufmerksam hört. Lieblich ist, was sie von ihrer durch den American Board unterhaltenen Krankenpflegerin erzählt: Die junge Dame besuche die schwerkranken Frauen in ihren Häusern, redet mit ihnen gar freundlich, singe ihnen etwas vor, und wenn sie in ihrer schlichten Weise etwas aus dem Evangelium erzähle, so sammle sich schnell eine Schar von Frauen und Kindern um sie.[2])

Ist noch kein Hospital vorhanden und der Zuspruch zur Missionsapotheke noch gering, wie öfters im ersten Anfang, so reitet etwa der Missionsarzt mit seinem Medizinköfferchen und chirurgischen Besteck auf die Dörfer hinaus, zu heilen und zu predigen. Da kommt, erzählt der o. g. Dr. Valentine vom Distrikt von Beawr (Rajputana), öfters das ganze Dorf in Bewegung. Scharen von Frauen bringen ihre Kinder zur Impfung; Kranke erhalten Arzneien, kleinere Operationen werden ausgeführt. Ist die dringendste äußere Arbeit gethan, so wird der Arzt Evangelist, tritt etwa unter die schattige Ficus Indica im Centrum des Dorfs und predigt vom großen Seelenarzt.[3])

Geht hier das äußere Werk dem geistlichen voran, so berichtet umgekehrt Dr. Johnson (Church M. S.) von seinen Touren unter den Gonds (Centralindien), er nehme immer so viele Arzneien und Instrumente mit, als zwei Männer tragen können, rufe in jedem Dorf die männliche Bevölkerung, die gerade nicht auf dem Felde arbeite, zusammen, und dann halte zuerst der Katechist eine Ansprache über den einen wahren Gott und seinen Sohn Christus. Dann folge die Behandlung der Kranken, die ihn oft tagelang aufhalte. Die Leute muß erst ein wenig Reinlichkeit gelehrt werden, um Arzneien auch nur säuberlich aufbewahren zu lernen. Sie haben nicht einmal Krücken für ihre Lahmen, da muß ihnen gezeigt werden, wie solche aus Bambus zu machen sind u. s. w. Die Besuche des Missionars in den einzelnen Dörfern seien so selten, daß

[1]) Medical missions at home a. abr. Juli 1887 S. 278.

[2]) Ebendas. Juni 1887 S. 264. — Report der Calcutta Konferenz 1883 S. 392.

[3]) Report der Allahabad Konferenz 1873 S. 195 ff.

die Leute inzwischen vergessen, was sie gelernt hatten. Daher sei es sehr nötig, daß der Missionsarzt durch seine Besuche das Andenken davon bald wieder auffrische.[1])

Sehen wir in ein chinesisches Missionshospital hinein, z. B. das des Dr. K. Mackenzie in Tientsin von der Londoner Miss.-Ges., so ist die geistliche Arbeitsmethode eine ganz ähnliche. Der Tag wird mit einer Schriftlektion begonnen, bei der die eingeborenen Gehilfen und die Reconvaleszenten anwesend sind. Die Andacht wird möglichst gesprächsweise geführt, mancher absichtlich zu Fragen veranlaßt, was die Leute einer längeren Ansprache sehr vorziehen. Bis 2 Uhr ist das wesentliche der medizinischen Arbeit gethan. Nun haben die Krankenpfleger Zeit, diejenigen Kranken, die hierzu körperlich fähig und geistig willig genug sind, etwas vom Katechismus zu lehren. Da helfen die Geförderteren unter den Patienten oft mit, die andern zu unterrichten. Am Dienstag Abend wird die Arbeit der letzten 8 Tage zusammengefaßt und das „Netz des Evangeliums etwas straffer angezogen." Am Freitag Abend ist besondere Versammlung mit den Gehilfen und andern Christen zu Bibelforschung und Gebet, und diese beiden Abendversammlungen leitet der Missionsarzt. Mackenzie empfiehlt mit allem Nachdruck die evangelistische Arbeit seinen Kollegen: „weil der Arzt seine eigenen Patienten am tiefsten beeinflussen könne; weil er nur durch sein praktisches Exempel auch seine Gehilfen in dieser Richtung zu brauchbaren Werkzeugen mache; weil nur durch seinen persönlichen Fleiß auch in diesem Stück der volle Wert der ärztl. Mission als Christianisierungsmittel sich zeigen und immer mehr verwirklichen könne, endlich weil sein eigenes geistliches Leben es erfordere."[2])

Ähnlich schreibt Dr. Christie von der unierten presbyt. Miss.-Ges. aus der Manschurei, daß er bei allen Wert seiner mediz. Kunst für Erleichterung des äußeren Elends es doch als seine erste Aufgabe betrachte, das Licht des Evangeliums in die Herzen und Gewissen hineinleuchten zu lassen. Es sei äußerst erfreulich, bei den täglichen Andachten früh morgens im Wartezimmer seines Hospitals die tiefe Aufmerksamkeit zu sehen, mit der die Kranken von dem predigen hören, der der Welt Sünde und Krankheit auf sich nahm. In einem Jahr konnten fünf seiner Patienten, darunter ein Gelehrter, in folge dieser Andachten getauft werden.[3])

Ein andrer chinesischer Missionsarzt, Douthwaite (von der chines.-inländ. Miss.) in Juchow, der sich nur mit Augenkrankheiten abgiebt und zwei Tage in der Woche für allgemeine Konsultation offen hält, berichtet, daß an jedem derselben mindestens 100 Leute kommen, oft aus weiter Entfernung. Während er die einzelnen untersucht, hält der eingeborene Prediger an die übrigen Ansprachen, und er und einige andere erläutern sie dann den Einzelnen so einfach als möglich. „So hören Hunderte das Evangelium, die durch Reisepredigt nie erreicht werden könnten, weil sie sehr zerstreut in Höfen und Weilern wohnen, und die meisten Männer den Tag über außerhalb des Hauses beschäftigt sind. Ich könnte eine Reihe von Gemeindegliedern nennen, die sich

---

[1]) Edingburgh Med. Miss. Soc. August 1886 S. 329 ff.

[2]) Med. Miss. at home a. abr. Juli 1887 S. 278 ff. — Med. Miss. Record Sept. 1887 S. 113. [3]) Lowe S. 135 ff.

dem Christentum hauptsächlich in folge der Eindrücke zuwandten, die sie bei ihrer ärztlichen Behandlung empfingen."[1])

Sehr richtig bemerkt ein Missionsarzt Palm in Japan, der sonst wesentlich dieselbe Arbeitsmethode mit täglicher Morgenlektion nebst kurzer Erklärung im Wartezimmer befolgt, der Arzt solle doch ja den heidnischen Kranken die Predigt nicht aufzwingen durch sofortige religiöse Anfassung einzelner, um keine Heuchler aus ihnen zu machen. Es wäre dies ein des Christentums selbst unwürdiger Druck auf solche, die doch zunächst nur ärztliche Hilfe suchen. Ein kurzes Wort nebst Verabreichung eines Traktats genüge beim Einzelnen, während denen, die ein tieferes Interesse zeigen, weiterer Unterricht erteilt werden müsse. Da hierbei so viel auf die Gehilfen ankomme, so sollten im Missionshospital, wenn möglich nur ächte, wohlwollende Christen verwendet werden. — Ebenso schreibt Dr. Carey aus Delhi (Enkel des bekannten Missionars), er pflege vor der Schriftlektion den Kranken immer offen zu sagen: „Liebe Freunde, ich werde euch jetzt aus Gottes Wort vorlesen und über Jesus sprechen. Nimmt jemand daran Anstoß, so steht es ihm frei, sich zu entfernen." Er könne sich aber nicht erinnern, daß je ein Mann oder eine Frau fortgegangen sei; wohl aber, daß ihn öfters die laute Zustimmung unterbrach: „das ist ganz wahr, sagen Sie es noch einmal" u. s. w.[2])

Auch in andrer Hinsicht muß der Missionsarzt oft viele Vorsicht anwenden, um durch die Wirkung gewisser Mittel nicht den Aberglauben zu nähren. Ein mir nahe stehender Missionsarzt im Orient schreibt mir z. B. von der Anwendung des Chloroforms bei Operation eines Kindes, bei dem plötzlichen Bewußtloswerden und zur bestimmten Zeit Wiederaufwachen glaube die arabische Mutter fest, dies könne nicht mit rechten Dingen zugehen. So kommt es auch in Indien öfters vor, daß Mädchen, die man zu Apothekergehilfinnen heranzieht, die vielen fremden Namen der Arzneimittel für Zauberworte halten.[3]) Nicht zu reden von dem oft großen anfänglichen Mißtrauen hoher heidnischer Patienten gegen die Mittel des Missionsarztes, womit z. B. König Mtesa in Uganda den englischen Missionar zwang, von der Arznei, die er ihm verabreichen wollte, immer zuerst eine Dosis selbst zu nehmen, und ebenso eine an sieben gerade anwesende Personen auszuteilen. Wäre von diesen unglücklicherweise eine innerhalb einer Woche gestorben, so hätte man geglaubt, der Missionar habe den König vergiften wollen. Mußte derselbe eine Pille nehmen, so

---

[1]) S. Records der allg. Miss. Konferenz in Shanghai 1887 S. 129 ff.

[2]) S. Proceedings der allg. Miss. Konferenz in Osaka 1883 S. 314. Med. Miss. Record. Juli 1887 S. 69.

[3]) Female Miss. Intelligencer Juli 1887 S. 113.

hatte der Missionar immer zwei zu bringen; davon wählte der König eine aus, die andere hatte jener selbst zu schlucken.[1]) So natürlich nur bei rohen Völkern. —

Viele spezielle technische Fragen, die uns bei dem Blick auf die Arbeitsmethode der Missionsärzte begegnen, überlassen wir lieber den Fachmännern zur Entscheidung.

So über die Frage der Heranbildung junger Leute zum ärztlichen Beruf oder Gehilfendienst, sei es privatim da, wo noch keine öffentlichen mediz. Schulen existieren, oder in letzteren wie in Agra u. s. w.; oder etwa in Verbindung mit einer Centralmissionsapotheke für ganz Indien; ob eingeborene Assistenten immer verheiratet sein müssen (was in der That nötig sein dürfte), und ob keine Kastenvorschrift bei ihnen zu dulden sei;[2]) ob die Frauengesellschaften nicht besser thäten, in Indien die Ärztinnen je zu zweien auf eine neue Station zu senden, weil eine allein ihre Isolierung oft sehr drückend fühlt, schwere Operationen nicht wohl allein vornehmen kann u. s. w.; ob für Ärztinnen immer ein Doktordiplom nötig; über das Verhältnis der Missions- d. h. Freiapotheken zu den schon bestehenden Regierungsapotheken in Indien;[3]) über den Nutzen der Aufstellung von Sanitätsinspektoren in indischen Dörfern, wie sie z. B. im Madura-Distrikt bereits statt fand; ob in China feste Stationierung des Missionsarztes nicht viel zweckmäßiger als das Herumreisen; ob dort die Missionsapotheken nicht möglichst bald zu Missionshospitälern zu erweitern seien, da in diesen eine viel tiefere Einwirkung möglich (was wir bejahen möchten)[4]) und dergl.

Dagegen seien hier noch einige Fragen mehr principieller Natur wenigstens gestreift, über die sich heute schon ein übereinstimmendes Urteil zu bilden beginnt. Für seinen Doppelberuf des Heilens und Predigens, der aber wesentlich der eines Evangelisten mit Wort und That ist, muß der Missionsarzt nicht blos systematische Ausbildung in Medizin und Chirurgie, sondern ebenso auch eine evangelistische Gabe, Missionsgeist und Missionseifer besitzen. Oberflächliche mediz. Ausbildung der Missionsärzte taugt nicht. Was etwa zur Krankenpflegerin qualifiziert, ist für den Arzt noch lange nicht ausreichend. Er soll nicht ein Missionar mit mediz. Kenntnissen zweiten Rangs sein, nicht so viel Theologie

---

[1]) S. Medical Miss. Record Sept. 1887 S. 112.

[2]) Proceedings der Osaka Konferenz 1883 S. 319. Lowe S. 30. Report der Kalkutta Konferenz 1883 S. 400; 413; 415.

[3]) Indian female Evangelist Okt. 1887 S. 153 ff. Report der Allahabad Konferenz 1873 S. 192. 196. Need af healing S. 16 ff.

[4]) Kalkutta Konferenz S. 398. Shanghai Konferenz 1877 S. 121 ff.

treiben, daß seine mediz. Studien darunter Not leiden. Gerade in der Heilkunde ist es etwas sehr gefährliches um bloß halbes Wissen. Darum — volle, zur gewöhnlichen Staatsprüfung nötige Reife! Eben deshalb aber ist es zu viel, von ihm auch noch ein vollständiges theologisches Studium zu fordern. Es genügen für ihn die theologischen Kenntnisse eines bibelfesten Evangelisten; aber diese und der eifrige Missionssinn sind auch ebenso unerläßlich wie gründliche Heilkunde. So allein ist dem Einwand zu begegnen, daß beide Beschäftigungen zu viel und daher besser zu trennen seien.[1]) Und so allein wird auch die oft nicht geringe Gefahr zu vermeiden sein, daß der Missionsarzt über der Masse der ärztlichen Arbeit unter dem vielen leiblichen Elend seinen geistlichen Beruf nicht ganz vernachlässige.[2]) Wie weit dann die Kirchen diese theologischen Dienste bei nur halber theologisch wissenschaftlicher Qualifikation officiell als niedere klerikale Stufe anerkennen werden, bleibt abzuwarten. Die ärztl. Miss.-Ges. von Edinburg hat schon vor einigen Jahren eine Bitte um kirchliche Anerkennung der Missionsärzte an die Leiter der freischottischen und andrer Missions-Ges. gerichtet.[3])

Das erste Jahr oder noch etwas länger sollte der ausgesandte Missionsarzt sich der mediz. Praxis möglichst enthalten, und allen Fleiß auf Erlernung der Sprache verwenden; sodann seine Apotheke an einem central gelegenen Punkt eröffnen und sich mit einem eingeborenen Evangelisten verbinden, der die Genesenen noch weiter besuchen muß, die er sonst aus den Augen verlieren würde. Derselbe sollte auch bei den vom Arzt geleiteten Andachten im Wartezimmer zugegen sein, um während der Konsultationszeit mit den Einzelnen weiter zu reden. Dann sollten baldmöglichst zwei oder drei intelligente junge Eingeborene zu Assistenten herangebildet, ihre tägliche Unterweisung aber stets mit Bibellesen und Gebet eröffnet werden, damit sie frühe die Förderung des geistlichen Wohls ihrer Volksgenossen als ihr oberstes Ziel betrachten lernen. Alles was diese Assistenten so gut thun lernen, als er selbst es könnte, das lasse er ihnen, um die eigene Zeit mehr frei zu halten auch für Reisepredigt, für ärztliches und evangelistisches Wirken auf dem Lande. Auch eröffne er, sobald es die Umstände gestatten, ein Spital, zunächst in kleinem, dann allmählich wachsendem Umfang. Auch suche er, soweit es seine Zeit erlaubt, zur wissenschaftlichen Kenntnis der Naturgeschichte des Landes und seiner Hilfsquellen durch Berichte an medizinische u. a. Zeitschriften

---

[1]) Perfection of healing S. 10. Lowe S. 29; 31—33. Osaka Konferenz S. 312. 315; Kalkutta Konferenz S. 390 ff.

[2]) Med. Miss. Rec. Aug. 1887 S. 102.

[3]) Osaka Konf. S. 312; Lowe S. 37—40.

beizutragen.[1]) Um das alles ordentlich ins Werk zu setzen, soll er sich nicht etwa bloß auf 5 Jahre, sondern fürs ganze Leben, bezw. so lange immer seine Gesundheit es gestattet, sich dem Missionsdienst widmen.[2])

Keine geringe Versuchung für manche Missionsärzte ist die, sich durch Privatpraxis zu bereichern. Es ist deshalb im allgemeinen gewiß ein guter Grundsatz, daß sie überhaupt keine Privatpraxis treiben sollen, auch nicht teilweise, für ihre Dienste keine Bezahlung annehmen, nur etwa Beiträge für die Mission, und daß sie keinen größeren Gehalt empfangen sollen als die andern Missionare.[3]) Indes muß die Regel des keine Bezahlung Annehmens doch manche Beschränkung erleiden, besonders auch für die Missionsapotheken. Von Mikronesien berichtet Dr. Gulick, daß die Leute, welche anfangs umsonst ärztliche Hilfe und Arzneien erhalten hatten, wenig Dankbarkeit fühlten, bis man sie aufforderte, zur Deckung der Arzneikosten nach Kräften beizutragen. Ebenso sagt er von Japan, daß durch kostenfreie Darreichung von Arzneien die Gefahr entstehe, alle Patienten zu Paupers d. h. öffentlicher Unterstützung bedürftigen Armen zu machen.[4]) Auch von andern Missionsärzten wird darauf hingewiesen, daß im Charakter der Japaner ein hervorstechend schöner Zug die Dankbarkeit ist. Auch den kleinsten Dienst suchen sie zu erwidern. Daher könne gerade dort die ärztliche Missionsarbeit verhältnismäßig leicht selbstunterhaltend gemacht werden durch Forderung eines geringen Preises für Arzneien und durch Nichtabweisung freiwilliger Gaben für Konsultationen und Operationen. Andre verweigern grundsätzlich auch in Japan jede Annahme einer Bezahlung.[5]) Daß selbständige, von keiner Gesellschaft salarierte Missionsärzte von den Reicheren Bezahlung annehmen, um leben zu können, von den Armen, d. h. der großen Mehrzahl dagegen gar nichts, ist ganz natürlich und billig.[6]) Für die übrigen aber möchte ich den Grundsatz empfehlen: man lehne Bezahlung für die Person des Doktors ab, gestatte dagegen, um den spontanen Dankbarkeitstrieb nicht zu hindern, Beiträge für die Miss.-Ges., bezw. zum Unterhalt der ärztlichen Missionsstation oder des Hospitals im ganzen. Reichere Heiden in Miss.-Apotheken für Arzneimittel etwas bezahlen zu lassen, und so den Unterhalt des Instituts nicht allzulange der Miss.-Ges. zuzumuten, ist umsomehr berechtigt, als die Erfahrung überall zeigt, daß unzählige Menschen nur das ordentlich schätzen, was sie selbst etwas kostet. —

---

[1]) Osaka Konferenz S. 315 u. 320 u. bes. Lowe S. 46—50; Kalkutta Konferenz S. 392 ff. [2]) Shanghai Konferenz S. 130.

[3]) Shanghai Konferenz S. 124 u. 130. Osaka Konferenz S. 315. 320 u. 322. Lowe S. 43. [4]) Shanghai Konferenz S. 128.

[5]) S. sehr verschiedene Meinungen hierüber Osaka Konferenz S. 320—323.

[6]) Med. Missions at home a. abr. Juni 1887 S. 264.

Was schließlich die bisherigen Erfolge betrifft, so sind sie aus allem obigem schon zu einleuchtend, als daß wir noch viel hinzuzufügen brauchten. Schon in wissenschaftlicher Hinsicht werden die Früchte dieses Missionszweigs immer bedeutsamer. Man hat längst, abgesehen vom religiös-sittlichen und materiellen Gebiet, auf die Bedeutung der Mission für Bereicherung der abendländischen Wissenschaft, auf die sprachlichen, litterarischen u. s. f. Verdienste der Missionare hingewiesen,[1]) die da und dort auch von nichttheologischer Seite anerkannt werden. Schon heute kann man diesen Verdiensten um die vergleichende Sprachforschung, Geographie, Ethnologie, Archäologie, viele Zweige der Naturwissenschaft u. s. w. auch das um die medizinische Wissenschaft hinzufügen, und dies hauptsächlich durch die Berichte der Missionsärzte. Schon 1881 konnte Dr. Thomas Laurie in seinem umfangreichen und sorgfältig geschriebenen Werk „die Beiträge unsrer Heidenmission zur Wissenschaft und menschlichen Wohlfart"[2]) ein ganzes Kapitel den Beiträgen zur mediz. Wissenschaft widmen, obschon er nur die Missionare des Amerikan Board (und die der amerikanischen Presbyterianer im Orient) hierbei berücksichtigt. Man sehe dort die aufgezählten Beiträge amerik. Missionsärzte zu unsrer Kenntnis der chinesischen Arzneiwissenschaft und Chirurgie, der vorherrschenden Krankheiten im Orient, in Indien, China, Japan u. s. w., oft eigentümlicher und interessanter Krankheitsfälle schon durch die Jahresberichte der Missionshospitäler, auch der klimatischen Verhältnisse und ihres Einflusses auf gewisse Krankheitsformen, Bereicherungen der materia medica u. s. w. Dazu ihre großen Verdienste um Heranbildung eingeborener Ärzte und Verpflanzung abendländisch-christlicher mediz. Wissenschaft in unwissende Heidenvölker, um Gründung einer brauchbaren mediz. Litteratur besonders in den Hauptsprachen Indiens.[3])

Wir können hier auch nicht näher auf die äußeren Erfolge eingehen, obschon auch sie nicht gering anzuschlagen sind. Da kauert in der Ecke des Wartezimmers eines indischen Missionsspitals ein armes Weib mit einer langwierigen, schmerzlichen Krankheit behaftet. Ihr Äußeres ist so abschreckend und schmutzig, daß nur die Liebe zum Herrn einen treiben kann, sich auch ihrer freundlich anzunehmen. Dazu ist sie so stupid und

---

[1]) S. Christlieb, der Missionsberuf des evang. Deutschlands 1876 S. 65 ff; Warneck, die gegens. Beziehungen zw. der modernen Mission und Kultur 1879 S. 92 ff.

[2]) Laurie, The Ely Volume or the Contributions of our For. Miss. to science and human Well-being, Boston 1881. Kap. XIII S. 406—416.

[3]) S. die Werke von Bruce über Anatomie [in Marathi], von Green in Tamul über Geburtshilfe, Pharmakopie, Chirurgie, Physiologie, Geheimlaster, mediz. Jurisprudenz, Chemie u. s. w. bei Laurie S. 410 ff.

unwissend, daß sie auch die einfachsten Fragen nur mit Mühe verstehen kann. Man sehe sie nach etwa zweiwöchigem Aufenthalt im Spital wieder an. Dies freundliche Gesicht, auf weichem, reinlichem Polster ruhend, in jedem Blick behagliche Zufriedenheit und Erleichterung ausdrückend, wie es mit Interesse auf eine Erzählung vom großen Seelenarzt lauscht und nachher etwa sagt: sing mir wieder das Lied, das ich so gern habe, — ists möglich, daß dies dieselbe Person? Solche merkwürdige Veränderung schon im Gesichtsausdruck wird öfters bezeugt.[1]) Und wenn eine solche Person nichts mitnähme vom Spital als die Erfahrung, wie viel Reinlichkeit zum Wohlbefinden beiträgt, der Gewinn für ihr Leben und ihre Umgebung wäre nicht gering. Dazu der Einfluß der ganzen christlichen Atmosphäre, das Beispiel freundlicher, opferwilliger Liebe, pünktlichen Fleißes und dergl. abgesehen von der Predigt des Evangeliums.

Sodann wie viele abergläubische Vorstellungen, grundverkehrte traditionelle Anschauungen und Gewöhnungen erhielten schon und erhalten heute immer mehr den Todesstoß durch unsre evangelischen Missionsärzte! wie viele Irrtümer der einheimischen mediz. Praxis werden als solche aufgedeckt und verschwinden vor dem Licht christlicher Heilkunde, vor den Erfolgen unsrer heutigen chirurgischen Technik! Unsre obigen Blicke in die heidnische Praxis lassen dies zur Genüge erraten. Die oft rührende Dankbarkeit heidnischer Patienten für ihre Heilung zeigt, wie sehr sie diesen Fortschritt schätzen, und wie wenig sie (namentlich die niederen Klassen im Volk) Einsprache erheben, wenn mit der neuen ärztlichen Behandlungsweise sich auch das Evangelisieren verbindet. Hier bekränzen geheilte indische Frauen ihre Doktorin mit Blumenguirlanden nach Landessitte, um „ihre aufrichtige Liebe zu zeigen.“ Dort bringen Chinesen in feierlicher und zugleich feuerlicher Prozession (mit allerlei Feuerwerk) schöne Ehrentafeln ins Haus dessen, der sie heilte. Hier schenkt eine reiche Patientin in Bombay ihrer alleinstehenden, unbemittelten Missionsärztin eine Karosse;[2]) dort stiftet ein geheilter Chinese gar ein Hospital u. s. w. Alle diese Bande dankbarer Liebe, die sich durch ärztliche Dienste zwischen Vertretern so weit verschiedener Völker, Rassen, Religionen unwillkürlich knüpfen, dies Hervorlocken echt humaner, freundlicher Gesinnungen gegen Fremde aus Gemütern, die sonst so gern voll Haß und Stolz gegen diese sind, fürwahr es wäre ein schöner Erfolg, selbst wenn die religiösen Wirkungen nicht noch dazu kämen.

Oder man erwäge einen Augenblick die furchtbare Geringschätzung

[1]) S. z. B. Need of Healing S. 14.

[2]) S. Need of Healing S. 11. Med. Miss. at home Juni 1887 S. 262 u. 264 u. oben Allg. Miss.-Ztschr. Febr. d. J. S. 62. —

des Menschenlebens bei den meisten Heiden. Welch ein Gewinn, wenn ihnen durch die Sorgfalt, die Mühe eines christlichen Arztes um Erhaltung des Lebens auch beim Geringsten, bei dem Ärmsten, bei kleinen Kindern eine Ahnung vom hohen Wert des Menschenlebens aufsteigt, wenn schon dieser praktische Anschauungsunterricht, besonders im Spital, ganz abgesehen von dem, was sie aus der Schrift darüber hören, ihnen die unantastbare Heiligkeit der ganzen Person, des Lebens, der Gesundheit des Nächsten zu predigen anfängt! — Schon um solches rein menschlichen Segens willen ist es aufs tiefste zu bedauern, wenn, wie soeben verlautet, die neue engl. mediz. Mission in Nordafrika von seiten der französischen Regierung vollständig an der Arbeit auf französischem Boden gehindert wird, „weil das französische Gesetz jede Darreichung auch des einfachsten Arzneimittels von seiten des Missionars verbietet, selbst wenn keine Hilfe von einem französischen Arzt zu erlangen ist.“

Aber auch die Erfolge des evangelistischen Teils dieser Missionsarbeit, ihre **direkte Mitwirkung zur Ausbreitung evangelischen Christentums** ist heute schon bedeutend. Und brauchte sie überhaupt noch irgend welche Rechtfertigung, so müßte dies vollends für uns Christen entscheidend sein. Nur etliche Züge aus dem letzten Jahrzehnt.

Da wird in **Südindien** nicht sehr weit von **Neyoor** ein einflußreicher, an rheumatischem Fieber schwer darniederliegender Mann, den der einheimische Arzt schon aufgab, in seinem Hause längere Zeit hindurch von einem Missionsarzt behandelt und mit Gottes Hilfe hergestellt. In der langen Krankheit lernte er, sein Weib und seine Freunde auch dem Evangelium das Ohr öffnen. Kaum konnte er wieder ausgehen, so bat er den Arzt, an einem bestimmten Tage alle Ornamente und Werkzeuge des dort üblichen Dämonendienstes von ihm in Empfang zu nehmen, und den von ihm gebauten Teufelstempel zu zerstören, da er kein Vertrauen mehr auf seine Götzen habe. Der Doktor kommt voll Freuden samt etlichen mit Äxten, Piken, Spaten bewaffneten Freunden. Sie finden, wie einst Petrus im Haus des Cornelius, eine ganze Schaar im Hause des Geheilten wartend, halten mit ihnen einen Gottesdienst, und dann geht es hinaus zum Tempel. Alle legen tüchtig mit Hand an, und nach einiger Zeit ist er dem Erdboden gleich gemacht. Viele abergläubische Heiden stehen herum, zitternd vor Furcht und prophezeien alles mögliche Übel, während der Geheilte die Thorheit des Vertrauens auf Götzen verkündet. Nach einigen Monaten Probezeit kann die ganze Familie getauft werden, und durch ihren christlichen Einfluß giebt bald eine große Anzahl Dorfbewohner den Götzendienst auf und hält sich fortan zur Kirche.[1])

Die treue Arbeit des ärztlichen Evangelisten in Santhapuram, schreibt vor wenigen Jahren Dr. Thomson, in und außer seinem kleinen Spital ist so gesegnet, daß innerhalb eines Jahres 66 seiner Patienten den Götzendienst aufgaben und in den Katechumenenunterricht traten. Schon nach einiger Zeit

---

[1]) Lowe S. 97—99.

konnten 24 derselben getauft werden.[1]) — In Neyoor muß einer angesehenen Frau der Fuß amputiert werden; Mann und Schwester dürfen mit ihr im Hospital bleiben, alle bigotte Katholiken. Sie nehmen am Unterrichte teil, und ehe sie das Spital verlassen, bitten sie aus freien Stücken um Aufnahme in die evang. Gemeinde, die nach sechsmonatlicher Probezeit auch erfolgt.[2]) — Von einer andern Zweigapotheke von Neyoor schreibt Dr. Thomson, der dort wie auch Dr. Lowe eingeborene mediz. Evangelisten heranbildete und sie dann auf Außenstationen verwendete, kein Monat vergehe, ohne daß etliche der dortigen Patienten sich dem Christentum zuwenden. Ein Gehilfe habe deren in einem Jahre 81 gezählt, davon 75 dann regelmäßig am Gottesdienst in der Kirche teilnahmen und 27 bald getauft werden konnten. Von wieder einer andern Zweigapotheke jenes Distrikts berichtet ein andrer ärztl. Gehilfe von 20 durch den Einfluß ärztl. Mission zur Taufe Geführten, denen in einem andern Dorf 18 frühere Patienten in der Taufe folgten[3]) u. s. w.

Bisweilen hat schon das kleine Blättchen, auf dem kurz die Hauptsätze des christlichen Glaubens gedruckt sind, und das in vielen Apotheken und Spitälern dem Kranken und Genesenen mitgegeben wird, eine merkwürdige Wirkung. Da ruft ein Brahminenpriester den vorbeireitenden Missionsarzt von Madanapalle unterwegs an: „Herr, der Hinduismus schwindet dahin. Was soll an seine Stelle treten? Ich bin 80 Meilen zu Fuß gewandert, Ihnen diese Frage vorzulegen." Der Doktor springt vom Pferde und setzt sich mit ihm unter einen Banianenbaum. Da erfährt er, daß der Mann noch nie einen Missionar gesehen habe. Aber jemand aus seinem Ort, der im Missionsspital geheilt wurde, habe ein Blättchen von da heimgebracht und ihm erzählt, was er im Spital predigen hörte. „Da lasen wir Brahminen zusammen dieses Evangeliumsblättchen. Es hat uns gezeigt, daß der Hinduismus nicht das die Seele voll befriedigende System ist, für das wir ihn hielten. Herr, der Hinduismus ist zum Untergang bestimmt. Er muß schwinden. Was wollt ihr uns nun an seiner Statt geben?" Da verkündet der Doktor ihm die Religion von Jesu näher.[4])

Aber nicht bloß einzelne oder ganze Familien werden von der ärztlichen Mission angefaßt und oft für das Evangelium gewonnen, sondern das ganze christliche Missionswerk, auch die Arbeit der Predigermissionare wird dadurch in der Achtung des Volks erhöht. So namentlich auch die in Indien immer populärer werdende weibliche ärztliche Mission. Selbst aus der Hauptburg des Götzendiensts, Benares, bezeugt eine Missionsärztin, Miß Patteson (von der Indian Female Normal Society), der ärztliche Liebesdienst von Frauen unter Frauen werde als solcher besser verstanden vom Volk als alle Worte, kämen sie auch von der Zunge eines Engels; der Missionsarzt sei eine Thüre für das Evangelium. Sobald ein Damenarzt durch erfolgreiche Kuren Kredit gewonnen habe, steige sie hoch im Vertrauen und in der Liebe des Hindu-

[1]) Ebendas. S. 100. Edinbg. Med. Miss. Soc. Novbr. 1886 S. 348 ff.
[2]) Lowe S. 96—97. [3]) Lowe S. 101 ff.
[4]) Med. Miss. Record Sept. 1887. S. 126 ff.

volks und ihr Einfluß förderte die ganze Sache der Mission. „Predigermissionare werden bereitwilliger aufgenommen um der Geschicklichkeit ihrer medizinischen Kolleginnen willen."

Sehr zahlreich sind die Beispiele, daß auch harte, feindselige Gemüter durch missionsärztliche Dienste das Christentum auf einmal ganz anders ansehen lernen.

Vor einigen Jahrzehnten hatte ein Missionar der Londoner Mission in Almora eine Unterredung mit einem gegen die Mission sehr bitter gesinnten indischen Gelehrten, der bei aller Höflichkeit eine tiefe Geringschätzung gegen das Christentum zu erkennen gab. Nach Jahren begegnet er wieder diesem Missionar und redet ihn von selbst mit solcher Freundlichkeit an, daß dieser nach der Ursache der auffallenden Änderung seiner Gefühle frägt. Sein Sohn hatte das Bein gebrochen und war von einem Missionsarzt so treu gepflegt worden, daß der Vater nun die Christen und ihr Werk mit ganz andern Augen betrachtete.[1])

Und daß es verkehrt ist zu meinen, das indische Volk (im Unterschied von manchen Hochgestellten und Fürsten) erhebe Einsprache gegen religiöse Beeinflussung von seiten der Missionsärzte und vollends gegen evangelisierende Damenärzte (s. oben), das zeigt fast jeder ihrer Berichte. Da schreibt z. B. die o. g. Miß Dr. A. Marston in Lucknow von einem Haus, darin sie monatelang eine schwer kranke Frau besuchte, die Leute darin würden schmerzlich enttäuscht sein, wenn sie je wegginge, ohne ihnen ein Stück aus dem Neuen Testament zu erklären; und dann unterbreche der Mann sofort seine Arbeit und höre mit seinen zwei Knaben im anstoßenden Zimmer zu, lese jetzt auch das Urduteſtament selbst.[2])

Ich unterdrücke des Raumes wegen weitere Zeugnisse aus Indien, wie z. B. Miß Butler in Bhagalpur nach dem letzten Jahresbericht so überlaufen wird, daß sie in 11 Monaten 4632 verschiedene Personen zu behandeln und 11485 Rezepte zu schreiben hatte, ja viele Patienten von der Apotheke abweisen mußte aus völligem Mangel an Zeit;[3]) — oder von den Früchten der Spitalbibellektionen z. B. in Lucknow, wie unlängst, als dabei von der Überwindung der Todesfurcht die Rede war, ein Brahminenmädchen plötzlich ausrief: „ich fürchte mich nicht zu sterben". — „Warum?" — „Weil ich an Christum glaube und auf ihn allein vertraue," bekannte sie vor über 30 Patienten;[4]) — oder wie in der unirt-presbyt. Mission in Oodeypore auch eine geheilte mohammedanische Familie, Mann, Weib und Kinder das Missionsspital in voller Überzeugung von der Wahrheit des Christentums verlassen und ein Neues Testament mit-

[1]) Report der Allahabad Konferenz 1873 S. 201 ff.
[2]) Lash, Our Indian Sisters 2.
[3]) Med. Miss. at home a. a. O. S. 262—263. [4]) Lash a. a. O. S. 27.

nehmen, worin sie mit Freuden schon im Spital gelesen hatten.[1]) Nur ein Blick auf China bestätige noch diese indischen Berichte über die geistlichen Erfolge der ärztl. Missionen.

Vor etlichen Jahren wandten sich 7 amerik. presbyt. Missionare mit der Bitte um einen Missionsarzt für ihren Distrikt an die Direktoren der Londoner Mission. Darin hieß es: „Ärztliche Missionsarbeit ist in China einer der allerfrüchtereichsten Zweige des Missionswerks. Sie hat mehr denn jedes andere Mittel Vorurteile entfernt und freundliche Gesinnung erzeugt. Unser Werk ist sehr verlangsamt worden, weil keine ärztliche Arbeit damit verbunden war" u. s. w.[2])

Warum sind die presbyt. Missionen auf Formosa verhältnismäßig so rasch aufgeblüht? Gewiß zum guten Teil deshalb, weil dort die englich-presbyt. Mission von Anfang an theologisch und medizinisch vorgebildete Missionare aussandte, die sofort auch Miss.-Spitäler gründeten. Einer derselben erzählte mir vor einigen Jahren bei einem längeren Aufenthalt in Bonn, wenn er auf seinen Predigttouren in neue, von der Mission noch unberührte Orte komme, seinen kleinen Stuhl auf dem Markte aufstelle und zu predigen anfange, da komme es öfters vor, daß einer von selbst die Leute zusammerufe mit den Worten: „Das ist der Mann, der mich von der und der Krankheit geheilt, oder der meinem Sohn den zerbrochenen Arm eingerichtet u. s. f., das ist ein guter Mann, den höret nur!" — So öffnete hier überall die ärztl. Arbeit der Evangeliumspredigt die Thüre der Herzen.

Vor bald 20 Jahren kommt ein Mann aus einer noch völlig unevangelisierten Gegend ins Missionshospital zu Amoy, wo er von seiner Krankheit geheilt wird, und auch täglich christliche Unterweisung empfängt. Nach Hause zurückgekehrt erzählt er Freunden und Nachbarn von der Güte, die er erfahren, und vom Gott der Liebe, von dem er gehört. Etlicher Herzen thaten sich auf, daß sie anfangen zu glauben. Ihre Zahl wächst; da bricht Verfolgung aus und so heftig, daß sie aus dem Dorf fliehen mußten. Jetzt endlich treten sie mit der Mission in Verbindung und bitten um einen Lehrer. Es wird einer gesandt, und dieser sammelt eine Gemeinde von etwa 100 Seelen. Bald kommen auch Leute aus größerer Entfernung. Eine neue Gemeinde muß weiter landeinwärts gebildet werden. So geht das Werk fort, und heute, berichtete vor einiger Zeit Missionar Macgregor von Amoy, sind es sieben Gemeinden, jede von 30 bis über 100 Mitgliedern, alles Schößlinge aus dem guten Samen, der ins Herz jenes Patienten ausgestreut worden war während seines Aufenthaltes im Missionshospital.[3])

Wenn nun schon 1876 nach dem Bericht des Dr. Legge 16 Missionshospitäler in China bestunden mit 3730 Kranken im Jahr, während

[1]) Annual Report — of the United Presbyt. Church 1881 S. 82.

[2]) Mildmay Konferenz 1879 S. 83.

[3]) Lowe S. 132—133. S. auch Shanghai Konferenz S. 122 ff. 126 ff.

87505 sonstige Kranke daneben Rat und Hilfe empfingen; ferner 24 Missionsapotheken, darin 41281 Leidende die christlichen Ärzte konsultierten,[1]) — und wenn seitdem die Zahl dieser Institute und Missionswerkzeuge, wie auch die damalige Zahl von 30 im Unterricht der Missionsärzte stehenden chinesischen Studierenden der Medizin Jahr um Jahr erheblich stieg, wer mag es ermessen, wieviel geistlicher Segen von diesen Anstalten jährlich ins Land hinausströmt, wieviel Saatkörner auf Hoffnung in dankbaren Herzen geheilter Patienten, fortgetragen oft in noch rein heidnische Distrikte, unter Gottes gnädiger Leitung da und dort in gutem Boden Wurzel schlagen und Frucht bringen mögen zu ihrer Zeit? —

Wir brechen ab. Überall, wohin wir blicken in der Heidenwelt, zeigt sich ein schreiendes und zur Zeit noch ganz unabsehbares Bedürfnis nach diesem Liebesdienst der christlichen Völker. Millionen mißhandelter Kranken, verschmachtender Mütter, durch Aberglauben, Unwissenheit und Gleichgiltigkeit rasch hinwelkender Kinder seufzen, bewußt oder unbewußt, nach Hilfe und Erlösung. Wir Christen haben durch Gottes Gnade gar viele Linderungsmittel auch ihres leiblichen Elends in der Hand, und — an dem endlich kräftig begonnenen Werk der Abhilfe hat der deutsche Protestantismus noch immer so verschwindend kleinen Anteil! Überall, wohin wir bei diesen Anfängen blicken, derselbe handgreifliche Nutzen für das Missionswerk, unschätzbarer moralischer Gewinn, ja viele direkten Früchte durch Verbreitung des Evangeliums, und unsre deutschen Missions-Gesellschaften können bei dem besten Willen noch so wenig in der Sache thun, teils weil christliche Mediziner, teils weil jenen die Mittel zu solchen Unternehmungen fehlen, da unsre wohlhabenden Kreise, unsre Finanzaristokratie noch immer fast gar nicht sich an der Missionssache beteiligen will!

Möchte diese Studie eines, der einen Schwiegersohn in der ärztlichen Mission Babyloniens hat, dazu dienen, daß sich auch in Deutschland mehr Augen öffnen für die große Wichtigkeit dieser Sache, mehr Herzen und Hände zur Beihilfe willig werden, damit auch von deutscher Seite die Mitarbeit an diesem gesegneten Werke der ärztlichen Mission energischer in Angriff genommen werden könne!

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

I.

Die Heimat.

Wir beginnen diesmal mit einer Übersicht über die Leistungen der deutschen Missionen. Die nachfolgende Tabelle stellt nun dieselben nach

[1]) Mildmay Konferenz S. 171 ff.

den letzten Jahresberichten d. h. für das Jahr 1886 bezw. 1886/1887 zusammen.[1])

	Missionare	Heidenchristen	Einnahme
			Mk.
1. Brüdergemeine	147	83052	405046
2. Basel	120	19187	795780
3. Berlin I.	56	17764	298168
4. Barmen	66	29125	354123
5. Bremen	9	556	95929
6. Leipzig	22	14014	302009
7. Berlin II.	15	32659	158526
8. Hermannsburg	c. 60	12700	223537
9. Breklum	8	?	62382
10. Chrischona	—	—	—
11. Jerusalems-V.	? 3	?	c. 25000
12. Berliner Frauen-V. f. China	1	?	c. 22000
13. Morgenländ. Frauen-V.	—	—	12253
14. Neukirchen	6	?	31553
15. Allg. ev. prot. M.-V.	3	?	c. 25000
16. Bayern-Ostafrika	2	—	c. 20000
17. Bayern-Neuguinea	? 3	—	? 25000
18. Berlin-Ostafrika	1	—	c. 10000
	522	209057	2868306

Vergleichen wir diese Tabelle mit der Statistik pro 1881, welche folgende Summen enthielt: Missionare: 520; Heidenchristen: 178783; Einnahme: 2515372 — so ergiebt sich für dieses halbe Jahrzehnt mit Ausnahme der Missionare eine Steigerung, die um so erfreulicher ist, als sie eine gewisse Stätigkeit zeigt, da auch von 1876 auf 1881 bereits eine Steigerung zu konstatieren war. Was speciell die Einnahmen betrifft, so haben sie sich seit 1876 bis 1886 von 2340713 Mk. auf 2868306 Mk., also um 527593 Mk., d. h. in einem Jahrzehnt um eine halbe Million vermehrt. Das ist ja allerdings noch immer keine große Summe, es kommen auf den Kopf der evang. Bevölkerung immer erst c. 8 Pfennige;[2]) aber es ist doch ein Fortschritt und wenn auch ein langsamer, so doch ein stätiger. Daß diese Steigerung der Missionsbeiträge den andern christlichen Liebeswerken Abbruch thue, ist eine entweder tendenziöse oder auf Unkenntnis beruhende Behauptung. So hatte z. B. 1886 der Gustav-Adolf-Verein, der gerade gegenwärtig, wo „sich die päpstliche Kirche rüstet, ihre Scharen zu sammeln zur apokalyptischen Schlacht," der größtmöglichsten Vermehrung seiner Mittel bedarf, gegen das Vorjahr eine Mehreinnahme von 91399 Mk., während seine Gesamt-

[1]) Bei Berlin II. und Hermannsburg ist die offizielle Berichterstattung sehr unvollständig. — Bei Berlin II. und Bremen sind in der Einnahme auch die Jubiläumsgaben mitgerechnet. — Die Chrischona übt augenblicklich keine Heidenmissionsthätigkeit. — Der morgenländ. Frauen-V. entsendet nur Damen. — In der Gesamtsumme stecken freilich über 300000 Mk., die nicht aus Deutschland sind.

[2]) Den höchsten Beitrag in Deutschland leistet wohl Württemberg, über 20 Pfg. pro Kopf. Allein Basel empfing von den 1377805 Evangelischen Württembergs pro 1886: 247543 Mk.

einnahme 802491 Mk. betrug. Die finanzielle Gesamtleistung Deutschlands für sämtliche Anstalten und Werke der innern Mission und Diakonie anzugeben, ist bei dem Mangel an genauer Übersicht über dieselben auch nicht annähernd möglich; jedenfalls übersteigt sie die für die Heidenmission wenigstens um das 3—4fache und ist gleichfalls in fortgehender Steigerung begriffen. Die zuerst durch die Heidenmission in größerem Umfange geweckte christliche Freigebigkeit hat zur Liberalität erzogen; durch Geben geben gelehrt. Die vielgestaltige Barmherzigkeitspflege in der Heimat ist durch die Heidenmission nicht bloß angeregt worden, sondern beständig gewachsen. Wer das eine thut, wirklich thut, der läßt auch das andre nicht und diejenigen, deren Losung es ist: „Das Hemd ist uns näher als der Rock“, thun gemeiniglich weder das eine noch das andre. Im großen und ganzen sind es dieselben Kreise, welche mit ihren Gaben die Arbeiten der äußern und innern Mission unterstützen. Man hat das recht deutlich wieder gelegentlich der deutschen Kolonialbewegung sehen können. Auch die neuen Miss.-Gesellschaften, welche dieser Bewegung ihre Entstehung verdanken, haben wenig ermutigende Erfahrungen bezüglich derjenigen Kolonialfreunde gemacht, die bisher außerhalb der Missionsbewegung gestanden. Soweit wir es zu übersehen vermögen, sind die Leistungen dieser Kreise für die Mission kaum nennenswert.

So hat z. B. die „Evang. M.-G. für Deutsch-Ostafrika“, wie sie sich jetzt offiziell nennt, im Jahre 1887 vereinnahmt 29669 Mk. Wir sind den Einzelquittungen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt und glauben, daß sie — einige größere Gaben abgerechnet — den Beweis für die obige Behauptung liefern; in Bayern, Neukirchens ganz zu geschweigen, wird es nicht wesentlich anders gewesen sein. Ja in den alten Missionskreisen macht sich bereits, wie dem Rundschauer dieser Tage geschrieben wurde, die unangenehme Empfindung geltend, als ob in der Berliner Ev. M.-G. für D. O.-A., „ein junger konkurrierender Kaufmann erstanden sei, der den älteren Kaufleuten die Kunden abjage.“ Es ist selbstverständlich, daß diese junge M.-G., nachdem sie einmal da ist, sich auch rühren muß, um Existenzmittel zu beschaffen; aber sie sollte doch des bei ihrer Gründung öffentlich gegebenen Versprechens eingedenk bleiben: nicht in den Teichen fischen zu wollen, welche bereits älteren Missionen gehören und ihre specielle Aufgabe darin erblicken: neue Teiche zu graben und nicht müde werden, den Kolonial-Interessenten das Gewissen zu schärfen und die Geldbeutel zu öffnen. Und das um so mehr, als sie sich auch ganz direkt den Interessen der Kolonialbeamten zu Diensten stellt. Wir wollen ununtersucht lassen, ob es die Aufgabe einer Missions-Gesellschaft ist, ein Krankenhaus für die Kolonialbeamten zu gründen, auch nicht, ob es praktisch, dies Krankenhaus auf Sansibar herzurichten und neben Diakonissen Diakonen zu berufen — soviel ist ohne alle Widerrede klar: die Noblesse der Kolonial-Interessenten dürfte nicht leiden, daß die Missionsscherflein zum speciellen Nutzen der Kolonialbeamten verwendet werden. Mag die M.-G. das Krankenhaus gründen und leiten; die Gründungs- und Unterhaltungskosten müssen jedenfalls aus den Kolonialkreisen kommen und zwar ganz und ohne Marken.

Der „Deutsche Nationale Frauenbund“, welcher gleichfalls ein Kranken-

haus in Deutsch-Ostafrika zu gründen beabsichtigte, scheint bereits vor einer Krise zu stehen; denn „unausgleichbare Differenzen über die Art der Auffassung und Organisation der Krankenpflege in den Kolonien Deutsch-Ostafrikas haben die Trennung desselben von der (in seinem Auftrage nach Ostafrika gereisten) Freiin v. Bülow herbeigeführt“ (D. K.-Z. 88, Nr. 10). Soweit von den Beziehungen, welche diese (und vielleicht noch andre hinter den Koulissen stattfindende) Vorgänge zur Berliner Ev. M.-G. für D. O.-A. haben, etwas verlautet, haben sie derselben zur Klärung und Selbständigkeit gedient. Wir geben noch immer die Hoffnung nicht auf, daß sich über kurz oder lang diese Gesellschaft mit der jetzt wieder ziemlich schuldenfrei gewordenen Berliner südafrikanischen vereinigt und nur als ein größerer Zweigverein derselben fortbesteht. Von den Ereignissen in Deutsch-Ostafrika selbst berichten wir bei der Rundschau über Afrika.

Über die für die Arbeit der englischen Baptisten charakteristischen Erfahrungen, welche die Baseler M.-G. in Kamerun gemacht (Heidenb. 88, Nr. 3), wird ein besonderer Artikel Bericht erstatten, da sie für die Missionspraxis überhaupt von Wichtigkeit sind.[1]) Wie dieselbe Nummer des Heidenboten meldet, gedenkt Inspektor Oehler im Herbst d. J.s eine auf c. 3/4 Jahr berechnete Visitationsreise nach China und Indien anzutreten. Noch ehe das geschieht, wird der Inspektor der Goßnerschen Mission, Prof. Plath, von seiner zweiten indischen Inspektionsreise, die er in Gemeinschaft mit seiner Frau gemacht, zurückgekehrt sein. Dagegen scheint Direktor Harms,

---

[1]) Im Nürnb. M.-Bl. S. 63 f. hat Pf. Ittameier, der Vorsitzende der bayrischen M.-G. für Ostafrika, geglaubt, mit einem gewissen Triumphe diese Erfahrungen zu einer unschönen, abermals bis zur Verdächtigung meiner Redlichkeit gehenden persönlichen Polemik gegen mich verwerten zu müssen und zwar, indem er sie als eine „Widerlegung“ meiner S. 114 (Z. 10 v. u.) gemachten Bemerkung über die neuen „Missiönchen“ bezeichnet, „wie sie empfindlicher nicht gedacht werden kann.“ Ich habe mit Pf. Ittameier das merkwürdige Unglück, immer von ihm nicht verstanden zu werden, obgleich ich glaube, doch ziemlich verständlich mich auszudrücken. Nach dem klaren Zusammenhange, in welchem die citierte Bemerkung steht, handelt es sich um die Selbständigkeit der Mission auf den Kolonien. Inwiefern also die an den baptistischen Christen in Kamerun seitens der Baseler Missionare jetzt entdeckten Schattenseiten eine empfindliche Widerlegung meiner dem Pf. Ittameier anstößigen Bemerkung S. 114 sein soll, vermag ich absolut nicht zu fassen. Diese Art von Erfahrungen liegen doch auf einem völlig andern Gebiete. Aber auch abgesehen von der Verschiedenheit der Erfahrungsgebiete findet meine Bemerkung S. 114 in dem Verhalten der Baseler Mission lediglich ihre Bestätigung; denn das ebenso energische wie weise Verhalten dieser Mission den entdeckten Übelständen gegenüber ist doch gerade Beweis dafür, daß eine alte erfahrne Miss.-G. unter solchen Schwierigkeiten sichrer handeln und fester durchgreifen kann als eine unerfahrne junge. Die betreffenden Mitteilungen aus Kamerun folgen in der nächsten Nummer, da in dieser Raummangel die Aufnahme verhinderte. Ich bemerke das gegen Pf. Ittameier, damit er nicht abermals in Versuchung kommt, eine Verdächtigung meiner Redlichkeit daraus zu machen. Der Artikel war fertig und das Manuskript bereits in der Druckerei, ehe N. 8 des Nürnb. M.-Bl. in meine Hand gelangte. Ebenso war die März-Nr. der Allg. M.-Z. fertig gedruckt, als die März-Nr. des Heidenboten, die die Mitteilungen aus Kamerun brachte, mir zu Gesicht kam. Pf. Ittameier hätte sich das wohl selbst sagen und seine verdächtigende Seitenbemerkung unterlassen sollen. Im übrigen habe ich jetzt so wenig Neigung mich auf seine persönlich verletzende Polemik einzulassen wie vor einem Jahre. Diese Art der Polemik ist ja psychologisch erklärlich, aber der Sache nicht dienlich und ich hoffe zu Gott mir auch persönlich nicht schädlich.

der im Herbst des v. J.s das afrikanische Missionsgebiet der Hermannsburger Mission zu visitieren begonnen hat, seine Inspektionsreise auf längere Zeit ausdehnen zu wollen. Es harren seiner dort Aufgaben von besonders schwieriger Art, infolge von mancherlei Zerwürfnissen und Unzuträglichkeiten, welche unter den Hermannsburger Missionaren vorgekommen und die daheim in nicht gerade taktvoller Weise zum Gegenstand einer öffentlichen Polemik gemacht worden sind. — Durch den Tod der Pröpste Mylius (in Indien) und Fröhling (in Südafrika) hat diese Mission schmerzliche Verluste erlitten.

Der Norddeutschen (Bremer) M.-G. erlaubt die Beschränktheit ihrer Mittel den Beginn einer neuen Arbeit im Togolande leider noch immer nicht. Dagegen hat sie die Freude, daß auf ihrem alten Gebiete (Sklavenküste) das Feld jetzt weiß zur Ernte wird. Der Mangel an europäischen Arbeitern bzw. der durch die fortgehenden häufigen Erkrankungen und Sterbefälle derselben stehende Notstand nötigt diese Gesellschaft vor andern auf die Heranbildung von Mitarbeitern aus den Eingebornen energisch hinzuwirken. Unter dem Drucke dieses Notstandes hat sie den — aus verschiedenen Gründen sich sonst nicht empfehlenden und im ganzen aus der Praxis gekommenen — Versuch gemacht, drei junge Eweer in Deutschland als Lehrer ihres Volkes auszubilden. Die Bildungszeit hat 3 Jahre gedauert und man ist mit dem Ergebnis zufrieden. Hoffentlich bestehen die jungen Leute nun auch die schwerere Probe, wenn sie in ihr Vaterland zurückgekehrt sind. — Zu ihrem Jubiläum überbrachte der viel zu früh von uns genommene unvergeßliche Pastor Rinck aus Hamburg der Nordd. M.-G. eine Gabe zur Begründung eines Diakonissenhauses auf einer der Stationen im Ewelande. Ein zukunftsreicher Gedanke, den man speciell als einen neuen praktischen Beitrag zu dem Kapitel: „Ärztliche Mission" bezeichnen kann. Die zahlreichen Freunde des heimgegangenen P. Rinck werden die Ausführung dieses Gedankens als ein ihnen hinterlassenes Vermächtnis betrachten und wills Gott, das von ihm beabsichtigte Diakonissenhaus bald hergerichtet haben. Not thut es gerade in einem solchen Todes- und Krankheitslande, wie die Sklavenküste es ist. — Die Nordd. M.-G. giebt nicht häufig längere Jahresberichte heraus; um so mehr empfehlen wir den für 1886 bis 1887 erstatteten unsern Lesern zur Lektüre; man kann mancherlei aus ihm lernen. —

Noch eins, was charakteristisch für den Senat der freien Stadt Bremen ist. Seit mehr als 50 Jahren hat neben bzw. nach einer Ausstellung zum besten der Heidenmission in der freien Hansastadt eine Verlosung zu dem gleichen Zwecke stattgefunden. Auch im vorigen Jahre sollte das geschehen; 1600 Lose à 50 Pf. sollten verbreitet werden. Aber auf das Gesuch des betreffenden Damenkomitees, obrigkeitlicherseits zu dieser Verlosung die Erlaubnis zu erteilen, erfolgte eine abschlägige Antwort und bei derselben verblieb es auch, als der Vorstand der M.-G. selbst sich direkt an den Senat wendete. Diese abschlägige Antwort war um so auffälliger, als sonst zu guten Zwecken, z. B. auch dem Gustav-Adolf-Frauenverein die Verlosung gestattet wurde. Und das geschah in der Kolonialära in einer überseeischen, Großhandel treibenden Stadt, während die Nordd. M.-G. gedrängt wurde, auf einer deutschen Kolonie, in dem Todeslande Togo, eine neue Mission zu beginnen!! Die lehrreichen Aktenstücke finden sich in der Beilage zu dem Bremer Kirchenbl. vom 18. Dezember 1887. —

Eine vielleicht noch größere Überraschung erlebten die Missionsfreunde in Bayern. Dort wurde nämlich dem einstimmigen Antrage der evangelischen Generalsynode: eine Fürbitte für die Mission in das sonntägliche Kirchengebet aufzunehmen — die „Allerhöchste Bestätigung" nicht erteilt. Die Gründe für eine solche überraschende Nichtbestätigung sind uns unbekannt; biblischer Art dürften sie schwerlich sein und jedenfalls berühren sie das nichtamtliche Gebet nicht. Man kann eine solche Nichtbestätigung schwer verstehen; indes — unser Vater im Himmel hat Seine Verheißungen nicht an die amtlich genehmigten Gebete gebunden.

Die Leipziger M.-G. hat durch den schnell aufeinander folgenden Tod dreier alter bewährter Missionare (Schwarz, Kremmer, Blomstrand) recht empfindliche Verluste erlitten (Allg. ev. luth. K.-Z. 88, Nr. 2—5), während zugleich mehrere andere, ältere und jüngere zur Rückkehr in die Heimat genötigt waren, teils aus Gesundheitsrücksichten, teils, wie Miss. Handmann, um als Gehilfe an Stelle des emeritierten Senior Cordes ins Missionskollegium einzutreten, so daß die z. Z. 20 Personen starke Arbeiterschar dieser Gesellschaft augenblicklich fast zur Hälfte aus „jungem Volk" besteht; eine kritische Lage, wie der Jahresbericht bemerkt, in der ein besonders reiches Maß göttlichen Gnadenbeistandes erbetet sein will.

Die brüdergemeindliche Mission scheint auf weit den meisten ihrer Gebiete, etwa mit Ausnahme von Australien und Nordhimalaya, allmählich in eine pastorale Thätigkeit bzw. innere Missionsarbeit übergegangen zu sein. „Unsre Missionsarbeit — sagt der neuste Jahresbericht — besteht gegenwärtig im wesentlichen darin, Gemeinen, die früher aus den Heiden gesammelt wurden, zu pflegen und zu bauen und sie mit Gottes Hilfe zu wahren und lebendigen Christengemeinen zu erziehen." „Mit eigentlichen Heiden, zumal mit solchen, die in völliger Wildheit dahinlebend noch gar nichts vom Evangelio wissen, kommen wir nur wenig in Berührung." Diese Thatsache wird für manchen etwas Überraschendes haben; sie ist aber nur die Quittung über einen Mangel der alten brüdergemeindlichen Mission, nämlich daß dieselbe in bewußter und unbewußter Konsequenz ihrer Theorie von der Einzelbekehrung unterlassen hat, aus den christianisierten Heiden selbständige Pastoren heranzubilden. Für die Brüdergemeinde war das freilich besonders schwer, sowohl wegen der ihr vornehmlich in ihrer Jugendzeit eigentümlichen Theologie wie wegen der Beschaffenheit der Heiden, unter welchen sie missionierte. Diese Heiden gehörten fast sämtlich zu den auf tiefster Kulturstufe stehenden Völkern und es wird vermutlich niemals angehen, z. B. die Eskimo oder die Surinameneger ganz sich selbst zu überlassen. Europäische Oberleitung wird immer nötig bleiben. Aber während es amerikanische und auch einige englische Miss.-Gesellschaften mit der Selbständigstellung der eingebornen Christen viel zu eilig haben, hat gerade die Brüdergemeinde viel zu wenig zu ihr erzogen und jetzt wird es außerordentlich schwer, das Versäumte nachzuholen. Hoffentlich gelingt es aber der geduldigen Weisheit der Brüder dennoch, so daß diese von Gott speciell zum Missionsdienst berufene Gemeine bald wieder Kräfte und Mittel zur Verfügung hat für die Bekehrung eigentlicher Heiden. —

Das „Missionsblatt des Frauenvereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande" bringt in der Januar-Nr. 1888 einen gut orientierenden Artikel über das „Arbeitsfeld" dieses Vereins,

auf welchen wir wenigstens im Vorübergehen aufmerksam machen wollen, da der der Rundschau diesmal knapp zugemessene Raum ein Eingehen auf ihn nicht gestattet. Es ist erfreulich, daß der genannte Verein jetzt auch energische Anstrengungen macht, das Interesse für seine Arbeit in der deutschen Frauenwelt zu beleben; hoffentlich darf er bald von guten Erfolgen berichten.

Einen erfreulichen Aufschwung haben unter uns die Provinzial-Missionskonferenzen genommen. Der ersten und größten derselben, der in der Prov. Sachsen, die vor 10 Jahren sich in Halle konstituierte, sind bis heute 8 weitere gefolgt, von denen 6 sich in sehr frischer Weise entwickeln. — Ohne Zweifel haben diese Konferenzen zur Belebung des Missionssinnes, zur Beseitigung vieler Vorurteile gegen die Mission in der öffentlichen Meinung und zur Reifung des Missionsverständnisses nicht unerheblich beigetragen. Für die Gegenwart sind diese Konferenzen gewiß ein zeitgemäßes Mittel mit der Mission in das öffentliche Leben zu treten und ist es daher zu wünschen, daß sie sich allmählich über ganz Deutschland ausbreiten möchten.

Ein neuer Versuch, Kandidaten und Pastoren in das Missionsverständnis einzuführen und zur Missionsarbeit anzuleiten, ist durch die Einrichtung von sog. Missionskursen gemacht worden, über deren ersten im Beiblatt dieser Nummer besonderer Bericht erstattet wird. Die Anregung zu diesem Versuche haben die ermutigenden Erfahrungen gegeben, welche mit den bekannten Kursen für innere Mission gemacht worden sind. Freilich liegen die Verhältnisse für die Heidenmission nicht unwesentlich anders. Der Anschauungsunterricht, welchen der Besuch der verschiedenartigsten innern Missionsanstalten gewährt und der bei den in Rede stehenden Kursen doch wohl die Hauptsache ist, kann nur sehr mangelhaft ersetzt werden durch den Besuch von Museen und das Hospitieren in einigen Unterrichtsstunden des Missionsseminars. Von viel größerer Wichtigkeit erscheinen uns Missionskurse auf den Universitäten und die Prüfung der Kandidaten über Mission im zweiten Examen. Indes muß uns jeder Versuch willkommen sein, die Träger des geistlichen Amts zur Missionsarbeit anzuregen und auszurüsten und daher freuen wir uns auch über den in Berlin gemachten.

Auch die Missionspredigtreisen mehren sich und täuscht nicht alles, so haben dieselben noch eine hoffnungsreiche Zukunft, wie S. 121, Anm. 1 bereits angedeutet worden ist.

Literatur-Bericht.

1. **Beyer:** „Pribislav. Historischer Roman aus der Zeit der letzten Freiheitskämpfe der mecklenburgischen Wenden.“ Leipzig, Böhme. 1888. 4,50 M. — Eine auf gründlichen Geschichtsstudien beruhende, farbenfrische Erzählung, welche uns ein anschauliches Bild von dem alten wendischen Heidentum und seinem Untergange, den Kämpfen um die Selbständigkeit des Volkes und der Gewinnung desselben für das Christentum entwirft, dessen Lektüre von Anfang bis zu Ende fesselt. Natürlich sind die Hauptgestalten des Romans ein wenig idealisiert, so daß er uns Dichtung und Wahrheit bietet; aber die Dichtung ist anmutig und von wirklicher geschichtlicher Wahrheit bleibt immer noch ein so bedeutender Rest, daß man das Buch mit gutem

Grunde als ein Zeitgemälde bezeichnen kann. Ohne Zweifel wird es sich bald einen großen Leserkreis erobern.

2. **Brecht**: „Papst Leo XIII. und der Protestantismus.“ Barmen, Klein. 1888. 2 M. — Eine protestantische Papstjubiläumsgabe, der wir von Herzen eine weite Verbreitung wünschen, dieweil sie ganz danach angethan ist, über den „Friedenspapst“ die gehaltenen Augen zu öffnen. In 15 Kapiteln werden kurz (auf zusammen 157 S. kl. 8.) und meist gut folgende Gegenstände abgehandelt: 1. Wie man in Rom von jeher den Protestantismus angesehen hat. 2. Charakteristik Leos und seiner Encykliken. 3. Leos Urteil über den Protestantismus. 4. Leos Anschauung über Parität und Toleranz. 5. Leo XIII. und die Altkatholiken. 6. Leo XIII. und die Ehe. 7. Leo XIII. und die Wissenschaft. 8. Leo XIII. als Förderer der specifisch kathol. Frömmigkeit. 9. Leo und die römischen Intransigenten. 10. Leo und der Kirchenstaat. 11. Papst Leo und die Presse. 12. Papst, Freimaurer und die Revolution. 13. Der Papst und die europ. Politik. 14. Der Papst und die innere deutsche Politik. 15. Schlußresultate. Auch der Verdammung der protest. Mission und ihrer Arbeiter als „Teufelsdiener“ wird gedacht. — Nur eins haben wir auszusetzen, nämlich daß das Büchlein viel zu teuer ist. Wenn es halb so viel und vielleicht noch weniger kostete, so würde es vermutlich immer 10 mal mehr Käufer finden. Bücher, bei denen man auf Massenabsatz rechnet, müssen möglichst billig sein.

3. **Warneck**: „Kirchenmission oder Freie Mission? Eine Antwort auf die Frage: Inwieweit ist die Eingliederung der Mission in den amtskirchlichen Organismus berechtigt und ausführbar?“ Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 50 Pf. — Separatabdruck des unsern Lesern bereits bekannten Vortrags des Herausgebers auf der diesjährigen sächsischen Prov. Miss.-Konferenz. Vielleicht wird durch denselben eine öffentliche Diskussion angeregt über den wichtigen Gegenstand, den der Vortrag behandelte.

4. **Zahn**: „Der Acker ist die Welt. Blicke in das Arbeitsfeld der evangelischen Mission.“ Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 1,20 M. — Das ist ein sehr anregendes Buch, bestehend aus einer Reihe im Monatsblatt der Norddeutschen M. G. seit 1886 veröffentlichten Artikel. Eigentliche Missionsgeschichte, d. h. zusammenhängende Erzählung des Verlaufs der ev. Missionsarbeit ist es nicht, sondern auf Grund der geschichtlichen Thatsachen giebt es wesentlich Betrachtungen, welche von feiner Beobachtung und großer Sachkunde Zeugnis ablegen. Man könnte es mit gutem Recht als Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der neueren Mission bezeichnen. Unsre Leser kennen ja Zahn und seine gedankenreiche Art zu schreiben; ich empfehle ihnen die Lektüre des vorliegenden 92 Seiten gr. 8. umfassenden Buches dringend, sie werden viel aus ihm lernen und viel aus ihm für Missionsreden verwerten können. Die 10 Abschnitte, in die es zerfällt, führen folgende Überschriften: 1. Wie steht es in Afrika? 2. Der jüngste Erdteil. 3. Der älteste Erdteil. 4. Das älteste und größte Arbeitsfeld der protest. Mission. 5. Das größte Reich der Erde. 6. Das Land der aufgehenden Sonne. 7. Die neue Welt. 8. Die Amerikaner. 9. Die Afrikaner in Amerika. 10. Das hat Gott gethan. Einige Schreibfehler sind zu korrigieren. S. 3 statt Greenfield — Grenfell. S. 4 statt Lavigiere — Lavigerie. S. 20 ist die Zahl der Buddhisten (486 Millionen) viel zu hoch angegeben; dagegen bringt die Missionsstatistik speziell

für Afrika zu niedrige Zahlen. — Für eine hoffentlich bald nötige 2. Auflage empfiehlt es sich, die bereits 1886 niedergeschriebenen Artikel nicht unverändert abzudrucken; es hat sich seitdem doch manches anders gestaltet.

5. **Bentley**: Dictionary and Grammar of the Kongo language, as spoken at San Salvador, the ancient capital of the old Kongo empire, West Africa. London, 1887. Bapt. Miss. Soc. und Trübner. Abermals eine bedeutende linguistische Leistung aus der Feder eines Missionars. Wir werden später genauer auf dieselbe zurückkommen; jetzt nur ein paar Bemerkungen. Bekanntlich gab es vor ca. 3 Jahrhunderten eine angeblich blühende römische Kongo-Mission, sogar mit einer stattlichen Kathedrale in San Salvador und vielem äußeren Pomp, an welche heut nur noch trübselige Ruinen erinnern. Auch in sprachlichen Arbeiten haben die Patres nicht viel geleistet. Bentley zählt in der Vorrede auf, was von diesen Arbeiten noch übrig ist und wenn man die Länge der Arbeitszeit, die Ausdehnung und die Arbeiterzahl jener alten Kongomission in betracht zieht, so muß man sagen: falls nicht noch weitere Funde gemacht werden, die Spracharbeiten waren dürftig. Jedenfalls hat die verhältnismäßig erst so junge evang. Kongomission auch in dieser Beziehung solideren Grund gelegt. Die vorliegende, ziemlich umfangreiche Arbeit des baptistischen Missionars Bentley ist für den, der sich für das Studium der afrikanischen Sprachen interessiert, von höchstem Interesse. Die „Kongosprache" nimmt wie das Suahili, Zelu, Pongwe einen hervorragenden Platz ein unter den typischen Sprachen der Bantufamilie. Der Klang dieser Sprache ist von überraschendem Wohllaut, ihr Bau gefällig, sinnreich und von ziemlicher Regelmäßigkeit.

6. The Missionary Review of the World. New Series. Funk & Wagnalls. New York (18 and 20 Astor Place). Herausgegeben von J. M. Sherwood und A. G. Pierson. — Wir sind auf diese von dem jüngst verstorbenen Missionar Wilder vor elf Jahren begründete amerikanische Allg. Miss.-Zeitschrift besonders in unsern Rundschauen manchmal zu sprechen gekommen und haben wiederholt unsern Gegensatz zu ihr betont sowohl hinsichtlich der herben und über das Ziel hinausschießenden Kritik, die sie vornehmlich an den Leitern der Missionsgesellschaften zu üben liebte, wie der nach unserm deutschen Geschmack und Urteil oft ungesunden Grundsätze, welche sie vertrat, speciell in der Befürwortung der leitungslosen Individualmissionen und der immer wiederkehrenden ungeistlichen Berechnungen. Auch die ganze Anlage der Zeitschrift, die Zerstückelung des ungeordnet und in hundert kleine Partikelchen mitgeteilten Stoffes konnte sich unsers Beifalls nicht erfreuen. Dagegen lieferte die Wildersche Review eine Menge wertvollen statistischen Materials, besonders über die vielen amerikanischen Missionen, deren Berichte uns zum Teil unerreichbar geblieben sind. Seit Anfang dieses Jahres ist nun diese Zeitschrift auf eine andere Redaktion übergegangen und damit auch ihre Gesamtanlage eine andere, übersichtlichere, geordnetere und ihr Inhalt ein viel reicherer und wertvollerer geworden. Sie erscheint monatlich in einer Stärke von 5 Bogen zu dem billigen Preise von 8 Mark pro Jahr. Wir empfehlen unsern Englisch verstehenden Lesern, sich diese Zeitschrift einmal zu halten; sie werden jedenfalls viel daraus lernen können, speciell über amerikanische Missionsanschauungen.

Die katholische Kongo-Mission.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.

Nach den Quellen zusammengestellt und beleuchtet

von P. J. Pfotenhauer, Dudensen.

2. Der Kulturzustand Kongos.

Geradezu herausfordernd und beleidigend dem geschilderten Thatbestande gegenüber ist die Darstellung der „Kath. Miss.“ 1887, 51. 52. Sind dieselben auch nicht imstande, das allmähliche Sinken der Mission totzuschweigen, — in geschickter Weise wissen sie Erfolge herauszustellen, dem Leser Sand in die Augen zu streuen mit Kirchenbauten und Bischofssitzen, mit Glanz und Pracht der Gottesdienste, mit großen Zahlen und mit der unwahren Behauptung: Ganz Kongo sei katholisch! — in ebenso geschickter Weise aber auch die Wahrheit zu umgehen, oder zu verschleiern bei Angabe der Gründe für den Verfall der Mission, wenn sie schreiben: „Der portugiesische Handel wandte sich zu Ende des 16. Jahrhunderts andern Gegenden zu, infolge davon wurden die Verbindungen mit Portugal immer lockerer. Auch war es gerade damals, wo die katholischen Missionen in Indien &c. aufblühten, unmöglich (!?) dem Kongoreiche die genügende Zahl von Missionären zu senden,“ so daß jeder Einsichtige sich sagen muß, er stehe vor einer gemachten Geschichte! Dabei befleißigen sie sich einer so staunenerregenden Kürze, — auf $1^1/_4$ Seiten steht die ganze Geschichte dieser so ereignisreichen fast zwei Jahrhunderte —, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Geschicklichkeit, mit der das Ganze verfaßt ist, oder die Abneigung und Furcht, sich mit einer Geschichte eingehend zu befassen, aus der Rom so unendlich viel lernen könnte, oder endlich den dreisten Mut, ihren Lesern eine Darstellung zu bieten, welche an der Hand der Quellen selbst katholische Leser zu energischer Einsprache veranlassen könnte. Indes scheint man die Kürze rechtfertigen zu wollen. Heißt es doch am Schlusse dieser Darstellung: „Von der Thätigkeit dieser ehrwürdigen Väter, der Kapuziner nämlich, liegen uns ausführlichere Berichte vor, denen wir die folgenden Züge entnehmen.“ Wir haben oben diese famose Quelle besprochen, möchten aber hier gewichtige Zweifel geltend machen an der Wahrhaftigkeit der Schreiber und die Frage erheben: sollten dieselben [illegible] nicht auch über den ersten Zeitraum „ausführlichere“ Quellen

haben? Sicherlich, wir verweisen nur auf das im Verlaufe der Darstellung gegen die Wahrhaftigkeit der „Kath. Miss.“ Beigebrachte, aus dem das Vorgelegenhaben ausführlicherer Quellen unzweifelhaft hervorgeht, ganz abgesehen von den Angaben, „Kath. Miss.“ S. 31 ff., welche auf „ausführlicheren“ Quellen beruhen, aus denen einzig die Missionsgeschichte geschöpft werden kann.

Doch noch ein Drittes haben wir gegen diese Darstellung! Bevor die „Kath. Miss.“ in der soeben besprochenen Weise die Geschichte der Mission bringen, erfreuen sie ihre Leser mit einem: Das alte Kongoreich! überschriebenen Artikel S. 31—35, in welchem in so ausgiebiger Weise, selbst alte Kupfernachbildungen fehlen zur Illustration nicht, die Kulturzustände des Reichs beschrieben werden, und zwar in zum Teil so leuchtenden Farben, daß es fast den Anschein gewinnen muß, es solle durch solch ein — wir können es nicht anders bezeichnen — Taschenspielerstück bei dem Leser der Glaube erweckt werden, der Zustand des Reiches Kongo sei zur Zeit der Mission ein sehr trefflicher gewesen, und als solle dem Leser über die Kahlheit der nachfolgenden missionsgeschichtlichen Darstellung geschickt hinweggeholfen werden. Auch hier wiederum, wie schon bemerkt, nehmen die Lichtseiten (?) einen so breiten Raum ein — z. B. Schilderung des Königs und seines Hofstaates, seiner Kleidung, einer Audienz, seines Kirchganges, seiner Krönung, — daß einige auch geschilderte Nachtseiten erheblich dahinter zurücktreten und bei Beurteilung des Ganzen ihren Wert einbüßen. Diese so glänzende Darstellung fordert die Kritik heraus und läßt uns hier innehalten, um die Frage nach dem Kulturzustande Kongos in dieser ersten „Glanzzeit“ zu erörtern, im voraus bemerkend, daß die Beleuchtung des Kulturzustandes für diese Zeit die Grundlage und das Verständnis bilden wird für die Wirksamkeit der Kapuzinermission und für die Frage nach den Gründen des Verfalles des ganzen Gebäudes. Denn die Frage nach dem durch den Katholizismus bewirkten Kulturzustande ist darum Beantwortung der Frage nach den Gründen des Verfalles, weil eine Mission, welche so wenig Sauerteigsnatur in sich hat, so wenig den Boden melioriert, den sie bearbeitet, so wenig einen Umschwung in materieller, geistiger und sittlicher Beziehung hervorbringt, so wenig die Wahrheit jenes Wortes erweist: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, es ist alles neu worden!“ — nicht den Anspruch erheben darf, eine Mission heißen zu wollen, weil eine solche Mission auch Mittel in Anwendung gebracht haben muß, welche verwerflich sind. Zwar hat die vorhergehende Darstellung schon genugsam Erweise gebracht zur Beantwortung

dieser Frage, indes treten hier so interessante Momente hervor und wir gewinnen einen so schätzenswerten Einblick in das Getriebe, auch römischer Geschichtsschreibung, daß wir es uns nicht versagen können, eingehender bei diesem Punkte zu verharren. —

Antwort auf unsere Frage giebt uns der Dominikaner Labat, welcher in den beiden ersten Bänden seiner Relation ohne Zweifel die kulturellen Zustände Kongos so schildert, wie die Kapuzinermission 1645 sie vorfand, also der beste Zeuge. Wenn an der Hand einiger nicht ganz präziser Äußerungen der Einwand erhoben werden könnte, Labat schildere das vorchristliche Kongo, so stehen dem andere Stellen entgegen, welche mit aller Bestimmtheit das christliche Kongo schildern, 1, 234 f. 1 Kap. XXII. 2, 38. 39 und mehr.

Seite 31 erzählen die „Kath. Miss.“, daß die Portugiesen europäische Begriffe und Titel auf die Negerfürsten übertragen: Graf, Herzog, Marquis und diesen wiederum die Namen portugiesischer Adelsgeschlechter beigelegt hätten, und fahren dann fort:

„Man mag über das Hochtrabende dieser Titel lächeln und sich wundern, daß portugiesische Herren vor der schwarzen Majestät des Kongoreiches wie vor dem eigenen Landesherren das Knie beugten; aber diesen Ehren und Auszeichnungen lag doch ein reicher Schatz von Glauben und ein ritterlicher Sinn zu Grunde. Sobald die Negerhäuptlinge Christen waren, betrachteten die nach den Überzeugungen des katholischen Mittelalters erzogenen Portugiesen auch diese Obrigkeit als „„von Gottes Gnaden““ und wollten sie als solche ehren. Man wollte ferner durch Einführung europäischer Sitte diese Negervölker zu sich emporheben und war ferne davon, ein Possenspiel mit ihnen zu treiben, wie man das heutzutage mit den „„Königen““ von Kamerun und ähnlichen „„Majestäten““ beliebt.“

Natürlich sind wir ferne davon, mit den „Kath. Miss.“ zu rechten über letztgebrauchte Ausdrücke und ihren Wert, eine Berechtigung aber zu so hochmütiger Aburteilung in dieser Majestätenfrage haben sie unter keinen Umständen, hat doch die Geschichte genugsam bewiesen, wie trefflich die Portugiesen diese schwarze Obrigkeit von Gottes Gnaden anerkannten und ehrten durch Königsmord, Sklavenhandel, unerträglichen, beleidigenden Hochmut! Labat 2, 378 ff. Heißt das ritterlicher Sinn und dokumentiert das ein reiches Maß von Glauben? Frecher Hohn sind die Worte im Angesichte der Geschichte! Und heißt es „die Neger zu sich emporheben“ durch das, was die Portugiesen thaten, mit ihren Titulaturen, wenn wir hören, was Labat darüber sagt a. a. O. 1, 213 ff.?

Derselbe beschreibt und verurteilt an dieser Stelle die deffauts naturels et moreaux der Neger, stellt oben an die lächerliche Eitelkeit

derselben, an der selbst die sieben Weisen Griechenlands und die tüchtigsten Redner Zeit und Mühe verschwenden würden, und fährt alsdann fort: „Seitdem die Portugiesen die Titel Don und Donna dem Adel verliehen haben, haben dieselben ebensowenig gefehlt, sich so zu nennen quoiqu'ils soient de la plus vile canaille und obgleich sie so arm waren, daß, brachten sie ihre Kinder zur Taufe in die Kirche, sie aus Mangel an Stoff dieselben mit grünen Blättern bedeckten; fragte man aber nach den gewünschten Namen, nannten sie nicht einfach den Namen dieses oder jenes Heiligen, sondern ließen demselben Don oder Donna voraufgehen! Die Beschaffenheit dieser Personen machte diese Eitelkeit in gewisser Weise erträglich, aber die Miserabelsten et de la plus basse condition beanspruchen es gleich den andern, und man hat sich wohl zu hüten, daran im geringsten zu rühren! So ist denn der Stolz und Hochmut der Großen unglaublich, ebenso die Ehrenbezeugungen, welche sie in unerbittlicher Weise von den Niedern und Sklaven begehren, eventuell mit dem Stocke eintreiben!"

Ganz abgesehen von diesem Dienste der Eitelkeit und dem Aufziehen der lächerlichen Großmannsucht, — man hat mit diesem, wir dürfen gelinde sagen, Possenspiel einen socialen Zustand, eine Unkultur geschaffen, die weit davon entfernt „durch Einführung europäischer Sitte diese Neger zu sich emporzuheben" von vornherein verderbenbringend wirken mußte, man hat einen steinigten und einen Dornen-Acker sich bereitet, auf dem die Saat des Christentums nicht gedeihen konnte. Hier heißt es: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst!" — aber von vornherein fortgewischt war dieser Grundgedanke des Christentums, auf welchem einzig die Menschenwürde, das Recht und der Wert der Persönlichkeit, der Einzelpersönlichkeit beruhen. Wir bescheiden uns, des näheren die Ausdrücke „Einführung europäischer Sitte" und „zu sich emporheben" zu beleuchten, konstatieren nur die gänzliche Faulheit und innere Unhaltbarkeit dieses, wir sagen nicht Kultur-Zustandes! Denn mit Notwendigkeit erwuchsen auf diesem Boden der Unkultur die unglückseligen Zustände bei den Königswahlen, Labat 2, 317. 325. 335, die Unbotmäßigkeit der Gouverneure, die kleinen und großen Revolutionen, die beständig das Grundwesen des Staates erschütterten, Labat 2, 304 ff., die Verweigerung des Königstributes, oder die Beitreibung desselben mit den Waffen in der Hand, das Verfahren des Königs seinen Beamten gegenüber, um des von ihnen beigetriebenen Tributes teilhaftig zu werden, daß er sie nämlich mit Wein, Branntwein, bunten Stoffen regalierte, „damit die Beamten geruhen möchten (daigner), mit ihm zu teilen, was sie von ihren Unterthanen beitreiben!"

Labat 2, 312. Mit Notwendigkeit beruht auf diesem Zerrbilde „europäischer Sitte" im christlichen Kongo die Stellung der Hofbeamten zum Könige, „der über alles erhaben, dem keiner das Wasser reicht an Macht und Ehre, dem die Meere und Flüsse dienen, dem sie ihre Schätze zu Füßen legen" Labat 1, 216, denn diese „sind im Grunde nur Sklaven, bei denen die Furcht vor Strafe das bewirkt, was Liebe und Treue bei anderen Fürsten. Auch ist der König mehr gefürchtet als geliebt, und wie er von der Schlechtigkeit, mauvais coeur, seiner Beamten überzeugt ist, so lebt er auch in stetem Mißtrauen, in steter Furcht vor ihnen trotz des außerordentlichen Respektes, den sie vor ihm haben." Labat 2, 340 f. Wahrhaftig wir fordern nicht ideale Zustände, dieses aber ist weniger als gewöhnlicher Zustand, echt heidnische Wirtschaft! —

Wir übergehen das Erbschaftsrecht Labat 2, 33 f., um einen Blick auf die Sklaverei zu werfen, als ein trauriges Zeugnis obiger Wahrheit, von vornherein jedoch feststellend, daß wir mit unseren Forderungen in Bezug auf diese Frage nur im Rahmen der Forderungen uns bewegen, welche St. Paulus vertrat. Nachdem unser Gewährsmann die Unterschiede der Sklaverei ꝛc. besprochen hat, führt er 2, 47 aus:

„Sie sind ganz mit Arbeit überladen, ihr Leben ist sehr beschwerlich und aller Ersatz, den sie für ihre Mühe erhoffen dürfen, ist eine etwas bessere Behandlung ihres äußeren Menschen, aber ohne die Hoffnung, daß ihre Herren daran dächten à leur procurer les biens de l'âme, d. h. Unterweisung im Glauben und Taufe. Das ist ein Punkt, über den die Missionare die Herren ohne Unterlaß vermahnen."

Letzteres glauben wir gerne; aber wie konnten die dem Übel wehren, welche, um rasche Erfolge im Anfange zu erzielen, allen christlichen Grundsätzen Hohn gesprochen hatten! Einen weiteren Beitrag wird das folgende bieten. — Wir gehen zum letzten Punkte des öffentlichen Lebens über, zur Rechtspflege. Die „Kath. Miss." bringen in dem angezogenen Artikel über die Rechtspflege eine Bemerkung, welche den Eindruck hervorrufen muß, als habe es in Kongo ideale Rechtszustände gegeben! Gewiß, was sie schreiben, ist vollkommen recht, nur vergessen sie einen Zug in dem Bilde: die brutale Ungerechtigkeit, mit welcher der Richter „nach dem gesunden Menschenverstande" das Recht sprach.

Denn „beim Gerichtsverfahren, korrigiert Labat 2, 24 ff., war es vor allem auf Gewinnung des Richters abgesehen, indem jede Partei seiner Eitelkeit schmeichelte. Bei diesem Gerichtsverfahren ist es natürlich, daß die, welche die Macht in Händen haben, dieselbe gebrauchen, Bestechlichkeit durch Geschenke verursachen, um ihren Streit oder Schuldsache, mag sie noch so ungerecht sein,

zu ihrem Vorteil durchzusetzen. Die Schuldverhaftung endet oft mit Sklaverei, selbst unschuldiger Personen, welche anstatt des geflüchteten Schuldners aus der betreffenden Familie von dem Gläubiger aufgegriffen werden. Diese öffentlichen Rechtsverletzungen sind den Fürsten bekannt, aber eine Abhilfe wird von ihnen nicht beschafft. Die im Lande angesiedelten Europäer machen es gerade so, verkaufen zwar nicht ihre Schuldner, halten sich aber an die Sklaven des Schuldners bis zur Bezahlung. Sind Neger Gläubiger von Weißen, machen sie es noch ärger, nehmen Sklaven oder Waren von Europäern, wo sie dieselben finden, als wenn alle Europäer einer für den andern solidarisch verpflichtet wären. Da nun Gründe keine Anwendung finden bei dieser Barbarei, muß man mit der Waffe sein Recht suchen."

Wir führen einige konkrete Fälle vor nach Labat 2, 38. 39.

„Die Sklaven sind ohne Zweifel der wertvollste Besitz und gerade ihrer werden die Erben beraubt, ohne daß sie sich zu beklagen wagen, denn die Macht derer, welche sie derselben berauben, schließt ihnen den Mund. Das Verfahren dabei ist folgendes: Jemand, der Verlangen nach einem Sklaven hat, nimmt ihn nach dem Tode seines Herrn unter dem Vorwande, er habe ihn einige Tage vor dem Tode gekauft. Zeug n bestätigen das gern und sagen aus, was man will, sofern man sie nur bezahlt. Andere setzen sich mit den Sklaven des Verstorbenen in Verbindung, versprechen ihnen gute Behandlung; diese, um ihre Lage zu bessern, gehen darauf ein. Sodann fangen die Sklaven unter einander Händel an zum Scheine, oder mit jemandem, der mit dem im Einverständnisse steht, der sie in Besitz nehmen will. Sie schlagen sich und fliehen zu dem, der sie haben will, unter dem Vorgeben, seinen Schutz zu erbitten gegen die, welche sie mißhandelt hätten. Der nimmt sie, brennt ihnen seine Marke ein und der Erbe hat gut Recht suchen; der bestochene Richter urteilt, er verdiene nicht Sklaven zu halten, da er nicht den Mut habe, sie zu verteidigen. Man droht ihm und stopft ihm den Mund. Zwar zeugen die Missionare laut gegen diesen Mißbrauch, der bei Heiden und Christen sich findet, bislang aber vergeblich. Das ist Gerechtigkeit in diesem Barbarenlande!" „Selbst das Königsgericht ist mit schlechten Subjekten besetzt, die kein Recht sprechen, vielmehr ihre Freude am Aufhetzen und am Ruine der Kläger und Beklagten haben. Aber was anderes kann man erwarten von Leuten, deren Glaube stets schwankend, deren Leidenschaften stets rege und welche Ehre und Wohlanständigkeit für nichts achten? So gehts denn leicht drüber und drunter, Haß und Rache regieren und bringen den Staat in große Gefahr!" Labat 2, 325.

In der That ein beneidenswertes Bild des socialen Zustandes und wie trefflich passend in den Rahmen jener Worte der „Kath. Miss.": „Durch Einführung europäischer Sitte die Negervölker zu sich emporheben!" —

Wir verlassen das Gebiet des öffentlichen Lebens und wenden uns der mehr privaten Seite des socialen Zustandes in Kongo zu. Da stellt vor allen Dingen das Evangelium die Forderung der Keuschheit und

beseitigt damit notwendigerweise das schamlose Nacktgehen und das Zusammenwohnen der Geschlechter im engsten Raume, — so wird eine Umgestaltung der Bekleidung und Wohnung herbeigeführt. Ja, die „Kathol. Miss.“ entwerfen uns ein glänzendes Bild von der Tracht des Königs und seiner Großen, wie überhaupt die alten Berichte dessen voll sind, aber sie vergessen zur Vervollständigung des Bildes die Beschreibung der Tracht des Volkes, das wesentliche Moment! Und wie stand es denn mit diesem in diesem Punkte?

Der gemeine Mann hatte eine, „aber immerhin fragwürdige Bekleidung,“ „und das nur in der Nähe des Königssitzes und der großen Verkehrswege, denn in den entfernten Provinzen geht man nackt, manche gehen vorne ganz nackt und haben nur hinten einen Lumpen bis zur Erde hängen wie einen Schleppmantel,“ das Zeichen des Titels Don, den man trägt. „Die Weiber gehen ebenfalls nackt, oder ganz leicht gekleidet, daß alles sich den Blicken darbietet.“ Labat, 2, Kap. VII. Hatte der König einen von den Portugiesen erbauten Palast, so waren die Hütten der gewöhnlichen Leute schrecklich unsauber, voll Gestank, voll Ungezieſer, ja „ein Tier bereitet sich mehr Schutz als diese Menschen.“ Labat 1, Kap. 28. Auch die Hütten der Königsbeamten sind nur etwas größer als die gewöhnlichen, mit allerlei portugiesischem Tand ausstaffiert, während der gewöhnliche Mann die denkbar wenigsten und ursprünglichsten Hausgeräte in seinem Besitze hatte. Labat 1, Kap. 21. Geht schon aus diesem zur Genüge hervor, daß die Arbeit zur Realisierung dieser sittlichen Forderung der Wohlanständigkeit unmöglich als sittliche Forderung des Evangelii kann hochgehalten und gefördert, daß von der Mission die Trägheit mit allen Mitteln nicht kann bekämpft und die Arbeit des freien Mannes nicht kann zu Ehren gebracht sein, — ein Blick in die Aufzeichnungen unsers Gewährsmannes zeigt uns die erschreckende Wahrheit, daß von Arbeit, reellem Ackerbau, Begründung eines Wohlstandes in Kongo nicht im entferntesten die Rede sein kann. „Die Anbauung des Ackers leidet unter der grenzenlosen Faulheit seiner Bewohner, die lieber in den Tag hineinleben und den schrecklichsten Hunger leiden als arbeiten und praktische Vorkehrungen treffen, um eine Bewässerung des Landes herbeizuführen. Diesem Zustande der Faulheit in etwas zu wehren haben die Portugiesen in einigen Kantonen versucht,“ also nicht die Missionare! Labat 1, Kap. 7. „Nur die äußerste Not treibt sie zur Arbeit, die sie oftmals noch so lässig betreiben, daß selbst diese erbärmlich ist. Die noblesse de leur race verbietet ihnen Viehzucht zu treiben.“ Labat 1, 221 ff. Auch die einfachsten Künste des Handwerks kennen sie nicht, eigentliche Handwerker giebt es auch nicht. Jeder macht sich seinen Bedarf zurecht nach seinem Geschmacke. Kurz sie bringen ihr Leben zu in Faulheit, ohne Verlangen etwas zu lernen, zu begreifen, ohne Nachdenken! Nur die Ruhe lieben sie, Fressen und Saufen, 1, 435 und unsittliche Tänze,

welche zwar streng verboten mit großer Leidenschaftlichkeit von ihnen ausgeübt werden 2, 52 ff.

„Dabei denken sie nicht an den Unterhalt ihrer Familie. Nur der Hunger kann sie in Bewegung setzen und könnten sie zu leben finden, ohne einen Schlag mit der Hacke auf ihr Land zu thun, es wäre noch jungfräulich. Wenn der Hunger sie beißt, eilen sie zu Orten, wo sie ihn stillen zu können glauben, betteln unverschämt und nehmen frech, wenn sie es können." Labat 2 Kap. 5. Natürlich ist der Handel gering angesichts dieser Zustände Labat 1, 224, 235, 2, 64, — wir haben weiter unten zu reden von dem Alles verschlingenden Sklavenhandel — er äußert sich nur hier und da und die thörichte Hoffnung, welche man auf ihn gebauet hat: „Man darf hoffen, daß sie endlich Menschen durch ihn werden, und daß man aus diesen Menschen Christen mache"!! 2, 64, — hat sich keineswegs bestätigt, denn der Handel macht die Neger zu vollendeten Schurken! Infolge dieser Faulheit und Handelslosigkeit sind die Wege in grauenhaftem Zustande, jegliche Kunststraße ist ausgeschlossen, die Wege und Fußpfade, welche da sind, macht sich der Reisende durch hohes Gras, Dornen, Gestrüpp, über umgestürzte Bäume, in steter Furcht vor reißenden Tieren. Labat 1, Kap. 23. Also nicht einmal den einfachsten Erfordernissen einer wirtschaftlichen Neuordnung, wie das Christentum sie gebietet und als Folge nach sich zieht, ist Rechnung getragen worden!

Es bedarf kaum noch des Hinweises, daß das eingeführte Christentum, wenn nicht einmal die elementarsten, äußerlichsten, wenn ich so sagen darf, neue geistige Bildungselemente unter das Volk erst recht nicht gebracht hat. Oder ich kehre den Satz um, weil es nicht neue geistige Elemente brachte, fehlten notgedrungen die anderen. Von Schulen ist nur einmal in diesen 200 Jahren die Rede; der Jesuit Soveraille gründete eine solche mit 600 Schülern, deren Bildungsertrag von vornherein gleich Null war durch die Unkenntnis der Landessprache, abgesehen von sonstigen Gründen. Und daß die nur von den Edlen Kongos in Portugal angeeignete Bildung fragwürdigen Charakters war und ohne Einfluß auf das Volk, unterliegt nach den Erfahrungen, welche wir mit dem in Portugal gebildeten eingeborenen Klerus gemacht haben, keinem Zweifel. — Betreffs aller dieser Punkte hüllen sich die „Kath. Miss." in beredtes Schweigen. —

Um das Kulturbild des alten Kongoreiches zu vervollständigen, müssen wir noch zwei Mächte beleuchten, das Gemeinschaftsleben in Ehe, Kindererziehung, Familienleben, und das Gebiet des Aberglaubens. Zwar haben wir schon in dem Gange durch die Geschichte manche Belege gefunden für diese beiden Punkte, indessen bedarf es noch eines besonderen Hinweises, denn die Auffassung der Ehe und die Behandlung des Weibes sind die untrüglichsten Gradmesser der Kultur. Die

„Kath. Miss." erzählen in ihrem Kulturbilde, der christliche König habe nur eine Frau haben dürfen, während früher die Polygamie bei ihm und den Fürsten im Schwange gegangen sei. Auch in christlicher Zeit sei dieses stets ein Gegenstand des Kampfes der Missionare gewesen und nur zu oft sei ihr Wort wirkungslos verhallt. Nach diesem könnte es erstens den Anschein gewinnen, als ob die Polygamie nur bei dem Adel und den Fürsten in Gebrauch gewesen wäre, dem ist jedoch keineswegs so, und als ob zweitens wirklich Erfolge von den Missionaren erreicht wären gegen dieses Übel, auch das müssen wir entschieden in Abrede stellen: einen wirklichen, d. h. dauernden Erfolg, wenn auch nur für eine Zeit, ein durch das Christentum gelegtes neues Fundament des Gemeinschaftslebens haben sie nicht erreicht! Die Vielweiberei war und blieb in Kongo gang und gäbe, das Konkubinat, die sog. „Ehe auf Versuch," stand in Blüte bei Christen und Heiden, es gehörte eben bei beiden zur „noblesse et grandeur" Labat 1 226 f. Wir versagen es uns das grauenvolle Gemälde von Unsittlichkeit, Hurerei, Ehebruch hierher zu setzen, welches Labat Band 1, Kap. 19, Pag. 428—440 und Band 2, Kap. 9, S. 314 f — ein staatsrechtlich geduldetes und sanktioniertes Konkubinat — entwirft, vergleiche auch Astley Collection S. 260 ff., es genüge zum Erweise unserer Behauptung das Wort 1, 433: „Diese Handlungsweise ist im Schwange bei Götzendienern und bei denen, welche den Namen Christen tragen. Es will so scheinen, als ob sie bei Empfang der Taufe sich das Recht vorbehielten, so weiter zu leben, wie sie vorher gelebt hatten!" Aber viel Ärgeres noch! diesen Zustand haben die Missionare selbst auf dem Gewissen, denn statt gerade durchzugreifen, das Übel mit der Wurzel auszureuten, das göttliche Gebot über alles zu stellen, über Scheinerfolge und große Zahlen, über Fürstengunst und Ruhm der „Bekehrungen," machten sie den Negern und zwar denen, „qui font la gloire de porter la qualité von Christen," Konzessionen auf diesem Gebiete, wie sich unzweifelhaft aus folgenden Worten Labats 1, 227 ergiebt: „Tout leur pouvoir ne s'est étendu jusqu' à présent, qu' à les obliger **de cacher un peu leurs desordres;** sans qu' ils puissent les obliger d'y renoncer"!! Eines Kommentars bedarf das nicht! Wie seltsam und unbegreiflich selbst Labat diesen Punkt auffaßt, möge folgendes Citat beweisen. Bei Beschreibung der Flora von Kongo 1 Kap. 8, 124 heißt es:

„Eine Prinzessin von königl. portug. Blute, der man die Bäume dieses Landes beschrieb, konnte nicht umhin zu sagen, daß ein Land, welches Bäume

dieser Art produziere, ihr nicht vorkomme wie ein Land der Redlichkeit, der Treue (verité) noch wie ein Klima geeignet züchtige Frauen hervorzubringen. Ich erzähle dieses Urteil aus Respekt vor der Person welche es gefällt hat, sans prétendre l'appuyer ou le contredire, ohne Willens zu sein, es zu unterstützen, oder ihm zu widersprechen."

Steht ein Geistlicher, ein Religiöser, so zum 6. Gebote und denkt er nicht höher von der wiedergebärenden Macht des Evangelii auch und gerade in diesem Punkte, daß er also zu schreiben wagt, nun dann darf man sich nicht wundern, daß nicht bessere Früchte gezeitigt sind, daß das Volk in dem alten Unflate der geschlechtlichen Sünden beharrte, dann aber legen wir auch das ganze Gewicht der schweren Anklage auf jener Schultern mit jenem Worte: „Eine entartete Kirche kann nur eine entartete Mission treiben."[1])

Wie das Eheleben ein recht heidnisches blieb, so die Kindererziehung und das Familienleben. Von Erziehung war keine Rede, im Elend ließen die Eltern ihre Kinder aufwachsen und die Kinder vergalten ihren Eltern reichlich, was sie an ihnen verdient! Eltern verkauften ihre Kinder als Sklaven, um sich „einen lustigen Tag" zu machen, und Kinder ihre Eltern. So hatte eins dieser Scheusale alle seine Verwandten verkauft und niemanden mehr, der ihm zu Gebote stünde; heulend und lamentierend kam er ins Gotteshaus gelaufen. Der Pater glaubte einen zerknirschten Sünder vor sich zu haben und redete auf ihn ein und erfuhr dann als Grund des Geheuls, er sei arm, und habe niemanden mehr zum Verkaufe! Labat 1, 233. Mütter geben ihre noch nicht reifen Töchter in den Dienst der Wollust, verkaufen ihre noch ungeborene Frucht in der Erwartung, daß ein Mädchen zur Welt kommt. Vater- und mutterlos standen die aus den Konkubinaten entsprungenen Kinder da; vielleicht zog der Vater sie auf, bis er sie als Sklaven verkaufen konnte, jedenfalls nahm man sich ihrer nicht an, „ihnen die Taufe zu geben," — ein wild heranwachsendes Geschlecht! Labat 1, 229 ff, 429 ff, 435—437.

Endlich das Gebiet des heidnischen Aberglaubens, „ein Prüfstein, an dem zu merken ist, wie tiefgehend und wie oberflächlich die Bekehrung von Heiden zum Christentum ist," und fügen wir hinzu ein Prüfstein, an dem sich herausstellt, ob das Christentum eine Kulturmacht geworden ist. Aus den Mitteilungen der „Kath. Miss.," welche von abgestellten heidnischen Begräbnisgebräuchen und von „aus dem Heidentum herübergenommenen Gottesurteilen" (?) zu berichten wissen, geht die als un-

[1]) Auch heute ist katholischerseits in San Salvador nach dem Zeugnis Chavannes (275) die Polygamie sanktioniert. D. H.

zweifelhaft hinzustellende Thatsache keineswegs hervor, daß der heidnische Aberglaube eine Macht in dem „ganz katholisch“ gewordenen Kongo geblieben war trotz aller von Obrigkeit wegen gemachten Versuche, denselben zu unterdrücken. Lassen wir Labat reden 1, Kap. 14:

„Der frühere finstere Götzendienst ist vernichtet (?), vertrieben und gezwungen, die Verborgenheit zu suchen, sich zu verstecken. Das hat Gottes gewaltige Hand ausgerichtet durch die Missionare, die er gesandt hat. Sie haben daselbst das Christentum zu Ehren gebracht, sie haben es soweit ausgebreitet und mit soviel Glück, daß man der Hoffnung leben kann, daß, wenn Gott sie weiter begünstigt, man sie glücklich triumphieren sehen kann über alle die Irrtümer und Satansdiener, welche gezwungen sind, sich zu verbergen und im geheimen ihren Kulten zu frönen, da sie nicht widerstehen konnten den lebensmächtigen Gründen!!? der Diener des Herrn. Mit Grund behauptet man, daß das, was die Fortschritte hindert, oder vielmehr den vollendeten Triumph des Evangelii, herrührt von gewissen schlechten eingeborenen Christen, welche als Leute von Distinktion und Ansehen die Gnade des christkatholischen Fürsten zu verlieren fürchteten, von dem ihr Glück durchaus abhängt, äußerlich das Christentum annahmen in schrecklicher Verstellung, während ihr Herz noch ganz in heidnischem Götterwahne gefangen lag, wie das leicht ersichtlich ist aus der von ihnen den Zauberern u. s. w. geleisteten Protektion. Es ist vergeblich, daß der König und die wahrhaft „christlichen“ Fürsten alles daran setzen, (sind das die lebensmächtigen Gründe?) diese Elenden zu entlarven und zu züchtigen, sie verlassen die Orte, wo sie entdeckt sind, es fehlt ihnen nicht an Zufluchtsstätten und Protektion, und wenn ihnen diese Mittel ausgehen, bleiben ihnen die dichten Wälder. Diese breiten ihre Irrtümer aus, auch finden sie stets eine Unmenge von Abtrünnigen welche ihnen folgen und lieber ihre Wohnungen aufgeben als ihre schändlichen Irrtümer. Die Zahl dieser Unglücklichen ist sehr groß, man sieht sie täglich wachsen. Ein Schmerz der Missionare und der Fürsten ist es, passende Heilmittel dagegen nicht anbringen zu können, welche Mühe sie sich auch darum geben. Nicht genug kann man den brennenden Eifer der Kongokönige loben in Bezug auf Ausrottung des Götzendienstes und Verbreitung des Evangelii. Pemba, Bamba, Sogno sind wahrhaft christliche Provinzen, und wenn sich ein Satansdiener dort einschleicht und entdeckt wird, züchtigt man ihn so hart, daß er das Wiederkommen vergißt. In den östlichen Provinzen dagegen ist der Götzendienst unbedingt Herr. Von dorther kommen diese Satansdiener, deren Wort und Blendwerk nur zu oft sich mächtig genug erwiesen haben, die Provinzen (die obengenannten) ganz zu verkehren und sie den Glauben verwerfen zu lassen. Das sind die Schmerzenskinder, die den Eifer der Missionare zu Boden drücken. Die Fürsten dieser Provinzen (offenbar der zuletztgenannten) fühlen das in reichem Maße, aber sie sind oft gezwungen zu heucheln, aus Furcht alles zu verlieren und Kriege zu erregen, die ihre Staaten ruinieren würden. In diesen höchst betrübenden Umständen sind sie die ersten, welche die Miss. trösten, sie zur Geduld ermahnen und den Mut nicht zu verlieren, dieselben ihrer vollen Protektion versichern und daß man, wie sie den flatterhaften Geist ihrer Unter-

thanen kennten, hoffen müsse von der Barmherzigkeit Gottes, daß er ihnen die Augen ein ander mal öffne und sie in den Schoß der Kirche wiederbringe. Das hat sich schon mehreremale ereignet und die Diener Gottes haben den Trost gehabt zu sehen, wie im ganzen oder teilweise diese irregeführten Schafe zurückkehren und de bêtes féroces Christen wurden!" Und weiter unten 1, 277: „Sicher würde das Christentum große Fortschritte machen, wenn diese Zauberer für die Missionare und ihren Eifer nicht ein unübersteigliches Hindernis wären. Zwar geächtet vom Könige haben sie Rückhalt bei den Gouverneuren und an den in großer Zahl vorhandenen falschen Christen. Das ist es, was den Götzendienst in diesem Lande aufrecht erhält und was Gegenden oft durchaus zu Grunde richtet."

Man beachte bei dem wohl, daß der Aberglaube sich nicht verbreitete infolge einer allgemeinen Verfolgung der Christen, sondern weil er eine Macht blieb in den Herzen der Christen, ein leichter Anstoß und Vorstoß genügte schon, um ihn wieder ins Recht zu setzen. Unter dem Banne des Aberglaubens stehen vor allem die königlichen Beamten, die Gouverneure: ob das Volk ihnen Gehorsam leistet, hängt lediglich davon ab, ob die neuen Beamten von dem Ganga der Provinz sind mit Segen und heiligem Feuerbrande versehen. In politischen und sonstigen Angelegenheiten erholen sie sich von dorther Rat und Segen. Und wie an hoher Stelle, so ist dieser Priester Einfluß und Wirksamkeit durch Gewaltmittel und Ränke bestimmend bei dem niederen Volke, sei es, daß es sich um Verführung Neubekehrter, oder Zurückhaltung der Heiden von der Taufe handelt, Labat 1, 253 ff. Ja so mächtig ist die Gewalt des heidnischen Aberglaubens, „daß ein besondrer Orden, der „N-Quiti" Orden, vermittelst sakrilegen Gebrauches des heiligen Kreuzeszeichens auf Verführung junger Christen ausging, welche stets flatterhaft und trotz der Sorge der Missionare einen außerordentlichen Hang zu den alten Gebräuchen stets bewahren." Labat 1, 291, 292. Neben diesen großen Betrügern giebt es ein ganzes Heer kleiner Geister, welche den Missionaren unendliche Mühe bereiten, weil diese Leute, obgleich getauft und assez bons Chréstiens, immer einen starken Hang zum Aberglauben haben, so daß es nur eines wenigen bedarf, sie rückfällig zu machen 1, 302, 341 ff. — Über die „Gottesurteile" endlich, „welche aus dem Heidentum herübergenommen sind" nach den „Kath. Miss.", urteilt unser Gewährsmann doch etwas anders und richtig, wenn er bei Gelegenheit der Eidschwüre, Gift, Feuer, Wasserproben betont:

„Die Kongoleute, selbst die, welche getauft sind, sind meistenteils ebenso hingenommen von diesen Superstitions wie die noch in Finsternis des Götzendienstes Wandelnden. Dieselben geben sich die Freiheit, über die Eide zu spotten, welche die Christen bei Civil- und andern Sachen anwenden, weil sie die-

selben durchaus nicht bestätigt sehen durch reelle und plötzliche Strafen, wie sie von denen behaupten, welche sie vor den Idolen oder Gangas machen. Und die gottlosen Priester schreien mit solchen Zaubereien die Christen nieder und bringen sie in Mißkredit sagend, der Christengott sei nicht imstande, die Wahrheit aus dem Munde eines Angeklagten zu ziehen, noch ihn zu bestrafen, wenn er falsch geschworen." Labat 1, 303 ff.

Leider müssen wir es uns versagen, des Näheren einzugehen auf die Bemerkungen der „Kath. Miss." in Bezug auf Heereswesen und Kriegsführung im Staate Kongo, wir könnten auch da nur recht Erbärmliches konstatieren Labat 2, Kap. 1, ferner auf die Beschreibung der Königsstadt San Salvador, der Stadt mit dem Geläute der Glocken, Congo dia Gunga, und des Sitzes des gewaltigen Fetisches," auf Hofhaltung und Königshof, „an dem schwarze, in reichen, goldgestickten Gewändern prunkende Hidalgos um die Gunst des Herrschers buhlen," auf Provinzialeinteilung und Stellung dieser Provinzen zur Krone, auf Bevölkerungsziffer und Dichtigkeit der Städte, Dörfer und Flecken im Lande, — so interessant das alles wäre als Beitrag zur römischen Geschichtsschreibung und Akribie, — die Punkte, welche wir als tragende hervorgehoben haben, sind genügend für eine Beurteilung des Kulturzustandes in Kongo. Wir haben konstatiert, daß es nicht gelungen ist, eine christliche Kultur zustande zu bringen, ja wir glauben behaupten zu dürfen in Bezug auf das, was dort etwa von gleißendem Firnis gewesen, daß es noch zu viel gesagt ist, wenn Chavanne a. a. O. 279 von einer untergegangenen europäischen Pseudocivilisation spricht und die Kultur von dazumal ein Scheingespenst ohne Leben und Inhalt nennt. Es war nicht das einmal! Darin liegen auch die Gründe des Verfalls vornehmlich. Rom hat Kongo alles Nationale zu nehmen sich unterfangen und „durch Einführung? europäischer Sitte diese Negervölker zu sich emporheben wollen," und was es ihm gab, war ein Danaergeschenk; Rom erschütterte die alten Traditionen, hat es aber nicht soweit gebracht, daß das Volk aus sich heraus ihm passendes, neues, christliches, nationales Gewand und Gesetz schaffen konnte. Dadurch sank das „alte Kongoreich" dahin, aber nicht vornehmlich, wie die „Kath. Miss." behaupten, „durch das Schwinden der Portugiesenmacht, den natürlichen Wankelmut der Neger, Bürgerkriege, Sklavenhandel, schlimme Neigungen des Volkes und Einflüsse von außen"(?) — wie wir wohl wissen, mitsprechende Faktoren und, wohl gemerkt, Folgezustände des „Kulturzustandes," den Rom geschaffen; das, was Rom Kongo gebracht und wie es dasselbe gebracht hat, ist der Grund des Falles. Doch wir greifen damit Späterem vor. —

Bischof Taylors sich selbst erhaltende Mission in Afrika.[1])

D. Grundemann.

Der Northern Christian Advocate vom 26. Jan. d. J. enthält einen langen Artikel über Taylors Unternehmen, der eine wesentlich andre Tonart anschlägt, als wir sie bisher aus den methodistischen Blättern über dasselbe zu hören gewohnt sind. Augenscheinlich steht diese eigentümliche Mission vor einer Krisis, die in weiten Kreisen ernüchternd wirken dürfte.

Um unsern Lesern die neuste Situation der Taylorschen Sache klar darzulegen, geben wir einen kurzen Rückblick auf die bisherige Entwicklung desselben. William Taylor[2]) gehört zu denjenigen, welchen die Ausbreitung des Reiches Gottes nach der bisher angewandten Missionsmethode nicht schnell genug geht. Er selbst unternahm schon seit 1861 Missionsarbeiten andrer Art. „Ohne Beutel und Tasche u. s. w." wie die vom Herrn ausgesandten Jünger, nach „paulinischer Art" nur von einigen amerik. Gemeinden unterstützt, durchzog er als Erweckungsprediger die australischen Kolonien, Südafrika und Westindien; sodann seit 1870 Südamerika und Ostindien. Jeder besonnene Missionsfreund wird den geringen Wert solcher meteorartigen Missionswirksamkeit verstehen, der in keiner Weise eine eingehende Bekanntschaft mit den Verhältnissen und unter Umständen nicht die geringste Kenntnis der Landessprache zu Grunde liegt. Das Baseler Missionsmagazin hat einmal ganz treffend diese Eilzugsallerweltgastprediger charakterisiert. In Amerika hat man in solchen Dingen weniger kritische Augen. Es kam dazu, daß durch mancherlei Ausstellungen, die gegen die Organisation und Verwaltung bestehender Gesellschaften dort gemacht wurden und die fast in offenen Kampf auszubrechen drohten (ich nenne nur die Namen Wilder und Carpenter), in „unabhängige Missionen" genährt war. Taylors Wirksamkeit hatte unter diesen Verhältnissen weit und breit in der Denomination, der er angehört, der methodistisch-bischöflichen Kirche, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Da er seine nächste Arbeit auf den „dunkeln Erdteil" zu richten beschlossen hatte, so wurde ihm von der Generalkonferenz der genannten Kirche die Auszeichnung der Ernennung zum „Bischof für Afrika" zu teil. Dies geschah im November 1884. Eine Remonstration des Missionskomitees, das dabei

[1]) Diese Arbeit ist bereits anfang März geschrieben; aus Raummangel konnte sie aber erst jetzt gedruckt werden. d. H.

[2]) Taylor stammt aus Virginien (geb. 1820) und begann seine Laufbahn im Dienste der methodistischen Home Mission in Kalifornien.

gar nicht gefragt war, richtete nichts aus. Taylor wurde von der öffentlichen Meinung als Apostel Afrikas getragen und schmiedete seinen „großartigen Plan." Aus den zahlreichen Arbeitern, die sich ihm zur Verfügung stellten, wollte er zwei Kolonnen bilden. Die eine sollte von S. Paolo de Loanda aus, also von Westen, die andre unter Dr. Summers Führung von Osten, von der Sambesimündung her, in das Innere Afrikas eindringen und beide in Nyangwe am Kongo zusammentreffen, um die Ketten der von ihnen angelegten Stationen zu schließen. Tausende von enthusiastischen Christen jubelten diesem Plane zu, umsomehr als Taylor lediglich im Glauben und Vertrauen auf die „Fürsorge des Herrn ohne alle Menschenhilfe" dieses großartige Werk ausführen wollte. Wenn wir nicht irren, hatte er selbst das mit seiner Ernennung zum Bischof verbundene reichliche Jahreseinkommen abgelehnt. „Ich beanspruche nur das Recht," sagte er, „zu den Menschen zu gehen, ihre Gastfreundschaft zu genießen, sie zu bekehren und sie dann nach der gleichen Art für ihre eignen Bedürfnisse und für die Fortführung der Mission sorgen zu lassen." Ein paar vereinzelte, nüchterne Stimmen gegen diesen — wenigstens unter afrikanischen Verhältnissen — ganz phantastischen Plan verhallten spurlos unter dem allgemeinen Jubel, der auch in England lauten Wiederhall fand und selbst bis nach Berlin herübertönte.[1])

Die Ausführung des Plans begann freilich sofort mit einer groben Inkonsequenz. Behufs Deckung der Reisekosten und Beschaffung der Mittel zur Gründung von Stationen wurde eine Gesellschaft gebildet (The Transit and Building Fund Society of Bishof Taylors Self Supporting Missions). Ebenso inkonsequent war die reichliche Ausstattung der 53 Personen (einschließlich 13 Kinder) umfassenden Expedition, die auch 30000 Meter Baumwollenzeug, das in dem betreffenden Gebiete als Geld gilt, mit sich führte — also doch nicht „ohne Beutel und Tasche" auszog.

Völlig phantastisch dagegen war die Mitnahme von 50000 Bibeln, in englischer Sprache.[2]) In drei Jahren hoffte Taylor zahllose Dolmetscher herangebildet zu haben, und vermöge des Englischen das Christentum ebenso weit zu verbreiten wie der Islam sich durch das Arabische verbreitet hat.

---

[1]) In einer Versammlung im Stadtmissionshause suchte P. von Schlümbach die Christen Berlins für Taylors Unternehmen zu interessieren.

[2]) Es ist nicht ersichtlich, ob schon diese Bibeln in der neuen phonetischen Orthographie gedruckt waren, die Taylor für seine Arbeit angenommen hat. Fast scheint es, daß dies nicht der Fall war, da nach einer späteren Nachschrift erst 1000 solche neue Bibeln, in Traglasten zu 50 Pfund verpackt nachgeschickt werden sollten.

Die Mission vermittelst der Landessprache schien ihm viel zu langsam. Nur linguistisch besonders befähigte Missionare sollten die letztere lernen.

Ebensolche Schwärmerei war es, daß manche Mitglieder der Expedition in Krankheitsfällen keine Arznei nehmen wollten und sogar ihren Kindern solche vorenthielten. Taylor selbst stimmte diesem Verfahren nicht zu; wohl aber sein Sohn, der schon triumphiert, als eines seiner Kinder auch ohne Arznei die Krankheit überstanden hatte. Sonderbarerweise aber war dieser es, der schon 6 Wochen nach der Ankunft in Afrika mit Frau und Kindern nach Amerika zurückkehrte, weil er „in Afrika seinen Gatten- und Vaterpflichten nicht nachkommen könne."

Am 18. März 1885 traf die Missionskolonne in Loanda ein. Der Plan gleichzeitig von Osten her vorzugehen war aufgehoben. Dr. Summers war schon einige Wochen vor den übrigen in St. Paolo, und machte, nachdem er für Quartiere gesorgt, eine Untersuchungsreise landeinwärts (NB. immer noch im Gebiete des portugiesischen Einflusses). In einem Monat legte er cirka 170 deutsche Meilen zurück (u. g. tägl. 6—7, einmal sogar $8^1/_2$ Meile), lebte mit einem täglichen Aufwande von 80 Pf. und gründete 7 Stationen.[1]) In diesem Tempo ist es dann doch nicht weiter gegangen. Jetzt nach 3 Jahren hat Taylor soviel ich es übersehen kann nicht mehr als 8 Stationen, auf denen im wesentlichen in derselben Weise, wie es bei andern Missionsunternehmungen immer geschehen ist, die Anfangsarbeiten getrieben werden.[2]) Die Selbsterhaltung hat sich mehr und mehr als eine Illusion herausgestellt. Taylor selbst scheint noch

---

[1]) Gegen diese Angaben richteten sich die „äußerst scharfen Ausdrücke," wie Berichte in öffentlichen Blättern sagten, mit denen ich auf der letzten Miss.-Konferenz in Berlin das Taylorsche Unternehmen verurteilte. Auf das ganze Unternehmen habe ich jene Ausdrücke (Schwindelei u. s. w.) nicht angewendet. Dagegen den obigen Angaben gegenüber halte ich sie fest. Jeder, der die Mission einigermaßen kennt, weiß, daß die Gründung einer Station in Westafrika unter den günstigsten Verhältnissen sicherlich ein halbes Jahr sowie viel Erfahrung und geeignete, tüchtige Hilfskräfte erfordert. Es ist geradezu Unsinn, wenn ein neu ins Land gekommener Mann behauptet, er habe in einem Monat sieben Stationen gegründet, zumal wenn er dabei noch täglich 6—7 deutsche Meilen im Tropenlande zu Fuße ging. D. Verf.

[2]) Die Stationen sind: Majumba an der Küste, cirka 30° 20′ südl. Breite, S. Paolo de Loanda, Malansche, 30 d. M. liegen an der bekannten Karawanenstraße. Dondo, Nhangue pepo und Pungo Andongo. Die jüngste Station liegt an der nordöstlichen Ecke des Stanley-See, zu Kimpoko. Alle diese Orte liegen innerhalb des dem europäischen Verkehre erschlossenen Gebietes. Nach dem ursprünglichen Programm sollte die Mission direkt ins Innere dringen. Dahin würden wir erst die Station, welche im Lande der Baschilange angelegt werden sollte, rechnen können. Doch es verlautete noch nichts darüber, ob sie zustande gekommen ist. D. Verf.

immer und je länger desto krampfhafter sie erzwingen zu wollen durch industrielle Anlagen. Er arbeitete (im April 1886) täglich 5—7 Stunden mit der Axt und der Schaufel und steckte 3000 Kaffeebohnen. Dann ließ er eine komplette Maschine zur Zuckerbereitung und alles nötige Gerät zur Gerberei kommen. Im vorigen Sommer aber arbeitete der 68jährige Mann 3 Wochen lang jeden Werkeltag 8 Stunden an der Aushebung eines 1½ Kilometer langen Bewässerungskanals bei Kimpoko am Stanley-See. Von dort aus sollen weitere Stationen am oberen Kongo angelegt werden. (Die Kette von Loanda aus ist also wie es scheint aufgegeben.) Ein Dampfer soll zur Anlegung der Stationen dienen. Derselbe wird mit einem Apparat versehen zum Schutz gegen Angriffe der Eingeborenen, denen Wassermassen mit solcher Kraft entgegengeschleudert werden sollen, daß weder „Hund noch Mensch" ihnen widerstehen könne. Auch elektrische Beleuchtung wird auf dem Dampfer angebracht werden!!

Das alles klingt nun gar nicht mehr nach „paulinischer Mission" und noch weniger nach der Instruktion für die 70. Wo bleibt das Grundprincip des ganzen Unternehmens, jenes „vollkommene Gottvertrauen," wenn man sich auf Dampfspritzen verläßt! Livingstone kam unangefochten durch Afrika ohne solche romantische Kunstmittel. — Von der ersten Expedition waren schon nach Jahr und Tag nur etwa dreißig Personen übrig. Eine zweite folgte. Es ist charakteristisch, daß sie erster Klasse reiste und mit viel größerem Komfort ausgestattet war als die erste Kolonne. Zwei weitere sind gefolgt. Von den zahllosen Dolmetschern, die Taylor nach drei Jahren zu haben hoffte, ist bis jetzt nichts zu hören, und ebenso unklar ist, was aus den 50000 Bibeln geworden.

Ein vernünftiger Mensch erwartet ja überhaupt nach drei Jahren selbst unter den günstigsten Umständen in Afrika noch keine namhaften Erfolge. In diesem Falle aber ist das der Erfolg, daß die großsprecherischen Pläne, nach denen die Sache unternommen wurde, gründlich zu schanden geworden sind.

In den für Taylors Sache interessierten Kreisen hatte man dies immer noch nicht glauben wollen. Jetzt aber scheint noch mehr von Schäden dieser Mission an den Tag zu kommen, als nüchterne Kritiker angenommen haben. Von der letzten Expedition sind mehrere Mitglieder kürzlich nach Amerika zurückgekehrt, von denen besonders Mr. J. C. Waller in öffentlichen Blättern das Taylorsche Unternehmen auf das heftigste angreift. Wir würden auf solch eine Stimme gar nichts geben. Es ist eine schon öfters vorgekommene Erscheinung, daß ein nicht vom echten

Glaubensmute beseelter junger Missionar bald nach dem Eintreffen auf dem Missionsfelde durch die seinen Vorstellungen nicht entsprechende Wirksamkeit derart enttäuscht wird, daß er umkehrt und dann allerlei Anklagen gegen die Missionsleitung vorbringt. Herr Waller würde uns daher nicht im mindesten imponieren, und wir würden seinen Anklagen wenig Wert beilegen. Daß jedoch der Advocate, das Blatt, das sonst mit größter Wärme für Taylor und seine Sache eingetreten ist, jetzt fordert die Kirche solle ihrer Verantwortlichkeit gemäß untersuchen, ob die Taylorsche Methode die richtige sei, zeigt uns, daß die letztere auch ihren bisherigen Vertretern in Amerika zweifelhaft geworden ist.

Mr. Waller ging im April 1887 mit seiner Frau und seinem halbjährigen Kinde mit der vierten Missionskolonne nach dem Kongo ab, um auf dem neuen Dampfer als Koch zu fungieren. Auch war er der Generalkommissar der Expedition. Er soll ein Mann vom größten Missionseifer sein. Schon unterwegs brachen allerlei Streitigkeiten aus. Schlimmer wurde es, als 22 Personen in einem kleinen Dampfer ohne die erforderlichen Einrichtungen (besonders für Frauen) den Kongo hinaufgeschafft wurden bis Matadie. Von da ab begann vollends ein Leben der schwersten Entbehrungen. Es war in keiner Weise weder für Nahrung noch für Obdach gesorgt. Dazu kam Krankheit und Wallers waren nach ärztlichem Rate genötigt zurückzukehren — das einzige Mittel um ihr Leben zu retten.

Aber Entbehrungen und Krankheit waren nicht der einzige Grund der Entmutigung. „Untüchtige und unwürdige Leitung“ scheint viel Not und Verwirrung hervorgerufen zu haben. Dem Bischof selbst will Waller keinen Vorwurf machen, wohl aber seinem nächsten Gehilfen, dem er einen schlechten Charakter zuschreibt, sowie ein „so skandalöses Benehmen“ daß es darüber beinahe zu Prügelei und Blutvergießen gekommen wäre. Schlechte Verwaltung, unausführbare Projekte und das Mißlingen kostspieliger Unternehmungen, von denen ein paar ausführlich besprochen werden, bezeichnen die Geschichte dieser Mission. W. behauptet, daß die andern Missionare (wohl nur die der letzten Kolonne) gleichfalls entmutigt seien. Sie verlangten zurück nach der fernen Heimat, da sie wenig Hoffnung auf Erfolg sähen. Wenig, wenn überhaupt etwas, würde geleistet in wirklicher Missionsarbeit. „Die self supporting missionaries stünden bei den Eingeborenen und der Regierung in Verachtung. Von den mit Taylor hinausgegangenen Missionaren seien 30 zurückgekehrt oder ausgeschieden und 10 seien gestorben. Aus alle dem zieht W. den Schluß, daß diese Form der Mission ein Mißgriff sei, was schließlich durch das Mißlingen erhärtet werden würde.

Das Blatt, dem wir diesen kurzen Abriß der Anklagen (die in der speciellen Ausführung noch viel dunkler sein sollen) entnehmen, antwortet darauf in dem gleichen Sinne wie wir oben uns über die Angriffe enttäuschter junger Missionare aussprachen. Entbehrungen, Mißstände, verfehlte Ausgaben u. dergl. kämen öfters bei neuen Missionsunternehmungen

vor, die sich in der Folge als sehr erfolgreich erwiesen. Auch die Form der sog. self supporting missions sei durch jene Vorkommnisse noch nicht verurteilt. Hierauf fährt der Artikel folgendermaßen fort:

„Wenn jedoch die nun bekannt gewordenen Thotsachen zu einer gründlichen Untersuchung der Kongo-Mission, ihres Plans, ihrer Methode, ihrer Möglichkeiten, Bedürfnisse und Aussichten führen und die Mission in eine mehr verantwortliche Stellung zur Kirche bringen, so wird kein Grund sein, die gemachten Enthüllungen zu beklagen." Mission sei so wohl erwogen, einsichtsvoll, systematisch und sorgfältig, wie nur möglich, zu treiben. Die Kirche habe zu entscheiden, ob der „Self-Support" die Aufgabe zu erfüllen imstande sei. Abenteurerei (the spirit of adventure) dürfe nicht die Aktion beherrschen, wo so wichtige Interessen auf dem Spiele stünden. Es wird die Verantwortlichkeit der Kirche nachdrücklich betont. „Viele pflegten zu sagen (und wir selbst — NB. die Redaktion des Advocate — haben es gesagt: „Laßt Bischof Taylor sein Experiment ausführen;" aber wir gestehen zu, daß die Zeit gekommen ist, wo die Kirche genau wissen sollte, auf welchem Grunde sich das Experiment rechtfertigen läßt. Es genügt nicht zu sagen, daß Bischof Taylor ein Held ist und daher Gelegenheit zu Heldenthaten haben müsse." Zu Heldenthaten im Reiche Gottes sei allein die Kirche berufen. Ihre Pflicht sei es auch in diesem Falle zu prüfen. Auch lasse sich die Sache nicht abmachen mit der Behauptung: Self-Support sei die paulinische Methode; „denn wir würden Pauli Urteilsfähigkeit in Mißkredit bringen," wenn wir annehmen, daß er als heutiger Missionsbischof der Meth.-Ep. Kirche in Afrika derselben Methode folgen würde, wie vor 18 Jahrhunderten als Heidenmissionar.

Besonders wird die Verantwortlichkeit der Kirche betont in Bezug auf das Hinausgehen von schwächlichen Frauen und das Mitnehmen der Kinder. Sie dürfen nicht der Vermessenheit und Tollkühnheit Vorschub leisten und ihre Opfer mit der Idee, sie seien wahrhaft Helden, verlocken. — Daß Taylor zum „Bischof für Afrika" ernannt wurde, sei eine Folge der Begeisterung für ihn gewesen, die ihn als einen Apostel charakterisierte und ihm apostolische Weisheit und Autorität zuschrieb. Ob aber die Generalkonferenz damit ihrer Verantwortlichkeit nachgekommen sei? das sei eine andre Frage, welche die nächste Generalversammlung auf Grund vierjähriger Erfahrung nach sorgfältigster Untersuchung zu entscheiden haben werde.

Soweit der Artikel, den unser Raum nur in kurzem Auszuge mitzuteilen gestattet. Wir wollen keineswegs für alle in demselben gegebenen Ausführungen eintreten, können auch nicht die Argumentation im einzelnen beleuchten. Es kommt uns hier auf die Thatsache an, die in diesem Artikel ihren Ausdruck findet, daß die heimatliche Missionsgemeinde in Amerika eine veränderte Stellung zu dem Taylorschen Self-Support einzunehmen beginnt. An Stelle eines z. T. fast an Fanatismus streifenden Enthusiasmus beginnt endlich die nüchterne, sachgemäße Erwägung zu treten und das können wir im Interesse der Missionssache nur mit Freuden begrüßen.

Sonderbarerweise freilich berühren sich auch in diesem Falle die Extreme. Freimission ist das Princip des Taylorschen Unternehmens und zwar im Gegensatz zu dem bisherigen Missionsbetriebe durch organisierte Gesellschaften: und die Missionare sollen sich auf keinerlei menschliche Einrichtungen stützen, sondern allein auf die göttliche Vorsehung und darum auch keiner menschlichen Instanz sondern nur dem Herrn verantwortlich sein. Noch vollständiger kommt dies Princip zum Ausdruck in der Thätigkeit jener völlig isolierten Freimissionare, von denen wir mehrfach in diesen Blättern gesprochen haben. Das sind die richtigen Franctireurs in der Mission, die keinem Kommando unterstellt sind. Taylor hat gleichsam eine Gruppe von Freischärlern um sich gesammelt, über die er die Autorität eines Generals ausübt. In beiden Fällen aber bleibt der Gegensatz gegen die regulären Missionstruppen, die der Leitung eines Komitees oder eines Board unterstellt sind. Vielen Christen gingen die Arbeiten der letzteren zu langsam — darum haben sie der Freimission das Wort geredet und sie mit ihren Gaben unterstützt. Da die Sache aber doch nicht recht zu gehen scheint, springt die Strömung plötzlich gerade nach der entgegengesetzten Richtung um. Jetzt soll nicht etwa eine Behörde geschaffen werden, welche event. die Leitung ergreifen würde, oder mit andern Worten Taylors Mission soll nicht in die Reihe der übrigen heimatlicher Leitung unterstellten Missionen eintreten, sondern die Kirche als solche soll ihrer Verantwortlichkeit nachkommen, also event. auch die Leitung übernehmen.

Wir gehen hier auf die mehrfach angeregte Frage, ob die empirische Kirche das rechte Subjekt der Mission sei umsoweniger ein, als diese Frage soeben von D. Warneck in erschöpfendster Weise behandelt ist.[1]) Wir möchten hier nur darauf aufmerksam machen, wie die Bestrebungen zur Verkirchlichung der Mission im Zusammenhange stehen mit der Übertreibung der Freimission. Wenn die Wage einmal ins Schwanken kommt, so sinkt sie zunächst tief nach der entgegengesetzten Seite, bis allmählich die rechte Mitte erreicht wird. So kann es uns nicht wundern, wenn man von der Freimission abkommend sich nach Verkirchlichung der Mission drängt.

Was aber wird Mr. Taylor dazu sagen? Wenn er mit seinem Freimissionsprincip nicht leere Redensarten getrieben hat, so wird er sagen: Ich verlange nichts von der Kirche und die Kirche hat von mir keine Rechenschaft zu verlangen. Er wird sich sein Recht zu den Heiden zu gehen, ihre Gastfreundschaft zu genießen u. s. w. nicht verkümmern lassen.

---

[1]) S. d. Zeitschrift S. 97 ff.

Freilich dann würde die Sache eine andre Wendung nehmen. Die bloße Vorstellung einer solchen Eventualität illustriert uns aufs treffendste wie wenig Taylors Sache wirklich Freimission (self supporting) ist. Sollten infolge eines Urteils der höchsten Kirchenbehörde die bedeutenden Leistungen[1]) der Kirche aufhören, oder auf einen geringen Prozentsatz herabsinken, so würde das ganze Unternehmen schnell verkümmern. Mit dem Self-Support, dem Kern der Sache, ist es ja nichts, wie dies nicht mehr bestritten werden kann. Jeder nüchterne Beobachter sieht in der Taylorschen Sache eine Mission, die ebensogut von der heimatlichen Missionsgemeinde unterhalten wird, wie alle von Missionsgesellschaften ausgehenden Missionen — mit dem einzigen Unterschiede, daß Taylor keine leitende Instanz über sich hat.

Das ist der Schaden der extremen Freimission, der gerade in diesem Beispiele recht deutlich zu Tage tritt. Wie mancher Mißgriff, wie viel Vergeudung von Mitteln hätte vermieden werden können, ja selbst Menschenleben wären wahrscheinlich gespart worden, wenn die Leitung in den festen Händen nüchterner, und erfahrener Männer gelegen hätte.

Wir brauchen gar nicht erst das Ergebnis einer der durch Mr. Wallers Enthüllungen veranlaßten Untersuchungen abzuwarten. Nach den Thatsachen, die schon unbestritten feststehen, kann einem besonnenen Missionskenner das Ungesunde dieser Sache nicht mehr zweifelhaft sein.

Schreiber dieses hatte schon 1885 auf Veranlassung der angeblich in einem Monate gegründeten sieben Stationen die deutschen Missionsfreunde gewarnt, dies Unternehmen nicht mit der Sache der evangelischen Mission zu identificieren.[2]) Trotzdem ich darüber seinerzeit von dem Advocate scharf angegriffen worden bin kann ich nicht umhin, diese Warnung recht dringend zu wiederholen. So manches schiefe Urteil über die Mission bildet sich dadurch, daß Leute, die mit der Mission ungenügend bekannt sind, hier oder da gewisse Mißgriffe, Auswüchse u. dergl. an einzelnen Missionswerken sehen und diese bei ihrer Unkenntnis generalisierend auf die ganze Mission übertragen. „Manches, was auf dem Gebiete der Heidenmission von excentrischen Privatunternehmern geschieht, wird einfach

[1]) Allein durch die oben erwähnte Transit and Building Society gingen (soviel ich mich entsinne) jährlich gegen 200000 M. ein. Jedenfalls aber wurden auch außerdem den beteiligten Personen noch beträchtliche Summen zugewandt.

[2]) A. M. Z. 1885, S. 532. Ich gestehe gern zu, daß der mir damals aus der Feder geflossene Ausdruck „mit der heiligen Sache der Mission" nicht zutreffend war. Ich will Taylors Frömmigkeit und Heiligung nicht anzweifeln. Das ungesunde, überspannte Wesen aber, das sein Unternehmen beherrscht, kann für die evangelische Mission überhaupt nur schädigend wirken. D. Verf.

den Missionsgesellschaften zur Last gelegt.“ (Bas. Mag. 1885, S. 248). Es ist unsre Pflicht, daß wir öffentlich die Grenze feststellen, jenseits deren wir unsre Arbeiten nicht mit irgend welchen anderweitigen Unternehmungen identificieren lassen. Taylors sog. self supporting mission liegt jedenfalls außerhalb dieser Grenzen. Mögen das auch alle Gegner der Mission wissen, damit sie nicht von dorther den Maßstab zur Beurteilung oder den Anlaß zur Bekämpfung unsres Werkes nehmen.

Nachwort des Herausgebers. Im wesentlichen völlig mit den Ausführungen D. Grundemanns einverstanden und nochmals ausdrücklich bittend, hier ja Sache und Person auseinander zu halten und in der etwas scharf geratenen Kritik der Sache nicht etwa ein Urteil über die ohne Zweifel höchst ehrenwerte und geweihte Persönlichkeit Taylors zu erblicken, füge ich nur noch eins hinzu. Es ist auch das kein Zeichen einer gesunden und praktischen Missionsmethode, daß man die Missionsarbeiter über zu weite, noch dazu unbekannte und unzugängliche Gebiete vereinzelt. Jeder verständige Strateg wird eine solche Kriegführung aufs schärfste tadeln. Die Sprünge, welche seit etwa einem Jahrzehnt die afrikanische Mission im Osten und Westen gemacht hat, sind nicht zum Vorteil der Mission ausgeschlagen. Es ist viel weiser, eine größere Arbeiterschar auf ein kleines, auf einer richtigen Etappenstraße liegendes, kommunikationsfähiges Gebiet zu konzentrieren, als die Truppen hunderte von Meilen von einander zu verzetteln. Wir werden demnächst auf diesen für die gegenwärtige Mission höchst wichtigen Punkt zurückkommen.

Vermutlich werden unsre römischen Gegner die vorstehende Kritik mißbrauchen. So sei ihnen vorab bemerkt, daß wir evangelische Christen Leute sind, die sich selbst richten und wenn wir dann dennoch in ihr Gericht fallen, so sprechen wir mit dem heiligen Paulus: „Es ist uns ein geringes, daß wir von euch gerichtet werden.“

Schwierigkeiten der Baseler Mission in Kamerun.

Von P. Wurm.

Man hat den deutschen Missionsgesellschaften, welche in dem mörderischen Klima von Westafrika arbeiten, der Baseler und der Bremer, schon manchmal zum Vorwurf gemacht, sie schonen das Leben der europäischen Missionare zu wenig, sie könnten weit mehr Eingeborene anstellen und die neugewonnenen Christengemeinden selbständig machen. Basel hat im Jahr 1843 bei der Neubegründung seiner Mission auf der Goldküste den Versuch gemacht mit Negerchristen aus den Brüdergemeinden in Westindien, welche als Kolonisten nach Afrika versetzt wurden, aber es zeigte sich bald, daß man die europäischen Missionare nicht entbehren konnte. Wenn auch einzelne ganz wackere Christen unter diesen Westindiern waren, so hatten sie nicht das Zeug zu einer selbständigen Arbeit unter den Negern und nicht die nötige Autorität zur

richtigen Leitung einer Gemeinde. Wollte man nur darauf achten, daß möglichst viele Heiden getauft werden, wie die römisch-katholische Mission es thut, so wäre das Werk vielleicht auch mit wenigen europäischen Missionaren vorwärts gegangen, aber so wenig unsre deutsch-evangelische Mission die Völkerbekehrung über der Einzelbekehrung aus dem Auge lassen möchte, so muß sie doch darauf dringen, daß nicht das Heidentum unter christlichem Namen fortbestehe. Es muß eine Erneuerung im ganzen Volksleben geschehen, und wenn wir auch niemals erwarten können, daß alle Glieder einer Christengemeinde wirklich lebendige Christen seien, so muß es doch solche geben, und müssen namentlich die Leiter der Gemeinden wissen, um was es sich handelt. In diesen Grundsätzen werden die deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften nur bestärkt werden durch die leidigen Erfahrungen, welche die Baseler nach dem Bericht im „Heidenboten" vom März d. J. in Kamerun gemacht hat.

In Kamerun waren bekanntlich schon vor der Besitzergreifung durch das deutsche Reich kleine Christengemeinden gesammelt von den englischen Baptisten. Dieselben hatten aber in den letzten Jahren gar keine europäischen Missionare mehr dort stationiert, sondern nur eingeborne Prediger und einen Westindier Namens Fuller, und waren bereit, dieses Arbeitsfeld an eine deutsche Gesellschaft abzutreten, um ihre Kräfte am Kongo zu konzentrieren. Als die Baseler Missionsgesellschaft auf der Bremer Konferenz 1884 einstimmig aufgefordert wurde dort einzutreten, war sie nicht so schnell bereit dazu, als manche Freunde in patriotischer Begeisterung es erwarteten. Man wußte, wie viele Opfer Afrika schon gefordert hatte, Opfer an Menschenleben und an Geld, denn wie mancher Missionar ist weggestorben kurz nach seiner Aussendung, ehe er etwas an den Heiden hatte arbeiten können. Auch Kamerun sollte darin keine Ausnahme machen. Die erste Nachricht von der Ankunft der deutschen Brüder hat schon eine Todesbotschaft gebracht. Doch es hat bis jetzt niemals an Leuten gefehlt, welche in die Lücke treten wollen und ihr junges Leben zu opfern bereit sind. Noch ein anderes Bedenken wurde vom Baseler Komitee wohl erwogen. Man fürchtete, die nach baptistischen Grundsätzen gesammelten Gemeinden werden nicht so leicht in eine deutsch-evangelische Kirchenform sich finden, es könnte Lehrstreitigkeiten geben u. dgl. Das ist bis jetzt nicht eingetreten. Im Gegenteil: der eingeborne Prediger Dibundu ließ sogleich seine Zwillinge taufen, ohne daß die Missionare ihn dazu aufforderten.

Die Schwierigkeiten kamen von einer Seite, woher man sie nicht erwartet hatte. Da die Baptisten den Mangel an Kirchenzucht in unsern heimatlichen Kirchen als ein Hauptgebrechen häufig hervorheben, gab man sich der Hoffnung hin, in diesem Stück werde es bei den Kamerun-Gemeinden nicht fehlen. Man hatte von der aufopferungsvollen Arbeit Sakers gehört, der die Schwarzen auch in Handwerken und im Ackerbau unterrichtet hatte, was ja die Baseler Mission auf der Goldküste ebenfalls mit großen Opfern thut und für nötig hält, um die Neger zur Arbeit zu erziehen und dadurch ein christliches Volksleben zu begründen. Aber in den letzten Jahren waren nur noch schwarze Missionare in Kamerun, und in dieser Zeit scheint schnell zu Grunde gegangen zu sein, was Saker gebaut hatte, so daß die Baseler einen sehr

betrübenden Mangel an Zucht und Ordnung in den Gemeinden vorgefunden haben.

„Von irgend einem Handwerk, sagt der Heidenbote, haben heutzutage nur ganz vereinzelte Leute noch eine blasse Ahnung, und diese sagen auf Befragen, Hr. Saker habe sie es gelehrt. Sodann schreibt Saker ausführlich davon, wie er die Christen mit Erfolg zum Ackerbau erzogen habe; heutzutage leben die Christen ganz wie die Heiden vom Handel, d. h. der Hauptsache nach vom Branntweinhandel."

Die Missionare haben in den Verordnungen der Baptisten von 1884 gefunden, daß damals dieser Handel den Christen verboten wurde, aber schon 1885 wurde er wieder gestattet. Der schwarze Missionar Fuller, der Westindier, wohnt jetzt noch in Kamerun als Bevollmächtigter der baptistischen Missionsgesellschaft; denn der große Grundbesitz bei der Station Victoria, welchen die Baseler Mission mit in den Kauf nehmen mußte, konnte bis jetzt noch nicht abgetreten werden, weil der Besitz der Baptisten zum Teil von Privatleuten bestritten wird. Als ihm die Baseler das Verbot des Branntweinhandels nachwiesen, meinte er, dasselbe rühre nur von Missionar Thomson, einem leidenschaftlichen Theetrinker, her. Das Verbieten erziehe nur Heuchler, und man könne in Kamerun nicht anders seine Ware von den Eingebornen bekommen und an die Weißen verkaufen, als wenn man auch Branntwein dafür gebe und nehme. Allein die Missionare konnten ihm durch Besprechungen mit den Kaufleuten in Kamerun und durch die Erfahrungen der Baseler Mission auf der Goldküste beweisen, daß das nicht richtig sei. Dort macht die Handelsgesellschaft der Baseler Mission gute Geschäfte ohne mit Branntwein und Schießbedarf zu handeln. Auch die Einwendung Fullers, daß einzelne Christen als Stadthäuptlinge Gesandtschaften ausrichten müssen, wobei sie Branntwein geben und nehmen müssen, ließen die Missionare nicht gelten; sie wiesen darauf hin, daß in der Gemeindeordnung der Baseler Mission der Branntweinverkauf den Christen verboten ist, und daß sie nach derselben auch keine Ämter annehmen dürfen, mit welchen heidnische oder sündliche Pflichten verbunden sind. Diese strengen Regeln der Baseler Mission haben allerdings zur Folge, daß auf der Goldküste die öffentlichen Ämter noch in den Händen der Heiden sind, obgleich die 7000 Christen schon einen schönen Prozentsatz der Bevölkerung bilden; aber das Christentum macht trotzdem bedeutende Fortschritte, und wenn es einmal den Sieg gewinnt, wird es mit seinen Forderungen eher durchdringen können, als wenn die Christen schon vorher allerlei Konzessionen gemacht haben. Aber zu dieser Praxis ist eine stramme, konsequente Missionsleitung vom heimatlichen Komitee und die Anwesenheit europäischer Missionare erforderlich, und daran hat es in Kamerun gefehlt.

Es scheint, daß die independentischen Grundsätze von den Baptisten auf ihre Missionsgemeinden in Kamerun gar zu frühe angewendet worden sind. Die Baseler klagen, daß es an Organen fehle, welche Ordnung und Zucht halten. Es gebe wohl Älteste, aber niemand wisse, wer wirklich dazu bestellt sei; jede Liste bringe wieder neue Namen, und alle Entscheidungen werden in der Gemeindeversammlung, auch ohne den Missionar, mit Stimmenmehrheit getroffen. Selbst Ehebruchssachen werden von der ganzen Gemeinde

in Gegenwart von 14jährigen Knaben und Mädchen verhandelt. „Von den ungefähr 330 Gliedern der Bethelgemeinde waren und sind mehr als die Hälfte ausgeschlossen; eine Reihe wird regelmäßig alle paar Jahre ausgeschlossen. Fast jede monatliche Gemeindeversammlung brachte und bringt Ausschließungen, und viele werden nach wenigen Monaten wieder aufgenommen. Von einem Meiden auch der nahezu hoffnungslos Ausgeschlossenen ist keine Rede, sondern Sonntag für Sonntag mußten wir eine Anzahl derselben in den ersten Bänken der Kirche sehen. Wir legten daher den Ältesten unsre Ordnungen bezüglich der Ausschließungen und der Kirchenzucht im allgemeinen vor und befürworteten u. a. das Besondersitzen der Ausgeschlossenen als den äußeren Ausdruck der Kirchenzucht und als Prüfstein für die Ausgeschlossenen. Ziemlich bereitwillig gingen alle darauf ein. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als sie in der nächsten Sitzung ihre Zustimmung verleugneten!“ Auch in bezug auf die Aufnahme der Täuflinge klagen die Missionare über große Laxheit der eingebornen Prediger, während man nach den sonstigen Grundsätzen der Baptisten kaum annehmen kann, daß sie darin übereinstimmen mit der Missionsleitung in England.

Daß in den Schulen unter diesem parlamentarischen Regiment der Negergemeinde wenig geleistet wird, läßt sich denken. Regelmäßigen Schulbesuch verlangt niemand. Es besteht eine „höhere Knabenschule“ mit ungefähr 25 Schülern, die aber nach dem Urteil der Baseler besser der Elementarschule zugeteilt wären. In dieser „herrscht große Unordnung und nicht geringer Lärm trotz der häufigen Benutzung des Stocks; denn auch die älteren Kinder, von denen viele weder Tafel noch Schreibzeug haben, sind nie ordentlich beschäftigt. Da die Lehrer selbst (die auch zum Teil in ihrem Wandel gar nicht lobenswert erscheinen) nie ordentlich lesen und schreiben gelernt haben, so ist auch von den Schülern kaum einer im stand, einen ordentlichen Buchstaben zu schreiben oder ordentlich zu lesen, obwohl viele schon jahrelang die Schule besuchen. Gerechnet wurde nur in Englisch, die Kinder konnten aber die kleinsten Zahlen (wie 135 u. ä.) nicht schreiben. Subtrahieren, multiplizieren, dividieren wurde nicht gelehrt, nur zusammenzählen. In ihrer Muttersprache bis auf 20 zählen konnten keine zwei. Biblische Geschichte wurde nicht gegeben. Bibelsprüche wurden nicht gelernt. Hie und da ließ einmal ein Lehrer etwas auswendig lernen, aber weil er keine Anleitung dazu erhielt, verfiel er dabei auf Stellen wie z. B. 1 Mos. 20. Die älteren Mädchen lernten allerdings Psalmen, aber englisch, so daß sie fast nichts davon verstanden. Das Gebet des Herrn in Dualla war gänzlich unbekannt. Der Gesang ist so schlecht, daß wir ihn wohl ein Geschrei oder Geheul nennen dürfen. Am meisten Mühe wurde auf das Englische verwandt. Eine Unmasse englischer Bücher wurden der Reihe nach gelesen aber dennoch kann man mit den Schülern fast ebenso gut deutsch als englisch reden, weil sie keines von beiden verstehen. Das Englische wurde ihnen eben nie in ihre Muttersprache übersetzt.“

Sakers Bibelübersetzung in die Duallasprache scheint zu schnell fertig geworden zu sein, ehe der Mann die Sprache völlig bewältigt hatte. Ein eingeborner Prediger erklärte den Missionaren, er müsse sich jedesmal auf das Vorlesen des Textes vorbereiten, weil die Leute es nicht verstehen, wie es ge-

druckt sei. Es soll damit gewiß das Sprachtalent und der Fleiß dieses Missionars nicht herabgesetzt werden, aber er hat sich offenbar eine Aufgabe gestellt, welche ein einziger europäischer Missionar nicht genügend lösen kann in einer Sprache, die noch gar keine Litteratur hatte.

Der ungenügende Zustand der Dualla-Übersetzung und das Streben der Neger an der Küste um des Handels willen das Englische möglichst rasch zu lernen, mag zusammengewirkt haben, wenn nach den Berichten der Missionare in den Sonntagsschulen nur die englische Bibel benutzt wird, und die schwarzen Missionare in den letzten Jahren nur englisch gepredigt haben. Kirchenlieder scheinen noch nicht in die Landessprache übersetzt zu sein, denn es wird bei den Gottesdiensten aus englischen Liederbüchern gesungen, obgleich zwei Drittel der Gemeinde fast nichts davon versteht. Der Mangel an Verständnis des Englischen trotz der vielen Zeit, die darauf verwendet wurde, rührt wiederum davon her, daß das Gelesene nicht in die Landessprache übersetzt, sondern wie in der Rechenstunde nur mechanisch gelernt wurde.

Wir werden wohl annehmen dürfen, daß europäische Missionare sowohl die Schäden in der Gemeinde als die verfehlte Methode im Unterricht besser erkannt hätten. Wir begreifen, wie eine Missionsgesellschaft darauf ausgehen kann, in dem mörderischen Klima von Westafrika ihre Gemeinden möglichst bald nur von Schwarzen bedienen zu lassen. Aber der Beweis scheint zum Leidwesen für die in die Arbeit eingetretene Mission geliefert zu sein, daß man durch allzurasche Selbständigmachung der Gemeinden und Zurückziehung aller europäischen Arbeiter einer Mission schweren Schaden zufügen kann, und es ist noch nicht abzusehen, wie die Dinge in Kamerun sich ferner gestalten. Das deutsch-evangelische Volk begleitet diese Mission mit seiner besonderen Teilnahme, und diese schmerzlichen Erfahrungen werden hoffentlich die deutschen Missionsfreunde in der Überzeugung bestärken, daß man das Werk in Kamerun desto kräftiger unterstützen muß. Der Herr thue die Herzen und Hände dafür auf und schenke den Boten des Evangeliums die rechte Weisheit von oben, daß die Ehre Seines Namens gerettet und Sein Reich gebaut werde!

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

I.

Heimat.

Von Deutschland aus werfen wir einen kurzen Blick zunächst auf Holland. Auf Einladung des Centralkomitees für das Missionsseminar zu Depok fand am 22. Juni v. Js. zu Amsterdam die erste Allgem. holländische Miss.-Konferenz statt, die von Vertretern verschiedener holländischer Miss.-Gesellschaften, angesehenen Laien, Professoren, Studenten, Missionaren, einigen Gästen aus Barmen und selbst von Damen besucht war. Dem Hauptreferat, welches der erfahrne Direktor der alten niederländischen M.-G. (Nederl. Zend. Genootschap), Neurdenburg, über das Thema: „Arbeitsverteilung und

Zusammenwirken auf dem Missionsgebiet" hielt, folgten noch 3 weitere Vorträge, von Buchhändler Breijer über „Opium und Mission", von Ministerialrat Verbeek über „die Arbeit der Brüdergemeinde in Suriname" und Prof. Baleton über „die Wiederaufnahme der Mission auf der Insel Damme und Nord-Ceram". Man beschloß die Wiederkehr der Konferenz und erwählte behufs der Vorbereitung und Einberufung derselben einen besonderen Ausschuß. (De Maced. 1887, 161 ff.).[1]) — Leider teilt die angegebene Quelle nicht mit, wieviele von den niederländischen Miss.-Gesellschaften auf dieser Konferenz vertreten waren, und läßt uns überhaupt darüber im unklaren, ob diese Amsterdamer Konferenz ähnlich der Bremer die Aufgabe hat, die Miss.-Gesellschaften bzw. die Vertreter derselben zu regelmäßig wiederkehrenden brüderlichen Besprechungen über wichtige Missionsfragen zu vereinigen und so ein gewisses Band der Gemeinschaft um sie zu schlingen oder — ob sie ähnlich unsern Provinzial-Missionskonferenzen die verschiedenen Kreise der Missionsfreunde in größerer Zahl vereinigen will. Fast scheint es, als sei das letztere gemeint, da die Besucher der Konf. überwiegend aus Nicht-Fachleuten bestanden. Man sollte beides klar scheiden: eine allg. Missionskonferenz zusammengesetzt aus den Vertretern sämtlicher niederländ. Miss.-Gesellschaften, vielleicht mit Hinzuziehung einiger sonstiger Fachleute und allgem. Missionskonferenzen für Missionsfreunde aller Kreise, auf denen wesentlich Missionsfragen von allgemeinem Interesse (wissenschaftlicher, technischer, geschichtlicher und erbaulicher Art) behandelt werden, wie wir es in Halle, Berlin u. s. w. thun.

Die Losung der Gegenwart für die evang. Mission lautet: Zusammenschluß, und es liegt am nächsten, daß zuerst die Missionen eines und desselben Landes diesen Zusammenschluß suchen. Solche nationale Missionskonferenzen bilden dann vielleicht die Unterlage für eine internationale Missionsallianz, eine Frage, über welche Schreiber dieses auf der bevorstehenden Allg. Miss.-Konf. zu London bestimmte Vorschläge zu machen sich erlauben wird. Die sog. kontinentale Miss.-Konf. zu Bremen hat sich seit Jahren zu einer deutschen gestaltet und es ist wohl kaum zu erwarten, daß sie sich wieder zu einer kontinentalen erweitern wird, zumal jetzt durch die Allg. Londoner Konf. kaum noch ein Bedürfnis zu einer kontinentalen vorhanden ist. Es wäre daher wünschenswert, daß überall nationale Missionskonferenzen entstünden, welche die Missionsgesellschaften desselben Landes bzw. derselben Nationalität oder Sprache zusammen faßten, also neben der deutschen — eine holländische, französische (Pariser, waadtländische u. Waldenser), skandinavische, englische (bzw. auch schottische), amerikanische, und daß diese Konferenzen, um lebendige Fühlung mit einander zu bekommen, sich gegenseitig einige Deputierte als Gäste zuschickten.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der sämtl. niederländ. Missionen bzw. Missionen auf den niederländischen Kolonien findet sich in Nijland's soeben (bei Breijer in Utrecht) erschienener: De Zending op de School

[1]) De Macedoniër ist eine bereits im 6. Jahrgange stehende allgemeine Missionszeitschrift, herausgegeben von Ds. Dijkstra, welche sich aber besonders eingehend mit den holländischen Missionen beschäftigt.

S. 77 ff. u. 112 ff. — einer Übersetzung meiner „Mission in der Schule", in welcher aber an die Stelle der speziell die deutschen Missionen und Kolonien behandelnden Kapitel eine durchaus selbständige u. ziemlich ausführliche Bearbeitung der niederl. Missionen bzw. Kolonien getreten ist.[1])

Soweit die betreffenden Quellen Informationen enthalten, geben sie den Eindruck, als ob das Missionsleben in Holland sich gerade nicht in einer aufsteigenden Bewegung befinde. Im Jahre 1883 wurde mir von kompetenter Seite aus Holland mitgeteilt, daß damals die Missionsbeiträge sich auf ca. 400 000 Mk. belaufen hätten (Grundemann: „Zur Statistik der evang. Miss." giebt sogar für dasselbe Jahr 518 453 Mk. Ausgaben!). Und pro 1885 bzw. 1886 erreichen die Einnahmen in Summa etwa auch 400 000 Mk, während die Ausgaben nicht unbeträchtlich höher, also die Deficits einzelner Gesellschaften bedeutend sind.

Dagegen geht es in Frankreich frisch vorwärts. Nicht nur daß das neue stattliche Missionshaus schuldenfrei dasteht, das alte Deficit getilgt ist und für neue Missionen (allerdings mehr für die Sambesi- als für die Kongomission) spezielle Beiträge eingegangen sind — auch die laufenden Einnahmen *haben* unter den außerordentl. Gaben nicht gelitten. Pro 1886/87 vereinnahmte die Pariser M.-G. in Summa (also inkl. für Missionshausbau ꝛc.) c. 388 000 Mk., die höchste Summe, die sie jemals zu verzeichnen gehabt hat, 1887/88: 284 000 Mk. — also keine geringere Summe, wenn man die außerordentl. Gaben für das Missionshaus (und Deficit) in Abrechnung bringt. Ein neues Arbeitsgebiet hat die genannte Gesellschaft übernommen am Gabun. Wenn ich die in dem Journal des Miss. évang. an verschiedenen Orten gemachten Andeutungen recht verstehe, so hat sich die Frage bezüglich der amerikanischen Presbyterianermission im französischen Gabungebiet dahin erledigt, daß die Pariser M.-G. nur die Schulen übernimmt und die (bis jetzt 3) von ihr gesendeten Lehrer unter die Direktion der amerik. Presbyterianer stellt, welche also zu bleiben scheinen. Eine höchst erfreuliche und sehr brüderliche Lösung der peinlichen Frage. Von Gabun aus soll dann auch, so ich anders richtig zwischen den Zeilen lese, die französisch-protestantische Kongomission in Angriff genommen werden, für welche bereits ein Laienmissionar zur Verfügung steht. (Journal 1887, 214. 1888, 45, 84, 168, 174).

Die junge Waadtländische Mission (Mission Romande), welche jetzt 5 ordentl. und 2 Handwerker-Missionare nebst 15 eingeb. Gehilfen auf 4 Hauptstationen in ihrem Dienste hat, 435 Getaufte und Katechumenen und 219 Schüler zählt, hat es bereits zu einer Einnahme von 52 000 Mk. (pro 1886) gebracht — eine bedeutende Leistung für die kleine Freikirche (Bulletin miss. Nr. 72. 73. 74). — Wie hoch sich die Einnahme der — gleichfalls mit der Pariser-Mission in Verbindung stehenden — Waldenser-Mission beläuft, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Wie die seit Anfang

[1]) Eine ähnliche Übersetzung wird auch ins dänische u. Schwedische vorbereitet. — Jedenfalls sind die ersten 7 Kapitel des genannten Buchs, einige Bemerkungen im ersten ausgenommen, wesentlich internationaler Art, während an Stelle von Kap. 8 und 9 (Die deutschen Kolonien u. Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan?) bei Übersetzungen in fremden Sprachen, wie von Nijland für Holland geschehen ist, eine selbständige Bearbeitung der Missionen der betreffenden Nation treten muß.

dieses Jahres leider eingegangene Rivista Christiana (1887, 297) berichtet, unterhält sie jetzt 3 Missionare.

Aus Madrid erfahren wir, daß die Ereignisse von Ponapé, so betrübend an sich, doch schon eine schöne Frucht gebracht haben, indem sie bei den jungen evangelischen Gemeinden Spaniens das Interesse für die Missionsarbeit mächtig geweckt haben, und zu dem Gedanken geführt, eine kleine evangelisch-spanische Missionsgesellschaft zu gründen, ein Gedanke, der schon vielerorten herzliche Zustimmung gefunden hat. — Nach den vorläufigen Statuten verpflichtet sich jedes Mitglied zu einem monatlichen Beitrag von einem Frank. Dafür erhalten sie vierteljährlich ein Blatt mit Bildern und Geschichten aus der Mission, nach Art der Pfennig-Kollekten-Vereine. Wird auch der pekuniäre Erfolg voraussichtlich für den Anfang nur gering sein, so ist die Erweckung des Missionssinnes in der jungen ev. Kirche Spaniens doch nicht ohne Bedeutung. — Übrigens haben die evangelischen Gemeinden Cataloniens, die mit der französischen Schweiz besonders nahe Fühlung haben, schon seit längeren Jahren die evang.-franz. Missions-Arbeit unter den Bassutos mit reger Teilnahme begleitet und mit ihren Gaben unterstützt. —

Über die skandinavischen Missionsverhältnisse hoffen wir demnächst eine selbständige Übersicht zu bringen; daher jetzt nur die Mitteilung, daß sich in Upsala der studentische M.-V. kräftig entwickelt und unter seinen 126 Mitgliedern 67 Nichttheologen zählt. Der Norwegische Missionsinspektor Gjerlow befindet sich auf einer Visitationsreise in Südafrika.

In England betrugen nach der jährlich vom Kanonikus Robertson zusammengestellten Statistik die sämtlichen Missionsbeiträge — abgerechnet die Gaben von auswärts, Zinsen von Kapitalien &c. also die eigentlichen Gaben — aber mit Einschluß der Bibel-GG., der Kolonialmissionen, der Juden-M.-GG., der Traktat-G., der Kathol. Missionen — pro 1886 in runder Summe: 23 900 000 Mk., gegen das Jahr 1885 eine Mindereinnahme von 664 740 Mk., welche auf den allgemeinen Druck zurückgeführt wird, unter dem Handel u. Landwirtschaft leidet. Von der genannten Summe kommen auf die zur Church of England gehörenden GG. 9 720 000 Mk., auf die freikirchlichen: 10 474 000 Mk., auf die schottischen u. irischen: 3 540 000 Mk. und auf die katholischen — — 174 000 Mk.![1]) Obenan steht die Church M. S. mit 4 443 500 M., dann folgt die Wesleyanische M.-G. mit 2 434 000 Mk., dann die Bibel-G. (d. h. nur die für auswärtige Missionen verausgabte Summe) mit 2 000 000 Mk., dann die Ausbreitungs-G. mit 1 884 700 Mk., die Londoner M.-G. mit 1 562 000 Mk., die Baptistische M.-G. mit 1 219 000 Mk. Von den sämtlichen andern Gesellschaften vereinnahmte keine (mit den oben angedeuteten Einschränkungen) über 800 000 Mk., 5 nur über 400 000 die übrigen bis unter 200 000 Mk., (Miss. Rev. 1887, 156 ff.) Schade, daß dieser sorgfältigen Statistik keine Angabe der Seelenzahl beigegeben ist, auf welche die betreffenden Beiträge sich verteilen. Jedenfalls übertreffen die (an Seelenzahl geringeren)

---

[1]) Nach den Jahrb. der Verbr. d. Gl. 1887 III 26 kommen auf Großbritannien gar nur 134 000 Mark!

freikirchlichen Gemeinschaften die anglikanische Staatskirche in ihren Missionsleistungen weit.

Soweit es sich bis jetzt übersehen läßt, scheinen sich, aufs Ganze gesehen, im Jahre 1887 die Beiträge nicht höher als im Vorjahre zu belaufen, vielleicht eher wieder noch etwas zurückzugehen. Eine ganze Reihe von Miss.-GG. haben bewegliche Aufrufe zur Tilgung ihrer bedeutenden Schulden erlassen, so z. B. die Unit. Presb. Ch. zur Tilgung von 400 000 Mk., die Baptist M. S. von 120 000 Mk., andere zur Aufbringung außerordentlicher Mittel, so z. B. die Church of Scotland, die London M. S., die Universities M. jede von 200 000 Mk., — und diese Aufrufe sind auch nicht erfolglos geblieben; so ist speziell die große Schuld der Vereinigten Presbyterianer fast gänzlich getilgt. Besonders lebhaft wird geklagt seitens des Vorstandes der Londoner M.-G. über Lauheit der ihr zugehörigen kongregationalistischen Gemeinden, über Mangel an Missions-Kenntnis und Verständnis, Mangel an Missionaren, Mangel an Beiträgen u. s. w. (Chron. 1888, 43 ff.) Auch draußen auf den verschiedenen Missionsgebieten scheint nicht alles zu sein, wie es sein sollte. Täuschen wir uns nicht, so wäre der genannten Gesellschaft eine strammere Leitung u. seitens derselben eine frischere Initiative sehr zu wünschen, wie sie z. B. die Church Miss. Soc. besitzt. Auch in den zu dieser Gesellschaft gehörenden heimatl. Miss.-Gemeinden ist über Mattheit zu klagen und viele Missionsvereine lahmen; aber welche Fülle gesunder Anregung wird immer von neuem seitens der an der Spitze stehenden Männer gegeben! So erst jetzt wieder durch die whole-day-devotional gathering am 11. Januar dss. Js. in Exeter Hall (Int. 1888, 49. 121).

Trotzdem im allgemeinen keine Steigerung der Missionsbeiträge zu verzeichnen ist, so wäre doch im einzelnen wieder eine stattliche Reihe großer Gaben zu melden, z. B. von 110 000, 80 000, 34 000, ja sogar von — 500 000 Mk. (Int. 1887, 570, 699. 1888, 337. Field. 1888, 158). Auch hat der bekannte Mr. Arthington abermals eine Gabe von 300 000 Mk. der baptistischen, der Londoner und der freischottischen Mission offeriert, wenn sie gemeinschaftlich eine neue Mission unter den Indianern Nordbrasiliens beginnen wollten. Verständigerweise ist dies generöse Anerbieten abgelehnt worden, denn keine der genannten Missionen kann ein neues Missionsgebiet in Angriff nehmen, ohne ihre alten ernstlich zu schädigen (Free Ch. Rec. 1888, 38). Es ist überaus schade, daß der großmütige Spender so nobler Missionsgaben zu etwas abenteuerischen Plänen neigt. Wenn er die großen Summen, die er bisher mit freigebiger Hand ausgeteilt, auf ein oder einige Unternehmungen konzentriert hätte, so würden sie der Sache der Mission ungleich größeren Gewinn gebracht haben, als thatsächlich jetzt der Fall ist.

Die Klage der Londoner M.-G. über Mangel an Arbeitern ist glücklicherweise keine allgemeine; es ist vielmehr im Gegenteil eine nicht unbedeutende Zunahme derselben zu konstatieren. So hatte allein die China Inland M. 1887 bis zum Oktober 89 (Chinas Millions 1887, 146), u. die Church M. S. bis zum November 108 Arbeiter beiderlei Geschlechts abgeordnet (Int. 1887, 697) auch bei der Universities M. hatten sich über 20 Kandidaten für Ostafrika (Central Afr. 1888, 56) u. bei der schottischen Freikirche 22 junge

Männer für ihre verschiedenen Arbeitsfelder gemeldet (Free Ch. Rec. 1888, 69). Unter den letzteren befanden sich 15 Theologen; auch unter den Missionskandidaten der anderen Gesellschaften, besonders der Ch. M. S. wächst die Zahl der Theologen mit jedem Jahre.

Freilich auch große Verluste sind zu melden. So hat, um nur bekannte Namen zu nennen, allein am Kongo die baptist. M.-G. im Jahre 1887 wieder 6 Arbeiter verloren, unter ihnen den Bahnbrecher dieser Mission, Th. Comber (B. Her. 1888, 153) u., wie die Times gemeldet, die Church M. S. den Nachfolger des ermordeten Bischofs Hannington in der Ugandamission, Parker.

Seitens der Church M. S. war behufs der Belebung der heidenchristl. Gemeinden, wie dies bereits früher in Westafrika geschehen, eine Schar von 8 Evangelisten nach Indien abgeordnet worden, die sogenannte Special-Winter-Mission, über deren Erfolg sehr eingehende Mitteilungen der erfreulichsten Art gemacht werden (Int. 1887, 570. 598. 738. 1888, 97. 167. 240. 296).

Daheim hat es dieser Gesellschaft übrigens nicht an allerlei Anfechtungen gefehlt. Nicht das war die schlimmste, daß in der James's Gazette u. in der Times heftige auf Mangel an Kenntnis und Verständnis beruhende Angriffe gegen sie gemacht wurden wegen ihrer vermeintlich zu hohen Verwaltungskosten. Denn diese Angriffe wurden sofort mit einer Extragabe von 20 000 Mk. beantwortet (Int. 1887, 763). Auch die wieder auftauchenden Versuche nach einer Verkirchlichung der Mission oder wie man in England sagt, der Bildung eines kirchlichen Board of Missions bedeuten, wenigstens vorläufig, noch keine ernste Gefahr, da die maßgebenden Missionsautoritäten ihnen ernstlich entgegen zu treten entschlossen sind (Church Work 1888, 204 ff.). Schlimmer war es, daß eine Anzahl Freunde der Church M. S. sich mit dem Gedanken trug, sich von der Gesellschaft zu trennen und eine neue M.-G. zu gründen, weil man in den Beschlüssen des Vorstandes hinsichtlich der Abmachungen mit dem hochkirchlichen Bischof von Ceylon, der Errichtung eines englischen Bistums in Jerusalem und in Japan, der Abhaltung eines Missionsgottesdienstes in der durch ihr immer römischeres Ritual Anstoß gebenden St. Paulskathedrale u. s. w. eine Verleugnung der evangelischen Prinzipien der Gesellschaft erblickte (Int. 1888, 265. 327. 337). Hoffentlich gelingt es aber dem Komitee durch seine Rechtfertigung die Sezession zu vermeiden.

In eine große Erregung ist England durch eine Kontroverse versetzt worden, welche der hochkirchliche Kanonikus Taylor auf dem vorjährigen Kirchenkongreß zu Wolverhampton dadurch hervorrief, daß er den Mohammedanismus als missionierende Religion verherrlichte und ihm gegenüber die christliche Mission herabsetzte. Bei der principiellen Bedeutung dieser Kontroverse, die schon eine stattliche Literatur hervorgerufen und sich bereits auch auf den Kontinent fortgepflanzt hat und keineswegs immer mit genügender Sachkunde behandelt wird, ist es für uns geboten, ihr einen längeren selbständigen Artikel zu widmen, weshalb ich mich hier mit dieser Andeutung begnüge.

Mehr oder weniger im Zusammenhange mit der angedeuteten Streitfrage

sind neuerdings auch sonst noch allerlei Angriffe gegen die Mission in England erhoben worden. Auch dort ist man also über solche Kinderkrankheiten noch keineswegs hinaus, und hoffentlich werden unsre englischen Freunde, wenn dergleichen wieder einmal in Deutschland passiert, künftig nicht so vom hohen Pferde herab urteilen, als ob so etwas nur bei uns möglich sei, die wir hinter ihrer Missionsentwicklung noch so weit zurückstünden.[1]) Übrigens sind wir sehr einverstanden, wenn der Int. (1887, 762) gegen die Herren Reisenden Johnson und Thomson bemerkt: „Wir pflegen zu einem Geologen zu gehen bei geologischen und zu einem Botaniker bei botanischen Fragen. Warum wir also die Herren Johnson und Thomson als theologische Ratgeber anzunehmen hätten, ist nicht leicht zu verstehen."

Endlich noch ein schöner Zug brüderlicher Handlungsweise. Dem Vorstande der Vereinigten schottischen Presbyterianer-Mission war eine Summe von 8000 M. für eine Mission am Nyassasee übergeben worden. Statt nun aber etwa selbst eine eigene Mission dort zu beginnen, wurde der einmütige Beschluß gefaßt, die ganze Summe der schottischen Freikirche zu übergeben und das obgleich die Presbyterianer selbst eine Schuld von 400 000 M. hatten. Auch das ist eine erfreuliche That, daß die südafrik. reformierte Kirche gemeinschaftlich mit den Freischotten die Nyassamission treiben will (Free Ch. Rec. 1888, 47. 107).

Daß vom 9. bis 19. Juni eine allg. Miss.-Konferenz in London abgehalten werden wird, an der fast alle M.-Gesellschaften der protestantischen Christenheit sich zu beteiligen zugesagt haben, ist unsern Lesern gewiß schon aus den öffentl. Blättern bekannt. Selbstverständlich wird unsre Zeitschrift einen eingehenden Bericht über dieselbe bringen.[2])

In Nordamerika betrugen von den 21 hauptsächlichsten evang. M.-

---

[1]) Nur beiläufig sei bemerkt als ein neueres Zeichen englischer Bescheidenheit, daß Miss. Field (1888, 45) die Behauptung aufstellt: „es gebe drei große Centren des kirchlichen Lebens und Einflusses in der Welt: das heil. Land, die Mittelmeerküste und — England." Wir armen Deutschen; am Ende werden wir wohl gar noch aus der Kirchengeschichte ganz eliminiert.

Unter der Überschrift: „50 Jahre protestant. Fortschritts in Europa" bemerkt die amerik. Miss. Review. (1888, 138) über Deutschland wörtlich folgendes: Germany fifty years ago was following Strauss, stirred by his then new Life of Jesus and Bauer (!) was arraying Paul against Peter. But Tholuck had been teaching at Halle for eleven years, Dorner was busy on his Person of Christ and Delitzsch was preparing for work on that mighty evangelistic agency, the Hebrew New Testament, while the Deaconess Institute of Fliedner was furnishing the type of the House of Mercy for the „Fatherland". Since then the churches and schools have appeared in hundreds of parishes, the Bible-reading Nazarenes are reaching the lower classes and the Scriptures are having a wide circulation among all grades of society. — Das ist der religiöse Fortschritt Deutschlands in 50 Jahren!

[2]) Auch wir schlagen die Bedeutung dieser Konferenz sehr hoch an; aber wenn die Miss. Rev. (1888, 260) bemerkt, daß dieselbe ein Konzil darstelle, „das an praktischer Wichtigkeit keinem nachstehe, welches seit dem Tage der Pfingsten jemals getagt," so erscheint uns das als eine der vielen rhetorischen Übertreibungen, welche sich auch unter der neuen Redaktion in der genannten Zeitschrift noch immer finden. Mindestens muß man doch erst die praktischen Ergebnisse der Konferenz abwarten, bevor man mit solchen Posaunentönen ihren Ruhm verkündet.

Gesellschaften nach den Angaben der Miss. Rev. (1888, 156) die Einnahmen pro 1886/87 c. 14 Millionen M., doch dürften von dieser Summe verschiedene Millionen in Abzug gebracht werden müssen, welche nicht auf eigentliche Heidenmissionsarbeit verwendet worden sind. Ob diese Summe gegen das Vorjahr einen Fortschritt bedeutet, lassen die summarischen Angaben nicht deutlich erkennen. Der kongregationalistische American Board hatte eine Einnahme von 2'723 800 M., wovon jedoch nur c. 1'900 000 M. auf die eigentlichen Beiträge kommen; die Baptist. Union von 1'627 000 M. und der Presbyt. Board von 3'136 000 M., freilich eingerechnet die nicht unbedeutenden Gaben für die Evangelisationsthätigkeit in den katholischen Ländern. Der letztere, zu dem etwa eine Million Presbyterianer gehören, hat einen Aufruf erlassen, welcher die Steigerung der Missionsbeiträge bis auf 4 Millionen M. pro Jahr bezweckt (Church at home and abroad 1888, 3). Nach den Angaben der Miss. Rev. (1888, 396) sollen die amerik. M.-Gesellschaften seit ihrem Beginn die Gesamtsumme von c. 292 Millionen M. vereinnahmt haben, während die Home Missionary Societies mehr als 400 Millionen aufgebracht. Ob freilich diese Statistik völlig zuverlässig ist, das vermögen wir nicht zu entscheiden.

In keinem evang. Lande haben die Frauen einen so bedeutenden Anteil an der Missionsthätigkeit wie in den Vereinigten Staaten. Seit 1861 sind hier nach und nach c. 30 Frauen-M.-Gesellsch. entstanden, von denen die größere Anzahl eigne Arbeiterinnen, jetzt in Summa 578, aussendet. Auch die Beiträge, welche dieselben sammeln, sind bedeutend. Nach Dorchester: Christianity in the United States sollen die sämtlichen Frauen-M.-Gesellschaften während eines Vierteljahrhunderts nicht weniger als 34'287 000 M., und allein in den letzten 5 Jahren 19'337 000 vereinnahmt haben, so daß also von 1881 an auf sie eine durchschnittliche Jahreseinnahme von fast 4 Millionen M. entfällt (Miss. Rev. 1888, 396).

Länger als ein Jahr sind die Missionskreise Nordamerikas durch eine theologische Streitfrage aufs lebhafteste bewegt worden, nämlich durch die Frage der sog. future probation, d. h. ob es für diejenigen Menschen, welche in ihrem diesseitigen Leben das Evangelium nicht gehört, noch eine Evangeliumsverkündigung im jenseitigen Leben gebe? Der Vorstand des großen American Board hatte nämlich seinerseits diese Frage im verneinenden Sinne entschieden und etliche Kandidaten, die sich zum Missionsdienst gemeldet, zurückgewiesen, weil sie dieselbe bejaht. Es entspann sich in der gesamten christl. und speciell missionarischen Presse eine lebhafte Diskussion, aber die vorletzte Jahresversammlung des genannten Board stellte sich auf die Seite seines Komitees und beschloß die Zurückweisung solcher Kandidaten vom Missionsdienst, welche sich für die als unbiblisch und gefährlich bezeichnete future probation erklärten. Die von manchen Seiten gefürchtete Spaltung trat nicht ein; der Board hatte nicht nur höhere Einnahmen als sonst, sondern es meldete sich auch eine größere Anzahl von Missionaren als je zuvor, nämlich 225, von denen 71 angenommen wurden. Nur 3 mußten deshalb zurückgewiesen werden, weil sie sich als Anhänger der future probation-Hypothese erklärten. Von S. 19—44 bringt der Jahresbericht pro 1887 die aktenmäßige Darstellung der bezüglich dieser Frage geführten Verhandlungen, welche bei aller Entschiedenheit die Courtoisie

des Komitees außer Zweifel stellt. Auf die Frage selbst können wir uns im Rahmen der Rundschau nicht einlassen. Schon seit längerer Zeit hat der Herausgeber einen Aufsatz über die „Bedeutung der Höllenfahrt Christi für die Heidenmission“ ins Auge gefaßt; hoffentlich findet der Theologe, der die Bearbeitung übernommen, bald Zeit ihn zu liefern. —

Schon seit fast 2 Jahren ist durch eine Anregung des bekannten Evangelisten Moody in den Ver. Staaten eine studentische Missionsbewegung entstanden, welche immer größere Dimensionen angenommen hat. Jetzt sollen es über 2200 Theologie Studierende sein, welche ihre Bereitwilligkeit erklärt haben, in den Missionsdienst treten zu wollen, sobald eine desfallsige Berufung an sie ergeht. Zwei Studierende besuchten in 8 Monaten 162 Lehranstalten, um ihre Kameraden für den Missionsdienst zu begeistern bezw. zu werben. Man fing denn auch bald auf den einzelnen colleges an, Missionsvereine zu stiften und Gaben und zwar verhältnismäßig große zu steuern, um die eignen Kommilitonen im Missionsdienste zu erhalten (Miss. Rev. 1888, 191. Miss. Her. 1888, 154. Bapt. M.-Mag. 1888, 119). Wenn sich nun auch später, wie nicht anders zu erwarten steht, manche Begeisterung nur als Strohfeuer erweist, so ist diese Bewegung doch eines der erfreulichsten Missionszeichen der Gegenwart und es wäre nur zu wünschen, daß sie sich auch auf die deutschen Universitäten ausdehne.

Es ist — einzelne Missionsorgane abgerechnet — nicht häufig, daß man in der amerik. Missionsliteratur einer gesunden Missionskritik begegnet. Um so mehr verdient es bemerkt zu werden, wenn man sie je und je einmal findet. So brachte das Bapt. Miss. Mag. (1887, 453. 1888, 11) einen sehr beachtenswerten Aufsatz über: Discarded (zu verabschiedende) Missionary Methods, der besonders folgenden 4fachen Tadel motivierte: 1. den Eingebornen amerikanische Namen zu geben; 2. die Presse thun zu lassen, was Aufgabe des mündlichen Worts sei; 3. Eingeborne in Amerika für den geistl. Stand zu erziehen; 4. die Eingebornen zu europäisieren. Speciell über den letzten Punkt sagt der Verfasser, D. Ashmore, sehr beherzigenswerte Wahrheiten, die bis jetzt — und zwar am meisten von den englischen und amerik. Missionaren — ziemlich unbeachtet geblieben sind, betreffend die Kleidung, den Haus- und Kirchenbau, die gesamte Civilisation, die betr. Gemeinde- und politische Organisation und Verfassung, die abendländische Theologie, Übersetzung theol. und erbaulicher Schriften 2c., pia desideria, die auch von uns schon oft ausgesprochen, aber wie es scheint in der Praxis noch viel zu wenig befolgt worden sind.

Nach zwei Seiten hin haben die amerik. Missionsfreunde in der letzten Zeit auch Ursache gehabt, sich über die Maßnahmen der Regierung der Ver. Staaten zu beschweren; über eine Verfügung, daß in den indianischen Missionen hinfort weder gelehrt noch ein Buch (und sei es selbst die Bibel) gedruckt werden dürfe in der Sprache der Eingebornen, sondern nur in Englisch. Eine dieserhalb an den Präsidenten entsandte Deputation erhielt einen ablehnenden Bescheid, als sie die Aufhebung dieses Dekrets beantragte. Nur eingebornen Lehrern soll der Gebrauch der Indianersprachen gestattet sein. Man sieht — daß leider, leider diese Sprachenpolitik jetzt durch die ganze Welt geht. Und

zum andern hatte man sich über die Unparität zu beschweren, welche sich in einer ungeheuren Bevorzugung der Katholiken vor den Evangelischen bei den staatlichen Unterstützungen der Indianermissionen zeigte. Das indianische Bureau zahlte nämlich im letzten Jahre für indianische Schulzwecke die Summe von 1'233 200 M., und von dieser Summe erhielten die Katholiken, obgleich sie kaum den 8. Teil der Bevölkerung bilden, 676 000 M., also über die Hälfte, angeblich, „weil sie mehr verlangt hätten", als die Evangelischen (Miss. Rev. 1888, 314. 316). Man sieht, auch diese Begünstigung geht durch die Welt. Wie es scheint hat aber die gar zu arge Bevorzugung der Katholiken die sorglosen Evangelischen in den Ver. Staaten doch ein bißchen aufgerüttelt.

Wie die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" (1887, III, 26, vergl. VI, 7 ff.) mitteilen, betrugen die römisch-katholischen Missionsbeiträge pro 1886 in Summa 5'319 960 M. (6'649 952 Frs), die sich auf die verschiedenen Länder wieder in ganz ähnlicher Weise verteilen, wie dies erst 1887 S. 143 der A. M.-Z. pro 1885 angegeben ist. Die Steigerung gegen das Vorjahr beträgt c. 20 000 M. Von der Gesamtsumme wurden pro 1886 allein auf die „Missionen in Europa" 780 000 M. verwendet.

Als Beweis wie sehr gerade in den römischen Missionskreisen der bis zur Vergottung gehende Papstkultus getrieben wird, teile ich den Schluß des „An Seine Heiligkeit Papst Leo XIII." überschriebenen und in dem üblichen französischen Rhetorenstile geschriebenen Einleitungswortes mit, mit welchem die Jahrb. 1888 ihren neuen Jahrgang eröffnen. Dieser Schluß läuft nämlich in folgendes Gebet aus: „Höre, o Vater, diese neuen Völker, die gestern noch in Finsternis saßen, welche Deine Missionare für den Glauben gewonnen . . . sie preisen in allen Zungen Deine Wohlthaten und Deinen verehrten Namen. Lumen de coelo! Licht im Himmel! antworten vom Himmel die Schutzengel der Kirche und in diesem Wahlspruch der Volksvoraussagung fassen sie die Geschichte Deines Oberhirtenamts zusammen!" —

Bereits in der Anm. zu S. 153 ist der päpstlichen Entscheidung in der Karolinenfrage gedacht worden. Appetit kommt beim Essen, sagt der Franzose, und so kann man sich nicht wundern, daß der römischen Kirche der Appetit jetzt wächst. Wie die Köln-Bergheimer Zeitung „für Wahrheit, Recht und Freiheit" (1888, N. 17) andeutet, beruht die Lösung auch der europäischen Lage „einzig in einem vertrauensvollen Appell an das päpstliche Vermittleramt"!! Wenn sich die europ. Völker nur erst zu diesem „vertrauensvollen Appell" an dem, wie die Geschichte zeigt, stets so uneigennützigen päpstlichen Stuhl entschließen könnten. Daß dann alle politischen Feindschaften und socialen Probleme mit einem Schlage gelöst würden, versteht sich von selbst. Hat doch, so lange der Kirchenstaat bestand, die Regierung des Papstes in dieser Beziehung so „Glorreiches" geleistet, daß man sich billig wundern muß, wenn die thörichte Welt noch zaudert, sich in einen allgemeinen päpstlich regierten Kirchenstaat verwandeln zu lassen.

Geographische Rundschau.[1])

Von P. E. Wallroth.

Asien. In Transkaspien hat der berühmte deutsche Naturforscher G. Radde, von der russischen Regierung beauftragt, 1887 Forschungsreisen ausgeführt, wie denn überhaupt die Russen hier viel unternehmen. Sehr wichtig für Rußlands Eroberung Mittelasiens und für das Vorrücken gegen das englische Vorderindien ist die transkaspische Eisenbahn, welche am 14. Juli 1886 eröffnet wurde. Gegenüber der kleinlichen Bemühung Englands an der Nordgrenze Afghanistans ein neutrales Gebiet herzustellen, hat Rußland für spätere kriegerische und schon jetzt friedliche Eroberungen viel gethan. Vom Hafen Uzun Ada am Kaspischen Meer ausgehend läuft der Schienenstrang über Kisil-Arwat, Aschabad (Achal-teke Oase), Merw, Tschardshui, Buchara in kurzer Zeit sogar bis nach Samarkand; also eine Wegstrecke wie etwa von Berlin bis Petersburg. Trotz großer Schwierigkeiten z. B. des Flugsandes und Wassermangels ist dies Werk meist mit Soldatenhilfe thatkräftigst durchgeführt. Jedenfalls kann eines guten Tages die gesamte Kaukasus-Armee vor Herat sich lagern und die Wolga abwärts nach Belieben durch Nachschub verstärkt werden. Übrigens muß eingestanden werden, daß Rußland in Mittelasien sehr viel für die Sicherheit und Kultur gethan hat; aber eine Vernichtung des indo-britischen Kaisertums wäre sehr zu beklagen. (Am 19. November 1886 wurde in Buchara die Sklaverei aufgehoben.)

Sehr fesselnd sind die russischen Untersuchungen über die kürzlich aufgefundenen nestorianischen Grabdenkmäler und über die Nestorianer in Asien, woraus sich der nestorianische Einfluß auf die türkische und mongolische Welt in Asien als sicher ergiebt und die Nachrichten der alten jesuitischen Missionare und eines Marco Polo vollkommene Bestätigung finden. Die Nestorianer erscheinen als aufopfernde Glaubensboten 420—431 in Herat und Samarkand, mit dem Christentume Bildung und Gelehrsamkeit verbreitend, zu gleicher Zeit auch in China, 913 bei den türkischen Seldschukken, den Keraiten, bei Kuldscha, in den Kirgisen-Steppen, in Merw, Samarkand, bei den Uiguren, deren Reich die Mongolei umfaßte, bis zum Baikal und Amur reichte und von den Nestorianern das syrische Alphabet erhielt. 1254 trafen die Nestorianer in der mongolischen Hauptstadt Karakorum am Orgon die französischen Missionare. Aufgefundene Steine bezeugen, daß 636, 742, 781, 855, 1307 u. s. w. nestorianische Prediger und Christen unter den Tartaren und Chinesen gelebt haben. Der Globus fügt (51, 124) diesem Bericht hinzu: „Die Umwälzungen in Asien, die Eroberungen eines Tschingis-Chan schlugen unsere Augen mit Blindheit und bedeckten alle früheren Ereignisse und Epochen mit einem blutigen Schleier. Wir vergessen dabei, daß hier in Asien eine neue Religion der anderen folgte, daß hier der Buddhismus erwuchs, daß hier das Christentum

---

[1]) Wesentlich auf Grund von Petermanns geogr. Mitt., Globus und Ausland.
D. Vf.

Die geographischen Rundschauen sollen jährlich einmal, von jetzt ab hoffentlich regelmäßig, sich wiederholen. Bei dem engen Zusammenhange zwischen Mission und Geographie sind sie für unsere Zeitschrift unentbehrlich. D. H.



in seiner rationalistischen Form einen Boden fand. Beweist das nicht, daß auch hier jene Ideen sich einen Weg bahnten, als mächtige Apostel des Friedens und der Liebe auftraten? Vertriebene, unglückliche, als Ketzer verachtete Christen ziehen nach Osten, nach Syrien und Persien, werden auch hier verdrängt, wenden sich zu den Arabern, werden vom Islam weitergeschoben, dringen in das Innere Chinas, werden von dem Buddhismus verfolgt und verschwinden endlich in den Steppen des Tanguten-Landes, in der Tartarei und Mongolei."

Der Russe G. N. Potanin drang 1885—1886 von Ssinin (südliche Mongolei) aus an den Gelben Fluß, besuchte verschiedene Klöster, u. a. Labran mit seinen hunderten trefflich gebauter Häuser und das Volk der Tanguten und erreichte am 22. April 1885 den Kuku-nor. Bei dem kleinen, hoch gelegenen Lama-Kloster Pa-bor-tassy am Jedsin hören die Wohnsitze der Arig auf und etwas weiter westlich fangen die der Schira-Jeguren an. Die bisher unbekannten Jeguren bewohnen das Gebirgsland, welches am linken Bardun-Ufer sich hinzieht. Auf dieser Reise sah Potanin das große Naturwunder des smaragdgrünen Wasserfalls; zurück gings quer durch die Wüste Gobi von Süden nach Norden, nachdem er im Sommer 1885 das südliche Gebiet das Kuku-nor erforscht, im Kloster Hui-bui überwintert und im Sommer 1886 die Provinz Sz-tschuen besucht hatte. — Das früher unbewohnte neutrale, jetzt chinesische Grenzgebiet zwischen Korea und China wurde im Januar 1885 vom englischen Konsul Gardner durchreist. Schon Ende 1884 hatten die englischen Missionare Webster und Roß diese bisher von keinem Europäer besuchten Gegenden betreten. Das Land zerfällt in die vier Bezirke: Tunghwa, Hwaijen, Kwantien und Antung, der nördliche waldreiche Teil hat eine vorzugsweise koreanische Bevölkerung.

Die Insel Hainan, zum erstenmal 1882 vom dänischen Missionar Jeremiassen durchwandert, wurde vom Geistlichen B. C. Henry mit Jeremiassen zusammen im Oktober und November 1882 bereist und geschildert. Die im Innern der Insel heimischen Ureinwohner, die Li, konnten bis jetzt von den Chinesen nicht unterworfen werden. Die wilden Li hausen in den hohen Bergen, kommen selten zum Vorschein und werden von den „zahmen" Li umgeben. Sie tättowieren sich mit bestimmten Familienabzeichen, führen stets den aus Rotang gemachten Bogen bei sich, sowie die Lanze und den Holzhelm, sind geschickte Jäger, auch fröhliche Tänzer. In der Mitte des Sommers und Winters finden bei mondheller Nacht diese Tanzfeste statt; zu dieser Zeit werden die Heiraten gefeiert. Die Toten kommen in einen ausgehöhlten Baumstamm und die Trauer wird durch Verschlingen rohen Fleisches geäußert. Nach alter Sage brachte der Donnergott ein Ei in die Berge, aus welchem eine Frau, die Ahnmutter der Li, hervorkroch, mit der sich ein aus Kaului (Anam) übers Meer gekommener Mann verband. Außer den Li (Le) wohnen auf Hainan noch die San-Hak (neue Hakkas), welche vor etwa zwanzig Jahren einwanderten und viel Streit und Raub verursachten; sodann die Loi mit eigentümlicher Sprache, nach Henry Abkömmlinge der Miao-tze, vielleicht auch mit einem Stamme der Li vermischt; und unabhängig von den Li hausen in einem Thal die Miao; an der Inselküste die Hakkas, welche vor etwa 120

Jahren vom chinesischen Festland einwanderten und herrenloses Land in Besitz nahmen, und jetzt ein Gebiet von 600 englischen Quadratmeilen inne haben und 20000 Seelen zählen.

Über den südlichen Teil Formosas berichtet G. Taylor nach vierjährigem Aufenthalt etwa folgendes: Die Einwohner der südlichen Halbinsel sind zunächst die Paiwans im äußersten Süden, die Pepohuans (indo-chinesische Mestizen) in den Ebenen, die Tipuns der Pilaman-Ebene, endlich die Ameirs in kleinen Dörfern an der Ostküste. Die Paiwans sind kupferrot, schwarzhaarig, scheinen buddhistische Religionslehren undeutlich erhalten zu haben, glauben an Seelenwanderung. Der Paiwan-Stamm der Subugs kennt Eisen und Schmiedekunst schon seit langer Zeit und trägt die den Mestizen und Chinesen verbotenen Ohrringe; der andere Paiwan-Stamm der Kubuts hat die grausame Sitte des Kindermordes, sobald die Stammeskopfzahl zu hoch wird.

Zu China im allgemeinen sei noch die eigenartige Behauptung des Terrien de la couperie erwähnt, daß die chinesische Kultur namentlich von Babylon etwa schon um 2300 v. Chr. ausgegangen sei.

Nach neusten Nachrichten hat der Hoang-ho infolge lang anhaltender Regengüsse und starker Stürme im September 1887 sein Bett, in welchem er seit 1852 strömte, verlassen und wildanwachsend alles verheerend sich einen neuen Lauf gesucht. In der Provinz Honan bei der Stadt Tschöng-tschau, westlich von der Hauptstadt Kai-fung, ist die Durchbruchstelle. Bekanntlich kommt der Hoang-ho vom mongolischen Hochland in die chinesische Ebene schnell strömend hinunter und schwemmt aus dem nordwestlichen China ungeheure Mengen der gelben Erdschichten mit sich, so daß hierdurch allmählich die Flußufer über die angrenzenden Gefilde emporsteigen; auch das Flußbett hebt sich höher als das übrige Land. Erfolgt nun an irgend einer Stelle ein Durchbruch, dann stürzt das Wasser aus dem erhöhten Strombette in die Ebene hinab. Vergebens waren alle Versuche, an der Bruchstelle Deiche zu errichten, bald mußte man jeden Kampf gegen das furchtbar entfesselte Element aufgeben, denn der Strom raste südwärts ins Bett des kleinen benachbarten Flusses Ku-lu-ho, diesem folgend in den Scha-ho und Wei-ho. Bald war die 30 Kilometer entfernte ummauerte Stadt Tschungmu von tobenden Fluten umgeben und versank ins Wellengrab. Nach verschiedenen sehr schwankenden Angaben sollen 1 bis 7 Millionen Menschen ertrunken, auf einer einzigen Strecke von 50 Quadratkilometer Ausdehnung etwa 1200 Dörfer verschwunden sein. — Ein Teil seiner Gewässer verließ den Wei-ho, stürmte in den großen Kanal, dann nördlich von Jang-tschau wieder aus demselben und geradewegs in das Mündungsgebiet des Jang-tse-kiang hinein. Bisher hat die Regierung vergebens die Durchbruchstelle zu schließen und den Gelben Fluß ins alte Bett zurückzuzwingen versucht. 4000 Arbeiter wurden durch einen neuen Andrang der Fluten überrascht und von ihnen begraben. So ist der Hoang-ho, welcher in den letzten 2000 Jahren sechsmal seinen Lauf verändert hat, ein Leichenstrom geworden.

Tibet. Auch von Indien aus wird die Erschließung Hochasiens immermehr angebahnt; nach vielen anfangs vergeblichen Verhandlungen ist es der englisch-indischen Regierung gelungen, vom chinesischen Kaiser die Genehmigung

zur Absendung einer Gesandtschaft nach Tibet zu erhalten, um auf diese Weise mit dem Dalai Lama zu Lhassa Handelsverbindungen anzuknüpfen. Als aber diese Expedition unter Macaulay nach Dardschiling kam, fand sie neue unübersteigliche Schwierigkeiten seitens der Chinesen: unter erlogenen Vorwänden wurde die erste Erlaubnis zurückgenommen, dafür aber auch die britische Herrschaft über Barma seitens China anerkannt und eine Handelsverbindung zwischen beiden Ländern begonnen. Doch ist diese wegen der Beförderungskosten und des Warenabsatzes sehr fraglich. Tibet blieb ebenfalls dem Hauptmann H. C. B. Tanner, welcher Sikkim und andere Himalayagegenden vermessen sollte, verschlossen; nur den Lipu-Lek-Paß durfte er überschreiten; doch gelang es einem seiner indischen Punditen, rings um den Kintschindschinga Vermessungen vorzunehmen und einem andern die Gleichheit des Irawaddi und Sanpo als unmöglich zu beweisen. Große Reisen in Hochasien machte 1886 der indische Zollbeamte A. D. Carey, drang über Leh ins nördliche Tibet ein, überstieg den Kwen-Lun und verfolgte den Tarimfluß bis zum Lob-nor; zurück ging es über den Altyn-dag, die Hochländer Tibets nach Yarkand, ohne während 82 Tagen einem menschlichen Wesen zu begegnen.

In Hinterindien wird seitens Frankreichs die Schiffbarkeit des Mekong mit Aufbietung vieler Künste und Kosten versucht; der Schiffslieutenant de Fésigny hat die Steinbrücke und damit die Stromschnellen zwischen Sambor und Stuag-trang beseitigt, wodurch der Fluß bis zum siamesischen Gebiet fahrbar gemacht ist. Auch erforschte der Marinearzt P. Neis den Mekong nebst seinen Nebenflüssen Nam-Chane und Luang-Prabang in den Jahren 1883—1884. Er fand sehr eigenartige Höhlen am Nam-u-Fluß, darunter eine mit einer 70 Fuß großen Halle, verziert mit Buddha-Figuren, welche teils aus Holz, teils aus Erz, auch Bausteinen verfertigt und mit gut vergoldetem Cement bedeckt waren. An den Keng-Luang-Stromschnellen waren die Felsen und Bäume am Ufer zu wunderbaren Menschen- und Tiergestalten, z. B. Büffeln, Elefanten, Tigern, Krokodilen künstlich geformt unter möglichster Benutzung der ursprünglichen Gestalt. Wahrscheinlich geschieht dies aus Aberglauben oder absichtlichem Betrug, doch beobachten die Eingebornen allen Nachfragen gegenüber strenges Stillschweigen.

In der Umgegend wohnen die Khas; ihre Dörfer sind auf Hügeln erbaut und mit Umzäunungen umgeben, da die Khas sowohl wie die benachbarten weniger zahlreichen Laos die feindlichen kriegerischen Hos sehr fürchten. In der Stadt Muong-song sah Neis den Fluß mit Flößen bedeckt, auf welchen Häuser erbaut waren, um im Fall des Herannahens der Hos den Fluß hinabtreiben zu können. — Über die Müongs im nördlichen Indochina am schwarzen Fluß hat Charles Labarthes mancherlei Reiseerinnerungen mitgeteilt. Ihr Äußeres ist häßlich und wird durch den häufig vorkommenden Kropf nicht verschönert, die Frauen haben fast arabischen Typus und wissen sich anmutig zu kleiden. Sanfte Sitten, Gastfreundlichkeit zieren diese Stämme, welche in dem von Anam abhängigen großen Häuptling zu Sontay ihr Staatsoberhaupt sehen. Die Toten werden in ausgehöhlten und verkitteten Baumstämmen so lange aufbewahrt, bis kostbare und daher schwer erschwingliche Opfer den abgeschiedenen Geistern gebracht sind; dann erst erfolgt die Be-

erdigung in einem Friedhof. — Westlich von diesen Müongs wohnen auf den Hochebenen die grösseren Thô mit ovalem Gesicht und braunen Haaren. Die Müongs sind arm, nur die Frauen wissen hübsche baumwollene und seidene Teppiche zu weben, doch herrscht den Nachbarn gegenüber argwöhnische Wachsamkeit und keine Handelsannäherung. Im Gegensatz zu den umwohnenden Völkern haben diese Leute keine Bilderschrift, wie die Chinesen und Anamiten, sondern eine alphabetische Schrift, welche geradlinig von links nach rechts gelesen wird. — Die Schan-Staaten wurden von Holt S. Hallett von Britisch-Barma aus bereist; bekanntlich ist ja letzterem Land am 1. Januar 1886 das Königreich Barma einverleibt. — Werfen wir noch einen Blick auf die malayische Halbinsel, auf die Sakeis (Sakis). Dieser etwa nur 800 Seelen starke Stamm lebt vom Kautschuk-Sammeln und steht unter neun Häuptlingen oder Batins. Diese Menschen essen alles, was ihnen in den Weg kommt, auch Schlangen und Skorpione; kleineres Wild erlegen sie mit Blasrohrbolzen, grösseres mit Bambuspfeilen; ihr Haar lassen sie nicht, im Gegensatz zu den Malayen, lang hinabhängen. Sie sind häßlich, furchtsam, doch harmlos und gewöhnen sich an den Verkehr mit Europäern. Sehr abergläubisch haben sie keine wirkliche Religion, betrachten aber gewisse Vögel für heilig und verlassen jede Ansiedelung, wo einer dieser vorbedeutungsvollen Vögel gestorben ist.

Indonesien. Über Nord-Borneo, welches 1878 von der englischen Handelsgesellschaft in Besitz genommen wurde, giebt uns das 1886 zu London erschienene Buch des leider jung auf jener Insel im März 1883 verstorbenen englischen Forschers Frank Hatton etwas nähere Kunde. Der nördliche Teil ist die noch wenig besuchte Wildnis Sabah, aus welcher der burgähnliche 4362 Meter hohe Kina Balu (chinesische Witwe) sich erhebt und über die vielen kleinen Hügelketten, zahlreichen Wasserläufe, Sumpfgegenden hinausragt. Auf der Westseite gehen die Flüsse Payar, Tampassuk, Sequati (hier sind Petroleumquellen) ins Meer, im Norden der Maradu zur großen Maradubucht, östlich der Sugut, Labuck (Liongu?) der vielfach geschlängelte Kinibatangan und Segama. Die meisten dieser Flüsse sind für kleine Dampfschiffe fahrbar, doch wird bei einzelnen die Einfahrt durch Barren erschwert. Die Volksstämme der Sabah-Landschaft sind die Muruts, Dusuns, Idaans, die fast erloschenen Buludupis, Mallapis, Milanows u. a. Chinesisches Blut scheint dazwischen zu sein, bei den Buludupis sogar kaukasisches; aber alle Stämme, etwa 500 000 bis 200 000 Seelen stark, sind dem grauenhaften Köpfeschnellen und Menschenopfer ergeben. Die schon vom Kompaniegeistlichen Montanus 1675 erwähnten Badjus (sea-gipsies) sind See-Nomaden, welche bei Borneo, Celebes und im Sulu-Archipel am Land erscheinen. Die Muruts sind tättowiert, hinterlistig und feige, mehr Kopfdiebe als Kopfjäger und begraben ihre in sitzende Stellung gebrachte Toten. Die Dusuns rufen den Gott Kinarringan an, wie Hatton es bei Schließung einer Blutsfreundschaft erfuhr. — Im Gegensatz zu dem nicht verschwundenen Ngami-See Südafrikas ist der Kinabalu-See im nördlichen Borneo seit längerer Zeit angezweifelt und geleugnet; nach neuster Forschung ist er ein im Austrocknen begriffenes Danau (See), eine sumpfige zum Teil schon ausgetrocknete Thalniederung im mittleren Lauf des Libogu-Labuk-Flusses, südsüdöstlich vom Kinabalu.

Afrika. Die von drei italienischen geographischen Gesellschaften unterstützte Forschungsreise des Grafen G. Porro nach den Somali- und Galla-Ländern zwecks Handelsanknüpfung ist leider traurig verlaufen, denn von Zeila den 16. März 1886 aufbrechend wurden die Reisenden bei Artu durch den Sultan von Harrar überfallen und niedergemacht. — Besser gelang es dem Kapitän A. Cecchi und Ingenieur G. Chiarini, welche 1876 bis 1881 im südlichen Abessinien reisten und auch das Afar-Volk besuchten. Letzteres wohnt östlich vom Hawasch-Fluß und der Grenze Schoas zwischen dem 9. und 10. Grad nördlicher Breite; die Afar sind schön gewachsen, etwas kleiner als die Somali, aber ebenmäßiger; die lebhaften großen Augen, die wohlgeformte Nase, nicht wulstigen wenn auch fleischigen Lippen, eine schwarze Hautfarbe, die verhältnismäßig kleinen Hände und Füße geben ihnen ein gutes Aussehn. Von den Abessiniern Adali, von den Arabern der Küste aber Danakali (Singul. Dankalo) genannt, erscheinen sie klüger, als die Neger. Nachdem die beiden Europäer längere Zeit im Königreich Schoa geweilt hatten, trafen sie südlich vom Hawasch auf die ein großes Gebiet bewohnenden Soddo-Galla. Hohen kräftigen Wuchses, weniger dunkel als die eigentlichen Äthiopier, mit sehr starkem Haar, großen eisenbeschlagenen Lanzen, langem Gürtelmesser, breiten messingen Armspangen, deren Zahl die der getöteten Feinde angiebt, erscheinen die Soddo mannhaft kriegerisch. Der lange breite Uaja dient als Mantel, Obergewand, Schlafdecke und wird manchmal noch durch ein abessinisches Beinkleid ergänzt. Unabhängig von Schoa leben sie in Familienstämmen und Familiendörfern. — Soweit Cecchi es erfahren konnte, verehren die Galla als höchstes Wesen den Naka oder Nakaju, neben ihm Saitan, den bösen Geist und Borentitschâ, den Beschützer des Gallavolkes, Ateté, den Gott der Fruchtbarkeit u. s. w. Dann folgen 20 niedrige Götter und 44 ajanâ oder Schutzgeister; wie überhaupt jede Naturerscheinung für göttlich gilt, so auch Sonne, Mond, Berge, Flüsse und hohe alte Bäume. Priester bringen Tieropfer dar, ebenso an gewissen Tagen der Familienvater für seinen ajanâ; fast jeder Stamm hat neben den Priestern und einigen Priesterinnen seine Wahrsager (hodâ). Die Sekte der Dschilla verehrt aber einen Abba Muda (Vater der Salbung), welcher seine Priester zur Bekämpfung und Vernichtung der Sida ma (der abessinischen und andern Christen) aussendet und große Wallfahrten zu sich zieht. Er soll am Fluß Omo im Lande Ualabri, südöstlich von Kambat wohnen. — Südlich von diesen Soddo liegt das neue, kleine aber mächtige mohammedanische Reich Kabiena mit der Hüttenstadt Modjer, dann folgt das Land der Guraje, dessen Bewohner mit ihrem stark semitischen Gepräge und der bleichen Gesichtsfarbe trotz der mohammedanischen und heidnischen Nachbarn am monophysitischen Christentum festhalten und ihre meist in Sykomorenhainen erbauten Kirchen mit den vier ein Kreuz bildenden Thüren besitzen; auch ihre vielen Stammesherrscher heißen Negus. — Auf ihrer Weiterreise bewerkstelligten die beiden Italiener den schwierigen Übergang über den stark dahinrauschenden Gibbe(Gibjé)-Fluß, welchen Cecchi nebst dem Sambesi für den wichtigsten Fluß Ostasiens nach dem indischen Weltmeer hin und für gleich mit dem Juba der Somali hält. Dann kamen sie ins mohammedanische Reich Limmu oder Enarea, den Rest einer großen Herrschaft, welche früher die seit etwa 1800 streng islamgläubigen despotisch regierten

Reiche Gera, Guma, Gomma, Djimma und Kaffa umschloß. Kaffa aber, dessen Herrscher Salomos Nachkomme sein will, sowie die südlichen und östlich benachbarten Landschaften haben jedes Andringen des Islam zurückgeschoben und blieben koptische Christen. Im Königreich Gera, dessen König Abbâ Ragô nebst seiner Genné-fâ (Königinmutter) die Reisenden lange aufhielt und allmählich plünderte, lebte auf seiner Missionsstation Afallô der Pater Leon des Avanchers, welcher seit neun Jahren keinen Europäer gesehen und seit 3 Jahren nichts von seinem Orden erhalten hatte. Nach erfolgloser Anlegung einer Station im südlichen Kaffa, nach vielen Drangsalen in Djimma und Limmu hatte er sich in Gera niedergelassen und bald als Tischler, bald als Schmied und Baumeister arbeiten müssen, bis er am 25. Juli 1879 von der Genné-fâ heimtückisch als „geheimer Auskundschafter des Landes“ vergiftet wurde.

Von Pangani, Sansibar gegenüber, zur Befreiung Dr. Schnitzlers (Emin Bey) und Dr. Junkers, aus reisend, erreichte unser Landsmann Dr. G. A. Fischer in der verhältnismäßig kurzen Zeit von vier Monaten Kagei am südlichen Ende des Ukerewe. Da aber der Uganda-König Mwanga nach der Ermordung des englischen Bischofs Hannington — des letzteren Reisen seien hier als bekannt übergangen — den Durchzug nicht gestattet hätte, zog er an der Südostküste des Sees weiter hin, erließ das auch in dieser Zeitschrift 1886, 328 mitgeteilte Telegramm an Prof. Bastian, erreichte den Baringo-See, mußte aber aus Mangel an passenden Tauschstoffen über den Naiwascha-See und das Kikuju-Land wieder an die Küste zurück. Dr. Junker wurde gerettet, nach siebenjähriger Abwesenheit traf er in der englischen Missionsstation Msalala am südlichen Ukerewe ein. Hingegen war Emin Beys (Dr. Schnitzlers) Lage nach einem Briefe an den früheren Missionsarzt Dr. Felkin in Edinburgh immer mißlicher geworden; Stoffe, Waffen, Vorräte gingen auf die Neige und die Frechheit der Mahdisten nahm leider nicht dementsprechend ab. Schnitzler erfuhr von der Veränderung im Uganda-Reich, Mwangas Hinterlist, beschloß auszuharren und schickte seinen letzten Europäer, den italienischen Forscher Kapitän Casati, im Juli 1886 nach dem Unjoro-Land, zwischen dem Mwutan-See und Uganda, um über Karagwe südwestlich am Ukerewe eine Befreiung nach dem indischen Weltmeer hin zu eröffnen. Ob aber Karagwes Fürst Kabrega aus Furcht vor Ugandas Sultan hierzu bereit sei, erschien fraglich. Da machte sich, wie allgemein bekannt, H. M. Stanley, unterstützt von verschiedenen Afrikafreunden, einigen englischen Millionären, z. B. Mackinnon, Hutton, welche besonders durch Rob. Felkin angefeuert wurden, vom Kongo aus mit großer Begleitung auf, um Dr. Schnitzler zu befreien. Zum Schutze Casatis hat die Societa d'esplorazione commerciale in Africa zu Mailand im Einklang mit der italienischen geographischen Gesellschaft durch Tippu-Tip, dessen zweifelhafte Bundesgenossenschaft auch Stanley in Anspruch nahm, Geldbriefe abgehen lassen, um Casati es zu ermöglichen, von Unjoro aus über die Missions- und Handelsstationen hin an die Küste zu gelangen. Am Kongo traf Stanley mancherlei Schwierigkeiten, Nahrungsmangel u. s. w., konnte auch erst nach verschiedenen Verhandlungen mit den von ihm gereizten Missionaren ihren Dampfer „Henry Reed“ zur Weiterbeförderung erhalten. Am 29. April 1887 erfolgte am Stanley-Pool auf den Dampfern „Stanley“,

„Florida“ (dem neuen Schiffe der amerikanischen Kaufleute) und den Missionsfahrzeugen „Peace“ und „Henry Reed“ die Einschiffung; am 6. Mai wurde Kwamouth passiert, am 28. Mai die Mündung des Aruwimi oder Bijerre erreicht. Nach Errichtung eines befestigten Lagers zog Stanley am 2. Juni mit 380 (?) Mann und 5 Europäern landeinwärts, verließ am 22. Juni die Jambuga-Fälle des Aruwimi, wo Major Barttelot mit einer Besatzung zurückblieb, und führte die Haupttruppe am linken Flußufer hinauf, während ein stählernes Boot und mehrere Flöße die Weiterschaffung der Lebensmittel besorgten. Er erreichte das Gebiet der Mabode (woraus sich die Gleichheit von Stanleys Aruwimi und Junkers Nepoko ergiebt), seitdem haben dunkle Gerüchte seinen Tod gebracht. Schnitzler, durch Boten aus Sansibar über diesen großartigen Befreiungszug unterrichtet, kehrte vom Südende des Mwutan-Sees nach Wadelai am Nil zurück, wo im Februar 1887 eine Feuersbrunst viele Elfenbeinvorräte und Lebensmittel zerstört hatte, um hier Stanley zu erwarten.

Der Afrikaforscher Reichard ist von seiner fünfjährigen Entdeckungsreise zurückgekehrt, nachdem nahe dem 36.° östl. L. von Greenw. Kakoma gegründet und am Tanganyika-See Karema besetzt, später aber den katholischen Missionaren überlassen war. Seine Gefährten Böhm und Kaiser starben, der letztere am 8. November 1882, der erstere am 27. März 1884. Reichard teilt die gesehenen Völker in fünf Hauptgruppen von Ugogo bis zum Tanganyika die Wanjamuesi (Unyamwezi), jenseits des Sees die Marungu und die ihnen verwandten Watank und Wasanka. Die Wanjamuesi (Unyamwezi) sind sehr häßlich, verstümmeln die oberen und unteren Schneidezähne, haben an der Schläfe zwei tättowierte Streifen und gehören dem Bantu-Sprachstamm an. Vielweiberei ist Gebrauch, den Ackerbau bestellen Mann und Frau gemeinschaftlich, ersterer in voller Waffenrüstung, doch muß das Weib die spätere Hauptarbeit verrichten, so die Ernte, das Dreschen, Stampfen, Bierbrauen und Hüttenbauen. Die Männer lassen sich nach der Maisernte an der Küste als Träger anwerben, da sie Jagd und Fischfang als unangenehme Arbeit betrachten; schwere Lasten verstehen sie geduldig zu tragen. Geraucht wird Tabak und Hanf; das Hauptvergnügen bildet der Tanz unter Trommeln, Händeklatschen und einfachem aber „oft wunderschönem“ Gesang. Medizinmänner werden bei Krankheiten zu Rate gezogen und auffallenderweise die Blatterimpfung mit menschlicher Lymphe ausgeführt. Jeder Todesfall, glaubt man, wäre durch Zauberei, ein Tod im Kampfe durch Untreue des Weibes verursacht. Unsterblichkeit wird geleugnet, aber den Verstorbenen geopfert. Sehr hart spricht sich Reichard über die Sinnesart dieser Neger aus, welche er als scheußlich, leugnerische Diebe, habsüchtig, sehr sinnlich, faul, lieblos schildert: Eltern verkaufen ihre Kinder und zwischen Vater und Mutter herrsche nur tierische Liebe. Das Klima ist in Ostafrika besser als in Westafrika: Das Wasser ist fast überall sehr gut, üppiger Pflanzenwuchs aber nur an den Flußufern. Es giebt wenig fruchtbares Land, viel trockenen Wald mit schlechtem Nutzholz aber vielem Kautschuk, von der Ostküste bis Tabora viel Gummi arabicum. Schafe, Ziegen, Reis, Bananen, Honig, Wachs, Kaffeehirse sind noch besonders zu nennen.

Manches geographisch Neue brachte die Reise des englischen Universitäten-Missionsbischofs Smythies von der Station Newala den Rovumafluß entlang bis zu dessen Quellgebiet im Juni und Juli 1886. — In einer zu Paris im Oktober 1886 gehaltenen Rede leugnete der französische Reisende Alf. Grandidier, welcher neben den etwa 1500 Büchern und Schriften über Madagaskar vor allem diese Insel selbst genau kennt, den einheitlichen Ursprung des Madagassenvolkes und sprach sich für einen scharfen Gegensatz zwischen den im Innenlande sowie an einigen Küstenplätzen ansässigen Howas und den übrigen Madagassen aus. Wahrscheinlich wären die Howas von Java oder deren Nachbarschaft nach Madagaskar eingewandert, während die andern Bewohner von Indochina gekommen seien. Dr. C. Keller in Zürich hat nach seiner Rückkehr von dieser Insel eine ähnliche Meinung aufgestellt, hält aber die Westbewohner für afrikanische Stämme, da ihre Verwandtschaft mit denen von Mozambique und Sansibar zu auffallend sei. Die Herrschaft ist bei den Howas; an der Ostküste bis zum Urwaldgürtel zwischen dem 15 und 20° südl. B. wohnen die Betsimisaraka, zu Grunde gerichtet durch „die Laster der civilisierten aber verdorbenen europäischen Elemente“, besonders deren Branntwein, einen großen Wald-Lemuren, den schwarzen Babakota als Vorfahr verehrend, den Howas nicht nahe verwandt. Durch letztere verdrängt aber nicht unterjocht leben an der Westküste die interessanten urwüchsigen halbnomadischen, begabten Sakalaven, hoch im Norden die Antakaren, welche nun verarmt, größer und kräftiger als die Sakalaven das vermittelnde Glied zwischen diesen und den Betsimisaraka bilden.

Südafrika. Der böhmische Forscher Dr. Emil Holub erreichte die Handelsstation Panda ma Tenka nahe dem Sambesi, mußte aber, als in seiner Abwesenheit auf dem Wege von Sambesi nach dem Bangweolo-See das Lager durch die Muschuculumbwes überfallen und geplündert und der einzige europäische Begleiter Zöllner getötet worden war, den Rückzug antreten. Nach vielen Entbehrungen und dem Verlust aller Sammlungen und Tagebücher traf der kühne Reisende mit seiner tapfern Frau am 22. Februar 1887 in Schoschong ein. — Nachdem das ehemalige Sulu-Land von England am 14. Mai 1887 einverleibt und die „Neue Republik“ auch anerkannt war, geschah am 31. Oktober 1887 die Eröffnung der 86 Kilometer langen Eisenbahn von der Delagoa-Bucht nach dem südafrikanischen Freistaat, damit der erste Schritt, Transvaal statt mit Englands Kolonien mit dem Meere zu verbinden. — Die Buschmänner bilden heutzutage kaum mehr eine Rasse, gewiß keine Nation; als viele kleine Stämme über ganz Südafrika zerstreut leben sie in Wüsten, Gebirgen und haben durch die Berührung mit andern Völkern in ihrer Sprache und anderem Eigenartigen manches verändert. Ihre Sprache hat viele Mundarten entwickelt und soll von sprachforschlichem Standpunkt aus betrachtet bedeutsam sein. In anthropologischer Beziehung steht der Buschmann den Negritos, besonders den der Andamanen nahe und seine Abstammung von demselben Ursprungsstamm, wie dem der Ägypter, ist wohl sicher, um so mehr, da die ursprüngliche Heimat der Ägypter südlich vom Äquator gewesen zu sein scheint. Die Vorfahren des Buschmannes aber sind südwärts auf die Hottentotten gedrängt, wie denn auch Überlieferungen und Erzählungen der Busch-

männer eine vorher bestehende Bevölkerung des Landes erwähnen. So lauten die Forschungen des A. Bertin.

Ebenso wie Buonfantis angebliche Reise von Tripolis nach der Guinea-Küste hat sich auch die vielgepriesene Durchquerung der Kalahari-Wüste seitens des Amerikaners Farini als Fatamorgana erwiesen. Bestätigt ist hingegen, daß die Buren von Grootfontain unter dem 19° südl. B. und 18° östl. L. v. Greenw. auf ihren Wunsch den deutschen Reichsschutz erhalten haben und dadurch die Republik Upingtonia (vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 337) ebenfalls unter deutsche Hoheit gekommen ist.

Der Schweizer Dr. H. Schinz durchreiste das deutsche Südwestafrika vom Süden bis zum Cunene-Fluß und Ngami-See, dann zurück zur Walfischbucht. Nach seiner Meinung beträgt die Einwohnerzahl von Groß-Namaland 8 bis 10000 und die der Ovaherero 120000 und 120000 Ovambo. Die zur Bantuabteilung gehörenden Ondonga sind nach Schinz sehr kunstreiche Kupfer- und Eisenschmiede, wissen trotz der grob geschnitzten hölzernen Blasebälge Kupfer zu großen Ringen zu machen, welche von den Frauen als Zierat um die Knöchel getragen werden, und allerlei Waffen nebst Ackergerät zu verfertigen. Die Kriegstrommel besteht aus einem ausgehöhlten mit Leder überzogenen Palmstamm und sehr eigentümlich sind die aus gegerbten Ochsenmagen gemachten Schürzen der Männer und die Leibchen der Frauen aus Straußeneiern; nämlich die aus der dicken Eierschale geschnittenen Ringe werden auf Schnüre gereiht und kettenartig mehrfach um den Leib gewunden. — Die Kalahari ist nach Schinz keine wirkliche Wüste, hat ihre Regenzeit und folglich auch reichlichen Pflanzenwuchs; aber es fehlen ihr Flüsse und See, so daß Reisende nach Grundwasser graben müssen. — Hingegen hat die von Lüderitz unter Pohle ausgeschickte Expedition das Gebiet zwischen Orangefluß und Walfischbucht als unfruchtbar bewiesen, wie die Missionare es immer seit Jahrzehnten berichtet haben. F. A. E. Lüderitz selbst ist nach seinem vergeblichen Versuch, die Barre des Orangeflusses zu durchfahren, im Oktober 1886 verunglückt.

(Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

1. **B. Schwarz**: „Mimbo und Mimba. Ein Missionsroman aus Kamerun.“ Leipzig, W. Friedrich. 1888. 4 M. — Ein „Missionsroman“ das ist jedenfalls etwas Neues auf dem Gebiete der Missionsliteratur, ob aber auch etwas der Mission wirklich Förderliches, das ist eine andere Frage. Gewiß brauchen wir mehr frische, lebensvolle, ich möchte sagen naturwüchsige Geschichtserzählungen aus der Mission, wie wir beispielsweise an der Biographie von Posselt eine besitzen; aber Romane aus der Mission und gar

Liebesromane vom reinsten Wasser — wir glauben nicht, daß diese berufen sind, das Missionsinteresse zu beleben oder gar zu vertiefen, wohl aber fürchten wir, daß sie demselben eine verkehrte Richtung geben und den so schon verwöhnten Geschmack noch mehr verderben, statt ihn zu veredeln. Interessant, pikant ist der vorliegende Roman ohne Zweifel geschrieben, auch enthält er nicht nur manche schöne Naturschilderung, sondern auch manche anschauliche Darstellung von heidnischen Sitten und Gebräuchen. Aber die eigentlichen Helden des Romans, z. B. auch der ideale „Sonnenpriester“, sind so sehr reine Romanfiguren, daß wer sie alle für typische Kameruner Gestalten hält, sehr irre geführt wird. Es mag ja auch je und je einmal ein wirklicher Liebesroman sich abspielen unter der Kameruner Bevölkerung, jedenfalls ist aber ein solcher, wie ihn der Verfasser uns vorführt, und gar mit seiner Häufung an wunderähnlichen Ereignissen, eine für Westafrika völlig unwahrscheinliche Dichtung. Auch der Titel „Missionsroman“ ist mehr pikant als treffend. Viel hat das Buch nicht mit der Mission zu thun und was es über dieselbe bringt, obgleich es alles durchaus freundlich gehalten ist, ist nicht geeignet, eine wahrheitsgetreue Anschauung von ihren Arbeiten, Leiden, Kämpfen u. s. w. zu geben. Daß die Romanheldin, eine ganz junge Negerin, welche alles bezaubert, was in ihre Nähe kommt, auch den verheirateten Missionar mit glühender Liebe erfüllt, daß dessen sterbende Frau ihre Hand segnend in die seine legen will u. s. w. — das ist allerdings sehr romantisch, aber die Mission wünschen wir mit solchen Abenteuerlichkeiten verschont zu lassen; sie sind nicht geeignet, ihr Freunde zu erwerben und einen guten Namen zu machen, so sehr das der Verfasser auch beabsichtigt haben mag.

2. **Von Rohden**: „Geschichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft.“ Aus den Quellen mitgeteilt. 3. Ausgabe. In 2 Teilen (zusammen 527 S.). 3 M. Barmen, Missionshaus. — Das Neue an dieser 3. Aufl. ist der ganze 2. Teil (S. 321 ff.), welcher die Ereignisse vom Jahre 1871 an, bis zu welchem Termin die 2. Aufl. die Geschichte geführt hatte, in 10 Abschnitten erzählt, abgesehen davon, daß auch der 1. Teil nicht wenige Zusätze und Veränderungen enthält. Die Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit der Geschichte leidet allerdings ein wenig darunter, daß der Verfasser die neuen Ereignisse in einem selbständigen zweiten Teile behandelt hat, statt sie einzuarbeiten in die betreff. Abschnitte des ersten, was freilich eine sehr durchgreifende Umarbeitung des ganzen Buchs gefordert hätte. Dafür ist die von dem Verfasser befolgte Methode bequemer für diejenigen, welche die 2. Auflage bereits kennen oder die sonst ein Interesse gerade an einem zusammenhängenden Überblick über die neusten Ereignisse haben. Auch gewährt eine Neuarbeit vor einer Umarbeitung immer den Vorteil frischerer Darstellung. Und recht frisch hat der greise Inspektor der Rh. Miss. gerade diesen 2. Teil geschrieben, so daß er nicht bloß eine lehrreiche, sondern für den wißbegierigen Missionsfreund auch eine fesselnde Lektüre bildet. Hier und da vielleicht etwas breit und zu sehr ins kleine Detail eingehend, aber gerade dadurch wieder dem aufmerksamen Leser manchen wertvollen Einblick gewährend, den eine zu knappe Darstellung vermissen läßt.

3. **Frick**: „Geschichten und Bilder aus der Heidenmission". Nr. 7. Halle, Waisenhaus-Buchhandlung. 1888. 25 Pf. 100 Ex. 20 M. — Diese 36 S. starke Nummer enthält außer einem kurzen Einleitungswort von Warneck: „Nehmet immer zu in dem Werke des Herrn" einen Aufsatz von Grundemann: „Die Mission zu Blauberg in Südafrika" und einen von Meyer: „David Livingstone", ein Porträt des letzteren und ein sehr schönes buntes Bild: Ein Heidendorf bei Blauberg. Wie die früheren Nummern so bietet auch diese neuste einen gediegenen Inhalt in frischer volkstümlicher Form und ist der weitesten Verbreitung wert.

4. Von den seitens der Brandenb. Miss.-Konf. herausgegebenen „Dornen und Ähren" sind wieder 2 neue Schriftchen erschienen. Nr. 4 von Grundemann: „Hanukh Dato, der braune Pastor. Eine Lebensgeschichte aus der Kolhsmission" und Nr. 5 von Schmidt: „Klaas Kuhn, ein Missionar aus den Hottentotten." Beide frische anschauliche Bilder aus dem Missionsleben heraus und gleichfalls zur Verbreitung sehr zu empfehlen. Die „Dornen und Ähren" erscheinen jetzt in der Buchhandlung der Berliner Stadtmission und kosten einzeln à Stück 10 Pf., 10 Stück 90 Pf., 50 = 4,50 M. und 100 = 8 M.

5. **Warneck**: „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. II. Das römische Christentum." Nr. 17 der Flugschriften des Evang. Bundes. Halle, Strien. 1888. 35 Pf. — Ein auf Grund von lauter authentischen Thatsachen gezeichnetes Bild der römischen Mechanisierung, Veräußerlichung und Entstellung der christl. Religion, wie es die römische Mission darbietet und als in einem Spiegel uns überhaupt das Christentum der Papstkirche zeigt, ein Christentum, von welchem mit dem Urteil einer ultramontanen Zeitung gesagt werden muß: „Wir haben das Christlich gestrichen und Katholisch an dessen Stelle gesetzt."

6. **Heidrich**: Handbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen. 1. Teil: Kirchengeschichte. Berlin, Heine. 1888. 420 S. — Selbstverständlich haben wir uns dieses Buch wesentlich auf seine missionsgeschichtlichen Partien angesehen und konstatieren mit Befriedigung, daß denselben nicht nur ein verhältnismäßig breiter Raum zugewiesen worden ist, sondern daß sie auch sachkundig, auf Grund eingehender und quellenmäßiger Information und in einer für das Schulbedürfnis geeigneten Weise behandelt worden sind. Und zwar wie die apostolischen und mittelalterlichen so auch die neueren Missionen. Im wesentlichen sind auch die statistischen Angaben korrekt; nur daß Afrika c. „5 Millionen Christen, meist Katholiken" haben soll (S. 398) ist ein Irrtum. Selbst ultramontane Quellen geben nur c. 2½ Million an und mehr als 1 Million kann man davon getrost noch streichen. Die Zahl der evangelischen Christen wird in Afrika der der Katholiken kaum nachstehen, die der evang. Heidenchristen übertrifft sie um das doppelte. Die Abessynier kann man selbstverständlich nicht als Katholiken bezeichnen.

7. **Behrmann**: „Einführung in die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Vorträge. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 4,50 M. — Ein ganz köstliches Buch, das nicht nur den Blick auf die

wichtigen Punkte hinzulenken versteht, sondern auch sie richtig zu sehen Anleitung giebt. Wir haben hier entfernt nicht, was man sonst Einleitung in die Bibel nennt, vielmehr eine wirkliche „Einführung" in ihren Gesamtinhalt, eine Anleitung zu ihrem Verständnis, indem in großen Zügen gezeichnet wird: die Sprachgestalt, die Geschichtsschreibung, die Dichtkunst, die Weisheit, die Weissagung, die religiöse Bedeutung des A. Ts.; — das jüdische Volk zur Zeit Jesu, Person und Werk Jesu, die drei ersten Evangelien, der Zustand der Heidenwelt zur Zeit Pauli, Paulus selbst und seine Briefe, das Johannesevangelium. Alles gediegen, lichtvoll, auf Grund sorgfältigsten Studiums, auch Bekanntes unter neue und fesselnde Gesichtspunkte stellend. So haben wir speciell die drei den Apostel der Heiden und sein Werk betreffenden Kapitel nicht nur mit Interesse, sondern auch mit Nutzen und vieler Anregung gelesen.

8. **Schäfer:** „Praktisches Christentum. Vorträge aus der innern Mission." Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 2,40 M. — Ein ebenso frisches wie praktisches Buch, das auch für Freunde der Heidenmission nützlich und gut zu lesen ist. So z. B. gleich die ersten Vorträge: „Des Christen Ruhe und Arbeit in Gott", „Segen und Gefahren des Vereinslebens" und „Zufällige Andachten über innere Mission bei der Lektüre von L. Richters Selbstbiographie" — alles wirklich aus dem Leben gegriffen und fürs Leben geschrieben. Die übrigen 6 Vorträge haben es allerdings wesentl. mit specifisch innern Missionsfragen zu thun; aber man kann keine dieser Fragen, wenn sie wirklich wie hier praktisch behandelt werden, studieren, ohne auch für die Heidenmission etwas zu profitieren.

Wck.

Missionary Comity.[1])

Die gegenseitigen Beziehungen der evangelischen Missions-Gesellschaften zu einander.

Wenn wir das brüderliche Verhalten der evangel. Miss.-Gesellschaften zu einander — denn das ist im Grunde doch der Sinn von missionary comity — zum Gegenstande unsrer Beratung machen, so dürfen wir in ganz besondrem Maße der segnenden Fürbitte unsres zur Rechten des Vaters thronenden Hohenpriesters gewiß sein. Denn er hat nicht bloß wiederholt es als das Kennzeichen seiner Jünger bezeichnet, „daß sie sich unter einander lieben," sondern in seinem erhabenen hohenpriesterlichen Gebete auch ausdrücklich gebetet, „daß sie alle eins seien gleichwie Du, Vater, in mir und ich in Dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt."

Wir wissen, daß der Sohn Gottes unter diesem Einssein etwas viel Tieferes, Innerlicheres und Freieres verstanden hat, als was die römische Kirche unter ihrer hierarchischen Einheit, die besonders heut ihr stolzester Ruhm ist, versteht. Aber auf der andern Seite würden wir dieses Einssein zu einer bloßen frommen Phrase herabsetzen, wenn wir etwa meinten, es sei nur etwas Innerliches und nicht nötig, daß es sich auch in dem thatsächlichen Verhalten gegen einander äußerlich erkennbar darstellen müsse. So wäre es z. B. eine Unwahrheit: wenn zwei Denominationen Gebetsgemeinschaft mit einander pflegen und dabei sich gegenseitig ihre Kirchenglieder abspenstig machen wollten.

Mit triumphierender Gehässigkeit verhöhnt die straff centralisierte Papstkirche die protestantische Gespaltenheit, und es giebt vielleicht kein andres Argument, mit welchem sie — wenigstens scheinbar — gerade

[1]) Vortrag des Herausgebers für die allg. Missionskonferenz zu London im Juni dss. Jahres. (Leider war ich durch die gerichtlichen Verhandlungen in Bielefeld, von welchen die Leser aus den Zeitungen wissen, an dem persönlichen Besuche der Konferenz verhindert!) Ich habe das Thema in seiner englischen Fassung stehen lassen, da es nicht treffend zu übersetzen ist. Höflichkeit, Verträglichkeit, gegenseitige Rücksichtnahme u. dergl. trifft nicht den ganzen Sinn. Die nachfolgenden Ausführungen machen den Begriff völlig klar. — Es ist mit den Übersetzungen eine eigne Sache. So giebt auch die englische Übersetzung meines Vortrags manche meiner charakteristischen Ausdrücke durchaus nicht korrekt wieder und wiederholt wird mein Gedanke abgeschwächt. Voll verantwortlich kann ich also nur für die vorliegende deutsche Originalarbeit sein.

heute einen sieghafteren Beweis für ihre Prätension: die allein seligmachende Kirche zu sein, führte, als auf protestantischer Seite die Vielgespaltenheit, auf römischer die Einheit. Es ist jetzt nicht meine Aufgabe, dieses „übertünchte Grab“ aufzudecken, welches sich römische Einheit nennt; aber das wäre eine thörichte Kurzsichtigkeit, vor der Thatsache die Augen zu verschließen, daß diese Einheit eine wirkliche Macht ist, freilich keine göttliche aber eine weltliche Macht, die nicht bloß den Staaten sondern auch den protestantischen Kirchen gegenüber einen wahrlich nicht zu unterschätzenden Feind darstellt.

Die mechanische Einheit Roms, die notwendige Konsequenz seines äußerlichen, in der Papst-Unfehlbarkeit gipfelnden Kirchenbegriffs ist ja auf evangelischem Boden ein unmögliches Ding. Der evangelische Grundartikel von der Rechtfertigung durch den Glauben ist zugleich die Wurzel der evangelischen Freiheit und damit einer Mannigfaltigkeit der Bewegung und des Lebens, für welche in der starren römischen Einheit weder Verständnis noch Platz ist. Allein wiederum wäre es eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit, wenn wir in der Freiheit und Mannigfaltigkeit des Protestantismus nur Stärke sehen wollten. Gewiß ist beides unsre Stärke; aber ebenso gewiß liegt dicht neben, ja vielleicht gerade in dieser Stärke unsre Schwäche. Das paulinische Wort: „wenn ich schwach bin, bin ich stark“ hat auch umgekehrt seine Wahrheit: wo ich stark bin, bin ich schwach. Die römische Kirche hat über ihrer Einheit die Freiheit verloren und die evangelische über der Freiheit die Einheit. Unsre Freiheit und Mannigfaltigkeit wird unsre Schwäche, wenn das Individuum eine persönliche und die einzelne Kirchengemeinschaft eine denominationelle religiöse Eigenart schrankenlos geltend macht. Dann wird die eigne Freiheit zur Engherzigkeit, die Engherzigkeit zur Zersplitterung, die Zersplitterung zur Rivalität und die Rivalität zur Bekämpfung.

Leider ist auch das Gebiet der evangelischen Mission von dieser allgemeinen protestantischen Schwäche nicht frei. Allerdings ist die Gespaltenheit nicht so groß, wie der Hohn der römischen Gegner gern darstellt. Die Eintracht unter den Missionaren der verschiedenen protestantischen Missions-Gesellschaften ist größer als die Zwietracht; dessen, was sie einigt, mehr als dessen, was sie trennt; die gegenseitige Achtung stärker als die Mißachtung; und die Grenzrespektierung häufiger als die Grenzverletzung. Wäre es nicht so, so würde die allgemeine Missions-Konferenz, zu der wir uns hier versammelt und zu welcher mit geringen Ausnahmen alle protestantischen Nationen und Kirchengemeinschaften Vertreter gesandt haben,

ja nicht möglich gewesen sein! Und jedenfalls hat eine solche auf die Freiheit gegründete Einheit einen viel höheren Wert als die durch das Opfer der Freiheit in der Papstkirche erkaufte. Gerade das Missionswerk hat das Bewußtsein der Glaubenseinheit in der evangelischen Christenheit mächtig gefördert, den ökumenischen Sinn gepflegt, Weitherzigkeit in der Liebe erzeugt und eine einigende Bewegung in die verschiedensten Kirchengemeinschaften gebracht. Die protestantische Gespaltenheit ist auch in mehr als einer Beziehung zur Förderung des Missionswerkes ausgeschlagen. Indem jede protestantische Kirchenabteilung und kirchliche Richtung ihre eigne Mission treiben wollte, entstand eine große Menge von Missionsfeuerherden in der Heimat und trat eine große Fülle der mannigfaltigsten Gaben und Kräfte in den Missionsdienst, so daß die Missionsleistungen des wegen seiner Gespaltenheit verhöhnten Protestantismus die der auf ihre Einheit so stolzen Papstkirche weit übertreffen.

Trotzdem leidet die evangelische Mission schwer unter ihrer Gespaltenheit. Denn diese Gespaltenheit zersplittert und vergeudet unsre Kräfte, ist eine stete Versuchung zur unbrüderlichen Rivalität und richtet unter den Heiden nicht wenig Verwirrung, ja Ärgernis an.

Ist es nicht möglich, diese Übel, ich will nicht sagen gänzlich zu beseitigen, denn das wäre wohl eine trügerische Hoffnung, aber sie bedeutend zu verringern? Es ist nicht möglich auf dem Wege kirchlicher Verordnungen, schon darum nicht, weil wir eine oberste kirchliche Autorität nicht haben. Es ist aber möglich auf dem Wege freier brüderlicher Vereinbarung; und täuscht nicht alles, so wird es eine der schönsten Aufgaben dieser von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wiederkehrenden allgemeinen Missionskonferenz sein, durch solche brüderliche Vereinbarungen allmählich eine gewisse Einheitlichkeit zu bringen in die heute noch so zersplitterten und vielfach miteinander rivalisierenden protestantischen Missionsbestrebungen. Ohne Zweifel geht bereits ein Zug nach Zusammenschluß durch die protestantischen Missionskreise der verschiedenen Denominationen, wie nicht nur die großen Missionskonferenzen in Indien, China, Japan, Südafrika sondern auch die Vereinigung vieler zu verschiedenen Missionsgesellschaften gehörigen Missionsgemeinden z. B. die der presbyterianischen in Japan zu einer Kirche beweisen. Aus diesem Zuge nach Zusammenschluß ist auch das allgemeine freie Missionsconcilium geboren, das uns jetzt in London vereinigt. Dieses Missionsconcilium ist schon an sich ein Stück Verkörperung der missionary comity und jede brüderliche Beratung, in welcher man sich auf demselben über irgend eine Missionsfrage einigt, wird zur Förderung dieser comity.

Jetzt soll es aber auch ein Gegenstand unsrer speziellen Beratung sein: was muß seitens der einzelnen Missionsgesellschaften geschehen, um die missionary comity gegen einander zu wecken und zu pflegen? Ich beschränke mich auf eine dreifache Antwort:

I. Wir müssen gegenseitig von einander mehr Kenntnis nehmen;

II. Wir müssen uns gegenseitig verpflichten jede Grenzverletzung zu vermeiden; und

III. Wir müssen uns gegenseitig mehr Handreichung thun.

I.

Die evangelische Mission ist heute ein umfangreiches, vielverzweigtes Werk und es giebt in Europa wie in Amerika nicht viele Missionsfreunde, welche eine gründliche Gesamtübersicht über dasselbe besitzen. Jedenfalls hat das auch darin seinen Grund, daß man an der Erlangung einer solchen Gesamtübersicht nicht viel Interesse gehabt hat. Am meisten ist die allgemeine Missionskenntnis ohne Zweifel in Deutschland gepflegt worden. Hier giebt es — abgesehen von einer ganzen Anzahl populärer Missionsblätter — zwei größere litterarische Missionsorgane mit einem nach tausenden zählenden Leserkreise, die im Unterschiede von den Spezialberichten der einzelnen Gesellschaften die Behandlung der gesamten Mission zu ihrer programmmäßigen Aufgabe haben: das evangelische Missionsmagazin (seit 1816 von der Baseler Missionsgesellschaft herausgegeben) und die allgemeine Missionszeitschrift (seit 1874 von dem Referenten herausgegeben). Für die Missionsfreunde englischer Zunge diesseit wie jenseit des Oceans giebt es nur ein und zwar ziemlich junges solches Organ: die amerik. Missionary Review of the world, wie sie seit 1888 nach ihrer erfreulichen Umgestaltung unter der neuen Redaktion heißt.[1]) Sonst besitzt nur noch Holland seit 1883 eine allgemeine Missionszeitschrift: De Macedonier (herausg. von Ds. Dijkstra). Es ist nun charakteristisch, daß wir in Deutschland von der evangelischen Mission als von einer Einheit, von etwas Ganzem reden; wir sagen: die evangelische Mission im Singular, während man im Englischen sagt:

---

[1]) Der Unterschied zwischen der deutschen und der amerikanischen allg. Missionszeitschrift ist schon äußerlich sofort daran erkennbar, daß die erstere stets nur wenige (3—6), die letztere eine ganze Fülle (30—40) Gegenstände in der einzelnen Nummer behandelt. Wir enthalten uns jedes Urteils über den Inhalt; aber vielleicht dürfte man hüben und drüben aus der Vergleichung desselben manches lernen können: wir etwas mehr Leichtigkeit und Enthusiasmus, unsre amerikanischen Freunde etwas mehr Gründlichkeit und Nüchternheit.

die evangelischen Missionen im Plural, also die Einheit, die Solidarität derselben in den Hintergrund treten läßt. Es ist nicht bloß der Sprachgeist, der diesen Unterschied macht, und nicht bloß die verschiedene kirchliche Entwicklung hüben und drüben; auch die universalere Missionskenntnis, die im ganzen in Deutschland herrscht, hat ihren Anteil daran.

Ohne Zweifel ist die Anschauung, daß die evangelische Mission — trotz aller Verschiedenheiten unter den missionierenden Gesellschaften — etwas Einheitliches, ein Ganzes ist, neben der brüderlichen Liebe die Grundbedingung für die Übung der missionary comity. Zu dieser Anschauung müssen daher die Missionsfreunde in allen protestantischen Nationen und Kirchengemeinschaften erzogen werden und diese Erziehung geschieht wesentlich dadurch, daß man nicht bloß die Geschichte der eignen Missionsgesellschaft, sondern die gesamte evangelische Missionsgeschichte kennen zu lernen sich bemüht. Ein enger Gesichtskreis giebt gemeiniglich auch ein enges Herz, während umgekehrt ein weiter Gesichtskreis das Herz weit macht. So weit meine Kenntnis reicht, sind alle diejenigen Männer, welche durch eine gründliche universale Missionskenntnis einen weiten Gesichtskreis gewonnen haben, von der Engherzigkeit frei geworden.

Zu welcher Unbilligkeit der Mangel an Kenntnis führt, lassen Sie mich an einem mir sehr nahe liegenden Beispiel exemplifizieren und gestatten Sie mir, daß ich damit zugleich einer berechtigten Klage mit brüderlichem Freimut Ausdruck gebe.

Besonders unbekannt bei unsern Freunden in England und Amerika sind — geringe Ausnahmen abgerechnet — die deutschen Missionen und nicht bloß unsre Missionen, sondern überhaupt unsre religiösen Zustände.[1]) Die Folge ist, daß sehr viel verkehrte Urteile über Deutschland und seine Missionen und sein Christentum in der englischen Welt kursieren und dort eine so vorurteilsvolle ungünstige öffentliche Meinung über uns verbreitet haben, daß es uns kaum möglich wird, sie durch Thatsachen zu korrigieren. Die so knapp mir zugemessene Zeit gestattet nicht die Anführung von einzelnen Beispielen, die mir zu hunderten

[1]) Ja unsre Verhältnisse überhaupt. So kommt mir, während ich dies schreibe, der Independent vom 12. April d. J. in die Hand, in welchem behauptet wird: infolge der Überschwemmungen stehe für die Provinzen Posen, Pommern und Schlesien eine Hungersnot bevor, die Sammlungen für die Überschwemmten seien unbedeutend u. s. w. Was für verkehrte Vorstellungen von der deutschen Landwirtschaft, den deutschen Verkehrsverhältnissen und der deutschen Wohlthätigkeit müssen solche falschen Berichte erzeugen! Als ob Deutschland noch ein halbbarbarisches Land sei!

zu gebote stehen. Oft erregen diese falschen Mitteilungen über Deutschland unsre Heiterkeit, noch öfter thun sie uns weh. Die ganz natürliche weitere Folge dieser falschen Urteile über Deutschland und über die deutsche Missionsthätigkeit ist Mangel an comity: nämlich eine kränkende Geringschätzung unsrer Leistungen, eine gewisse vornehme Behandlung von oben herab, als ob wir nicht völlig ebenbürtige Missionsarbeiter seien und selbst mit unseren litterarischen Missionsleistungen noch völlig in den Kinderschuhen steckten, ganz zu geschweigen der mancherlei unfreundlichen Begegnungen auf den einzelnen Missionsgebieten. Dieser von uns oft schmerzlich empfundene Mangel an comity hat — das ist meine Überzeugung — wesentlich in der großen Unkenntnis über die deutschen Verhältnisse seinen Grund.

Ich bin weit davon entfernt, diese Verhältnisse zu idealisieren. Es ist deutsche Art, daß wir uns selbst sehr scharf kritisieren und pharisäische Selbstüberhebung ist nicht deutsches Nationallaster. Aber das dürfen wir sagen ohne jeden Selbstruhm und Sie werden es als wahr zugeben, daß wir in Deutschland die fremden, speziell die englischen bezw. amerikanischen Missionen besser kennen, als man in England und Amerika die deutschen kennt und daß wir gerechter gegen Sie sind als Sie gegen uns. Wir sind viel eher geneigt, die gesamte englische Missionsthätigkeit zu überschätzen als zu unterschätzen und unfreundliche Urteile über dieselbe werden Sie in unsrer Missionslitteratur kaum finden. Es giebt in Deutschland keinen einzigen Missionsfachmann, der nicht Englisch könnte und nicht wenigstens einige englische Missionsorgane läse. Ist es eine Anmaßung, wenn ich mir die Bitte erlaube: üben Sie doch die Höflichkeit gegen uns, wenigstens in den Missionskreisen etwas mehr Deutsch zu lernen, um durch einige Beschäftigung mit deutscher Missionslitteratur künftig Ihre deutschen Brüder und Mitarbeiter in der Mission gerechter beurteilen zu lernen?

Dies ist nur ein Beispiel. Die Klage über Mangel an gegenseitiger Kenntnis ist aber allgemein. Mit einer gewissen Eifersucht sorgen die meisten Organe der einzelnen Missionsgesellschaften dafür, daß die Freunde derselben nichts von dem erfahren, was durch andere, vielleicht viel größere und gesegnetere Gesellschaften geschieht. Ich weiß nicht, ob die Furcht dahinter steckt, daß die eignen Einnahmen Schaden leiden könnten, wenn das Missionsinteresse über die Grenzpfähle des eignen Missionsgebietes hinausginge. Aber wenn es auch nur Gleichgiltigkeit gegen die Missionsarbeit andrer ist oder Geringschätzung derselben, jedenfalls ist es eine Engherzigkeit, welche verhindert, daß sich innerhalb der evangelischen Christen-

heit so zu sagen ein missionarischer Corpsgeist bildet, der die Mission als eine allgemeine Angelegenheit aller evangelischen Kirchenabteilungen betrachtet. Gewiß ist es die Aufgabe des offiziellen Organs der einzelnen Missionsgesellschaft, über die eignen Arbeiten genauen Bericht zu erstatten; aber wenn diese spezielle Berichterstattung auch den Hauptinhalt bilden muß, Kirchturmpolitik braucht deshalb doch nicht getrieben zu werden. Jenseit der eignen Grenzpfähle wird Gottes Reich unter den Heiden auch gebaut und die Arbeiterschar der einzelnen Gesellschaft bildet doch immer nur eine Compagnie oder ein Bataillon oder ein Regiment in der gesamten evangelischen Missionsarmee.

Erst in der neueren Zeit ist es etwas besser geworden. Wie z. B. der Bostoner Missionary Herald seit lange regelmäßig Notes from the wide field enthält, so bringt jetzt bereits eine Anzahl Missionsblätter Notizen über „andre Missionen." Ich bin überzeugt, daß der missionary comity schon ein nicht unwesentlicher Dienst geschieht, wenn die Organe sämtlicher evangelischer Missionsgesellschaften wenigstens ein paar Seiten sich freihielten für regelmäßige Mitteilungen über das Werk ihrer Mitarbeiter, speziell über das derjenigen, deren Arbeitsgebiete dem ihrigen am nächsten liegt. Ich erlaube mir aber über diesen Gegenstand noch einige besondere Vorschläge zu machen, und vielleicht gefällt es der Konferenz, dieselben zu Beschlüssen zu erheben:

1. Im Auftrage der Konferenz sollte, wenn nicht alljährlich, so doch fünfjährlich eine allgemeine evang. Missionschronik herausgegeben werden, in englischer, deutscher, französischer, holländischer und einer skandinavischen Sprache. Diese Chronik müßte die Arbeiten sämtlicher evang. Missionsgesellschaften umfassen und auf Grund der Quellen genau gearbeitet sein. Die Arbeit könnte nach Ländern geteilt werden, die Redaktion müßte aber in einer und zwar einer kundigen Hand liegen. Die Vorarbeiten zu dieser Chronik würde ich vorschlagen in die Hand eines Ausschusses zu legen, welchen diese Konferenz aus den verschiedenen Nationen und Kirchenabteilungen wählt. Da ich auf diesen Ausschuß zurückkommen werde, genüge jetzt diese Andeutung.

2. Angesichts der großen Verschiedenheit, welche bezüglich der statistischen Mitteilungen bei den verschiedenen evang. Missionsgesellschaften herrscht, ist die Herbeiführung einer einheitlichen Missionsstatistik dringendes Bedürfnis. Es sollte die Aufgabe dieser Konferenz bezw. ihres Ausschusses sein: eine Verständigung über die Grundsätze herbeizuführen, nach welchen die missionsstatistischen Angaben hinfort zu machen sind. Ich erlaube mir als die wesentlichsten folgende zu bezeichnen:

a) da es sich in dem christlichen Missionswerke um die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, Mohammedanern und Juden, also Nichtchristen handelt, so sind die Arbeiten in christlichen Kirchengemeinschaften (Katholiken und andern protestantischen Kirchen) in die Missionsstatistik nicht mit aufzunehmen, sondern für sich zu rubrizieren.

b) Die Missionsstatistik ist möglichst einfach zu gestalten; je komplizierter, rubrikenreicher sie wird, desto unsichrer und lückenhafter wird sie. Auch ist vor Überschätzung der Zahlen ernstlich zu warnen.

c) Als Hauptrubriken sind aufzuführen: die Missionare (ordinierte und nicht ordinierte, Ärzte, Landwirte und Handwerker); selbständige weibliche Arbeiter, aber die Frauen der Missionare auszuschließen;[1]) selbständige eingeborene Mitarbeiter und zwar ordinierte und nicht ordinierte, abermals mit Ausschluß ihrer Frauen; die Getauften und Kommunikanten,[2]) Gemeinden und Schulen, Schüler und Schülerinnen; vielleicht auch die Ausgeschlossenen und Weggezogenen; endlich die Leistungen der Gemeinden. — In der Rechnungsablegung sollte deutlich hervortreten, was an wirklichen Beiträgen eingegangen ist und was aus andern Quellen kommt (Kapitalzinsen, Schriftenerlös, Regierungsunterstützung ꝛc.). Desgleichen bezüglich der Ausgaben, was auf die einzelnen Missionen verwandt worden ist.

d) Jede Missionsgesellschaft soll es als eine ihrer heimatlichen Missionsgemeinde schuldige Pflicht ansehen: jährlich eine zuverlässige und lückenlose Statistik zu liefern. Es muß verwirrend wirken, wenn wie z. B. in den Jahresberichten der Ausbreitungs-, und der Londoner Gesellschaft stehend große Lücken sich finden und dann doch diese lückenhaften Zahlen summiert und als statistisches Gesamtergebnis ausgegeben werden.

3. Endlich noch eins. Der auch sonst in vieler Beziehung musterhaft redigierte Church Miss. Intelligencer enthält in jeder Nummer unter der Rubrik: The Month eine bequeme Übersicht über die bedeutendsten neusten Vorgänge auf dem Gebiete seiner Gesellschaft daheim und draußen. Es wäre eine dankenswerte Höflichkeit der Herausgeber der Missionsblätter, wenn sie diesem Vorbilde allgemein zu folgen und stehend monatlich (bezw. zwei-, oder dreimonatlich je nach der

---

[1]) Es nimmt doch auch in der Heimat kein Mensch die Frauen der Geistlichen, so treue Gehilfinnen ihrer Männer sie auch sein mögen, mit in eine kirchliche Statistik auf.

[2]) Die jetzt üblichen „Anhänger“ bilden eine sehr unsichere Rubrik. Als wirkliche Christen können erst die Getauften gelten. Unter Kommunikanten sind selbstverständlich die kommunionsfähigen selbständigen Gemeindeglieder zu verstehen.

Größe der Gesellschaft) eine ebensolche übersichtliche Darstellung der neusten Ereignisse auf dem eignen Missionsgebiet geben wollten. Sie würden dadurch ohne Zweifel die Bekanntschaft mit diesen Ereignissen auch über die eigne Missionsgemeinde hinaus wesentlich erleichtern.[1])

II.

Von der durchschlagendsten Bedeutung für die missionary comity ist zum andern die gegenseitige Grenzrespektierung. Wo sich eine Missionsgesellschaft rücksichtslos in die Arbeit einer andern eindrängt, da wäre die Versicherung einer comity nichts als unwahre Phrase.

Bekanntlich ist es einer der paulinischen Missionsgrundsätze: „nicht auf einen fremden Grund zu bauen“ (Römer 15. 20). Wenn die römische Kirche durch ihre geflissentliche Eindrängung in evangelische Missionsgebiete diesem apostolischen Grundsatz beständig ins Angesicht schlägt, so brauchen wir uns darüber nicht zu wundern. St. Paulus ist nicht ihr Freund und der Römerbrief existiert für sie nur als eine Anklageschrift, an die sie sich nicht gern erinnern läßt. In der evangelischen Kirche ist nächst dem Meister vom Himmel keine andre Autorität so hoch gehalten als die des heiligen Paulus und speziell für uns Missionsleute ist und bleibt er das vollkommenste Vorbild. Auch in der apostolischen Zeit gab es verschiedene Missionen, zwischen denen es nicht ohne Reibung abging; aber die Losung des Paulus lautete: „daß nur Christus verkündigt werde allerleiweise, so freue ich mich darinnen und will mich auch freuen“ (Phil. 1, 18) und „ich will nicht auf einen fremden Grund bauen.“ Das war paulinische missionary comity. Damit ist uns deutlich gezeigt, was wir als evangelische Christen angesichts unsrer Gespaltenheit zu thun haben.

Machen wir zunächst einen Augenblick halt bei der Thatsache, daß es in der evangelischen Christenheit viele Missionsgesellschaften, nach meiner Überzeugung zu viele giebt. Wir haben noch lange lange nicht genug Missionare, aber wir haben zu viele Missionsgesellschaften. Wie schon bemerkt, hat Gott auch daraus manchen Segen kommen lassen; aber so ich das jetzige Missionsbedürfnis recht verstehe, so thut uns heut Konzentration not. Je länger je mehr kommt für die evangelische Mission die Zeit der großen Entscheidungen und für dieselben brauchen wir nicht bloß große

---

[1]) Übrigens will ich nicht leugnen, daß ich dabei auch einen egoistischen Hintergedanken habe, nämlich daß speziell denjenigen, welche sich mit dem Studium der sämtlichen evang. Missionsorgane beschäftigen, ihre mühsame Arbeit ein wenig erleichtert werde.

sondern einheitlich organisierte und von erfahrenen Führern geleitete Streiterheere. Abgesehen davon, daß immer neue Missionsgesellschaften die protest. Missionszersplitterung und Konkurrenz vermehren, sie ermangeln auch der Erfahrung, treiben viele unreife Experimente, müssen jedenfalls als Anfänger erst wieder teures Lehrgeld bezahlen und für ihren heimatlichen Missionsapparat überflüssige Geldausgaben machen. Je kleiner eine Missionsgesellschaft, desto teurer ist sie und desto mehr wird besonders auf tropischen Gebieten ihre Wirksamkeit erschwert. Das allerschlimmste aber ist, wenn die Zahl derjenigen Missionare zunimmt, welche ohne jeden Zusammenhang mit irgend einer Missionsgesellschaft als pure individuals hinausgehen und ganz auf eigne Faust Mission treiben. Dadurch wird die so schon vielgespaltene protest. Mission geradezu atomisiert und zu den bereits angedeuteten Nachteilen noch der gefügt, daß auch die durch solche individual missionaries etwa bekehrten Heiden isoliert stehen. Es erscheint mir daher als ein notwendiges Stück der missionary comity, wenn unsre Gespaltenheit nicht geradezu zur Atomisierung führen soll, daß man aus Rücksicht gegen die bereits bestehenden Missionsgesellschaften und noch mehr aus Rücksicht auf das Konzentrationsbedürfnis der Gegenwart die Neigung: immer neue Missionsgesellschaften zu gründen überwindet. Unsre Losung muß heut vielmehr lauten: Anschluß an bereits bestehende Missionsgesellschaften und wo es irgend möglich ist: Verminderung derselben durch Zusammenschluß.

Wir haben Missionsgesellschaften und zwischen ihnen Reibungen gerade genug. Reibungen zunächst in der Heimat. Ich bin allerdings nicht bekannt genug mit den kirchlichen Verhältnissen in England und Amerika. Trotzdem hier die Missionsgesellschaften vielfach durch ihren denominationellen Charakter ziemlich reinlich von einander geschieden sind, wird es vermutlich an Konkurrenz unter ihnen so wenig fehlen wie in Deutschland, Holland oder Schweden, zumal auch manche englische und amerikanische Kirchengemeinschaft mehr als eine Missionsgesellschaft hat. Da jede Gesellschaft ihre Einnahmen möglichst zu steigern strebt, so ist nicht bloß Konkurrenz, sondern auch Reibung unausbleiblich, denn es ist unmöglich, das zu jeder Missionsgesellschaft gehörige heimatliche Gebiet geographisch abzugrenzen, zumal auch niemandem befohlen werden kann, welcher Gesellschaft er seine Gabe geben will. Gewaltabgrenzungen sind hier nicht möglich, man kann nur an die brüderliche comity appellieren. Aber für diese comity sollten 2 Regeln allgemein verbindlich sein: 1) es ist die Pflicht eines evangelischen Christen, derjenigen Missionsgesellschaft Treue zu halten, welcher er sich aus freier Wahl einmal angeschlossen hat, so

lange diese Gesellschaft selbst ihren Prinzipien treu bleibt; 2) es ist die Pflicht jedes im Dienst einer bestimmten Missionsgesellschaft stehenden Arbeiters (Inspektors, Reisepredigers &c.), andern Gesellschaften ihre Freunde niemals abspenstig zu machen, sondern wenn man eine Steigerung der Einnahme bedarf, diese in erster Linie bei den eignen Freunden zu bewirken, und dann in solchen Kreisen zu versuchen, welche bisher sich noch keiner Missionsgesellschaft angeschlossen hatten.

Bevor wir nun auf das Missionsgebiet draußen unter den Heiden uns begeben, gestatten Sie mir nochmals ein freimütiges brüderliches Wort über die Proselytierungsarbeit in protestantischen Kirchengemeinschaften, speziell auch in Deutschland. Denn ich vermag nicht einzusehen, wie es möglich ist, missionary comity draußen auf dem Heidenmissionsgebiete gegen einander zu üben, wenn man ihr hier in der Heimat ins Angesicht schlägt. Nach meiner Überzeugung sollte eine systematische Proselytierung unter den protest. Glaubensverwandten innerhalb einer andern evang. Kirchengemeinschaft überhaupt nicht stattfinden. Besonders taktlos auf der einen und empfindlich auf der andern Seite ist es aber, wenn diese Proselytierung geradezu in eine Linie mit der Missionsarbeit unter den Heiden gesetzt wird. Ich will keine Namen nennen, aber es sind bis in die neuste Zeit Missionsberichte in englischer Sprache durch meine Hände gegangen, in welchen der Reihe nach z. B. Afrika, Centralamerika, Südamerika, China, Deutschland, Indien, Türkei, Japan als Missionsgebiete der betreffenden Missionsgesellschaften aufgeführt wurden. Wenn etwa ein Hindu oder Neger einen solchen Bericht läse, so müßte er ja notwendigerweise Deutschland für ein ebenso heidnisches Land halten wie Indien oder Kongo. Und was soll man dazu sagen, wenn ein methodistischer Prediger in Berlin schreibt: hier sei ein Arbeitsfeld von über 1 Million Seelen und für dasselbe nur ein Arbeiter, nämlich eben dieser Methodist! Teure Brüder in England und Amerika! Ich glaube, daß ich im Namen aller meiner deutschen Glaubensgenossen rede, wenn ich Sie dringend bitte: Hören Sie auf, Deutschland, das Land Luthers und Melanchthons, Arnds und Speners, Franckes und Zinzendorfs, Tholucks, Fliedners und Wicherns, hören Sie auf dieses Land als ein halbheidnisches und rationalistisches zu betrachten. Unser Christentum trägt allerdings ein etwas anderes Gewand als das englische und amerikanische, nämlich eben ein deutsches; ich wiederhole: wir idealisieren es nicht; aber wir haben ein Recht zu verlangen, daß man uns kennen lernt, und zwar genau kennen lernt, ehe man uns verurteilt. Auch heute werden auf deutschem Boden große religiöse Kämpfe ausgekämpft, deren

Ausgang auch für England und Amerika von Bedeutung ist. Erschweren Sie uns unsre Lage und verwirren Sie uns unsre kirchlichen Verhältnisse nicht noch dadurch, daß von England und Amerika her methodistische, baptistische und dergl. Propaganda unter uns getrieben wird. Es ist für diese ausländischen Pflanzen auch durchaus kein Boden in Deutschland. Wollen Sie uns helfen in der Rettung der glaubenslosen Massen, die übrigens in England und Amerika ebenso vorhanden sind wie in Deutschland, so soll uns dieser Beistand willkommen sein; aber treiben Sie unter uns keine Proselytenmacherei für englische oder amerikanische Denominationen und fischen Sie nicht für sich in unsern Fischteichen, indem unsern Landeskirchen ihre besten Glieder abspenstig gemacht werden. Halten Sie mir diese Bitte zu gut und erweisen Sie uns Ihre brüderliche comity dadurch, daß Sie auf Beseitigung dieser Propaganda hinwirken. Die Lage des Protestantismus ist wahrlich ernst genug heut. Auf der einen Seite der alte römische Feind, der es jetzt ernster als je meint, auf der andern eine wachsende Macht des Unglaubens und der Sittenlosigkeit innerhalb unsres eignen Lagers und dazu noch eine nichtchristliche Welt von 1000 Millionen, die das Evangelium noch gar nicht kennt. Da giebts wahrlich wichtigeres zu thun als unter den eignen Glaubensgenossen in andern evang. Kirchengemeinschaften Proselytenmacherei zu treiben. Es wäre eine herrliche That dieser Konferenz, wenn sie dieser unbrüderlichen Proselytenmacherei ein Ende bereitete.

Gehen wir nun hinaus auf die Heidenmissionsgebiete, so muß auch da leider die Thatsache konstatiert werden, daß durch unbrüderliche Eindrängung in evangelischerseits bereits besetzte Gebiete und durch unbrüderliche Proselytenmacherei bezw. Begünstigung der Überlauferei fortgehend die missionary comity verletzt wird. Es würde die mir zugemessene Zeit weit überschreiten, wollte ich aus der Fülle des mir zu gebote stehenden Beweismaterials, wie seinerzeit Anderson auf der New-Yorker Allianzversammlung es gethan, eine Reihe Einzelbeispiele anführen. Nur so viel sei angedeutet, daß die betreffenden Beschwerden sich vornehmlich gegen die englische Ausbreitungs-Gesellschaft und gegen die Methodisten richten. Im übrigen prüfe sich jede einzelne Gesellschaft, wie weit der erhobene Vorwurf auch sie trifft.

Zur Beseitigung dieser Mißstände, welche nicht bloß viel Mißstimmung und Verwirrung, sondern auch eine große Schädigung des christlichen Lebens und besonders eine bedauerliche Unterbindung der Kirchenzucht im Gefolge haben, erlaube ich mir der Konferenz folgende Vorschläge zur Beschlußfassung zu unterbreiten:

1) Wenn eine evang. Missionsgesellschaft ein neues Arbeitsgebiet übernimmt, so wähle sie kein solches, das bereits von einer andern evang. Missionsgesellschaft besetzt ist; oder falls dieses besetzte Gebiet, wie beispielsweise Ostafrika, einen sehr großen Flächenraum umfaßt, so verabrede sie in brüderlicher Weise mit der vor ihr dagewesenen Gesellschaft eine Abgrenzung der gegenseitigen Arbeitsgebiete und achte sich dann streng an diese Grenzregulierung gebunden.

2. Wo ein Missionsgebiet, wie z. B. Südafrika oder Indien bereits von mehreren Missionsgesellschaften besetzt ist, da vermeide man jede Eindrängung in Stationen (bezw. den Umkreis von Stationen)[1]), welche andern Gesellschaften gehören, jede direkte Propaganda unter den Gemeindegliedern dieser Gesellschaften und besonders jede Begünstigung der traurigen Überlauferei. Dazu verständige man sich über bestimmte Grundsätze bezüglich der Aufnahme von Gemeindegliedern aus andern Missionen. Als Grundlage einer solchen Verständigung empfehle ich folgende Punkte:

a) Es wird kein Glied einer andern Mission angenommen, geschweige zum heil. Abendmahl zugelassen, ohne daß zuvor der Missionar der Ge-

[1]) Solche Eindrängung wird oft dadurch begründet, daß ein eingeborener Christ, der einer andern Missionsgesellschaft bezw. evang. Kirchengemeinschaft angehört, auf die betreffende Station oder in deren Umkreis zieht. Mir sind z. B. aus Südafrika viele auf diese Weise entstandene Eindrängungen bekannt und vermutlich ist es auf andern von vielen Missionsgesellschaften besetzten Gebieten wie Indien u. s. w. ebenso. Auch hierüber sollte eine allgemeine Regelung stattfinden; nämlich daß man großherzig genug ist, in solchem Falle den einwandernden Christ aufzufordern, sich der bereits bestehenden Stationsgemeinde anzuschließen. Also wenn etwa in einer der südafrikanischen Hafenstädte ein Sotho durch einen Wesleyanischen Missionar ein Christ geworden ist und derselbe wandert zurück in sein Vaterland, entweder in das Gebiet der Berliner oder in das der Pariser Mission, so soll der Wesleyanische Missionar es für seine Pflicht halten, dem Heimkehrenden den Anschluß an die in seiner Heimat bestehende Mission zu empfehlen, aber nicht: um seinetwillen oder um ein paar solcher Fälle willen selbst eine Station im Bereich des Berliner oder Pariser Missionsgebiets anlegen. Und umgekehrt sollen die Berliner, Pariser u. s. w. Brüder ebenso handeln. Also wenn etwa von Kimberley ein zur Berliner Mission gehöriger Schwarzer weit weg in das Gebiet einer Wesleyanischen Station zieht, so soll ihm empfohlen werden, sich zu derselben zu halten. Geschähe das durchgehends, so würde ein ganzes Heer von bösen Verwickelungen aus der Welt geschafft.

Freilich ist, um so zu handeln notwendig außer brüderlicher Weitherzigkeit — genaue Kenntnis der benachbarten Missionsgebiete. Ich fürchte, es fehlt sehr oft an dieser Kenntnis und viele unbrüderliche Eindrängung geschieht aus Unwissenheit. Also abermals eine Forderung der comity: mehr gegenseitige Kenntnisnahme!

meinde, zu der es bisher gehört hat, darüber in Kenntnis gesetzt und sein Urteil über dasselbe eingeholt worden ist.

b) Es wird kein Glied einer andern Mission angenommen, welches aus seiner bisherigen Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden ist, bezw. dem der Ausschluß oder eine sonstige Kirchenstrafe droht.

c) Da die Gefahr nahe liegt, daß eingeborne Gehilfen aus eigennützigen Beweggründen übertreten, so sollen sie nicht sofort eine Anstellung, jedenfalls kein höheres Gehalt erhalten, als sie in ihrer früheren Stellung bezogen. Überhaupt dürfte es sich empfehlen, daß die auf einem und demselben Gebiete arbeitenden Missionsgesellschaften sich über einheitliche Gehalte für die eingeborenen Gehilfen einigten.

3. Von besondrer Wichtigkeit für die Pflege eines gegenseitigen freundlichen Verhaltens sind regelmäßige Konferenzen, auf welchen die sämtlichen evang. Missionsarbeiter derselben Missionsgebiete sich persönlich nahe treten und in brüderlicher Offenheit über alle wichtigen Missionsfragen zu verständigen suchen. Allgemeine Missionskonferenzen wie die zu Allahabad, Kalkutta, Shanghai, Osaka, King Williamstown haben mehr zur Verständigung und Einigung der verschiedenen protest. Missionsarbeiter beigetragen als alle sonstigen Mahnungen. Nur sollten noch mehr Konferenzen dieser Art auch für kleinere Distrikte ins Leben treten.

Eine ganz neue Gefahr für die missionary comity ist entstanden durch die moderne Kolonialpolitik, welche die nationalen Eifersüchteleien und Leidenschaften, die sie erregt, auch auf das internationale Gebiet der Mission zu übertragen droht, und zwar keineswegs allein in Frankreich und in Deutschland, sondern auch — allerdings etwas anders geartet — in England. Ich kann im Rahmen des mir gestellten Thema diese für die gegenwärtige Mission so wichtige Frage natürlich nur streifen, sie hätte einen selbständigen Beratungsgegenstand auf dieser Konferenz bilden sollen. Die evang. Missionsgesellschaften trifft weder die Schuld für die Erregung dieser kolonialpolitischen Eifersüchteleien noch vermögen sie dieselben zu beseitigen. So weit meine Kenntnis reicht, haben sie, verschwindende Ausnahmen abgerechnet, gegen die Gefahr einer Nationalisierung der Mission Zeugnis abgelegt. Wie wir in Deutschland,[1]) so haben das auch unsre Brüder in Frankreich gethan,[2]) die vielleicht am stärksten

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit, um auf die betreffenden — wie es scheint, in England wenig bekannt gewordenen — Verhandlungen der deutschen Missionsgesellschaften in Bremen 1885 hinzuweisen. Vergl. Allg. Miss.-Z. 1885, 545 ff. und 1886, 39 ff.

[2]) S. Allg. Miss.-Z. 1887, 269 ff.

unter dem Druck nationaler Leidenschaft stehen. Hoffentlich geht diese Ära hochgradiger nationaler Empfindlichkeit vorüber, sobald die kolonialpolitischen Verhältnisse sich konsolidiert haben und die neue Kolonialära aus den Kinderkrankheiten heraus ist. — Daß die europäischen Kolonialmächte auf ihren Kolonien bez. Schutzgebieten Missionare ihrer eignen Nationalität zu haben wünschen, das ist ja bis zu einer gewissen Grenze ein ganz gerechtes Verlangen. *Kolonialbesitz macht die Mission auch zur nationalen Pflicht.* Die Aufgabe der Missionsgesellschaften wird nur eine doppelte sein müssen: 1) dafür zu sorgen, daß diese nationale Pflicht nicht zur Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit gegen die auf den Kolonien arbeitenden Missionare andrer Nationalitäten ausarte und 2) daß die Missionare andrer Nationalitäten nicht etwa durch ein gereiztes Verhalten der fremden Kolonialregierung zu begründeten Beschwerden Anlaß geben. *Wir müssen hüben und drüben ernstlich wachen, daß weder die Kolonialpolitik in die Mission noch die Mission in die Kolonialpolitik gemengt werde.* Mögen zur Zeit die Beziehungen der Kolonialregierungen noch so gespannt sein, die Beziehungen der Missionen, auch wenn sie verschiedenen Nationalitäten angehören, sollen nicht in diese Spannung hineingezogen werden. Muß wie z. B. in Gabun und Kamerun geschehen, unter dem kolonialpolitischen Drucke ein Wechsel der Missionen eintreten, so geschehe er nur auf Grund *freundlicher Vereinbarung* zwischen den betreffenden Missionen; oder wo, wie in Ostafrika, auf einem Kolonialgebiet neben bereits vorhandenen Missionaren einer fremden Nationalität auch noch die der eignen in die Arbeit eintreten, da gehe stets eine *brüderliche Grenzregulierung* vorher.

Die unerläßliche *Voraussetzung* für die Pflege einer wirklichen comity unter den (verschiedenen Kirchenabteilungen angehörigen) evang. Missionsgesellschaften ist die doppelte Anerkennung, 1) daß wir alle miteinander ein solches Maß *gemeinsamer Glaubenswahrheit* besitzen, welches ausreichend ist, einem Sünder den sicheren Weg zur Seligkeit zu zeigen und 2) daß es *nicht eine seligmachende Kirche sondern nur einen seligmachenden Heiland giebt.*[1] Fehlt diese Anerkennung, so verhallt jede Beschwerde über unbrüderliche Eindrängung ebenso ungehört wie jede Bitte um freundliche Rücksichtnahme. Ist diese Anerkennung aber vorhanden, so folgt aus ihr, daß wir bei unsrer Missions-

[1] Dies ist eigentlich der tiefste Unterschied zwischen Rom und uns, daß Rom eine alleinseligmachende *Kirche* lehrt, nicht einen allein seligmachenden *Heiland*

arbeit unter den Heiden keinen Kirchenegoismus treiben und nicht die denominationellen Besonderheiten, die uns von einander scheiden, in den Vordergrund stellen, sondern die großen christlichen Wesenswahrheiten und Grundthatsachen, die wir mit einander gemeinsam haben. Ich sage nicht: jede evang. Kirchenabteilung soll ihre Eigenart aufgeben — das wäre eine utopische Forderung, die selbst diejenigen nicht erfüllen, welche sich als undenominationell bezeichnen; da auch sie eine kirchliche Eigenart haben. Aber diese kirchliche Eigenart soll nicht in einer so rücksichtslosen Weise geltend gemacht werden, als ob gerade an ihr die Seligkeit hänge. Es pflege immerhin jede evangelische Kirchengemeinschaft ihre Eigenart, aber sie mache dieselbe nicht zum Sturmbock gegen das anders stilisierte Haus ihrer Glaubensgenossen. Manche kirchliche Eigenart freilich, besonders soweit sie auf Verfassungsunterschieden beruht, ist in der Mission geradezu unhaltbar, so z. B. die meisten Differenzen, welche die verschiedenen presbyterianischen oder methodistischen oder baptistischen Denominationen wieder unter einander haben. Es ist gar nicht möglich, daß die Heiden, selbst die gebildeten unter ihnen, für diese Kleinlichkeiten ein Verständnis besitzen. Diese im fremden Lande absolut unverstehbaren Scheidewände müssen also fallen, wie erfreulicherweise z. B. in Japan bereits ein Anfang damit gemacht ist. Und wie in Japan so wird es vermutlich auch auf andern Missionsgebieten gehen. Ich halte zur Zeit allerdings die Bildung selbständiger heidenchristlicher Nationalkirchen für ein verfrühtes und darum unweises Experiment, weil noch auf keinem Missionsgebiete der Gegenwart die Eingeborenen für dasselbe reif sind, auch in Indien und Japan nicht, geschweige denn in der Südsee oder gar irgendwo in Afrika. Aber als das Ziel unsrer Missionsarbeit müssen solche selbständige Nationalkirchen doch fest im Auge behalten werden; und darüber kann kein Zweifel sein, daß dieses selbständige nationale Kirchenhaus auch seinen eigenartigen Kirchenstil tragen wird. Man baut in Indien, China, Japan und auch in Afrika anders als in Europa und Amerika. Wenn wir unsre europäischen und amerikanischen kirchlichen Besonderheiten in der Mission nur als das Baugerüst anzusehen uns gewöhnen lernen, welches für den Bau unentbehrlich, aber doch nicht der Bau selber ist, so glaube ich, würde die missionary comity der protest. Missionsgesellschaften unter einander einen mächtigen Schritt vorwärts thun.

III.

Bezüglich des dritten Punktes endlich: der gegenseitigen Handreichung, nur noch zwei Vorschläge:

1) Wir müssen die Abwehr von Angriffen, welche gegen die evang. Mission geschehen, als einen Kampf betrachten, den wir gemeinsam zu führen haben; auch dann, wenn der Angriff weder uns persönlich noch gerade die Missionsgesellschaft angeht, der wir zugehören.

Solche Angriffe erfährt die evangelische Mission wesentlich von zwei Seiten: von Rom und von den Missionsgegnern in unsrer eignen Kirche.

Was zunächst die römische Feindschaft wider die evang. Mission betrifft, so offenbart sich dieselbe heut gehässiger als je zuvor, und zwar sowohl in einer systematischen Eindrängung in die evang. Missionsgebiete, wie in einer systematischen literarischen Verlästerung der evang. Missionsgeschichte. Es ist daher ein unabweisbares Bedürfnis, daß wir uns zunächst verständigen über gemeinsame Maßregeln gegen die rücksichtslose römische Eindrängung, welche es geradezu auf Zerstörung unsres Werkes abgesehen hat und ich empfehle dringend dieses Thema als Beratungsgegenstand allen größeren und kleineren Missionskonferenzen. Wie die feindselige Eindrängung so geschieht offenbar auch die Geschichtsfälschung, welche römischerseits jetzt in so ausgedehntem Maße getrieben wird und die geradezu eine „Verschwörung wider die Wahrheit" ist, auf Befehl von oben. „Die Dogmatik soll die Geschichte überwinden," wie die Reformations- so auch die Missionsgeschichte — das ist die von oben ausgegebene Parole. Die ultramontanen Missionsorgane sind daher auf der einen Seite voll der überschwenglichsten Verherrlichungen der römischen und auf der andern Seite voll der maßlosesten Beschimpfungen der evangelischen Mission. Und nicht bloß die römischen Missionsorgane; man benutzt bereits auch die politische Presse und die Unterhaltungslitteratur ganz in derselben Richtung, und legt Kuckucksseier in diese Nester, oft ohne daß die auf dem kirchlichen und Missionsgebiete meist ignoranten Journalisten es ahnen. Ja ich fürchte, auch den meisten Missionsfreunden diesseit wie jenseit des Oceans ist der eigentliche Umfang der römischen Angriffe auf die evang. Mission noch verborgen.[1])

Auch seitens der missionsfeindlichen Welt haben die Angriffe auf die Mission noch keineswegs aufgehört; sie haben etwas abgenommen, ja

[1]) Ich erlaube mir daher hinzuweisen auf meine ausführliche: „Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evang. Heidenmission" (Gütersloh, 1884 u. 1885. S. 509), wie auf die drei Flugschriften: „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission:" 1. die römische Feindschaft wider die evang. Kirche. 2. das römische Christentum und 3. die römische Geschichtsschreibung. (Halle, E. Strien. 1888). — Es wird hohe Zeit, daß unsre sichren Glaubensgenossen sich über die Größe der von Rom drohenden Gefahr endlich die Augen öffnen lassen.

zeitweilig scheint es, als ob sie schwiegen. Aber sobald das Feuer an irgend einem Orte wieder eröffnet und vielleicht mit geschickter Hand auf einen wirklich schwachen Punkt gerichtet wird, so folgt bald eine Kanonade auf der ganzen Front, die sich dann gemeiniglich auch nicht auf ein einzelnes Land beschränkt. Wird das Feuer z. B. in England eröffnet, so pflanzt es sich nach Deutschland fort, und wenn es in Deutschland seinen Anfang nimmt, so findet es auch in England sein Echo. Wir haben das erst neuerlich bei der Kontroverse über Christentum und Islam wie bei dem Angriffe des Professor Lenz auf die ostafrikanischen Missionen erlebt.

Woher nun auch der Angriff komme — wir müssen uns zur entschlossenen Abwehr die Hand reichen. Gewiß verdient nicht jede Lüge eine Widerlegung; aber ebenso gewiß ist es ein verderblicher Grundsatz, sich überhaupt auf keine Widerlegung einlassen zu wollen. Das muß den Schein erwecken als habe der Angreifer recht, und die öffentliche Meinung irre führen. Christen, also auch Missionsfreunde sollen bereit sein zur Verantwortung. Ein ebenso verderblicher Grundsatz ist es, zu denken: so lange der Angriff nicht gegen mich, gegen meine Missionsgesellschaft, gegen meine Landsleute gerichtet ist — was gehet es mich an! Ich habe in dieser Beziehung sehr betrübende Erfahrungen gemacht. Englische Missionen wurden mehr als einmal in Deutschland angegriffen und ich hielt es für meine Pflicht, für dieselben öffentlich einzutreten. Ich bedurfte dazu authentischer Information und wandte mich an die Vorstände der betreffenden Gesellschaften; teilweise erhielt ich aber gar keine, teilweise die Antwort: es ist uns einerlei, was man in Deutschland über uns schreibt! Und hier handelte es sich doch nicht um einen Dienst, den jene englischen Missionen mir leisten sollten, sondern den ich ihnen leisten wollte. Ist das missionary comity? Wo ist da der missionarische Corpsgeist, wo das missionarische Gemeinschaftsgefühl? Schwächen wir uns denn nicht selbst durch diesen engherzigen Egoismus? Darum meine dringende Bitte: wo immer ein Angriff wider die gemeinsame Sache der evang. Mission geschieht, lassen Sie uns einander Handreichung thun dadurch, daß wir uns gegenseitig mit authentischem Quellenmaterial ausrüsten, und wenn der Angriff auch im fremden Lande und gegen eine fremde Missionsgesellschaft stattfindet, ihn stets ansehen, als wenn er uns selbst gelte. Das ist missionary comity, welche spricht, wenn der Mitarbeiter angegriffen wird: mea res agitur und: ich bin dein Mitstreiter.

Sowohl um eine Führung zu haben in Fragen, welche ein gemeinsames Handeln aller Missionsgesellschaften wünschenswert machen,

wie um eine Art Schiedsgericht zu besitzen bei Differenzen, welche den Frieden zwischen verschiedenen Missionsgesellschaften zu stören drohen, sollte die Allg. Missionskonferenz die Anregung zur Bildung eines stehenden Ausschusses geben, der sich aus Delegierten der Missionsgesellschaften aller protestantischen Nationen zusammensetzte und seinen Sitz in London hätte. Um diesem Centralausschuß eine sichere Unterlage zu geben, sollte sich in jeder protest. Nation eine Missionskonferenz bilden, welche sämtliche Missionsgesellschaften dieser Nation in sich vereinigte und die dann aus ihrem Schoße ihren bezw. ihre Deputierten für den Centralausschuß erwählte. Solche nationale Missionskonferenzen haben wir bereits, soweit meine Kenntnis reicht, in Deutschland, und Anfänge zu ihnen in Skandinavien und Holland; sie wären also noch zu bilden für England (bezw. Schottland), Nordamerika und Frankreich (mit Waadtland und Italien). Diese nationalen Konferenzen würden sich am besten etwa alle 3 Jahre versammeln und gleichfalls einen bleibenden Konferenzvorstand bezw. Ausschuß aus sich erwählen, der dann die Verbindung mit dem Centralausschuß unterhielt.

Als Aufgaben des letzteren dürfte es vor der Hand genügen folgende zu bezeichnen:

a) Die allgemeine von 10 zu 10 Jahren wiederkehrende Missionskonferenz vorzubereiten;

b) für die regelmäßige Herausgabe der bereits früher beantragten allgemeinen Missionschronik zu sorgen;

c) die Initiative zu ergreifen zu einem gemeinsamen Vorgehen in solchen Angelegenheiten, welche wie z. B. die Bekämpfung des überseeischen Branntweinhandels, allgemeine Interessen sämtlicher Missionsgesellschaften betreffen;

d) Grenzstreitigkeiten zu schlichten.

Und nun zum Schluß mein ceterum censeo: Soll die missionary comity wirklich eine Tugend aller evang. Missionsgesellschaften werden, so müssen wir lernen, trotz aller unsrer Differenzen die Mission, die wir treiben als eine gemeinsame Angelegenheit anzusehen, einen Missionscorpsgeist zu erwecken und zu pflegen, uns an eine Solidarität der Missionsinteressen zu gewöhnen und — den Heiden gegenüber die uns allen gemeinsamen Grund- und Wesenswahrheiten des Evangelii in den Vordergrund zu stellen. Ist es uns damit ein Ernst, so werden wir dann auch aufrichtig und mit Aussicht auf Erhörung beten können um die brüderliche Liebe, welche die sicherste Garantie der missionary comity ist.

Die katholische Kongo-Mission.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.

Nach den Quellen zusammengestellt und beleuchtet

von P. J. Pfotenhauer, Dudensen.

3. Die Mission der Kapuziner.[1])

Lag es zuerst in der Absicht des Verfassers, diesen Zeitraum nur ganz kurz zu behandeln, so erkannte er doch bald, daß zur Herausstellung vieler wichtiger Punkte eine umfassendere Darstellung nötig war, zumal manches außerhalb des Rahmens der Geschichte nicht zur Geltung hätte kommen können. Wie wir sehen werden, ist der Charakter der Kapuzinermission wesentlich anders, als der der vorhergehenden Mission; erstere geht mehr ins einzelne und kleine, bildet Centren, von denen aus man zu arbeiten versucht, während wenigstens nach den Berichten in der ersten Periode in Bausch und Bogen, ins Blinde hinein gearbeitet wird.

Auch dadurch bekommt diese Mission ein anderes Bild, daß der große portugiesische Staat nicht mehr hinter ihr steht und Nachdruck ausübt, wo „lebensmächtige Gründe“ nicht zureichen! Wahrlich, es wäre nun für diese so oft herbeigerufenen Männer an der Zeit gewesen, zu bewahrheiten: „Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen!“ — aber nein, statt froh der staatlichen Entledigung zu sein, sehen wir diese Männer in politischen Machenschaften aller Art sich bewegen, ein politisch Spiel im kleinen entrieren, welches würdig jener „großen“ ersten Periode sich an die Seite reihen kann. Um so jäher aber führten sie dadurch das Ende herbei, denn die Mittel, die Missionsmittel, welche sie gestützt auf ihren politischen Einfluß ungestraft gebrauchen zu können wähnten, waren der Platzregen und die Gewässer und die Winde, welche sie samt ihrem Hause auf Sand gebaut hinwegfegten. —

Infolge der von uns oben verzeichneten Bitte Alvaro III. um Kapuziner beschloß die Propaganda, Missionare dieses Ordens nach Kongo zu entsenden; die geplante Aussendung scheiterte indes beim Tode Philipp III. von Spanien-Portugal. Einen zweiten Versuch machte die Propaganda mit italienischen Kapuzinern 1640, welche von Lissabon abreisen sollten. Da aber auf Betreiben Spaniens der Papst die 1640 ins Leben getretene Restauration Portugals nicht anerkannte (Weber XII, 287), hinderte Portugal die Abfahrt der Kapuziner. Aus Angst aber vor den häretischen Holländern, welche damals gerade die portugiesischen Kolonien in Afrika erobert hatten, machte man 1643

---

[1]) Wie oben, so ist auch hier der Raumersparnis wegen die benutzte Literatur genau angegeben. Labat a. a. O. 2, 413—416. 3, 1—407. 4, 1—28. Astley Coll. 204 f. Diese Quellenangabe umfaßt die Jahre 1645—1663.

einen dritten Versuch und wandte sich an die Krone Spanien betreffs Überfahrt. So gelangten 1645 nach 14monatlicher Verzögerung in Spanien die ersten 9 Kapuziner nach Kongo. Graf Daniel da Silva von Sogno nahm sie bestens auf, mit großem Eifer machen sie sich an die Arbeit. Bald ward ihre Ankunft bei Hofe ruchbar und es langte von dort eine Einladung an sie an. Die blutigen Fehden zwischen Bamba, Sogno und der Krone waren damals noch nicht ausgefochten; die feindlichen Parteien bemüheten sich in Brasilien und in den Generalstaaten um die Hilfe der damals mächtig aufstrebenden Holländer, wurden dort aber auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Graf Daniel schlug Garcia aufs Haupt, Bamba erleidet eine gewaltige Niederlage. Des Königs Sohn wird gefangen. Infolge dieser Vorgänge verweigerte Daniel den Kapuzinern den Abzug nach San Salvador, ließ sich aber endlich bewegen, den Präfekten ziehen zu lassen, welcher sich zu Friedensunterhandlungen erboten hatte. 5 Kapuziner bleiben in Sogno. Mit vorzüglicher Ehrerbietung und voll hoher Freude, mit dem Rufe: das sind die erbetenen Prediger, Gott sei gelobt, die werden uns den wahren Weg zum Heile zeigen! werden sie vom Könige empfangen; in großer Audienz wird das Breve des Papstes verlesen, welchem Garcia ganz besondere Ehre dadurch erwies, daß er es fortan in einer Brokattasche bei Audienzen am Halse trug; die dortigen Jesuiten und andere Geistliche halfen ihnen bei den ersten Anordnungen, der König weist ihnen ein Unterkommen an und die Kirche der Frau vom Sieg als Sitz mit einem Grundstücke, auf dem er ihnen ein Hospiz erbaut. Die von ihnen sofort begonnene Arbeit bleibt nicht ohne großen Segen, in kurzer Zeit nahm man ein changement étonnant bei Hofe und beim Volke wahr. Auch gelingt es ihnen, das von den Holländern ausgestreute und in zahlreichen Büchern umgetriebene häretische Gift, das die aufwachsende Kirche wie ein „Bergstrom" bedrohete, mündlich und schriftlich!! und mittelst Verbrennung der Bücher unschädlich zu machen; die Verirrten schwören ihren Irrtum ab, thun von neuem Profession des Glaubens und bringen in der Folge eklatante Beweise ihres Glaubens bei und ihres unverrückten Festhaltens an der katholischen Kirche. Vergeblich ist der Versuch der Holländer, die Kapuziner als verkleidete spanische Spione zu verdächtigen, welche eine Einverleibung Kongos in Angola beabsichtigten; nach einigen Schwankungen in San Salvador und Sogno erstarkte nur um so mehr der Kapuziner Ansehen. Worin aber, so fragen wir billig, bestanden die „eklatanten Beweise des Glaubens?" Darin, daß die Kongesen infolge eines Dekretes des Königs und scharfer Aufmerksamkeit seiner Beamten an den Rosenkranzbruderschaften, welche in der Hauptstadt und in dem Markte Palangola von den Kapuzinern waren wieder eingeführt worden, teilnahmen, ihren Handel unterbrachen beim Zeichen der Glocke, in die Kirche eilten und dort sich unterweisen ließen in den Geheimnissen des Glaubens. „Man darf sich die großen Wohlthaten vorstellen, welche diese Einrichtung hervorrief nicht nur an diesem Orte, sondern weit und breit, ja im ganzen Königreiche, wohin sie gebracht ward. Das Volk kam, unterwiesen, fleißig zu den Sacramenten, man sah, wie die gemeinsten Laster gebannt und die Tugenden, welche vorher nicht gekannt waren, hochgeschätzt, ja ausgeübt wurden, das Aussehen des Staates änderte sich ganz, und an Stelle der Härte, Ungerechtigkeit, Trunksucht, Unzucht, Rache, Diebstahl,

Raub, Laster traten die christlichen Tugenden und ließen es erkennen, diese glückliche Aenderung zeige an, daß der Finger Gottes solches gethan hatte." Und nun das Gegenstück? Wenige Seiten später steht als „Hauptmißstand die Konkubinenwirthschaft bei Hoch und Niedrig je nach Vermögen, ein Rest des Heidenthums!" Vergeblich ist dagegen das Einschreiten der Kapuziner, eine Verfolgung ist die Antwort in San Salvador und in Sogno, an diesem Platze stärker, als an jenem, denn hier brachte man politische Motive mit in den Streit über das Konkubinat, war doch der von den Kapuzinern versprochene Friedensschluß noch nicht erfolgt und beschuldigte man die Väter politischen Intriguenspieles. Indes gingen die Kapuziner siegreich aus dem allen hervor Labat 3, 256 ff. nach manchem ärgerlichen Hin und Her. — Wir gehen schon nach obigem gewiß nicht fehl, wenn wir die Patres grober Übertreibung mit obiger Lobeserhebung beschuldigen, auch dann gewiß nicht, wenn wir weiter hören, Daniel von Sogno, überzeugt von den reinen Absichten der Väter, habe beschlossen, seinem Volke ein Beispiel von Gehorsam gegen die Gesetze der Kirche!!! zu geben, habe alle seine Weiber gehen lassen, sich mit einem kirchlich verbunden und habe alle, welche nicht so thäten, für Feinde und Rebellen erklärt; diese außerordentliche Handlung habe einen außerordentlichen Erfolg herbeigeführt selbst bei den wütendsten Feinden, und da dieser Punkt, dessen Durchführung man für nahezu unmöglich gehalten hatte, überwunden gewesen wäre, habe man eine Generalreform in ganz Sogno erlebt, der ein großer Teil des Königreichs sich angeschlossen habe. Denn nach Labat 3, 256 ff. ist der Graf Daniel, eben dieser Generalreformer und Tugendheld, wegen seiner Konkubinenwirtschaft bekannt; derselbe ward, weil er die Weiber nicht entlassen wollte, nicht zur Beichte zugelassen und ohne kirchliche Ehren beerdigt. Sein Nachfolger, Michael da Silva, war ebenfalls nicht frei von Lastern, „welche gleichsam natürlich sind bei Leuten seiner Farbe"!!

Ich denke, das ist genügend! Ich bemerke nur noch, daß diese „Generalreform" in nicht einem Jahre ausgeführt sein muß auf dem eben geschilderten Boden von 8 durch Krankheit geschwächten Männern, welche der Landessprache nicht kundig waren![1]) — Nach diesen Thaten gingen die Missionare ins Land, vom Könige und seinen Beamten bestens unterstützt. —

Da hörte man 1646, es seien vier Brüder in Loanda gelandet. Diese vier Sendboten waren lange in Lissabon aufgehalten, da man von ihnen Intriguen für Spanien befürchtete, waren sodann von den Holländern aufgefangen, von diesen nach Loanda gebracht, von da nach Brasilien, von da

[1]) Und trotz Verfolgung! Leider geht Labat hier schnell über diese Verfolgung hinweg. U. E. gehört hierher, was er 3, 256 ziemlich ausführlich über Sogno nachträgt, in welchem Nachtrage erregte Scenen, gewaltsamer Einbruch in das Gotteshaus, Bann über den Grafen geschildert werden. Ob an diese Stelle auch gehört, was wir weiter unten zu berichten haben von Verfolgung nach Merolla a. a. O. 550 ff., überlassen wir dem Leser zur Entscheidung. Der Wert des Merolla-Citates wird durch seine Stellung keineswegs beeinträchtigt.

nach den Generalstaaten unter unsäglichen Roheiten und dann nach Rom entlassen. Sobald man die traurige Lage derselben in Loanda erfuhr, sandte Garcia, der mit den Holländern eins geworden war über freie Passage von Geistlichen in sein Land, Boten dorthin ab betreffs Reklamation der Gefangenen. Natürlich erreichen die geistlichen Boten nichts mehr. Inzwischen aber ist Garcia von Sogno wiederum aufs Haupt geschlagen, Bamba getötet; zuerst willens, Sogno mit Krieg von neuem zu überziehen, giebt Garcia seinen Gesandten in Loanda Auftrag, alles andere fahren zu lassen, vielmehr angestrengtest die Holländer zu veranlassen, durch allerlei Vorspiegelung von Vorteil und Ruhm, Sogno zur Herausgabe des Königssohnes zu bewegen. Der Versuch der Holländer nach dieser Richtung hin schlug fehl, veranlaßte aber Sogno, wahrscheinlich aus Furcht vor diesen, zum Frieden, zur Herausgabe des Sohnes, den er durch Kapuziner nach San Salvador zu senden verspricht. Es geschah in der That so, und die Kapuziner, welche das Ganze bewirkt hatten, hatten davon „toute la gloire,“ denn der König war höchlich erbaut von dem Briefe, der auf Anlaß der Kapuziner — „daß man es nur ja nicht übersehe“ — von Sogno aus geschrieben war. — Man beachte das Treiben; die Hofkapuziner müssen die Holländer gegen die Sognesen bearbeiten, während die Kapuziner in Sogno den Grafen politisch zu leiten haben! — Am 6. Okt. 1646 ward durch beglaubigte Kapuziner, welche zugleich Deputierte an die Generalstaaten und nach Rom waren, in Sogno ein guter und fester Friede geschlossen. Die Gesandten versuchen sodann bei den Generalstaaten freie Passage zu erwirken und bitten in Rom um neue Arbeiter in den „neuen Weinberg“. —

Der von Sogno gefangen gehaltene Sohn des Königs ward infolge der „treuen und hervorragenden Hilfe“ der Kapuziner 1648 ausgeliefert. Aber nicht der erwirkte Friede allein und die Rückkehr des Sohnes waren die einzigen Gottesgaben dieses Jahres, die Portugiesen eroberten auch Angola zurück.

Nun galt es, die alten Herren wiederum für sich zu gewinnen, zumal Garcia mit den Holländern einen Vertrag gemacht und gegen die Portugiesen mit jenen Partei genommen hatte. So sehen wir abermals Geistliche, unter ihnen einen Kapuziner, nach Loanda sich aufmachen, um einen neuen Vertrag mit Portugal zu schließen. Nach einigen Schwierigkeiten kommt derselbe auch zu stande; unter anderem stipulierte man auf besonderen Wunsch Garcias (?!) — sur toutes choses und als basse de la bonne intelligence — die Errichtung eines Kapuziner-Konventes in Loanda und freien Durchzug nach Kongo für die Missionare. Eine weitere Bestimmung war, daß Kongo zur Wiederherstellung des Schadens 900 Sklaven, oder das Äquivalent, außerdem Herausgabe aller geflohenen Sklaven, welche in des Königs Minen arbeiteten, zu leisten habe. Diesen Vertrag beschwor der Kapuziner-Pater Bonaventura als einziger Zeuge, kehrte dann nach Kongo zurück, woselbst Garcia das Instrument ebenfalls beschwor. Pater Bonaventura widmete sich sodann seiner Herde in Bamba, „von der er nicht lange Zeit entfernt sein durfte, da sie seiner Sorge und seiner Wachsamkeit anvertraut war.“ Aber Garcia vergaß sein Wort und seinen Schwur und verzögerte die Auslieferung der Sklaven. Wohl hatte Kongo schwer gelitten und

war sehr entblößt von Menschen und Waren, aber der Vizekönig von Loanda bestand auf seine Forderung und bereitete sich zum Kriege vor. Sobald Bonaventura das gehört hatte, reiste er, ohne dem Könige einen Wink zu geben, nach Loanda, redete dort zum Frieden, reiste sodann in der gefahrdrohenden Hitze nach San Salvador und vermochte Garcia zur Einlösung seines Wortes. Infolge dieser Anstrengung starb er, ein unersetzlicher Verlust! Zur selben Zeit starb der Präfekt der Mission, ein ausgezeichnetes Glied seines Ordens, beim Könige gern gesehen, comme l'âme de son conseil, außerordentlich mit Staatsgeschäften überhäuft. Trotzdem verlor er die Interessen! der Religion nie aus den Augen, predigte solide und voll Eifer und selten widerstanden die Sünder und Götzendiener seinen Reden.[1]) Noch weitere Ernten hielt damals der Tod, so daß die Missionare auf eine sehr kleine Zahl sich beschränkt sahen und sehnsüchtig Hilfe erwarteten. —

Diese Hilfe war schon zur Hand, denn 1646 hatte die Propaganda 14 Kapuziner nach Kongo beordert, welche Philipp IV. von Spanien, denn immer noch nicht war Portugal von Rom anerkannt, ausrüstete mit allem, auch mit heil. Geräten; ja dieser Monarch gab demjenigen Kapitäne, welcher die Missionare nach Kongo brächte, durch Königl. Indult „die Erlaubniß, soviel Sclaven zu kaufen, als er vermöchte, dieselben frei zu verkaufen in den spanischen Besitzungen Amerikas. Dieser bedeutende Vortheil ließ sich Viele herzudrängen mit den besten Fahrzeugen!" — So wenig Labat einen Kommentar diesen Worten beifügt, ebensosehr fehlen uns die Worte zur Kennzeichnung dieses frommen Werkes in majorem Dei gloriam, dieser „Königlichen Gnadenerweisung!" —

Im März 1648 langte man mit dem spanischen Sklavenschiffe in Sogno an. Der Graf empfing die Väter mit viel Ehrbezeugung, bat sie aber dringend, bei ihm zu bleiben, in Kongo sei ihre Anwesenheit nicht so nötig, ja er ließ durchblicken, daß ihr Aufenthalt gerade dort ihm unangenehm sein würde. Ein Bote, den sie zum Könige senden, muß vom Grafen aufgefangen sein, denn derselbe kehrte nicht zurück; einen zweiten Boten senden sie heimlich und widmen sich bis zu dessen Rückkehr der Missionsarbeit. Endlich entdeckte sich ihnen der Graf und teilte ihnen mit, daß er gegründete Ursache hätte, sich zu fürchten, da die Väter unter dem Vorwande der Mission in sein Land gekommen seien, lediglich um mit dem Könige von Kongo im Auftrage der Krone Spanien die Mittel zu verabreden, jenen zum Herrn seines Staates zu machen,

[1]) Von diesem erzählt Labat, er sei ein gewaltiger Faster gewesen, habe das ganze Jahr zu einer Fastenzeit gemacht in einem Lande, das nicht zu Fasten angethan sei. Er habe nur einmal tags gegessen, manche Woche habe er ganz ohne Essen zugebracht, ohne aber damit seinen übrigen Kasteiungen Einhalt zu thuen, so daß man von ihm behauptete, er lebe par miracle. Voll sonstiger Tugenden könne man nicht erstaunt sein, daß Gott außerordentlichen Segen auf seine Arbeiten gelegt habe. Und nun wird als Beispiel eine durch ihn bewirkte Belehrung eines häretischen Holländers beigebracht, da man doch ganz anderes erwartet und erwarten muß. Der Schluß der Erzählung legt indes die Vermutung nahe, daß die Bekehrungen, von denen man Bücher vollschreiben könnte, ähnlicher Art gewesen sind. —

der noch immer nicht die ihm bereiteten Niederlagen vergessen habe; er hege starken Verdacht, der König von Kongo im Bunde mit Spanien werde ihn von der Landseite, letzteres ihn von der See aus angreifen, — man vergesse nicht, daß der spanische Sklavenkaper noch im Hafen lag! — Sein Verdacht sei um so mehr begründet, da die Mission früher unbestreitbar im Dienste Portugals gestanden habe, während dieselbe nun von Spanien ausginge, wie sich unzweifelhaft aus ihren Patenten ergebe. Darum habe er ernstliche Maßregeln zu ergreifen in diesen so delikaten Konjunkturen. Die Missionare verständigten sofort den Kapitän ihres Schiffes und warnten ihn! Dieser schließt in 6 Wochen seinen Handel ab und fährt schwer mit Sklaven beladen ab. Nun atmet der Graf auf und läßt den größten Teil nach San Salvador ziehen. In denkbar schlechtester Zeit, krank, ohne Reisebequemlichkeit, die man ausgeschlagen hatte, unternimmt man die Reise und langt nach vielen Entbehrungen in San Salvador an. Infolge der Entbehrungen starben zwei der Missionare, unter ihnen der Präfekt. —

Der Stand des Christentums muß ein sehr arger gewesen sein und die oben gerühmte Generalreform sehr fragwürdiger Natur, wie sich aus zwei Beispielen ergiebt, welche Labat gerade hier einflicht zum Erweise dessen, daß der Charakter der Kongesen zweideutig und ihre Bekehrung sehr schwer sei.

Das erste der Beispiele ist in bester Form eine neue Auflage des längst verflossenen Bula matari, genau die alte Erzählung kopierend, und betrifft die Konkubinatsfrage, welche wiederum im Schwange ging! Das zweite erzählt die Bestrafung eines die Predigt eines Paters gegen den Götzendienst verhöhnenden Götzendieners, welchen ein Blitzschlag in Asche verwandelte. Also auch auf diesem Gebiete Reaktion! Doch hören wir weiter!

„Nach Wiederherstellung der Mission" (?) verteilt der neue Präfekt acht Missionare zu je zwei auf Batta, Ovando, Sundi, Sogno, die übrigen für San Salvador behaltend. Garcia billigt diese Verteilung, giebt den einzelnen Paren königliche Handschreiben mit, in denen er sich für den Protektor dieser Mission erklärt und seinen höchsten und hohen Beamten und seinen Unterthanen bei Strafe des Ungehorsams befiehlt, die Missionare wie ihn selbst aufzunehmen, sie zu schützen, ihnen zu dienen und sie mit Ehrfurcht zu hören. Er befiehlt den Offizieren, ihnen behülflich zu sein, alle Spuren des Götzendienstes zu vertilgen und aus seinem Reiche alle die zu treiben, die man als Begünstiger oder als Diener desselben finde, und die strengstens zu bestrafen, welche die Missionare zu beschimpfen wagen würden, oder sich weigerten sie zu hören, erklärend, daß es sein Wille sei, daß in allen Staaten nur die wahre christliche Religion herrsche. Der General-Vikar fügte dem ein mandement très pathetique bei.

So zogen die acht unter Segen dahin! Wozu in aller Welt dieses Königsedikt, wenn die 1645/1646 durchgesetzte Generalreform wirklich eine

solche war, daß sie den Namen Reform verdiente? Wozu diese scharfen Bestimmungen angesichts der damals so hoch gerühmten Tugenden, welche der Finger Gottes hervorgebracht hatte? Wir wissen außer dem schon Beigebrachten nur noch die eine Antwort, daß ein vielleicht von den in Kongo bis dahin ungesehenen, eifrigen, entsagungsreichen Kapuzinern erreichter kleiner Erfolg in echt römischer Weise aufgebauscht, es aber im ganzen beim alten geblieben ist. Wenn aber dieses Edikt ein Schlaglicht wirft einerseits auf die Generalreform, so zeigt es andrerseits, daß es den Kapuzinern gelungen ist, in politischen Dingen einiges Geschick zu zeigen und Vorteile für Kongo bei den durchaus unsicheren, durch die Reibungen zwischen Spanien, Portugal, Holland stets in Fluß erhaltenen, Verhältnissen zu erringen und den König sich dadurch verpflichtet zu haben. Seinen Dank bezeugt dieser durch rigoröse äußerliche Einführung des Christentums auf Betreiben der Kapuziner. Garcias Sinnen und Pläne gingen aber noch weiter; was er hier geleistet, forderte er später nach echter Negerart mit Zinsen ein von den frommen Vätern. —

Zur Kenntlichmachung der auf diesem Edikte fußenden Missionsthätigkeit wollen wir die Boten begleiten, immer Labat genau folgend. Wir ziehen nach Batta im Nordosten des Reiches. Auf dem Wege dahin strömte den beiden Sendlingen das Volk zu hunderten entgegen, begierig nach dem Worte Gottes; was für Frucht hätten sie geschafft, wären sie der Sprache mächtig gewesen! Die Unwissenheit in geistlichen Dingen, welche sie vorfanden, war entsetzlich, hundertmal und auf hundertfach verschiedene Weise mußten sie dem Volke dasselbe sagen, bis sie es begriffen. Besonders über die Taufe, wovon jedoch später, bestanden haarsträubende Ansichten.

Zu dieser Unwissenheit gesellte sich die Lasterhaftigkeit, besonders in der Hauptstadt Congo di Batta vertreten, wo der zwar getaufte, aber durchaus heidnisch lebende Herzog Emmanuel seine Residenz hatte. Getreulich ging das Volk in seines Herrn Fußstapfen, und wenn die Missionare es darob straften, antwortete man frech, sie könnten ja nicht übel thuen, da sie ja nur ihrem Herrn folgten! „Die Missionare waren gezwungen, die Augen zu schließen über vielen Dingen und sie gehorchten darin den Instruktionen, welche sie von Rom empfangen hatten, de souffrir dans les commencements beaucoup de choses, plûtôt de s'exposer à tout perdre par un trop grande rigidité, quoique juste!“ Labat 3, 180.

Eine „unfehlbare“ Gutheißung jenes famosen cacher un peu les

desordres, denn die Dinge, vor denen sie die Augen zu schließen hatten, waren die Polygamie und das Konkubinat! Zwar predigten sie kühn, mais sagement, dagegen, aber das Volk nahm ihren Tadel sehr schlecht auf, noch mehr aber der Herzog, welcher die Freiheit und das Bedürfnis des Mannes nicht eingeschränkt wissen wollte. Seine Klagen wurden von Drohungen begleitet und hätte er nicht das Mißfallen des Königs gefürchtet, so wäre er gewiß zu Gewaltmaßregeln übergegangen. Indes bleiben die Missionare fest und es gelingt ihnen kraft ihrer mit mortifications verbundenen Gebete die Sachlage anders zu gestalten: der Herzog entläßt seine Konkubinen und läßt sich mit einer Cousine des Königs trauen; die beiden Missionare hatten als seine Brautwerber den Handel in Ordnung gebracht. Dieses Beispiel zieht das Volk der Hauptstadt nach sich, das, wie wir sahen, die Rechte seines Herrn für sich in Anspruch genommen hatte, gerne ein christliches Volk sein wollte, aber nach seiner Art, unbeschadet seiner Gewohnheiten! Nach einigen Monaten aber verliebt sich der Herzog in ein junges Mädchen, sein Weib verläßt ihn. Die Ungnade des Königs fürchtend läßt er die Missionare auch diese Angelegenheit regeln, das Weib zurückbringen; der Herzog muß sein Ehrenwort (!!) geben, dem Mädchen nicht mehr nachzustellen. Seitdem lebten beide in rechter Einigkeit, welche alle Unterthanen erbaute und den Missionaren viel Ehre schuf, als Urhebern des Ganzen. Nach einem infini succès in Congo di Batta begeben sich beide Missionare aufs Land zur Predigtreise mit dem königlichen, vom Herzoge bestätigten Befehle in der Tasche. Überall trat ihnen das Konkubinat entgegen, das Erste, woran sie arbeiteten. Aber die stärksten und zwingendsten Gründe hätten nichts auszurichten vermocht, wenn ihnen nicht wäre Nachdruck verliehen worden durch das Beispiel des Herzogs. Sie gaben sofort nach und sagten, die Sache müsse gerecht und gut sein, da ja unser Herzog sich ihr unterworfen habe. „Wie man sieht, ist dieses Motiv sehr räthlich und paßt vortrefflich für unwissende Leute und solche ohne Nachdenken. So hatten auch die Missionare nicht große Mühe, die Leute zu veranlassen, die ihnen gepredigte Wahrheit anzunehmen, groß aber war die Noth à les y fixer! Es giebt aber auch durchaus keine flatterhaftere Nation in der Welt; sie glauben heute, zweifeln morgen, glauben nicht mehr am dritten Tage, und wenn man ihnen nicht dieselben Sachen bis zum Ekel abdrischt (rebattre), findet man sie am Ende eines Monats so weit vor-

geschritten, als hätte man bislang noch gar nicht den Mund zum Unterrichte geöffnet!“ Außerdem war diese Predigtreise voll Mühe, denn trotz des Ediktes hatten sie an manchen Orten viel zu leiden unter Spott und Verachtung und Beleidigung, und ohne Gegenwart des Gouverneurs hätte man ihnen die äußerste Beschimpfung und schlechteste Behandlung angedeihen lassen. Nach Batta zurückgekehrt finden sie den Herzog in den Banden seiner alten Konkubinen, irgend ein Einfluß ihrerseits war nunmehr unmöglich; nur versuchen sie unter Fürbitte das Volk von der Nachfolge fern zu halten. — Ein zweiter Kummer war ihnen, daß der General-Vikar einen Curé nach Batta gesetzt hatte, welcher gegen den Gebrauch der Kapuziner seine amtlichen Funktionen sich bezahlen ließ. Beide Parteien vereinigen sich dahin, daß der Curé die Stadt behalte, die Kapuziner aber die Umgebung derselben als ihr Arbeitsgebiet ansehen und sich die Begleitung eines Receveur gefallen lassen sollten, welcher für den Curé die Gebühren für die von den Kapuzinern vollzogenen Amtshandlungen einkassieren mußte. Auf der nunmehr unternommenen zweiten Missionsreise in Batta wird der eine Pater krank und liegt, nach Congo di Batta zurückgebracht, elend danieder mit seinem ebenfalls erkrankten Genossen. Der Herzog nimmt sich ihrer durchaus nicht an. Als dann noch der Herzog nach San Salvador zog und nach Landesbrauch alles Volk mitnahm, waren die beiden ganz verlassen, schrieben an den Präfekten, schilderten ihm ihre Not und die wenige Frucht ihrer Arbeit und baten um Versetzung. Der Präfekt giebt Batta für eine Zeit auf und versetzte die Missionare auf andere Stationen. Auf der Reise dahin erlag der Eine den Mühen. —

Einen gleichen Verlauf nahm die Missionsthätigkeit in Ovando, man fand dort dasselbe von heidnischen Greueln überwucherte Christentum, gebrauchte dieselben Missionsmittel und rühmte sich in einigen Teilen derselben Anfangserfolge. Endlich verschloß sich das Volk hartnäckig der Predigt und ward eine Beute der Zingha von Matamba, eines Werkzeuges in der Hand des gerechten Gottes.

In dem Marquisate Inkussu, welches für Ovando in Angriff genommen ward, fanden die Missionare un mélange affreux von Heidentum und Christentum, gefolgt von Sittenlosigkeit und Laster; zudem verlangten diese Einfältigen, man solle es ihnen hingehen lassen und solle es ihnen doch gut schreiben, leur tenir comte de ce qu'ils vouloient bien se dire et s'avouer Chrétiens. Die Missionare halten eine Thätigkeit für ganz aussichtslos, es sei denn, daß durch ein Wunder diese Menschen bekehrt würden, für welche sie

allerdings solchen Erweis göttlicher Gunst nicht zu erhoffen wagen. Gestützt auf das Edikt machen sie dennoch Versuche, eine Änderung zuwege zu bringen; aber eine Berufung auf dasselbe fruchtet nichts, Versuche der Missionare, die zahlreichen heidnischen Kultusstätten eigenhändig zu zerstören, bringen fast ihren Tod herbei, auf Brautwerbung für den Marquis wollen sie sich nicht einlassen, so wenden sie sich endlich an den Hof von Kongo und bitten um Abhilfe. Sofort beschloß Garcia strenge Strafe mit Heeresmacht, als aber der Präfekt ihm zeigte, daß die christliche Kirche sich nicht durch Waffen auferbaue, sandte er dem ungehorsamen Marquis ein Handschreiben des Inhaltes, es sei sein königl. Wille, daß in seinen Staaten nur die christliche Religion herrsche, bei Strafe des Ungehorsams habe man sich danach zu richten und mit äußerster Strenge die Zuwiderhandelnden zu bestrafen. Zugleich bekommt der entsandte Pater Macht, alles, was er noch findet von Götzenbildern, zu zerstören. Redlich kommt dieser der Erlaubnis nach; bei Gelegenheit des ersten Götzentempelbrandes wird sein Interpret halb tot geschlagen; bei einer anderen Gelegenheit stimmt der Pater de son mieux den 68. Psalm an und schleudert singend die Brandfackel in den Tempel, nachdem er zuvor das Edikt veröffentlicht und eine gewaltige Predigt gegen die sich Christen nennenden Götzendiener gehalten hatte, schleift eine Hauptstatue, welche jemand zu retten versuchte, am Stricke zur Brandstätte zurück, stößt sie mit den Füßen und überliefert sie den Flammen, — und schweigend verhält sich die Menge, trotzdem daß ein Greis durch das Versprechen seines einzigen Gutes, einer Ziege, die Zuschauer zur Rache zu entzünden suchte. Einem sich Christin nennenden Weibe verbrennt derselbe Pater kraft Königsedikt den Hausgötzen; das Weib aber sammelt die Asche, diese wenigstens zu verehren. In Stadt Inkussu reinigt der Pater die Kirche von den daselbst begrabenen Konkubinen; das Volk, welches die bei dieser Arbeit beschäftigten Leute geprügelt hatte, wird vom Könige nachdrücklich bestraft. Dieses strenge Vorgehen hatte guten Erfolg, mehrere ließen ihre Konkubinen und blieben für eine Zeit „passabele“ Christen. Als aber dem einen derselben sein Weib, sei es aus guten oder schlechten Gründen, entlief, ward diese Flucht das Signal für hoch und niedrig, ihre Konkubinen wiederzunehmen, da das christliche Gesetz nicht gut sei, denn es autorisiere Unbotmäßigkeit ihrer Frauen, und gebe ihnen Gelegenheit, sie zu verlassen, sobald irgend ein eifersüchtiger Gedanke ihnen in den Kopf schieße. Tel est le genie de ces peuples! Einer der kleinen Kriege jener Tage endete diese so wie so aussichtslose Mission! —

Die aus Inkussu vertriebenen Missionare wenden sich nach Pemba, der Königsprovinz mit der Hauptstadt San Salvador. Ihr wird das beste Zeugnis ausgestellt, stete Treue in dem ihr überlieferten Glauben ihr nachgerühmt. Hier fanden auch die Missionare reiche Frucht, denn der Gouverneur von Pemba, ein Bruder Garcias, regierte als ein wahrer Christ, erfüllte dem Buchstaben nach das Edikt des Königs, selbst mit gutem Beispiele vorangehend, so daß kein Exceß oder irgend eine Libertinage vorkam. Er widmete sich der Jugenderziehung, durch strenge Edikte den Eltern anbefehlend, die Kinder in die Schulen zu senden. Die geistlichen Bruderschaften, welche die Missionare zu allem Guten noch einführten, trugen reiche Früchte. Mitten aus ihrer Arbeit riß beide der Tod. — Wir dürfen uns nicht wundern über dieses an-

scheinend so ertragreiche Saatfeld, wenn wir die unmittelbare Nähe des Edikt gebenden Königs bedenken, welcher im Weigerungsfalle seinen Worten wohl Nachdruck gegeben hätte. Die folgende Geschichte wird uns indes zeigen, daß auch dieses Arbeitsfeld unter Hochdruck ebensowenig ertragreich war, als die andern. —

Wir eilen hinweg über die Mission in Sundi. Es bietet sich uns hier ein ganz gleiches Bild wie bei den übrigen Missionen, mit dem Unterschiede nur, daß die Sundileute den das Königsedikt vollziehenden Pater ergreifen, schlagen und über Dornen und Baumstämme etwa eine halbe Meile weit schleifen und zwar zu wiederholten Malen. Für den alsdann Abberufenen tritt ein Ersatzmann nicht ein.

Wenn Labat 3, 311—349 von der Arbeit eines Pater Jerome von Monte Sarchio in Sundi zu berichten weiß, so hindert uns schon der überaus wunderreiche Bericht, Notiz von ihr zu nehmen, die Thatsache ausgenommen, daß auch hier ein Ertrag trotz der Wunder nicht zuwege gebracht ward. In Sogno endlich regierte in jenen Jahren der oben schon erwähnte, im Konkubinat lebende Dom Michael da Silva. Zwar berichten die Missionare von ihm, er habe sich, nachdem er ausgetobt, bekehrt, was sie unbedingt erwartet hatten, da sie sein gutes Herz kannten; seitdem habe er als Christ gelebt und sei 1650 als solcher gestorben. Von einem Ertrage der Missionsarbeit aber ist nicht die Rede. —

Nach dieser ebenso trostlosen, wie interessanten Rundschau über die Missionsgebiete kehren wir zu Dom Garcia zurück und zu seinen Plänen. Hatte dieser Fürst schon durch seine mit den Waffen erzwungene Thronbesteigung das Wahlmandat der großen Kurfürsten des Reiches für null und nichtig erklärt, so ging während seiner Regierung sein Absehen dahin, diese Fürsten ihrer Stellung zur Krone ganz zu entkleiden, die Krone in seinem Hause erblich zu machen. Um dieses zu erreichen, nahm er die Hilfe der Kapuziner in Anspruch, von ihnen den Dank dadurch einziehend für die ihnen bereitwilligst erteilten Edikte; sie eben sollten, wie wir sehen werden, beim Papste eine Urkunde erwirken, kraft welcher seine Krone für erblich in seinem Hause und zwar vom Vater auf den Sohn erklärt würde. Er rief diese Autorität zur Erreichung seines Wunsches an, weil er aus naheliegenden Gründen hier am ersten Erfüllung erhoffen durfte, zumal auch Spanien und Portugal, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, dieser Angelegenheit nicht warten konnten. Ging aber Garcias Absehen darauf hinaus, durch diesen Schritt die verlorene Autorität und das Übergewicht über seine großen Vasallen wiederzugewinnen, so berechneten

die Kapuziner schlau den Einfluß, welchen sie durch diese Maklerdienste auf den König einerseits und auf den dann stets bestimmten Thronfolger andrerseits auszuüben im stande wären.

Wir folgen wiederum Labat. Gegen Ende des Jahres 1649 waren die Kapuziner gewaltig zusammengeschmolzen; so ging am 12. XII. 1649 auf Königs Geheiß mit dem besondern politischen Auftrage eine Gesandtschaft nach Rom, außerdem um neue Kräfte zu bitten, welche um so nötiger waren, als man damals mit dem Plane umging, Zingha von Matamba zu bekehren, und in den portugiesischen Besitzungen Mission zu treiben, trotzdem daß in Kongo das Werk so tief daniederlag. Auch betrieb man damals eifrigst die Gründung eines Konventes in Loanda, nachdem endlich Portugal seinen Verdacht, die zwischen Afrika und Europa hin und her reisenden Missionare seien spanische Emissäre, gedungen, Portugal in seinen Kolonien Ungelegenheiten zu bereiten, hatte fallen lassen infolge eines Zeugnisses des Vizekönigs in Loanda. Nur die Forderung eines portugiesischen Passes hielt man aufrecht für die Missionare.

Im Juni 1651 landete die von Garcia erbetene Hilfe in Pinda, 6 Priester und 2 Laienbrüder, infolge der bekannten „Gnadenerweise“ des Königs von Spanien trefflich übers Meer geleitet. Die Aufnahme beim Könige war sehr liebevoll. Allein bald erhoben sich wieder, wie das erste Mal, Stimmen, welche die Neuangekommenen als spanische Emissäre verdächtigten. Diesen Verdacht hatte man gegen sie in Scene gesetzt, um sich in den Besitz ihrer umfangreichen Gepäckstücke zu setzen. So grundlos diese Lügen auch waren, sie veranlaßten den König, der in steter Angst um seine Krone lebte und überall Verrat witterte, — wie es scheint, war auch der von ihm erwartete und nach Rom in besonderer Mission entsandte Bote nicht bei den Ankömmlingen, so daß er ein Fehlschlagen seines Planes befürchtete, — gegen die Kapuziner mit Hausarrest vorzugehen, ihre Papiere und Bücher in San Salvador und ihre Ballen in Pinda mit Beschlag zu belegen, weil man in letzteren, welche allerlei Geräte, Kostbarkeiten, Geschenke enthielten, Gold und Munition zur Ausführung des Anschlages vermutete. Endlich klärte sich die Sache auf, — wenigstens vorläufig — nach einigen Unterhandlungen über das Ceremoniell erhielt der Präfekt allein Zutritt zum Könige. Er war in der Eigenschaft eines päpstlichen Nuntius erschienen, beauftragt, dem Könige eine Krone aufs Haupt zu setzen, erstattete den bezüglichen Bericht und verlas sodann das päpstliche Breve. Garcia hörte dessen Lesung sehr aufmerksam an, als er aber bemerkte, daß der Papst nur erklärte, er erkenne ihn als König von Kongo an, ohne dabei im geringsten hinzuzufügen, was die Nachfolge seiner Kinder betraf, ward er furchtbar aufgebracht, erging sich in Beleidigungen gegen den Präfekten, gegen seinen Gesandten, der wie ein Verräter und Undankbarer gehandelt, seine Befehle und Instruktionen nicht befolgt habe, die hauptsächlich ja von der Nachfolge seiner Kinder gehandelt hätten. Bescheidentlich entgegnete der Präfekt, die Sache sei zur Zeit nicht thunlich gewesen, der Papst habe es nicht für gelegen erachtet, die Grundgesetze des Staates umzustoßen, welche seinen Unterthanen das Recht der Königswahl gäben, daß man aber die Hoffnung hegen dürfe, daß, wenn sein Staat ganz dem

Glauben unterworfen wäre durch sein gutes Beispiel und Protektion, welche er den Missionaren zu teil werden lasse, der Papst geeignete Maßnahmen treffen würde, ihn bezüglich dieses Artikels zu befriedigen. Dem entgegnete mit Ungestüm Garcia, er wolle nichts hören, er gebrauche hierzu und überall nicht den Papst, er kenne seine Macht und sei durch sie im stande, die Krone seinem Sohne aufs Haupt zu setzen, alle die es bereuen lassend, welche etwa dem sich widersetzen wollten. Nach einem nochmaligen Versuche zuzureden ließ er den Präfekten aus dem Palaste werfen, blieb aber bei dieser Kränkung des Präfekten nicht stehen. Obgleich er früher ein eifriger Katholik gewesen war — nur aus Politik! —, glaubte er dadurch an dem Papste sich rächen zu müssen, daß er mit der Religion bankrott machte, Idole aufrichtete, Konkubinen ins Palais rief, die heiligsten Dinge verachtete, den Namen Gottes lästerte, mit unerhörter Grausamkeit alle die töten ließ, die etwa Ansprüche auf die Krone haben könnten. Vor allem fiel sein Zorn auf die Kapuziner, welche zu strengstem Hausarreste verurteilt wurden. Ihr Elend ward, da sie von allen Subsistenzmitteln entblößt waren, furchtbar. Inzwischen waren die Ballen von Pinda angekommen, man öffnete dieselben, fand aber nichts, was als Haltepunkt der ersten Anklage dienen konnte, statt dessen die Krone, Geschenke u. s. w., so daß der König — wahrscheinlich gierig nach der Krone und Krönung mit derselben[1]) — sein Auftreten fast bereute und eingelenkt hätte, wenn nicht einer seiner Minister — vielleicht um die Krönung zu verhüten und damit die Pläne des Königs[1]) — mit allerlei Gründen den alten Verdacht aufrecht erhalten hätte, zum Beweise dessen darauf hinweisend, die Priester seien trotz der in Loanda getroffenen Verabredung ohne portugiesische Pässe gekommen, seien also unfraglich spanische Emissäre. Eine die Sache von des Königs Seite aus beleuchtende Anfrage in Loanda beim Vizekönige und Rate fand gebührende Abfertigung, indem man dort leicht durchschaut habe, daß alles nur unternommen sei, sich in den Besitz der Sachen zu setzen. — Von den weitschauenden Plänen des Königs wußte man dort natürlich nichts![1]) — Da brach im Palaste Feuer aus und zerstörte alles, nur die Ballen der Kapuziner nahmen nicht den geringsten Schaden durch eine Art Wunder!! Das überraschte den König, einer seiner Beamten, un meilleur Chrétien, stellte den Brand als Vorspiel noch ärgerer Gottesstrafen hin, wies auf eine Weissagung eines Jesuiten, nach welcher die Sünden des Königs aufs Haupt seines Sohnes fallen würden, und brachte den König zur Einkehr.[2])

---

[1]) Zwischenbemerkungen des Verfassers.

[2]) Wir haben an dieser Stelle diesen Bericht Labats durch einen anderen zu korrigieren, denn es ist kaum anzunehmen, daß der grausame Despot durch das „Wunder" und die Reden eines Christen sich bekehren sollte, zumal er zu sehr in seinen kühnsten Erwartungen sich getäuscht sah. Nahm er die Spiongeschichte als willkommene Gelegenheit mit wahr, unter diesem Vorwande seine Feinde schärfer zu treffen, ließ er wirklich eine Gesandtschaft in dieser Angelegenheit nach Loanda gehen, so lautete die Antwort ganz anders, als die gegebene, nämlich so: „es sei Zeit, die Verfolgung einzustellen, oder aber man sehe sich veranlaßt zu zeigen, daß die Kapuziner unter dem Schutze Portugals ständen!" Labat 4, 20.

Dieser Kaltwasserstrahl brachte Dom Garcia zur Besinnung und ließ ihn vorläufig sich zufrieden geben mit dem, was die Kapuziner ihm gebracht, bessere Zeiten erhoffend, und sein Thun nach dieser Hoffnung gestaltend. Das Einvernehmen mit den Kapuzinern ward wiederhergestellt, später fand die Aufnahme des Königs in die Kirche statt. Als das Volk eine große Heuschreckenplage als Gottesgericht ansah, ward ein dreitägiges Fasten und danach eine allgemeine Bußprozession ausgeschrieben und gehalten. Am vierten Tage fand feierliche Messe statt, an welche sich Verlesung des Papstbriefes und Erteilung des päpstlichen Segens mit Verkündigung des Jubelablasses, den der Oberhirte ebenfalls gesandt hatte, schloß. Sodann erfolgte feierliche Krönung Garcias mit der vom Papste geweiheten Krone unter Tedeum und Büchsensalven. Die ganze Feier schloß ab mit einer Prozession gegen die Heuschrecken, welche durchaus den Erfolg aufwies, den man davon erwartet hatte.

Diese Gunst des Himmels beantwortete der König mit einem Religionsedikte bekannten Inhaltes. Mit diesem Edikte machen sich die Patres auf, finden auch genug zu thun, denn die Apostasie des Königs hatte so unheilvolle Folgen gehabt, das alte Heidentum hatte auf den Trümmern des Christentums das Haupt in dem Maße erhoben, wie es vor der Predigt des Evangelii bestanden hatte. „Denn diese Völker haben einen erstaunlichen Hang zur Abgötterei, und so gut bekehrt sie auch nach außen erscheinen, in ihrem Herzen bleiben sie immer dem alten Aberglauben zugethan und sobald sie glauben, dahin ungestraft zurückkehren zu dürfen, thun sie es und sie sind hingerissen, wenn ihr Fürst ihnen den Weg zeigt. Denn die Leute sind hier völlig abhängig vom Willen der Fürsten, sie thun das Gute, wenn sie es ihnen anbefehlen und ihnen mit gutem Beispiele vorangehen und fallen in die gröbsten Excesse, wenn sie ihre Herren dahin geraten sehen. Das Maß ihres Glaubens und ihrer Religion ist das des Königs. Ohne ein Edikt verlieren die eifrigsten, exemplarsten, unermüdlichsten Pastoren und Missionare Zeit und Mühe!“ Nun, das Edikt thut Wunder, Herren und Volk kehren in den Schoß der Kirche zurück. Die gute Laune und der Eifer des Königs wuchsen, als sein alter Vertrauensmann Pater Hyacinth von Vetralla, der entgegen dem bisherigen Leiter der Mission mit den „Sitten des Landes vertraut“ war, zum Präfekten der Mission ernannt, von Rom in Kongo wieder eintraf, so daß der am Hofe trotz der Versöhnung nicht gern gesehene alte Präfekt nach Loanda abberufen werden konnte. Zur Regelung der den König tief bewegenden Fragen hatte der Papst dem Pater Hyacinth einen eigenen Kommissär mitgegeben in der Person des Pater Jerome Lamecci. Neuer Eifer regte sich, der allgemeine Ablaß ward mit Wiederholung des Ediktes dem ganzen Lande bekannt gegeben und durch vier feierliche Prozessionen verdient, ein noch weiter gehender Umschwung trat ein, die sündige Ninive San Salvador ward eine büßende Ninive, selbst in den Teilen des Landes, woselbst ein mit viel Heidentum verquicktes Christentum bestand derart, daß die Leute dort Christentum nannten, was à peu près les mêmes superstitions enthielt, wie das Heidentum, wirkte das Edikt, welches man mit aller Gewalt anwandte zu diesem so heiligen und schwierigen Werke. Das Martyrium eines Paters in Batta bei An-

zündung eines Tempels rächte der König mit Deportation der Missethäter. Die Frömmigkeit des Königs (?!) und sein Eifer entzückten den ganzen Klerus, und der Glaube und die Religion machten große Fortschritte während der drei Jahre, daß der König in seinen guten Gesinnungen lebte. Aber seine natürliche Leichtfertigkeit ließ ihn nicht lange in dieser Verfassung leben — und fügen wir hinzu die Nichterfüllung der Hoffnungen, mit denen er sich trug, denn von einer Wirksamkeit des päpstlichen Kommissärs wird uns nichts berichtet! Der alte Verdacht und das beigelegte Mißtrauen gegen die Kapuziner lebten in ihm wieder auf, er bildete sich ein, sie unterhielten Korrespondenzen mit Rom, um den Papst von allen seinen Handlungen zu unterrichten, — damit die erwünschte Erbfolge hintertreibend. Und da er, der eben noch gerühmte fromme König, manches that, das von seinen christlichen und königlichen Pflichten weit entfernt war, bildete er sich ein, die Kapuziner gingen damit um, ihm die Krone zu nehmen und einem andern Fürsten zu geben. Wir erinnern uns an dieser Stelle der vom Papste gestellten Bedingung, sollte die Erbfolge Gesetz werden! Ein durchaus geringfügiger Umstand, die Abreise eines erkrankten Paters, brachte sein Mißtrauen zum Ausbruche, er erklärte die Krankheit für eine Finte und das Ganze für eine Verschwörung gegen seine Person und ging in bekannter, rücksichtsloser, brutaler Weise gegen die Kapuziner vor. Auf geringfügigen Verdacht hin verübte er Greuelthaten gegen ihm nahestehende Personen, ließ zwei Frauen königl. Geblütes und den Herzog von Bamba einkerkern. Der Verdacht des Königs fand noch Nahrung durch einen Brief, den ein wegen Zauberei eingekerkerter Ganga ihm schrieb voll Anklagen gegen die Priester auf politische Umtriebe. Diesen Brief sandte Garcia an den Rat in Loanda, und da die Patres in der That ohne portugiesische Pässe ins Land gekommen waren, ließ man dieses Mal auch dort sie fallen, so daß ihr Elend und ihre Hilflosigkeit groß ward. Eine Bitte um Entlassung aus San Salvador ward nicht gewährt, etwa geplante Flucht verhindert durch schwere Drohung. Da lenkt Dom Garcia noch einmal ein infolge Zuredens eines von ihm hochgeehrten klugen alten Beamten, welcher ihn hinwies auf die wichtigen Dienste der Patres, wie sie ihn bekannt gemacht hätten bei den europäischen Höfen; auch den Papst, der sonst so zurückhaltend in seinen Gunstbezeugungen sei, hätten sie ihm geneigt gemacht, so daß er ihm die Krone gesandt und le caractère auguste de roi verliehen hätte, — ein Schritt, die Krone in seiner Familie erblich zu machen; er habe nichts gebeten, was er nicht durch den Credit der Missionare erhalten habe. Zugleich aber wies derselbe darauf hin, wie die Religion leide, wie aber diese seine Rückfälle die ganze Schwere göttlichen Zornes ihm zuziehen, wie schon jetzt das Volk leide unter allerlei schweren Plagen, wie man endlich schon das Feuer unter der Asche glimmen sehe, eine General-Revolte seines gedrückten Volkes stehe vor der Thür, — das wird wohl das Ausschlaggebende gewesen sein für den ehrgeizigen König. Eine Versöhnung mit den Kapuzinern kam dann freilich zu stande, trotzdem aber blieb der König auf seinem Wege, ein williges Werkzeug in den Händen seiner heidnischen Priester, welche ihn endlich veranlaßten, seinen ältesten Sohn zu enterben und seinen zweiten Sohn Antonio für die Krone zu bestimmen.

Er starb 1663, nachdem er auch ohne Papst durch seine Grausamkeit und sein rücksichtsloses Durchgreifen erreicht, was er erstrebt hatte: ein echtes Kind seiner Zeit, in steter Angst vor seinen Vasallen, voll Großmannssucht, welche noch dazu von den Kapuzinern gehegt ward, hin und her gezerrt durch die auch in Kongo fühlbaren gespannten Verhältnisse zwischen Spanien und Portugal; ehrgeizig und von der fast fixen Idee getragen, sein Königtum erblich zu machen, gebrauchte er die Kapuziner und ihre Mission lediglich im Dienste der Politik. Beide ernteten nicht den Segen, den sie erwartet, den aber eine solche Verbindung niemals bringt, denn, um mit dem zu schließen was uns eigentlich angeht, da „die Stellung des Königs das Maß des Glaubens und der Religion des Volkes ist," sind wir im stande, uns eine Vorstellung zu machen von dem kirchlichen Zustande im Reich! —

Bis hierher reichen die ausführlichen, von uns verkürzt wiedergegebenen und soweit möglich in Einklang und klares Geschichtsbild gebrachten Darstellungen der Kapuzinermissionen Labats. Den Mitteilungen der „Katholischen Missionen", Hahns und Henrions werden wir am Ende der geschichtlichen Darlegung besser als an dieser Stelle einige Aufmerksamkeit widmen.

Eine Grammatik der Kongosprache

von Missionar **Wiehe.**

Es ist eine höchst erfreuliche Thatsache, daß die Bearbeitungen bis dahin schriftloser Sprachen sich in rascher Aufeinanderfolge mehren. In erster Linie gilt das für das große Sprachengebiet des afrikanischen Kontinents. Jede derartige Arbeit kennzeichnet den unaufhaltsamen Fortschritt der christlichen Kultur und öffnet eine neue Thür für die Verkündigung des Evangeliums unter einem bis dahin heidnischen Volke. Die Erforschung neuer Sprachen hängt deshalb sehr nahe zusammen mit der Ausbreitung des Christentums, d. h. mit der Mission. Aus diesem Grunde wird die gelegentliche Besprechung einer derartigen neuen Arbeit auch in diesen Blättern am Platze sein.

Der südliche Teil des afrikanischen Kontinents bis mehrere Grade über den Äquator hinaus wird von hunderten von Völkerschaften bewohnt, welche ebensoviele Sprachen sprechen. Mit verhältnismäßig geringer Ausnahme gehören dieselben alle einer großen Völker- und Sprachenfamilie an, welche man jetzt allgemein und mit Recht unter dem Gesamtnamen Bantu zusammenfaßt. Dies Wort kommt seinem wesentlichen Bestandteile nach in allen jenen Sprachen vor und lautet, durch die den einzelnen Sprachen eigentümlichen Regeln bedingt, bald Bantu, bald Vantu, Vandu, aantu, antu u. s. w. Immer aber ist die Wurzelsilbe tu der wesentliche Teil des Wortes, welches überall Menschen bedeutet. Alle Menschen, welcher Farbe oder Rasse sie auch angehören mögen,

werden mit diesem Worte bezeichnet.[1]) Es ist ein wahres Vergnügen, eine dieser Bantusprachen zu studieren: die Natürlichkeit, Regelmäßigkeit und Durchsichtigkeit der Wort- und Formenbildung, die Fülle der Formen, wodurch es möglich wird, auch die feinsten Nüancen der Gefühle und Gedanken auszudrücken, muß jeden mit Bewunderung erfüllen, der sich ein offenes Auge für solche uns ferner liegende Produkte des menschlichen Geistes bewahrt hat. Wer die Sprache als solche lediglich für ein von Menschen erfundenes Mittel geistiger Mitteilung hält, der wird in Verlegenheit sein, eine solche den höchsten Scharfsinn verratende Bantusprache in Einklang zu bringen mit dem Bildungsgrad und den allgemein als selbstverständlich vorausgesetzten mangelhaften geistigen Fähigkeiten jener Völker.

Wer sich mit einer der Bantusprachen[2]) gründlich bekannt gemacht hat, der findet sich in der Grammatik einer anderen sehr leicht zurecht, denn bei aller Verschiedenheit jener Sprachen haben sie doch so viel Gemeinsames, daß ihre Familienverwandtschaft auf der Hand liegt. Man mag ein Buch oder einen Aufsatz von Krapf oder Livingstone, Schweinfurth oder Holub oder die sprachliche Arbeit irgend eines unter einem Bantuvolke arbeitenden Missionars zur Hand nehmen, überall stößt man gelegentlich auf Namen und Wörter, welche diese Familienverwandtschaft andeuten. An das Wort Bantu selbst wurde schon erinnert. Ebenso wie „tu" in Bantu bildet lunga in Kalunga und kanga in Onganga den Stamm. In allen oder sehr vielen jener Sprachen bedeutet ersteres Gott und letzteres Zauberdoktor. Ähnlicher Beispiele giebt es unzählige.

Aber das Vorkommen gleicher oder ähnlicher Wörter könnte auch zufällig oder durch gegenseitige Berührung bedingt sein. Wichtiger und entscheidender für die Familienverwandtschaft der Sprachen ist der gleichartige grammatische Bau der Sprachen. Der grundlegende Unterschied jener hunderte von Bantusprachen von den unsrigen (indogermanischen) ist der, daß dort die Substantiva nicht in drei Klassen (männlich, weiblich und sächlich), sondern in eine größere Anzahl von Klassen geteilt werden. Der Sprachgeist der Bantu (man entschuldige diesen Ausdruck) ging bei Einteilung der Substantiva von konkreteren Unterschieden aus. Die augenfälligsten Unterschiede erkannte er zwischen Menschen, Tieren, Bäumen und Sachen und unterschied demnach vier Haupt- oder Grundklassen. Er fühlte aber das Bedürfnis, noch andere Unterschiede zu machen und die kleine, dicke und langgestreckte Form zu unterscheiden. Das gab drei weitere Klassen. Endlich erfand er noch eine Form für abstrakte und eine für örtliche Begriffe. So entstanden neun Klassen und bei jeder wurde zwischen Einzahl und Mehrzahl unterschieden. Jeder der so entstandenen 18 Begriffe wurde durch eine Silbe (oder wenn man will zwei) vor dem Stamme der zu derselben Klasse gerechneten Wörter kennbar gemacht. Es giebt also 18 Nominalpräfixe und jedes Substantiv beginnt mit einem derselben. Diese 18 Prä-

[1]) Dies ist hier mit Absicht hervorgehoben, weil man nicht selten die Behauptung hört, jedes dieser Völker hielte nur sich selbst oder höchstens alle zur Bantufamilie gehörenden Wesen für Menschen.

[2]) Richtiger wäre es „Tusprachen" zu sagen, denn „tu" ist der allein wesentliche Teil des Wortes und die Nachsilben „sprachen" bewirken hier das gleiche wie die Vorsilbe „Ban", nämlich das Wort als substantiv zu bezeichnen.

fixe beherrschen die ganze Sprache, denn die jedesmalige Form der Adjektive und Pronomina sowie die der Conjugation des Verbums wird dadurch bedingt. Jedem der Präfixe muß zunächst ein persönliches Fürwort entsprechen und da an jedem besitzanzeigenden Fürwort streng genommen (und die Bantusprachen nehmen es eben sehr streng) sowohl die Klasse des Besitzers als die des Besitztums erkennbar sein muß, so ergeben sich 18 × 18 = 324 Formen des besitzanzeigenden Fürworts. Am Verbum sind ferner beiläufig etwa 20 Formen zu unterscheiden, wodurch dasselbe einen transitiven, intransitiven, relativen, kausativen, inversiven u. s. w. Nebenbegriff erhält. Jede dieser 20 Verbalformen kann wieder etwa 23 Modus- und Tempusformen annehmen. Daraus ergeben sich für das Verbum 18 × 20 × 23 = 8280 Formen. Eine andere Eigentümlichkeit der Bantusprachen, und ebenfalls eine notwendige Folge jener Nominalpräfixe, ist eine überall hervortretende natürliche Alliteration. Nehmen wir als Beispiel den Satz: Mein schönes Ding, welches verloren war, ist wiedergefunden, so heißt derselbe in einer der Bantusprachen: Otjina tjandje otjina, tji tja pandjara, tja munika. Diese Bemerkungen werden genügen, um zu zeigen, daß es verhältnismäßig leicht ist, die Familienverwandtschaft jener Sprachen festzustellen, und ich hoffe, daß die Leser mir verzeihen werden, dieselben dem nachfolgenden vorausgeschickt zu haben. Diejenigen aber, welche mit den Bantusprachen näher bekannt sind, möchte ich bitten, im Auge zu behalten, daß ich keine Regeln zur Erlernung irgend einer derselben, sondern nur einen Gesamteindruck über den Bau jener Sprachen habe geben wollen.

Es mag auffallend erscheinen, daß trotz der großen Bedeutung, welche das Kongogebiet seit Stanleys Reise gewonnen hat, für die Kongosprache bis jetzt noch keine Grammatik vorhanden war. Um so erfreulicher ist es, daß nunmehr eine solche vorliegt und damit ein sehr bedeutsamer Schritt voran gethan ist zur Verkündigung des Evangeliums unter jenen Völkern. Wenn man freilich in Betracht zieht, wie kurze Zeit es her ist, daß der evangelischen Mission die Wege in jene Gebiete geöffnet wurden und sie in dieselben eintreten konnte, so muß man sich vielmehr wundern, daß die Missionare bereits mit so umfangreichen und gründlichen Arbeiten über jene Sprache vor die Öffentlichkeit treten können. Es war im Jahr 1878 als die Baptisten-Missionsgesellschaft auf Anregung des bekannten Arthington die beiden Missionare Comber und Grenfell mit einer Untersuchungsreise im Kongogebiet beauftragte. Comber kehrte nach England zurück, um dem Komitee Bericht zu erstatten und schon 1879 ist er wieder auf der Reise nach dem Kongo und zwar mit drei Gefährten.

Einer dieser Begleiter des Missionars Comber war Missionar Bentley, der Verfasser der vorliegenden Arbeit „Dictionary and Grammar of the Kongo Language" (London, Trübner & Co.). Zwar giebt es einige ältere Arbeiten über dieselbe oder nahe verwandte Sprachen aus der Periode der katholischen Mission in jenen Gebieten, aber dieselben waren den evangelischen Missionaren nicht zugänglich und wären ihnen auch von keinem wesentlichen praktischen Nutzen gewesen. Bentley und seine Mitarbeiter waren deshalb genötigt, die Sprache ganz aus dem Munde des Volkes zu erlernen und in Schrift zu verfassen. Sehr anschaulich spricht er in der Vorrede über

diese höchst mühevolle Arbeit. Er sagt unter anderem: „In der Regel waren wir hart an der Arbeit (Bauarbeiten ꝛc.) von 6 Uhr morgens bis Sonnenuntergang, und am Abend sahen wir uns dann genötigt, einige junge Leute zu unterrichten, welche nicht warten wollten, bis die Bauarbeiten beendet wären. Während all solcher Arbeiten und Reisen trieben wir zugleich das Studium der Sprache, wobei wir keinerlei Hilfsmittel hatten als ein kurzes Wörterverzeichnis von 40—50 Wörtern, welche Comber und Grenfell während ihrer vorläufigen Reise im vorhergehenden Jahre gesammelt hatten. Außerdem hatten wir Bischof Steeres Handbuch der „Swahilisprache", was dazu beitrug uns eine Idee von einer Sprache der Bantufamilie zu verschaffen. Die älteren Söhne von König Dom Pedro (eigentlich Ntotela genannt) und einer oder zwei andere besaßen einige Kenntnisse des Portugiesischen. Dieselben halfen uns bei unsern anfänglichen Unterredungen und verschafften uns gelegentlich einige Wörter, aber sie hatten ihre eignen Beschäftigungen und konnten uns nicht viele Zeit opfern. Die Kinder dagegen waren immer zur Hand und von ihnen konnten Wörter leichter erlangt werden, weil sie dieselben deutlicher aussprachen. Jedes so erhaltene Wort wurde sogleich in unsere Notizbücher eingetragen, und am Abend teilten wir dann einander die erlangten neuen Wörter mit und besprachen dieselben. So wuchs unser Wörterverzeichnis beständig heran, während wir mit den Kindern sprachen und spielten oder versuchten, unsere Schüler in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens einzuführen. Das Alphabet wurde aufgestellt und die Aussprache der Buchstaben bestimmt. Ebenso wurden Wörter gewonnen, während wir mit den Leuten arbeiteten, welche uns beim Häuserbau halfen Bäume zu fällen, Kalksteine zu brechen oder den Kahn auszuhölen, um damit die Steine nach den Löchern zu schaffen, in welchen die Portugiesen schon längst ihren Kalk gebrannt hatten. Auch auf Reisen und wenn wir Kranke behandelten, wurden Wörter gesammelt und so täglich unsere Verzeichnisse vermehrt. Als wir erst imstande waren, die Sprache ein wenig zu sprechen und Fragen über dieselbe in der Sprache selbst zu stellen, da machten wir schon bessere Fortschritte."

Nach fünfjährigem Aufenthalt am Kongo kehrte Bentley mit dem gesammelten sehr umfangreichen Material über die Sprache nach England zurück, um dasselbe zu einer Grammatik nebst Wörterbuch zu verarbeiten. Während er das Material ordnete und die Druckbogen korrigierte, wurde er von einem körperlichen Leiden und zeitweiliger Erblindung befallen; aber seine Frau legte mit Hand an und zeigte dabei eine so ausgezeichnete Befähigung, daß die Arbeit nicht unterbrochen zu werden brauchte. Das nun vollendete Buch enthält auf 718 Seiten ein Wörterbuch mit etwa 7000 Wörtern, eine ausführliche Grammatik sowie einen Anhang über Spiele, den Gottesbegriff, die Gebräuche jenes Volkes und dergleichen. Vorgedruckt ist dem Werke eine Einführung von dem auf dem Gebiete der Sprachen rühmlichst bekannten R. Cust und ein lesenswertes Vorwort. Cust sagt über das Buch: „Die Ausbreitung des Reiches des Herrn zu fördern, ist der Zweck, um deswillen dies große Werk angefangen, fortgeführt und vollendet wurde. Es bildet einen festen Baustein zu dem Bau der Evangelisierung Afrikas, denn: wie können sie hören, wenn nicht zu ihnen geredet wird? Wie kann zu ihnen geredet werden, wenn der Missionar sich nicht der Sprache des Volkes bemächtigt, zu dem er gesandt ist?

Herr Bentley hat seine große Begabung dieser edlen Aufgabe gewidmet in der Hoffnung, dadurch seine Mitarbeiter und Nachfolger in den Stand zu setzen, das Evangelium von Christo auszubreiten. Das war sein Hauptzweck und nur zu diesem Zwecke können mit Recht die Mittel der Missionsgesellschaft für die Herausgabe solcher Arbeit verwandt werden.“ Bentley hatte also nicht den Zweck, mit seiner sprachlichen Arbeit der Wissenschaft zu dienen und das tritt einem darin auch überall entgegen. Es versteht sich aber von selbst, daß das Werk darum nicht weniger einen wissenschaftlichen Wert hat, wenn es als Lehrbuch zu praktischer Erlernung der Sprache sich soweit als möglich auch allgemeinverständlicher Ausdrücke und Formeln bedient, denn jede richtige Grammatik für eine bis dahin schriftlose Sprache ist eben auch für die Wissenschaft ein wichtiger Fortschritt.

Sowohl wegen der weiten Verbreitung der Kongosprache als wegen seiner Gründlichkeit und praktischen Brauchbarkeit gehört Bentleys Buch ohne Zweifel zu den bedeutsamsten Arbeiten über Sprachen der Bantufamilie. Freilich versteht sichs von selbst, daß eine solche und zwar sehr frühzeitige Erstlingsarbeit keine vollkommene sein kann, sondern noch mancherlei Mängel in sich schließt. Die einzelnen Mängel hervorzuheben würde aber schon deshalb kaum angehen, weil man bei den meisten Lesern nicht die erforderlichen Kenntnisse jener Sprachen voraussetzen kann. Der erste Teil des Buches enthält auf 514 Seiten ein Englisch-Kongo und ein Kongo-Englisches Wörterbuch mit etwa 7000 Wörtern. Die erstere Arbeit muß auf einer Stufe, wo die Ausdrücke für europäische und speciell christliche Begriffe noch so wenig fixiert sein können, recht schwierig und teilweise nicht ganz unbedenklich sein. Wenn man eine solche Arbeit trotzdem schon so frühzeitig unternehmen will, so wird sichs empfehlen, in vielen Fällen hinter das betreffende Wort der europäischen Sprache einfach ein, zwei oder mehr Wörter der neuen Sprache zu setzen nur zu dem Zweck, um sie in dem andern Teil des Wörterbuches leichter finden zu können. Hier aber sollte zunächst und vor allem die Bedeutung gegeben werden, welche das Wort im Munde des Volks abgesehen von dem neuen ausländischen Einfluß hat und darauf könnte etwa folgen, für welchen christlichen Begriff sich dasselbe eignen möchte. Schlage ich mit dieser Erwartung in dem vorliegenden Werke das englische Wort Saviour (Heiland) auf, so finde ich hinter demselben die beiden Kongowörter mouluji und moukixi. Diese beiden Wörter suche ich nun in dem Kongo-Englischen Teil und finde da zu meiner Enttäuschung hinter beiden nur die Rückübersetzung in das englische Saviour und bei mouluji noch deliverer. Aber im Munde eines noch heidnischen Volkes kann der Begriff Saviour natürlich nicht vorhanden sein.

Wichtiger als das Wörterbuch ist für uns die Grammatik und darüber ließe sich nebst einigen Ausstellungen manch anerkennendes Wort sagen, aber der Raum gestattet nur einige Bemerkungen. Hier und da scheint fast zu viel Rücksicht auf solche Leser genommen zu sein, bei denen man nur sehr geringe allgemeine grammatische Kenntnisse voraussetzen kann. Aber ein solcher könnte so wie so ohne Anleitung selbst diese Kongogrammatik nicht verstehen und bei mündlicher Anleitung wäre es ja leicht, ihm solche allgemeine Begriffe wie Verbum, erste, zweite und dritte Person und dergleichen zu erklären und deren Erklärung sollte in der Kongogrammatik keinen Raum beanspruchen. Eine

andere Ausstellung wäre die, daß einzelne Punkte unverhältnismäßig lang, andere dagegen gar zu kurz behandelt werden. Letzteres gilt vor allem von dem Abschnitt über den Artikel. Hier beschränkt der Verfasser sich darauf, die Buchstaben a, e, o einfach und schlechtweg als die drei Artikel hinzustellen und anzugeben, welchen Nominalklassen jeder derselben eigen ist. Das ist schon deshalb ungenügend, weil die Bantusprachen keinen Artikel in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes haben. Entweder macht nun die Kongosprache in dieser Hinsicht eine Ausnahme oder die genannten Buchstaben können nur uneigentlich als Artikel bezeichnet werden. In beiden Fällen bedurfte gerade dieser Punkt einer näheren Auseinandersetzung. Aus der Vergleichung einzelner in der Grammatik vorkommender kurzer Sätze scheint hervorzugehen, daß jene Buchstaben in der Kongosprache allerdings mehr Artikelartiges haben als die initialen Vokale der Substantive in anderen Bantusprachen, daß sie nach Bedeutung und Gebrauch sich mit unserm, speciell dem englischen Artikel aber doch keineswegs decken. Aber derartige Mängel treten doch ganz in den Hintergrund gegenüber dem Wert des Werkes im allgemeinen.

Ein oft recht schwieriger, immer aber wichtiger, weil folgenschwerer Punkt bei der Bearbeitung einer neuen Sprache ist die Aufstellung des Alphabets. Das Studium jener hunderte unter sich mehr oder minder nahe verwandter Sprachen in Afrika würde sehr wesentlich erleichtert werden, wenn man sich über gewisse allgemein gültige Regeln verständigen könnte. Da das zunächst aber wohl ein frommer Wunsch bleiben wird, so sollte wenigstens jeder Missionar sich bestreben, nach gesunden, naturgemäßen Grundsätzen zu arbeiten. Er sollte stets im Auge behalten, daß die Schrift der Sprache in erster Linie für das die Sprache sprechende Volk bestimmt ist und demgemäß die bekannte Regel befolgen: „Für jeden Laut ein Schriftzeichen und nur ein Schriftzeichen für jeden Laut.“ Wo aber der Deutsche, Engländer, Franzose u. s. w. nur die Annehmlichkeit seiner eigenen Landsleute im Auge hat, da muß die Natürlichkeit notwendig Schaden leiden und die Schrift unter sich nahe verwandter Dialekte weit voneinander abweichen. Da schreibt beispielsweise der Engländer e, oo, w, y, j, wo der Deutsche i, u, u, j, tj setzen wird. Ersterer glaubt ferner für die beiden unterschiedenen einfachen Laute, welche seine Landsleute mit th bezeichnen, auch in der neuen Sprache dies eine Doppelzeichen setzen zu müssen, obwohl die beiden Laute verschieden sind und jeder derselben ein einfacher ist. Desgleichen setzt etwa der Deutsche unter die Schriftzeichen s und z ein Bögelchen und schreibt s̯ und z̯, damit, wenn etwa ein Landsmann von ihm ein Buch derselben Sprache in die Hände bekommt, derselbe bei jedem solchen Worte immer wieder daran erinnert wird, daß diese beiden Schriftzeichen etwas anders gelesen werden sollen als im Deutschen. Diese Klippen hat Bentley vermieden und für jeden Laut in der Kongosprache (soweit die Laute bis dahin klar unterschieden waren) ein besonderes einfaches Zeichen gesetzt. Überhaupt hat er eine gesunde Methode befolgt und in der 200 Seiten einnehmenden Grammatik finden sich manche recht feine Beobachtungen. So z. B. die etwas weite Ausführung, daß der Gegenstand der Rede, immer auch das Subjekt des einzelnen Satzes bilden muß und daher die vielen passiven Formen bedingt werden, sowie die Unterscheidung einer mittleren zwischen der aktiven und passiven Form des Verbums. Beides gilt auch in anderen Bantusprachen, aber

ersteres scheint in der Kongosprache mit auffallender Folgerichtigkeit durchgeführt zu werden.

Sehr lehrreich ist es, die vorliegende Grammatik mit denen anderer Bantusprachen im einzelnen zu vergleichen, z. B. mit der mir genau bekannten Hererosprache. Wie die Kongosprache an sich von hervorragender Bedeutung ist, so hat die Hererosprache ihre besondere Bedeutung gerade für uns Deutsche, weil Hereroland seit vierzig Jahren deutsches Missionsgebiet und nun auch das wichtigste deutsche Schutzgebiet an der Westküste Südafrikas ist. Das in allen Bantusprachen geltende Gesetz, wonach die Anfangssilben der Hauptwörter den ganzen Bereich der grammatischen Formenbildung beherrschen, gilt natürlich auch in der Kongosprache, und ebenso, daß alle Regeln der Sprache mit unweigerlicher Konsequenz durchgeführt werden und durchaus keine Ausnahmen gestatten. Aber im Vergleich zu der Hererosprache erscheinen die Formen schon sehr abgeschliffen und weniger ursprünglich. Die Regeln sind deshalb mannigfaltiger und die Formenbildungen weniger einfach und durchsichtig. Es macht sich in der Kongosprache eine größere Neigung zur Stufe der Flexionsbildungen bemerkbar. Bezüglich der Formen am Verbum bemerkt Bentley, daß alle Modifikationen, welche auf den Sinn desselben Bezug haben, durch Suffixe, dagegen alle, welche sich auf Modus, Zeit, Person und Zahl beziehen, durch Präfixe dargestellt werden. Ersteres gilt auch in der Hererosprache, letzteres dagegen nicht unbedingt. Doch wir müssen uns mit diesen Bemerkungen bescheiden, obwohl wir gern noch manches über den wunderbaren Bau dieser Sprachen hinzusetzen möchten. Die außerordentliche Formenfülle ermöglicht es, auch die feinsten Nüancen der Gefühle und Gedanken auszusprechen, und alle diese Formen sind so naturgerecht und ihre Bildung ist so durchsichtig, daß man das Ganze durchschauen kann „wie die Bildung der Zellen im gläsernen Bienenkorb.“ Wahrlich, diese wunderbaren Sprachen bilden einen merkwürdigen Kontrast zu der niederen Stufe, auf der die sie sprechenden Völker von der Mission angetroffen wurden.

Wer aus wissenschaftlichen oder praktischen Gründen sich für die Kongosprache interessiert, dem kann Bentleys Grammatik mit Recht empfohlen werden. Da in Zukunft manche unserer Landsleute Veranlassung haben werden, sich um die Hererosprache zu bekümmern, erlaube ich mir zum Schluß auf die Hauptarbeiten über dieselbe hinzuweisen. Obenan steht H. Hahns Grammatik, welche sich durch Gründlichkeit, klare Übersichtlichkeit und meisterhafte Beherrschung des gesamten Stoffes sehr vorteilhaft auszeichnet. Sodann ist zu nennen: Kolbes „English-Herero Dictionary“, welches ein großes Stück gründlichen Fleißes darstellt, und endlich als neustes Werk: Brinckers „Wörterbuch des Otjiherero“, welches die vollständigste gedruckte Wörtersammlung dieser Sprache enthält.

Geographische Rundschau.

Von P. E. Wallroth.

(Fortsetzung.)

Westafrika. Der Kongostaat ist vom belgischen König Leopold II dem Generalstabshauptmann Van de Velde, einem tüchtigen Offizier, unterstellt,

doch dadurch nicht seiner gefährdeten Lage entrissen. Die durch Sklavenhändler im August 1886 erzwungene Einnahme der Stanley-Fälle-Station, wobei es blutig herging und Dubois nebst Deane sich zu retten suchten (ersterer aber in den Wellen des Stromes unterging), ist ein neuer Beweis für die unzulängliche Beschützung des jungen Unternehmens. — Der bekannte Missionar Grenfell (vergl. Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 339) erforschte auf seinem Missionsdampfer „Peace" kongoaufwärts fahrend die beiden linken Nebenflüsse Uruki, im oberen Laufe Tschuapa genannt, samt dessen Zufluß Bussera und den Lulango nebst dessen Zufluß Lupuri in Begleitung des tüchtigen Lieutenants Curt von François; vornehmlich am Tschuapa befand sich eine starke Bevölkerung. Vor seiner Erholungsreise nach Europa besuchte Grenfell den 1882 von Stanley entdeckten Leopold II.-See und nahm den Unterlauf des Kuango auf, welchem 10 Kilometer oberhalb der Einmündung in den Kwa [Sankuru (oder Kassai?)] der wasserreiche aus Südosten strömende Djuma sich beigesellt; letzterer ist wahrscheinlich der Zusammenfluß des Juzia (Tschia oder Zaie) und des Kuilu; der Kwa hingegen bildet sich aus dem Sankuru und Kassai, wobei es noch nicht ganz ausgemacht ist, welcher von diesen beiden letzteren der Hauptfluß ist. — Wenige Tage später als Dr. Büttner erschienen Lieutenant Kund und Tappenbeck am Kuangofluß und setzten hinüber, während Büttner landeinwärts nach dem Stanley-Pool weiter zog. Sie überschritten mehrere starke Zuflüsse des Kassai und erreichten am 19. Oktober 1885 den Sankuru (Wißmanns Kassai), wo die Karawanenstraßen der Elfenbeinhändler endigten. Im Lande der Baschilele nahe dem Zusammenflusse des Kassai und des von Osten kommenden Sankuru überschritten sie durch eine sechstägige Fahrt von Insel zu Insel den Strom und erreichten durch einen Urwald am 19. November den nördlicheren Ikata (oder Lukata oder Lukenje) welcher sich später als Stanleys Mfimi oder Mfini und Abfluß des Sees Leopold II erwies. Nach vielen Kämpfen mit den Barumbo konnten sie am 6. Dezember den Ikata überschreiten, fanden aber an seinem nördlichen Ufer Wald und Morast, doch keine Bewohner vor. Aufs Südufer zurückgekehrt versuchten sie östlich weiterzudringen, mußten aber, als Kund in einem Kampf erheblich verwundet war, am 20. Dezember zu Boot den Rückzug antreten. Später bewies Wißmanns Begleiter und Landsmann Dr. Wolff durch eine etwa 800 Kilometer lange Flußfahrt im Januar bis März 1886 die Gleichheit des Sankuru und des von Pogge und Wißmann überschrittenen Lubilasch und entdeckte als rechten östlichen Nebenfluß den Lomani (Lukenja (Luetschu)). Wolff sieht den Sankuru nicht als den Hauptfluß, aber als eine wichtige Verbindungsstraße an, welche durch Mitbenutzung des Kassai und Lomani eine Umgehung der höchst schwierigen Stanley-Fälle des Kongoflusses ermöglicht und besseren Verkehr mit dem Njangwe-Lande bewirkt. Kapitän von der Felsen hingegen erblickt im Sankuru und nicht im Kassai den Hauptstrom, da ersterer, welcher auch Sankullu heißt, weiter mit Schiffen befahren werden kann als der Kassai.

Im Juli 1886 versuchte der berühmte deutsche Lieutenant Wißmann von Luluaburg am Luluafluß (etwa 6° südl. Br. 23° östl. L. v. G.) ostwärts nach dem Lubilasch oder Sankullu (Sankuru) zu reisen, kam auch an den Lukula, einen linken Nebenfluß des Lubi, wurde aber nach einem Durch-

marsch durch das fruchtbare stark bevölkerte Land der Baschilange, deren Dörfer mit hübschen Häusern meist auf den Gipfeln der Hügel zwischen Lulua und Lukula liegen, von den jenseits des Lukulaflusses wohnenden feindlichen Baluba am Weiterziehen verhindert. Als diese ihm am Buschimanei, einem Nebenfluß des Lubilasch (Oberlauf des Sankullu)[1]), den Weg versperrten, zog er nach dem Lubi, überschritt an dessen Einmündung in den Sankuru (Sankullu) letzteren Fluß, mußte aber wegen sumpfigen Urwaldes südlich nach dem Beneki-Reich ziehen, von wo er über Nyangwe den Tanganyika, Nyassa und die Meeresküste erreichte und somit zum zweitenmal Afrika durchquert hatte. — Hinsichtlich der eben genannten Baluba noch folgendes: Sie wohnen auf welligen, baumlosen Prärien, welche zum Ackerbau wenig geeignet vielleicht durch Viehzucht verwertet werden könnten. In langen dichten Dörfern erblickt Wißmann diese unverschämten räuberischen Eingebornen, deren Bewaffnung besonders Lanze und Wurfspeer ist. Nach dem Bericht des Dr. Wolff waren die sehr bildungsfähigen Baluba vor etwa 15 Jahren als Menschenfresser und feindliche Nachbarn verrufen; lebten abgeschlossen von allem Verkehr. Da erhob sich der junge Fürst Kalamba mit seiner Schwester Sanzula und dem Bruder Kasongo, erzwang von den damit unzufriedenen Alten des Volks neue Handelsbeziehungen nach außen, kaufte viele Gewehre und Pulver und gründete nach Unterwerfung mehrerer Häuptlinge sein Reich. Auch führte er den Hanf (Riamba) ein, und Hanf rauchen als Mittel gegen alle Unholde, ja machte seine Schwester Sanzula zur Priesterin des Hanfkultus. Gleich den Polynesiern glauben auch die Baluba an eine Seelenwanderung und sahen in Dr. Wolff, sowie dessen Genossen, früher verstorbene Häuptlinge und Geister. Dem Balubavolk werden die Befehle vom Häuptling nachts mitgeteilt, wobei jedes einzelne Wort des letzteren von allen Anwesenden wiederholt und dazwischen in die großen fast einen Meter an Umfang betragenden Riambapfeifen geblasen wird. Solche Mitternachtsscene gewährt einen wilden Eindruck: die nackten am ganzen Körper tättowierten und übermalten Gestalten in sonderbaren Gruppen um jene Kürbispfeifen geschart begierig lauschend auf den Kriegsbefehl, bereit zum Kampf und Streit. — Nördlich von den Baluba wohnen die Bakete und dann folgen deren Zinsherren, die Bakuba, deren Herrscher stets Lukengo genannt, in Ibanschi wohnt und 1884 von Wolff besucht wurde. Damals empfing er in einer großen offenen Halle, deren Dach aus den Rippen der Raphiapalme kunstvoll verfertigt war, zwischen zwei großen halb verwitterten und halb eingegrabenen Elfenbeinzähnen sitzend unsern Landsmann, ließ ihm zu Ehren Kriegstänze aufführen und nahm an diesen trotz glühender Mittagshitze und trotz seiner Beleibtheit selbst teil. Die Bakuba sind schön und kräftig gebildete Naturmenschen, mit kunstvoll aus Palmfasern gewebten Hüfttüchern bekleidet und rot gefärbten Fingern und Zehenringen geschmückt. Als Stammeszeichen gilt das Fehlen der beiden oberen Schneidezähne, welche beim Eintritt der Mannbarkeit mit einem hölzernen Schlegel ausgehauen werden. Ihrem Lukengo erweisen sie viele Ehrenbezeugung und sollen beim Tode des Vaters des jetzigen Herrschers 1000 Menschen

[1]) Zu diesen neuentdeckten vielen Flüssen vgl. die schöne, klare Karte in Pet. geogr. Mitt. 1886. Taf. 13.

geopfert haben. Durch kunstvolles Mattenflechten, fein und geschickt ausgearbeitete Waffen und Geräte, regelmäßig angelegte Dörfer, zierliche Häuser, gut angebaute Felder zeigen die Bakuba ihre nicht geringe Bildung. Das Land ist ergiebig, dicht bevölkert, reich an Elefanten, Büffeln, Wildschweinen, Antilopen, Affen und allerlei Vögeln. Die Ureinwohner des Landes sollen die Batua, jene vielbeschriebenen Zwerge gewesen sein, deren Durchschnittshöhe Wolff auf 130 bis 145 Centimeter angiebt.

Savorgnan de Brazza, der Begründer des französischen Kongogebiets, legte vor einiger Zeit die Verhältnisse und Fortschritte der dortigen Arbeiten dar, wonach die Franzosen den eigentlichen Kongostaat überflügelt haben. Neben verschiedenen Entdeckungen, zahlreichen Kartenaufnahmen u. s. w. sind acht Stationen im Kongo-Becken, acht andere in dem des Ogowe und fünf im Thal des Kuilluflusses errichtet, auch die Stämme am Ogowe ganz unterworfen wurden. Die menschenfressenden Pahouins schicken nebst den Adumas, Okandas, Apingis, Okotas, Bangwes Hülfstruppen. Auch auf den zwischen dem Kongo- und Ogowe-Becken liegenden Hochebenen von Bateke werden französische Waren und Güter von Eingebornen pünktlich weiterbefördert; der Handelsumsatz hat sich in den letzten zehn Jahren von 2 auf 14 Millionen Frank vermehrt, der Sklavenhandel tritt dafür zurück. Ohne Blutvergießen hat sich langsam unter einer Ausgabe von $2^1/_4$ Millionen Frank diese Umgestaltung zu Frankreichs Gunsten vollzogen. Man kann Stanleys Nebenbuhler Geschick und Erfolg nicht absprechen. — Der jüngere Bruder Jacques de Brazza entdeckte am 3. September 1885 etwa unter $1^1/_2{}^0$ nördl. Br. den Sekoli, einen großen Nebenfluß des Kongo; dieser neue Fluß ist mit dem vom Missionar Grenfell und Curt von François befahrenen Punga gleich, während der Licona im Westen und Nkundja oder Ubangi im Osten des Sekoli zwei voneinander ganz unabhängige Flüsse sind. — Am 14. Februar 1886 erreichte Dr. O. Lenz die Stanley-Fall-Station, konnte aber nicht nordwärts ziehen, da Tippu-Tips Unternehmungszug seit 10 Monaten nichts von sich verlauten ließ; er mußte am 4. April 1886 mit Tippu-Tip nach Nyangwe reisen und ähnlich dem schwedischen Lieutenant P. E. Gleerup die Meeresostküste erreichen. Ohne seinen Plan, Dr. Schnitzlers Rettung und Durchforschung des Kongo-Nil-Zwischenlandes erreicht zu haben, wählte er den Rückweg über den Nyassa-See und Schire-Fluß und traf am 14. Januar 1887 in Sansibar wieder ein.

Von Viktoria am Kamerun reiste Dr. B. Schwarz im November 1885 durch die an Elefanten, Kaffee und Gummibäumen reichen Urwälder, welche Rogozinski nicht erreichte, landeinwärts. Jenseits des Kumbaflusses zog er ins Bafonland, dessen Bewohner Bafarani in fruchtbarer gesunder Gebirgsgegend Plantagenbau und Viehzucht treiben, bis dicht an den oberen Kalabarfluß. Im Mai und Juni desselben Jahres wanderten die beiden schwedischen Kolonisten G. Valdau und K. Knutson rund ums Kamerungebirge, im weiteren Bogen als es Missionar Comber 1887 ausführte und wandten sich dann nach Buea, darauf nordwärts zum Richard- und Elefanten-See. Letzteren umfuhren sie, erforschten das Quellgebiet des Memeh, eines Nebenflusses des Rio del Rey-Deltas, marschierten westlich vom Memeh zum Mokono und kehrten über Balundu nach Betikka (Colli) zurück. Wahrscheinlich ist der Rio

del Rey nur ein Ästuarium vieler kleiner Flüsse und durch spätere Reisen des Gouverneurs v. Soden ergab es sich, daß der Memeh mit dem östlich vom Rio del Rey mündenden Rumbi gleich ist und der Mokasse dem Ästuarium angehört. Scherzhaft aber wahr mag noch erwähnt werden, daß B. Schwarz bei einem Negerhäuptling eine kleine gläserne Pomadenflasche mit französischer Aufschrift vorfand, in welcher jener ein „Book“ einen Staatsvertrag zu besitzen glaubte. Bemerkenswerter ist noch seine Angabe, daß eine einzige deutsche Niederlassung in Klein-Popo einen jährlichen Umsatz von 2 Millionen Mark und sämtliche deutsche Faktoreien an der Westküste einen solchen von gut 50 Millionen Mark ergeben.

Über Bimbia und Viktoria am Fuße des Kamerun-Berges hat Dr. Pauli kürzlich allerlei Neues nach eigener Anschauung veröffentlicht. Östlich von dieser Landschaft breitet sich das Mangrove-Gebiet öde und einförmig aus, nahe dieser eintönigen Sumpfniederung fliegen bunte Eisvögel, zierliche Brachschwalben über die trübe Wasserfläche hin, während flinke Strandläufer und schwerfällige Pelikane, schlanke Reiher auf den kahlen Sandbänken Nahrung suchen; unter dem immergrünen Mangrovelaub liegt im Wasserarm die Seekuh und hoch über diese Sümpfe hin kreist der schwarzgeflügelte Geierseeadler. Hart am Meeresstrande ist das Dorf Bimbia, dessen Negerhütten zerstreut unter mächtigen Affenbrotbäumen, Baumwollenbäumen und Drachenbäumen bergan liegen. Der Baobab mit seinen großen glänzenden Blättern wird vom schlanken Bombax noch überragt, an einigen Riesenbäumen schlingen sich Lianen, Pfefferreben und wilder Wein empor; zwischen dem Schlingwerk der Pflanzen und Zweige klettern kleine grüne Affen und Paviane und von der blütenreichen, betäubend duftenden Kautschukranke sucht der Neger den milchigen zähen Saft. — Die Bimbiabewohner sprechen eine dem Dualla ähnliche Mundart, nennen sich selbst Isubu, haben große Schädel, breite Hände, unschöne Gesichtszüge, unsauberen Körper und besorgen den Verkehr zwischen den Bergbewohnern und den Europäern. Trotz der nahen See ist auch Bimbia ungesund, aber wunderbar schön der Seeweg nach dem nahen Viktoria an der Ambas-Bucht: der Blick auf die Fernando Po-Insel und den Kamerunberg vorbei an der Kriegerbucht ist überraschend. — In Viktoria kommen auch die Bakwiri (Kwiri oder Busch-Leute), die Bergstämme, wegen des Handels an die Küste, um Ölkerne, Nüsse, Yams und sonstiges zu verkaufen, welches sie in Tragkörben die beschwerlichen steilen Pfade bergab getragen haben. Viktoria liegt noch großartiger, urwüchsiger als Bimbia. Der Wälder Grün reicht bis ins Meer, die dunklen Klippen, umtobt von blauer hochwogender See, der Fuß des Kamerun von weißleuchtender Brandung immer umspült — so liegt der höchste Berg des westlichen Afrikas als Deutschlands Stolz in bezaubernder Pracht vor dem Auge des Beschauers. — Max Buchner bespricht in seinem Buch „Kamerun“ dies Land ohne alle Phantasien und Trugbilder des Reichtums an unbekannten Schätzen, ungeheuerem Absatzgebiete „Konsumtionsfähigkeit ungezählter Millionen von Negern“ u. s. w. Nach Buchner, dem bekannten Kritiker, ist Kamerun kein schlechter Erwerb, hat aber als großen Nachteil: das Fieber, ist hingegen nicht ungesunder als Brasilien oder Ostindien zur Zeit der ersten Entdecker war; das Klima könne verbessert werden. Die Dualla nennt er faul und sagt in Bezug auf den Handel: „Der Handel ist

gering, die Produktion gleich Null, die Bevölkerung in Faulheit und Spitzbüberei verkommen, die Arbeit unerschwinglich teuer und trotzdem schwer zu beschaffen. Zugleich sind die Bande der altangestammten Ordnung bedenklich gelockert, die Unterthanenverhältnisse halb anarchisch. Das Land selber ist jedoch gut und leistungsfähig. Die letztere Eigenschaft zur Geltung zu bringen und von den Schlacken der Verkommenheit zu reinigen, das ist nun unsere Pflicht." Dies will Buchner durch Anknüpfung eines unmittelbaren Handels mit der Bevölkerung des Innern nach Zurückschiebung der bisher vermittelnden Dualla und Bekehrung der letzteren zur Arbeit.

Die Kenntnis der Goldküste ist durch die Baseler Missionare J. Müller und Zimmermann, Ramseyer und Missionsarzt Dr. Mähly, sowie den Negermissionar David Asante in den Jahren 1884 ff. bedeutend erweitert worden. Am 16. Januar 1885 begann die Reise von Anum aus nach Salaga über Wurupon, der größten Stadt des Nkonya-Landes, wo dem Hauptfetisch Sia alljährlich ein Menschenopfer gebracht und die zwei großen Trommeln des Fetisches mit Menschenschienbeinen geschlagen werden. (Über Salaga teilt Basel. Miss.-Mag. 1885, 305 f. und Jenaer geogr. Mitt. IV, 25 f. vielerlei mit.) Die durchreisten Länder sind ähnlich dem Ga-Lande, vornehmlich Grasebenen, unterbrochen von Baumgruppen und Wäldchen, geeignet für den Anbau von Yams, Reis, Mais, Guinea-Korn und Hirse. Oboosо ist ein großartiges Bergland mit kühler, nicht feuchter Luft. Unter den Völkerschaften sind die Nta-Leute die noch am meisten gebildeten; bei allen aber ist der Kropf die entstellende häßliche Krankheit. Landbau und Jagd bilden die Hauptbeschäftigung; das Weib hat eine geachtetere Stellung, versteht aus Baumwolle Gewänder zu weben, auch irdenes Geschirr zu verfertigen. Aber die Bevölkerung wird durch das grauenhafte Trinken des Odomgiftes verringert, denn vor Gericht, in zweifelhaften Fällen, beim Erkranken, Sterben entscheidet der Saft dieser giftigen Baumrinde. Um eines kranken oder gestorbenen Menschen wegen müssen vielleicht 4 bis 10 andere Neger am Gifttrinken sterben.

Mit erstaunlich wenig Mitteln — 100 Mark — aber großer Willenskraft hat G. A. Krause am 12. Mai 1886 Akkra verlassen, den Volta bis Keta befahren, am 18. Juni Salaga erreicht, es am 7. August wieder verlassen, um nach Mossis Hauptstadt Woghodogho zu gelangen. Durch die Lande Gondscha, Dagomba, Gambagha und Busanga reisend kam er am 24. September am Ziele an, wurde zwar durch Massinas Herrscher am Weitermarsch verhindert, durchquerte aber dafür das unbekannte Gebiet von Mossi bis zum Niger-Bogen von Süd nach Nord und hat hierdurch dem deutschen Ruhm auf dem Entdeckungsfeld einen neuen Sieg erworben. Die am 1. Juni 1887 erfolgte Rückreise vom Salaga nach der Meeresküste (Groß-Popo-Pla) geschah ohne Unfall von Aneho (Klein-Popo) zu Fuß nach Akkra, welches Krause am 23. September erreichte. Wie am Kongo so auch am Senegal arbeiten die Franzosen erfolgreich weiter, unterhalten ihre Befestigungen an diesem Fluß und dem Niger, vermochten auch den Propheten Samory, welcher aus den Trümmern des Reiches Segu und aus neuen Eroberungen das große Reich Wassulu am Oberlauf des Niger gegründet hat, daß er seine Herrschaft unter französischen Schutz stellte.

Amerika. In **Alaska**, dessen Besitzwert für die Vereinigten Staaten wohl nicht die gehegten Erwartungen erfüllt, haben die Lieutenants Cantwell und Stoney voneinander unabhängig verschiedene Flüsse z. B. den Kowak erforscht. Ingenieur Mac Lenegan erreichte, den Nouatak-Fluß aufwärts fahrend, die höchste bisher erlangte Breite im Innern der Halbinsel. Lieutenant H. J. Allen nahm 1885 den Atna oder Kupferfluß bis zu seinen Quellflüssen am Fuße des Vulkans Wrangel auf, wies Kohlen, Silber, Gold, Kupfer und Eisenerze nach und untersuchte den Nebenfluß Chitinah sowie den Tananah, den größten Seitenfluß des Yukon. Lieutenant F. Schwatka erforschte 1886 das St. Elias-Gebirge, konnte aber auch mit dem englischen Lieutenant Seton Karr den St. Elias nicht ersteigen; Seton klomm noch 2000 Fuß höher als sein Begleiter und verlegt die Lage des Berges westlich vom 141. Grade auf englisches Gebiet. — Nach Iwan Petroff läßt sich die **Bevölkerung Alaskas** in vier Hauptteile scheiden: 1. Innuit oder Eskimos, 2. Unangan oder Aleuten, 3. Tlinkit und 4. Athabaska oder Tinneh. Die ersten, die **Eskimos**, bewohnen fast die ganze Küstenlinie, sind desselben Stammes wie die grönländischen und wahrscheinlich gleichzeitig mit diesen aus dem Süden hinaufgedrängt worden; sie zerfallen in folgende Unterabteilungen: Popagmute, Nunatagmute, Malemute die kühnsten Händler, Kingigimute die Verkehrsvermittler zwischen Amerika und Asien, südlich die Kaviagmute, Unaligmute, Ikogmute an der Jukonmündung, Magmute (Minkleute) im Delta, Nunivagmute und Kajaligumute. Im Kuskowimgebiet wohnen die Kuskovagmute etwa 3—4000 Seelen stark, am Togiak die erst seit 1880 bekannten Togigamute; die Nuschegagmute und Aglemute an der Nordküste der Halbinsel Alaska gelten für Christen; die Kaniagmute an der Südseite, früher die gefährlichsten Feinde der Russen, waren später ihre besten Unterthanen, bewohnen Kadjak und die umliegenden Inseln. Der Ursprung der zweiten Hauptabteilung der Unangan oder Aleuten ist dunkel, die Tlinkit oder Koloschen mit ihren Jelch-(Raben-) Mythen sind schon vom Deutschen Aurel Krause 1880 f. näher beschrieben. Die Athabaska oder Tinneh gehören zum großen Indianerstamm nördlich von Mexiko und zerfallen in viele kleine Stämme (Khotana oder tena), von denen die Tinnat-Khotana dem Namen nach Christen sind und die Athna-Khotana am Cooperfluß strenge Abgesondertheit tapfer bewahren.

Dr. F. Boas besuchte im Herbste 1886 einen Teil der Küste **Britisch-Kolumbiens** und die **Vancouver-Insel**, wo er drei verschiedene Sprachstämme vorfand: die Kwakiutl, die selischen Quauitschin und Belchula (englisch: Bellacula) und drittens die Westvancouver-Stämme. Jeder Stamm hat seine eigenen Seefischerei-Gründe, Flüsse, überhaupt sein strenges Eigentumsrecht auch bezüglich des Grund und Bodens.

In **Labrador** ist durch J. M. Macoun und A. P. Low der Mistassini-See nahe dem 50° als große Erweiterung des Rupert-Flusses 1885 nachgewiesen und 1884 gelang es dem englisch-kirchlichen Missionar E. J. Peck, von der Station am kleinen Whale-Fluß aus die Halbinsel meistens zu Boot auf den vielen Seen und Wasserläufen zu durchqueren. Die bisher namenlose Straße zwischen der Breton-Insel und Neufundland heißt nach ihrem einstigen Entdecker Cabot-Straße.

Grönlands Westküste untersuchte 1886 das dänische Kriegsschiff „Fylla" und im Innern versuchte der amerikanische Marineingenieur B. E. Peary den fernsten Punkt des bekannten Nordenskiöld bei seiner Reise übers Binneneis vergeblich zu überholen. Die übrigen arktischen und antarktischen Reiseversuche zu Wasser und Schlitten seien als dem Gesichtspunkte dieser Rundschau zu fern liegend übergangen.

Auf der vom Venezuelagolf westlich sich befindlichen wenig bekannten Halbinsel Guajira wurden von F. A. Simons die Einwohner näher erforscht. Die Goajiros (Guajiros) bilden dreißig Kasten und zählen etwa 20000 Seelen.

In Guiana hat Dr. H. ten Kate, unterstützt vom Prinz Roland Bonaparte, seit Juni 1885 verschiedene Reisen gemacht, die Indianer am oberen Para, die Buschneger am Cottica, Patamacca, die Beku und Musinga am oberen Saramacca im niederländischen Guiana, die Kariben am Wayombo und oberen Nikerie besucht. Letzteres Gebiet ist sehr bewaldet, aber unbewohnt. Auch erreichte er die Indianermission Oreala auf der englischen Seite des Corantin-Flusses unter den Warronen und Arrowak-Indianern. — In dem Werk über das holländische Guiana (1887) bespricht der lange in Surinam weilende A. Kappler die Bevölkerung und teilt sie in Kariben, Neger und Europäer ein. Die Neger zerfallen in Buschneger und frühere Negersklaven oder deren Nachkommen, von denen die ersteren, bekanntlich entlaufene Sklaven, vielfach die Gewohnheiten der Indianer angenommen aber auch afrikanische Anschauungen wie z. B. den tollsten Fetischismus beibehalten haben; jeder geregelten Arbeit feind sind sie reinlicher als die Indianer. Die Kariben, also die freien Indianer des Inlandes, mit hübschem kräftigen Körperbau, schwarzem glatten Haar und hellerer Hautfarbe, aber karger Bekleidung sind wie alle Indianer sehr unbeständig. Die Frauen verunstalten durch die in die Unterlippe eingebohrten langen Stecknadeln, knöchernen oder hölzernen Scheiben in den Ohren, sonderbare Einschnürung der Waden ihr Aussehen. Polygamie ist selten, desto häufiger Faulheit der Männer, reichlicher Genuß von Fusel-Branntwein, Mangel an Wahrheitsliebe und Dankbarkeit. Das Leben nur für den Augenblick erschwert das Missionswerk ungemein. Die größeren, sanfteren Arowaken mit ihrer wohlklingenden Sprache, die ihnen verwandten Waraus, die entfernten Arukajanas-Irakulch-, Trios-, Oyampis- oder Acuris-Indianer haben nur durch die Vermittelung der Buschneger mit den Europäern Verbindung. Unter den Missionen hebt A. Kappler die Herrnhuter und Katholiken lobend hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Gedanken über missionarische Bibelübersetzung.

Von H. Sundermann, Missionar auf Nias.

Soll man einem Volke, unter dem man missioniert, sobald wie möglich die Bibel, oder doch das Neue Testament in seine Sprache übersetzen und ihm in die Hände geben, oder soll man damit möglichst lange warten? Diese Frage ist wohl schon oft aufgeworfen und wohl auch verschieden beantwortet worden. Irre ich nicht, so gehen in neuerer Zeit, wohl noch mehr wie früher, im allgemeinen die Ansichten dahin, daß man sobald wie möglich mit der Übersetzung vorgehe.

Würde man mich nun, als praktischen Missionar und zugleich als praktischen Übersetzer, um meine Meinung fragen, so möchte ich folgende Antwort geben: Ich halte es für gut, daß man sobald wie möglich die bibl. Geschichten, etwa die nach Zahn, die wir hier gewählt haben und dann auch mit der Zeit das Neue Testament übersetze und zum Drucke befördere, vor allem dann, wenn man soweit ist, daß man eine Schule für eingeborne Gehilfen eröffnen will und muß. Haben wir doch auch z. B. hier schon hören müssen: „Wir müssen euch nur auf euer Wort glauben; Bücher, um die Sache nachzulesen, haben wir nicht."

Aber wohlgemerkt, auch nur sobald wie möglich. Dies ist es, wovon in erster Linie die Frage abhängt und hier scheint man schon auf manchen Missionsgebieten gefehlt zu haben. Ich kann mir nicht helfen, aber es berührt mich mit einer gewissen Wehmut, wenn ich z. B. lese: da oder dort sind die und die Missionare nun zwei oder drei Jahr thätig, getauft haben sie zwar noch niemanden, aber sie haben bereits das eine oder andere Evangelium, oder etwa die bibl. Geschichten in die Sprache des betreffenden Volkes übersetzt, die auch schon gedruckt sind. Daß dergleichen Übersetzungen irgendwie ihrem Zwecke entsprechen könnten, ist nach meiner Überzeugung nicht wohl möglich, selbst wenn der betreffende Missionar, der sie angefertigt hat, ein großes Sprachengenie wäre, was doch nicht immer der Fall ist. Das heißt natürlich immer, daß man es mit einer Sprache zu thun habe, die bisher noch ungeschrieben, resp. noch unerforscht war.[1])

---

[1]) Ich verteidige selbst ohne diese Beschränkung die eben aufgestellte Behauptung. D. H.

Man beginne doch ja nicht mit Übersetzungen für den Druck, ehe man auch nur gesucht hat, wenigstens eine Grammatik, resp. eine Formenlehre zusammen zu stellen. Dies letztere sollte vielmehr das allererste sein. Sodann arbeite man bei der Erlernung einer „barbarischen" Sprache ja nicht zu viel mit einem sog. Sprachlehrer oder Dolmetscher und noch weniger bei Übersetzungen für den Druck, so etwa, daß man z. B. hier für das Niassische sich einen sog. Malaien nähme, der ein verdorbenes Malaiisch und ein verdorbenes Niassisch spricht, wie es hier üblich ist. Durch Fragen und Besprechungen mit solchen Leuten kann man wer weiß wohin geführt werden, so daß ich dies alles als vom Übel bezeichnen muß.

Ganz im Anfange, wenn es noch keinen Europäer giebt, der etwas von der Sprache versteht, und noch nichts davon in Schrift gebracht ist, mag ein solcher Mann ja zu verwerten sein, aber auch nur ganz im Anfange. Sobald man nur etwas mit den eigentlichen Eingeborenen sprechen kann, löhne man den Sprachlehrer ab und lasse ihn lieber fischen gehen, was er auch jedenfalls viel besser versteht, als einem Europäer beim Erlernen einer Sprache zu helfen, die er selbst vielleicht erbärmlich spricht, abgesehen davon, daß er von grammatischen Regeln u. s. w. keine Ahnung hat.

Dann mische man sich unter das Volk und unterhalte sich soviel wie möglich mit ihm. Man greife hinein ins volle Menschenleben und man wird es recht interessant finden. Man beobachte, man höre und höre und höre wieder, wie die Leute sprechen und notiere sich möglichst alles, sowohl das, was auf den grammatischen Bau der Sprache bezug hat, als auch die einzelnen Vokabeln. Die letzteren auch dann, wenn man noch nicht gleich die Bedeutung findet. Es ist eine eigentümliche Erfahrung, daß man Wörter, die von den Leuten vielleicht tagtäglich gebraucht werden, jahrelang überhören kann. Hat man sie aber einmal mit Bewußtsein gehört und noch mehr, wenn man sie notiert hat, so hört man sie immer wieder und findet dann auch meistens bald einige Bedeutungen heraus und mit der Zeit werden sie einem allseitig klar.

Hat man diese Arbeit ein oder zwei Jahre fortgesetzt, so versuche man ein grammatisches System zusammen zu stellen, wenn auch erst nur ein sehr kurzes und einfaches. Ist dies fertig, so fährt man fort zu beobachten und zu notieren, was dann schon leichter ist, indem man die Sachen gleich in Gedanken dem vorliegenden System einzureihen versuchen kann und man wird bald wieder einen guten Vorrat von Notizen haben, die man dann bei einer neuen Umarbeitung mit verarbeitet.

Einer solchen Überarbeitung muß das Werkchen jedenfalls wiederholt unterzogen werden und dann kann man mit der Zeit, wenn sich Gelegen-

heit bietet, wagen, dasselbe im Drucke herauszugeben. Neben dieser Arbeit legt man natürlich auch eine Wörtersammlung an, aus der dann später ein Lexikon werden kann, doch ist das Studium des grammatischen Baues der Sprache wichtiger, da man die Vokabeln schon leichter im Kopfe behält, im täglichen Umgang mit dem Volke, abgesehen freilich davon, daß ein kleines Wörterbuch für nachfolgende Kollegen von Wichtigkeit ist, zur Erlernung der Sprache. Daß es unendlich schwieriger ist, eine Sprache durch bloßes Hören allmählich zu lernen, als eine solche zu lernen, in der man nationale Litteratur vor sich hat, wird jedermann von vorneherein zugeben.

Den hier dargelegten Weg sollte man nach meiner Erfahrung stets einschlagen in bezug auf eine Sprache, die noch nicht in Schrift gebracht ist, oder doch nicht so, daß man sich auf das bereits geschriebene auch einigermaßen verlassen könnte, wie wir es z. B. hier auf Nias vorfanden.

Aber warum führe ich dies alles hier an, was doch nicht direkt auf Übersetzungsarbeiten bezug hat? Ich thue dies deshalb, weil das obige die unumgängliche Voraussetzung aller Übersetzungsarbeiten bildet. Ehe nicht das angeführte vorhergegangen wäre, sollte man nicht daran denken, Übersetzungen für den Druck herzustellen, da das nicht eigentlich möglich ist. Auf „Sprachlehrer" soll sich der Missionar, wie ich schon eben sagte, bei Übersetzungsarbeiten vor allen Dingen nicht verlassen. Mit Hilfe solcher Leute sind schon unendlich viele Irrtümer und Fehler entstanden.

Daneben soll nicht gesagt sein, daß man sich nicht auch schon bald im Anfange im Übersetzen versuchen dürfe, da dies sehr übt im Erlernen einer Sprache, aber man soll nie und nimmer meinen, daß man dergleichen Erstlingsarbeiten nun auch gleich zum Drucke befördern müsse. Wie schmerzlich und auch beschämend muß es sein, wenn man später ein gedrucktes Werk vor sich hat, von dem man sich dann sagen muß, daß es unbrauchbar sei. Selbst nach einer langen Reihe von Jahren, die man schon in einer Sprache arbeitet, schleicht sich noch genug ein, was man nach wieder weiteren Jahren anders haben möchte, dies ist nun einmal nicht zu vermeiden und wird auch wohl dem besten und vorsichtigsten Übersetzer passieren.

Noch eins muß ich mir erlauben um der Sache willen hier anzudeuten, selbst auf die Gefahr hin, daß es mir von diesem oder jenem Leser verargt würde. Nicht jeder Missionar sollte Bibelübersetzer sein wollen. Auch hier heißt es in besonderem Sinne: „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es sei ihm denn gegeben vom Himmel." Es ist hierdurch

ja leider auch schon mancher Streit und Neid unter Missionaren entstanden, da am Ende jeder „sich gerne gedruckt sehen möchte.“ Dies sollte nicht sein. Ist einer oder der andere Bruder da, dem der Herr ein wenig Begabung nach dieser Seite hin verliehen hat, so sollte das von den andern willig anerkannt werden. Umsomehr, da hiermit durchaus nicht gesagt ist, daß die andern im übrigen nicht viel praktischere und gesegnetere Missionare sein können, als der Übersetzer. Ebensowenig natürlich sollte sich der letztere, als bevorzugt, über die anderen erheben. Aus allen Heiden, Geschlechtern und Sprachen soll eine Schar gesammelt werden, die dereinst in weißen Kleidern vor dem Throne Gottes des Allerbarmers und vor dem Lamme stehen soll, und es ist ein großer und erhebender Gedanke, wieder einem neuen Volke das ewige Evangelium von dieser Gnade geben zu dürfen in seiner eigenen Sprache, aber es ist, wie gesagt, dies nicht jedermanns Ding. Ein jeder sollte sich nur bescheiden, wenn er an seinem Teile und nach seiner besonderen Begabung mithelfen dürfte, der eine auf diese, der andere auf jene Weise. Und nun nach dieser Einleitung zur Übersetzungsarbeit selbst.

Wie schwer es ist, eine wirklich gute, den Anforderungen des Grundtextes und auch denen der Popularität entsprechende Übersetzung der heil. Schrift herzustellen, dies sehen wir schon an unsrer eigenen Muttersprache. Wir haben jetzt im Deutschen und in den uns sonst mehr oder weniger bekannten europäischen Sprachen bereits die verschiedensten Übersetzungen, aber wo fände man eine, an der man nichts auszusetzen hätte.

Die holländische Staaten-Bijbel gilt für eine genaue Übersetzung und ist dies auch, wenn man auf die genaue Wiedergabe des Grundtextes sieht. Aber die Sprache ist so steif und holperig, daß man meinen sollte, manche Leute in Holland könnten dadurch abgehalten werden die Bibel zu lesen. Wenn es z. B. 1. Mos. 25, 29. 30 heißt: En Jakob had een kooksel gekookt. . . . En Esau zeide tot Jakob: Laat mij toch slorpen van dat roode, dat roode daar, want ik ben moede, so ist das für unser einen horribel. Dies nur ein Beispiel.

Auch die englische Bibelübersetzung galt für genau, aber doch hat man neuerdings das Bedürfnis einer Korrektur empfunden.

Von unsrer deutschen lutherischen Übersetzung sagt man mit Recht, daß sie populär sei, aber jedermann weiß, daß sie in Hinsicht auf Genauigkeit mancherlei zu wünschen übrig läßt. Sie wird nun revidiert, aber auch in der revidierten Gestalt wird sich noch mancherlei daran auszusetzen finden. Wie schwer schon gelangen die zuständigen Autoritäten zu einer Einigung!

Auch andere deutsche Übersetzungen lassen zu wünschen übrig. Man wird nicht zuviel behaupten, wenn man sagt, daß die reformierte Züricher Übersetzung, die weiland bei uns im Barmer Missionshause vielleicht vorzugsweise gebraucht wurde, eine gute Übersetzung sei, und daß sie beinahe beiden Seiten gerecht werde, da sie ziemlich genau den Grundtext wiedergiebt und auch nicht gerade unpopulär genannt werden kann. Aber doch können wir nicht überall mit ihr gehen. Z. B. ist es nicht richtig deutsch, wenn 2. Mos. 32, 27 gesagt wird: „Binde ein jeder sein Schwert an seine Lenden und durchgehe hin und wieder von einem Thor zum andern im Lager."

Auch würden wir 2. Mos. 24, 6 nicht gesagt haben: „Und Moses nahm den halben Teil des Blutes," sondern auf gut deutsch die Hälfte des Blutes. Und was wird sich wohl der gemeine Mann dabei denken, wenn es Luk. 12, 15 heißt: „Denn niemandes Leben besteht in seinen Gütern, indem er Überfluß hat!" Ich erlaubte mir deshalb im Niassischen zu setzen: „Alacha lô oja sibai, ba iroegi zoei balazo niha si so chônia," d. h. „es braucht nicht übermäßig viel zu sein, so reicht doch zum Unterhalte des Menschen das, was er hat." So ungefähr auch Professor Weizsäcker.

Ferner, welch ein eigentümlicher Ausdruck Jes. 11, 1. „Es wird ein Sproß aus dem Stamme Isai hervordrücken!" Sodann setzt die Züricher Bibel unbegreiflicherweise für Denar stets Pfenning, da doch Luthers „Groschen" schon zu wenig Eindruck macht. Eine sonst gute und schon sehr gelobte Übersetzung ist auch die des Neuen Testamentes von Professor C. Weizsäcker, der sich besonders befleißigt hat, wie er selbst sagt, in die Sprache des heutigen Tages zu übersetzen, was ihm im allgemeinen auch ziemlich gut gelungen ist. Ich erkenne die Dienste, die mir sein Neues Testament schon geleistet hat, dankbar an. Allein auch hier fragt man sich an manchen Stellen unwillkürlich: Warum nun so hier? resp. ist dies die Sprache des heutigen Tages? Warum z. B. Luk. 1, 31 statt „schwanger werden," „empfangen in den Schoß?" Das ist doch gewiß nicht das Deutsch des heutigen Tages, sondern hier sind einfach die griechischen Wörter durch deutsche ersetzt. So würden wir doch auch Matth. 1, 19 nicht sagen: Joseph wollte die Maria „nicht an den Pranger stellen" da dies etwas, wenn ich mich so ausdrücken darf, über die Sprache des heutigen Tages hinausgegangen ist. Ebensowenig würden wir für „πλῆθος" constant „die Massen" setzen, sondern doch viel lieber „das Volk" beibehalten. Deutsch ist es auch nicht, wenn man sagt Matth. 7, 24: „Wer nun überall diese meine Worte höret," abgesehen davon, daß dies

„überall“ in den mir vorliegenden griechischen Ausgaben nicht eigentlich steht. Sollte es aber stehen, so sagte man doch besser: „Wer nun, wo auch immer u. s. w.“ So wird man im Deutschen auch schwerlich sagen dürfen Matth. 8, 3: „Sein Aussatz wurde gereinigt,“ wenn es auch im Griechischen so heißt. Die eine Sprache ist eben nicht wörtlich in die andere umzusetzen. Doch ich wollte dies alles nur im Vorübergehen streifen. Es kann hier nicht meine Aufgabe und Absicht sein, andere Übersetzungen zu kritisieren, zumal sie alle von viel größeren Autoritäten hergestellt sind, als ich eine bin. Indessen fällt einem bei der Herstellung einer neuen Übersetzung in eine bisher fremde Sprache manches auf, worüber man sonst hinweglesen würde und ich wollte zugleich, indem ich auf einige wenige solcher Stellen aufmerksam mache, daran erinnern, wie schwer es ist, selbst in der eignen Muttersprache, eine Übersetzung zu machen, die etwa über der Kritik stände. Jede Sprache hat ihre Eigentümlichkeiten und ihre eigentümlichen Ausdrucksweisen. Da soll sich der Übersetzer vor allen Dingen hüten, diese etwa Wort für Wort in seine Sprache umzusetzen, sondern er soll den Gedanken übertragen, selbst auf die Gefahr hin, daß er ganz andere Wörter gebrauchen muß. Das erstere nenne ich kein Übersetzen, sondern eine einfache Verdeutschung resp. Verniassierung von Wörtern. Eine solche Übersetzung liest sich schlecht, abgesehen davon, daß der Sinn oft auch noch viel schlechter wiedergegeben ist, als wenn man den andern Weg einschlägt. Dies ist mit das schwierigste für den Übersetzer und es wird nach dieser Seite von jedem gefehlt, indem sich alle mehr oder weniger zu sehr an die Buchstaben binden. Wenn man z. B. den Schluß von Luk. 15, 13 *καὶ ἐκεῖ διεσκόρπισεν τὴν οὐσίαν αὐτοῦ ζῶν ἀσώτως* ins Niassische übersetzt: ba da'ôsa i'isigô'ō gamagamania fa'oeri awō gatoratorasa, so ist das gut gemeint, aber gänzlich verfehlt. Denn es soll heißen: „dort brachte er durch seine Sachen mit einem Leben (ein am Leben, lebendig sein) mit samt (zusammen mit) Übermäßigkeit,“ nicht zu fragen, ob die Ausdrücke überhaupt richtig sind. Das klingt einem, der die Sprache auch nur halbwegs versteht, ohrenbeleidigend. Vor allem da aoeri = leben nur „am Leben sein“ „lebendig sein“ heißen kann und nicht ein solches Leben führen (etwa ein ausschweifendes) und da awô = (eigentlich) Genosse, nur „mitsamt“ „zusammen mit“ heißen kann, und nicht wie bei uns im Deutschen, etwa „ein Leben mit Sorge.“ Dies Beispiel zeigt, wohin man gerät, wenn man ohne eigentliche Sprachkenntnis nur die einzelnen Wörter übertragen will. Dagegen übersetzen wir die qu. Stelle: „Ba da'ō ihori gana'ania, manibo manô ia,“ d. h. „dort machte er auf sein Vermögen, indem er es nur ohne weiteres verschleuderte.“

Oder aber, man weiß im Anfange nicht, daß lô'ô (lô) und tenga, die beide unter Umständen „nicht" „kein" heißen können, verschieden sind und daß so = sein nicht Kopula ist, sondern bloß „anwesend sein," „vorhanden sein" heißt, so kann man dahin kommen, daß man „du bist kein Kind Gottes" übersetzt: „Lô so ndra'oegô ono Lowalangi" wo man doch sagen sollte: „Tenga ono Lowalangi ndra'oegô," da ersteres heißt: „Du, Kind Gottes, bist nicht da." Oder man sagt me heißt „denn" und nibeé Moze heißt „es ist von Moses gegeben," „Moses hat gegeben," was beides unter Umständen nicht falsch ist, und übersetzt dann Joh. 1, 17: Me oroisa nibeé Moze, was heißen soll: „denn das Gesetz ist durch Mosen gegeben," was aber faktisch heißt: „Weil Gesetz ist, das was Moses gegeben hat." Dagegen sollte man sagen: „Samée (oder Samàema) oroisa sa Moze." Ich las einmal vor einer Reihe von Jahren eine Notiz über Bibelübersetzung, irre ich nicht, so war es in dieser Zeitschrift. Goldene Worte, die der baptistische Missionar Wenger auf der allgemeinen Missionskonferenz in Allahabad im Jahre 1873 gesprochen hat und die ich mir extra in mein Notizbuch geschrieben habe, und die ich mir immer mehr zur Richtschnur zu machen suche, ja, die sich jeder Übersetzer tief einprägen sollte. Dort hieß es: „des Übersetzers Ziel muß es sein, die Gedanken des Originals so genau als möglich zu reproducieren und zwar in den Worten, die der Autor selbst gewählt haben würde, wenn er in des Übersetzers Sprache ursprünglich geschrieben hätte. Zweierlei muß in einer guten Übersetzung vereint sein: sie muß genau und zugleich verständlich (readable) sein. Wir fühlen instinktiv, daß eine Übersetzung des Wortes Gottes treu und soweit als möglich auch wörtlich genau sein muß. Aber eine treue Übersetzung ist nutzlos, wenn sie nicht verstanden wird, oder wenn sie in einem solchen Stile geschrieben ist, daß die Leute sie nicht lesen mögen. Eine passende volkstümliche Schreibweise ist darum fast so wichtig, als Genauigkeit."

Das ist mir aus der Seele geredet. Nur daß man die Forderung der Genauigkeit nach dem Originale nicht mißverstehe. Wohlgemerkt die Gedanken sollen genau wieder gegeben werden, d. h. so genau wie möglich, aber damit ist nicht gesagt, daß die Worte und noch weniger die Wörter wiedergegeben werden sollen. Besonders soll man z. B. nicht meinen, man müsse jedes griechische Partizip durch ein deutsches oder niassisches Partizip ersetzen, oder man müsse unbedingt da, wo im Griechischen *ἀπεκρίνατο* steht, ohne daß die Rede eine eigentliche Antwort ist, wie es dort ja häufig vorkommt, nun auch unbedingt setzen „er antwortete" oder im Niassischen „itema li" d. h. „er nahm das Wort an oder auf",

(nämlich das des andern) wenn es auch sonst in der betreffenden Sprache keinen Sinn haben würde. Dies hat z. B. Weizsäcker, vielfach wenigstens, glücklich vermieden. So kann man z. Ex. im Niassischen auch nicht jedes „und“ ausdrücken. Wenn man „und er redete zu ihm und er sprach“ übersetzen wollte ba (und) moehede ia chônia (er redete zu ihm) ba (und) imane (er sprach) so würde der Niasser, nach der ganzen Art der Ausdrucksweise, wenigstens wohl meistens, unter dem letzteren „er,“ was durch das Präfix i ausgedrückt wird, wieder den Angeredeten verstehen. Da bleibt also nichts übrig als das letzte „und“ einfach wegzulassen. Dies wieder nur einige kleine Beispiele.

Daß es nun noch unendlich schwieriger ist in eine Sprache wie unsere niassische ist, die Bibel zu übersetzen, als in die eigene Muttersprache, dies bedarf kaum der Versicherung.

Um das vorab noch zu erwähnen, so kommt man hier viel weniger zu ordentlicher andauernder geistiger Arbeit, als in Europa und das hat mancherlei Gründe. Ein Missionar, besonders wenn er als einziger auf einer Station steht, hat der Arbeiten gar vielerlei. Bald ist man Arzt und Apotheker, bald Gärtner, bald Klempner und bald Zimmermann und was weiß ich noch alles; bald auch, wie der Schreiber dieses in neuerer Zeit, noch Photograph. Dann wieder hat man Lebensmittel, Reis rc. einzukaufen, „ohne was sich sonst noch alles zuträgt,“ wie der Apostel Paulus sagt, „daß man nämlich täglich wird angelaufen“ mit allen möglichen Dingen, und wer weiß für was alles Sorge tragen muß. Dies alles hat mehr oder weniger jeder Missionar. Nun hatte ich persönlich aber von 1882—1885 neben dem allen auch noch ganz allein ein Gehilfenseminar, in dem ich gewöhnlich täglich 3 Stunden Unterricht zu geben hatte, fast ohne jegliches Lehrmaterial, was also auch allmählich beschafft werden mußte und last not least mußte ich noch stets dem Sprachstudium obliegen. Wenn ich auch damals bereits eine kleine Grammatik herausgegeben hatte, so lag mir doch besonders noch die lexikalische Arbeit am Herzen. Wo bleibt da noch Zeit für Bibelübersetzung! Auch kann man (d. h. die wenigsten) hier unmöglich so angestrengt arbeiten, wie in der Heimat. Man fühlt sich viel eher abgespannt und ermüdet. Daneben ist der Arbeitstag kürzer, wie in Europa. Des Mittags nach dem Essen muß man notwendig eine Zeit lang ruhen, resp. schlafen. Dann kann man, wenn nicht wieder allerlei andere Störung kommt, noch wieder eine kurze Zeit arbeiten, gegen Abend muß man ein Bad nehmen und nach 6 Uhr ist man meistens vor Müdigkeit und Abgespanntheit unfähig zu ernstlicher Arbeit, wogegen man in der Heimat bis in die Nacht hinein angestrengt

arbeiten kann. Daß dies alles für eine Arbeit, wie die Übersetzung der heil. Schrift ist, Hindernisse sind, liegt auf der Hand.

Und nun die Schwierigkeiten, die in der Arbeit selbst liegen. Gesetzt wir begönnen mit der Übersetzung des Evangelium Matthäi, da sind wir schon gleich in nicht geringer Verlegenheit in bezug auf die Namen des Geschlechtsregisters. Die niassische Sprache hat nämlich keine einzige geschlossene Silbe. Wie soll man manche der Namen nun zurechtschneiden, damit sie auch ausgesprochen werden können, da sich die Zungen schrecklich steif zeigen, wenn man ihnen etwas Ungewohntes zumutet? Setzt man einfach zwischen je zwei Konsonanten einen Vokal, so werden manche Namen ganz haarsträubend. So wurde z. B. aus unserm Bruder Dornsaft ein Doreneſafeti, was doch nicht wohl angeht. Nach und nach haben sie sich dann selbst den Namen zurechtgelegt und nennen ihn jetzt Toea Ndrosa oder Dosa, was man sich gut gefallen lassen kann. Aber darauf kann man nicht bei jedem Namen warten.

Dann haben wir gesagt: „Wir sprechen die Namen im Original vor, lassen sie nachsprechen, und was dann herauskommt, nehmen wir,“ aber auch das geht nicht, denn auch dann kommen oft genug Dinge zu Tage, die man unmöglich gebrauchen kann. Wir sind noch bis heute in diesem Stücke in nicht geringer Verlegenheit.

Weiter bilden die meisten Substantive und also auch die Namen einen status constructus, indem die mit einem Vokal beginnenden entweder ein n oder ein g (ohne irgend erkennbare feste Regel) vor sich nehmen. Die mit einem b beginnenden nehmen ein m vor sich und die mit einem d ein n vor und ein r hinter sich. Die mit den übrigen Konsonanten am Anfange bleiben unverändert. Soll man nun aus Obed z. B. Nobedi oder Gobedi machen? wie wird es am besten klingen! Ferner sagte ich mir im Anfange: David beginnt mit d, also es wird daraus ein Ndrawido, daraufhin schrieb ich so und ließ auch so drucken. Später entdeckte ich, daß Personennamen, die mit da beginnen, keinen status constructus bilden (Dorfnamen dagegen wohl) und zwar wohl aus dem Grunde, daß sie dann nach einem Plural aussehen würden, da ira, resp. ndra den Plural andeutet (ndra amagoe = mein Vater und noch dieser oder jener andere). Also war dies des guten zu viel gethan, in guter Meinung zwar, aber was halfs, es mußte doch wieder gestrichen werden. Zum Glück hatte ich, bis die Geschichte Davids selbst gedruckt wurde, die Entdeckung bereits gemacht. Dies alles sind scheinbar Kleinigkeiten, aber doch Schwierigkeiten.

Was die biblischen Begriffe und Ausdrücke selbst betrifft, so muß ich

dankbar anerkennen, daß wir, wie es scheint, im Niassischen manches haben, was andere heidnische Sprachen entbehren. Neue Begriffe zu bilden hat ja immer seine bedeutenden Schwierigkeiten, besonders im Anfange, wenn man mit der Sprache noch nicht genügend vertraut ist. Nach dieser Seite hin ist auch hier sehr gefehlt worden, indem man Begriffe gebildet hatte, ohne die Gesetze der Sprache auch nur im entferntesten zu kennen. So war man sich nicht darüber klar geworden, daß es aktive und passive Substantive gebe, wodurch ein großer Wirrwarr entstanden war. Die niassische Sprache bildet nämlich z. B. von dem Stamme „oeri" (aoeri = leben, verb. neutr.) „fa'aoeri" = „das Leben," „aoerifa" = „Lebensmittel," „oerifō" = etwas, was man am Leben erhält, was man mit Speise oder Futter versieht und mit einer kleinen Änderung des Stammes „orifitō" = (von dem verb. transit. mangorifi = lebendig machen, oder am Leben lassen) ein Tier, welches man am Leben läßt, wogegen man ein anderes schlachtet (z. B. bei Opfern). Ebenso wird aus „mate" = „sterben," „fa'amate" = „das Sterben," „der Tod" und „amatela" = „toter Körper," „Aas." Es leuchtet nun sofort ein, daß man ohne Kenntnis dieser Unterschiede die gröbsten Verstöße macht, ja daß man geradezu Unsinn zu tage fördert. Wenn man z. Ex. „das ewige Leben" „orifitō samadomadohoe" nennt, wie es faktisch im Anfange hier geschehen ist, so heißt das „das am Leben gelassene Tier (sei es nun ein Huhn oder ein Schweinchen) welches sich immer wieder fortsetzt." Oder auch wenn man 1. Joh. 3, 14: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode zum Leben gekommen sind," übersetzen würde: „daß wir aus dem amatela (dem toten Körper) in das aoerifa (das Lebesmittel) gekommen sind, so wäre der Fehler nicht viel geringer.

Von „atoea" = „alt" wird gebildet „fa'atoea" = „das Alter" und „atoeala" = „alter Plunder," „Lumpen" und dergl. Wie schwer man nun fehlt, wenn man Luk. 1, 36 Elisabeth ist schwanger in ihrem Alter (fa'atoea) statt dieses Wortes in ihrem atoeala setzt, leuchtet sofort ein. Ähnlich war es beim „heil. Geist," der anfangs hier „Eheha gamonita" genannt wurde. „Mamoni" heißt „etwas meiden," „nicht anrühren," oder „nicht nennen," also im gewissen Sinne „heilig halten" und amonita (pass.) ist das Gemiedene, in etwa das „tabu" der Südseeinsulaner, wie es scheint. Also hieß „der heil. Geist" „der Geist des Gemiedenen," „des objektiv Heiligen." Dagegen ist, wenn man das Wort festhalten will, was wir auch bis heute gethan haben, das Partizipium geheiligt, welches ni'amoni'ō heißt, zu verwenden.

Nach manchen Seiten hin hat die niassische Sprache feine Unterschiede

die man aber natürlich alle kennen muß, um mit Erfolg übersetzen zu können. Bei uns im Deutschen ist es bekanntlich z. B. soweit einerlei, ob man sagt: „Er geht in das Finstere," oder „er geht in die Finsternis" Im Niassischen ist dies anders. „Die Finsternis" (fa'ogômigômi) bezeichnet den subjektiven Zustand, dagegen „das Finstere" (sogômigômi = das, was finster ist) die objektive Finsternis. So und ähnlich ist es noch mit manchen andern Verhältnissen. Um noch ein Beispiel anzuführen so heißt „fogaoni nama" „das Rufen des Vaters" (mit dem Vater als Subjekt) und „fogaoni ama" „das Rufen des Vaters" (mit dem Vater als Objekt) während in dem betreffenden deutschen Ausdruck der Vater sowohl Subjekt als Objekt sein kann. Solche feine Unterscheidungen kommen einem manchmal sehr gut zu statten. Die Bildung solcher Begriffe, die man in der Sprache nicht findet — oft findet sich übrigens später noch manches, was man im Anfange nicht entdeckt — ist, wie schon angedeutet, eine mißliche Sache. Ich bin im allgemeinen mehr dafür, daß man einfach ein Fremdwort nehme, was sich bald einführt, als daß man sich ans Ausklauben und Kombinieren gebe. So hörte ich einmal im Barmer Missionshause mitteilen, daß unsere Brüder in der Herero-Sprache kein Wort für „heil. Geist" hatten und sich dann sagten: „Gut, wir setzen es aus den Grundbegriffen zusammen, Geist = Wind und heilig = abgesondert, also „abgesonderter Wind." Jedermann muß hier, meine ich, sofort einsehen, daß eine solche Bildung nicht angeht, auch ganz abgesehen von dem anrüchigen Beigeschmack des Ausdrucks. Vielleicht hat man denselben aber auch nicht sanktioniert. Nein, dann viel lieber ein Fremdwort und dies nach und nach erklären, was ebenso gut und besser geht, als den obigen Begriff plausibel zu machen. Hat man eine irgendwie nahestehende oder verwandte Sprache, wie wir hier im Notfalle das Malaiische haben, so ist es um so besser, aber sonst nehme man die Begriffe lieber aus den Grundsprachen der Bibel, aus dem Deutschen natürlich nicht, oder doch nur in den allerseltensten Fällen. So mußten wir hier aus dem Malaiischen den Begriff „Welt" (als Universum) = „doenija" adoptieren. Im Anfange hatte man sich zu helfen gesucht mit „oeli danō" (niass.) welches wörtlich „die Schale der Erde" heißt. „Ba goeli danō" heißt „auf der Erde" und also auch „in der Welt." Aber wenn man nun übersetzte: „die Schale der Erde vergeht mit ihrer Lust," so war das schon gleich schief. Für den sittlichen Begriff „Welt" brauchen wir übrigens noch andere Umschreibungen, z. B. „niha goeli dānō" = „die Menschen in der Welt" oder „ôsi goeli danō" ≐ eigentlich wörtlich „der Inhalt der Erdoberfläche" resp. „das, was in der Welt ist." Später suchte ich mir zu helfen mit „ma'afefoe,"

womit ich „das All“ zu bezeichnen gedachte, hatte jedoch dabei übersehen, daß, obgleich dieses Wort allerdings eine Gesamtheit bezeichnet, es doch nicht absolut stehen kann, sondern, daß es das Substantiv, resp. die Substantive, deren Gesamtheit es bezeichnet, bei sich haben muß. Somit entschloß ich mich schließlich für den malaiischen Ausdruck, d. h. wenigstens in der Schriftsprache.

Auch noch mehrere andere Begriffe sind, zum Teil mit einiger Umbildung aus dem Malaiischen entlehnt, einige auch wohl schon von dem Volke selbst, z. B. „soroego,“ von dem mal. „sorga“ = „Himmel“ und „narako“ = „Hölle“. So auch „mala'ika“ von „malaikat“ = „Engel“ und „agoe“ von „angor“ = „Wein.“ Im allgemeinen brauchen wir nicht allzuviele neue Begriffe aufzunehmen, was immerhin angenehm ist. So haben wir schon gleich ein Wort für „Gott“ (Lowalangi), was ja keineswegs in allen heidnischen Sprachen der Fall ist. Was das Wort eigentlich besagt, ist freilich noch eine andere Frage, aber dies weiß auch wohl keiner der Eingeborenen mehr. Dagegen ist es feststehend und der Begriff, der damit verbunden wird, ist im Grunde gar nicht übel. Betreffs der Grundbedeutung möchte ich vermuten, daß „langi“ das mal. „langit“ = „Firmament,“ sei. „lô“ heißt „nicht“ und „ba“ heißt „in“ (ob w oder b ist von keiner Bedeutung) also etwa: „der nicht im sichtbaren Himmel ist,“ „der Hohe,“ „der Erhabene.“ Es könnte aber auch sein, daß „lowa“ ein selbständiges Stammwort wäre, dessen Bedeutung mir jedoch unbekannt ist. Sodann haben wir auch ein Wort für „Geist,“ wie schon oben angedeutet und zwar „Eheha“ (s. hierüber diese Zeitschrift, Juli 1887 „die Psychologie des Niassers“). Über den Begriff „heilig“ sprach ich auch schon oben. Ebenso haben wir ein gutes Wort für „Sünde“ nämlich „horô,“ nur hat man sich hier auch wieder in acht zu nehmen, da „mohorô,“ welches nach der Analogie „Sünde haben,“ „sündig sein“ heißen müßte, nicht dies besagt, sondern spezifisch „Hurerei, Ehebruch treiben.“ „Sohorô“ heißt demnach auch nicht „Sünder,“ wie man vermuten sollte, sondern „Hurer,“ „Ehebrecher.“[1]) Dagegen wird „Sünder“ durch „si so horô“ = „der, welcher Sünde hat,“ oder „sochô horô“ = „Besitzer von Sünde“ ausgedrückt und „sündigen“ durch mamazôchi horô“ = „Sünde machen,“ „thun,“ oder etwas drastischer durch „manao horô“ = „Sünde herbeitragen.“ Daneben hat man für „Sünde“ und „Vergehen“ noch allerlei andere Bezeichnungen z. B. „lalô“ und „ala-

---

[1]) Das Präfix mo beim Verbum deutet nämlich gewöhnlich den Besitz, das Haben von etwas, das Behaftetsein mit etwas, an.

lôwa.“ welches mehr speziell „Vergehen“ „Übertretung“ bezeichnet, und das mal. „sala.“ Für „Todsünde,“ „Sünde zum Tode“ läßt sich setzen „horô, bôrō wa'amate“ = „Sünde, Ursache des Todes.“ „Sünden vergeben“ heißt „mangefa'ō horô“ = „Sünden losgeben.“

Für „Bekehrung“ oder auch „Buße“ (μετάνοια) macht sich gut famalalini era'era“ = „Wechsel der Gesinnung,“ „Sinnesänderung“ und für „Reue“ besteht „fangesa dôdô.“

Für „Geduld“ haben wir „fanaha tôdô“ = „Anhalten des Herzens,“ damit es nicht ausbreche, in Zorn oder Unwillen und „fa'ebolo dôdô“ = „Breite des Herzens,“ „Nachsicht,“ „Gerechtigkeit“ wird übersetzt mit „fa'atoelô dōdō“ = „Geradheit,“ „Richtigkeit des Herzens,“ „Gnade“ mit „fa'eboea dōdō“ = „Größe des Herzens,“ „Geneigtheit,“ „Gewogenheit“ und „Barmherzigkeit“ mit „fa'ahachō dōdō“ = (eigentlich) „Verschleißung des Herzens“ d. h. eine in besonderem Sinne berührende Empfindung. Für „Gewissen“ wird einfach „tôdō“ = „Herz“ gesetzt. (S. übrigens diese Zeitschrift Juli 1887).

„Gesetz,“ „Gebot“ läßt sich leidlich gut wiedergeben durch „oroisa“ = (eigentlich mehr) „Auftrag,“ von „mangoroi'ô“ = „etwas bestellen,“ oder durch einen andern sagen lassen. Für „Glaube,“ „glauben“ hat sich „famati,“ „mamati“ eingebürgert, welches ursprünglich auch malaiisch sein soll. Ein niassischer Ausdruck für „etwas glauben,“ „für wahr halten“ ist „fadoehoe dôdô“ = „das Herz ist überzeugt.“

Die subjektive „Hoffnung“ wird mit „fanôtôna“ = „die Erwartung,“ eigentlich mehr das Rechnen auf etwas“ und die objektive Hoffnung mit „tôtônafô“ = „das Erhoffte“ (von demselben Stamme) wiedergegeben.

Für „Taufe“ ist eingeführt „famajagô idanô“ = „Benetzung, Betupfung mit Wasser“ und für „Abendmahl“ „femanga ni'amoni'ō“ = „das heil. Essen,“ „das heil. Mahl.“ Der erstere Ausdruck will sich aber nicht ganz gut einführen, da die Leute immer wieder die Neigung haben für „taufen“ „mombasoi idanô“ = „naß machen mit Wasser“ und für „getauft“ einfach „no abasô“ = „naß,“ „genäßt“ zu sagen.

Die „Christen“ sind „niha Keriso“ = „Leute Christi.“ Früher hörte man viel „ono Keriso“ = „Kinder Christi,“ was man hier wohl anfangs gebraucht hatte, was aber natürlich weniger passend war. Jetzt beginnt diese Bezeichnung mehr zu verschwinden. Bei dem Begriffe „wahr“ „Wahrheit“ findet sich eine Eigentümlichkeit. „Wahr“ heißt „doehoe,“ die objektive „Wahrheit“ ist „si doehoe“ oder „si ndroehoe“ = „das, was wahr ist“ und für die subjektive Wahrheit müßte man aller Regel nach sagen können „fa'adoehoe.“ Diese Form existiert aber bei diesem

Worte merkwürdigerweise nicht. Doch kann dieselbe ohne Bedenken eingeführt werden, da sie keinem Mißverständnisse unterworfen ist, und dies ist dann auch geschehen.

„Gute Werke“ resp. „Tugenden“ sind „boeaboea si sôchi,“ in gewissem Sinne „gute Früchte,“ was gut für den bibl. Ausdruck paßt.

Für „Teufel“ ist „Afôcha“ eingeführt, welcher Name einen besonders gefürchteten bösen Geist bezeichnet. Freilich soll er eigentlich ein Kollektivname sein und eine ganze Klasse böser Geister bezeichnen, aber das hat keine so große Schwierigkeit, ja wir selbst haben im bibl. Sprachgebrauche ähnliches.

Diese Beispiele als Beweis, daß die niassische Sprache immerhin bei vielen Ausdrücken der Übersetzung nicht allzugroße Schwierigkeiten bietet. Freilich giebt es dagegen auch andere, die eigentlich fehlen, oder die sich doch nicht ganz gut anpassen wollen.

Umschreiben muß man schon gleich „Altar,“ da der Niasser einen solchen nicht kennt, wieviel auch den Götzen geopfert wird. Ich setze dafür „naha wame'e soemange“ = „ein Ort zur Darbringung des Opfers.“

„Sich an etwas ärgern“ im bibl. Sinne läßt sich nicht anders geben als durch „fatoewoe [chônia]“ = „es steht [ihm] im Wege,“ so daß er dagegen anläuft, nicht daran vorbei kann und leicht dagegen anstößt, zugleich aber auch „es ist ihm zuwider,“ oder aber durch „te'ala [ia chônia]“ = „er kommt daran zu Schaden.“ Freilich wenn man interpretieren wollte wie vor Jahren hier eine indische Zeitung, die dem römischen Priester in P. einen Mühlstein an den Hals gehängt wissen wollte, weil man sich geärgert hatte an seinem Verhalten, irre ich nicht, dem freimaurerischen Treiben gegenüber, so müßte man sagen „abao dôdô“ = „das Herz ist geschwollen,“ denn dies ist die Bezeichnung für „ärgerlich sein.“

Für „auferstehen,“ „Auferstehung“ haben wir nur „maoso,“ „femaoso,“ was nur einfach „aufstehn“ bezeichnet, nur in den Stellen, wo steht „auferstehen von den Toten,“ setzen wir dies natürlich auch hinzu und zwar „moroi ba ngai zi mate“ = „von, an der Seite der Toten.“

Für „Dank“ giebt es kein passendes Wort. Der Niasser fragt höchstens, wenn er etwas erhält: „Saoha gôlô?“ d. h. „ist es gerne geschehen?“ mit Willigkeit? und zugleich auch: „Kostet es nichts?“ Ein eigentlicher Dank liegt darin nicht. Wie man nicht bittet, so dankt man auch nicht. Es heißt nicht: „Bitte gieb mir etwas Tabak,“ sondern: „Da'oe'a mbago ma'ifoe“ d. h. „ich will etwas Tabak kauen“ (von dem des andern natürlich) oder auch nur: „Bago Toea“ = „Tabak-Herr!“ Hier sind wir nun in einer besonderen Verlegenheit. Was soll man für „Dank“ nehmen?

Das malaiische tarima kasih empfiehlt sich auch nicht, zumal es wenig genug sagt, ja wie es scheint ist man nicht einmal einig darüber, was es eigentlich sagt. Es wird sich da wenig anderes machen lassen, als daß man suche dem „saoha gôlô!“ nach und nach eine tiefere Bedeutung zu geben. Das Substant. „Dank“ wird dann „fangandrô saoha gôlô,“ was etwa heißt „um Willigkeit bitten“ nämlich in Bezug auf das, was man erhält. „Demut“ wird sich wohl nicht anders geben lassen als durch Negation. „lō fajawa“ heißt „sich nicht überheben,“ „nicht groß thun.“ Das ist wohl schwach für „demütig sein,“ aber ich finde kein besseres Wort. An „mangide'ide'ô ja'ia“ = „sich verkleinern,“ könnte man noch denken, aber dies thut der Niasser stets, und dahinter steckt der größte Hochmut. Wenn ein Häuptling auch goldene Kronen, Halsringe und alles Mögliche im Hause hat, so sagt er doch, er besitze vielleicht samba oeli Gold, was bloß 8 Deut macht. Fast nie sagt man in dergleichen Dingen die Wahrheit und dies „sich verkleinern“ ist geradezu ein Laster, weshalb man den Ausdruck für demütig sein wenigstens nur sehr bedingterweise verwenden kann.

Nun stoßen wir hier aber auf eine neue Schwierigkeit, indem sich von dem obigen „lô fajawa“ wie auch von andern ähnlichen Wörtern (Negationen) kein eigentliches Substantiv bilden läßt. Für „seine Nichtüberhebung,“ „seine Demut,“ müssen wir sagen „fa lô fajawa ia“ = [das], „daß er sich nicht überhebt,“ wogegen wir bei andern das Substantiv bilden können z. B. „lō sôchi“ heißt „häßlich,“ „schlecht“ und „falôsôchinia“ „seine Häßlichkeit,“ „seine Schlechtigkeit.“

Für den Ausdruck „dienen“ haben wir auch kein eigentliches Wort. Dagegen wohl für „Diener“ (enoni), obgleich sich auch dieses nicht ganz völlig mit unserm Ausdruck deckt. Nun hilft man sich, indem man für „dienen“ sagt „enoninia ndra'o“ = „ich bin sein Diener,“ oder „môido enoninia“ = „ich gehe zu ihm, ich lasse mich von ihm dingen, als sein Diener,“ was sich aber nicht überall gut anbequemen läßt, auch gleich schon darum, weil es ein umständlicher Ausdruck ist. Übrigens haben wir für das Verhältnis unsrer Dienstleute zu uns noch den Ausdruck „manga gazi,“ der aus dem Malaiischen stammt und eigentlich „den Lohn essen, oder verzehren“ bedeutet. Dies ist aber für die Bibel natürlich viel zu profan.

Über den Begriff „σάρξ“ habe ich mich schon an anderer Stelle ausgelassen,[1]) daß es nämlich damit auch seine Schwierigkeit habe, indem

[1]) S. diese Zeitschrift Juli 1887. S. 290.

„nagole“ = „Fleisch“ dies nur im Unterschiede von den Knochen bezeichne. Wenn man also „das Wort ward Fleisch“ übersetzen wollte „no tobali nagole daroma li andrô“ so würde das unmöglich angehen. Ich nehme deshalb wie ich a. a. O. bereits ausführte, dafür ôsi [niha].

Schwierigkeit bietet auch „Heiligung,“ da das Wort, welches für „heilig“ gebraucht wird (ni'amoni'ô) nach dieser Seite hin nicht gut zu verwenden ist. Man muß sich da helfen mit „Reinigung,“ „Ausschmückung“ (fangehao).

Auch für „Friede“ haben wir kein ganz passendes Wort. Friede mit einem andern haben ist „atoetô“ = „richtig, in Ordnung sein.“ Dagegen dient, um den Frieden des Herzens auszudrücken „ohahaoe [dôdô],“ was ursprünglich heißt „rein“ „klar sein,“ wie klares Wasser, eigentlich aber also mehr die „Zufriedenheit“ bezeichnet, da Betrübnis und Unzufriedenheit durch „olotoe“ = „trüb,“ oder „ra'iô“ = „schmutzig,“ oder „aboe“ = „haarig“ ausgedrückt wird. Von demselben Stamme bildet man dann ohaoehaoe, was man wohl besser mit „rein,“ „keusch“ übersetzt, für welchen Begriff ich es denn auch verwende. Ähnlich schwach ist leider auch der Ausdruck für „lieben,“ „Liebe.“ Das verb. intrans. omasi bedeutet „etwas gerne haben,“ „an etwas Wohlgefallen haben“ und ist also für „lieben“ etwas matt. Etwas stärker ist das verb. trans. von demselben Stamme mangomasi'ô, aber das Substantiv davon läßt sich nicht gut für alle Fälle verwenden. Man könnte recht gut „die Liebe zu Gott“ mit „fangomasi'ô Lowalangi“ übersetzen, oder auch mit demselben Ausdruck „die Liebe Gottes“ (wo „Gott“ Genitiv ist), aber schwerlich würde man „Gott ist die Liebe“ übersetzen dürfen „fangomasi'ô Lowalangi,“ (was nebenbei bemerkt, wie ersichtlich, wieder dieselbe Form wäre, da eine Kopula nicht existiert) hiefür muß das Substantiv von dem verb. intrans. welches fa'omasi heißt, verwendet werden. Mißlich ist bei diesen Ausdrücken noch, daß man nicht erkennen kann, d. h. aus der Form nicht, in welchem Falle „Lowalangi“ (Gott) Subjekt und in welchem es Objekt ist, da das Wort eine Status constructus-Bildung nicht zuläßt, die sonst hier zu Hilfe kommen müßte.

„Lust“ ist das Begehren nach etwas, wie man nach einer pikanten Speise verlangt, z. B. in gewissen Verfassungen nach Säuren. Das Verbum ist isô, mangisô das Substant. fangisô. Dieser Ausdruck ist auch im 10. Gebote verwandt, aber auch dieser dürfte besser sein.

Für „Prophet“ hatte man anfangs „nabi“ gebraucht, (aus dem Malaiischen), aber dies wollte sich nicht gut machen und wir entschieden uns später für „sama'ele'ô“ (beiläufig gesagt leider nur ein partizipiales

Substantiv) = „einer, der etwas zeigt, aufdeckt." Freilich bedarf dieses Wort bis jetzt immer noch mehr oder weniger der Erklärung, wenn es gebraucht wird, aber es wird sich allmählich einbürgern.

Eine rechte crux sind Wörter wie „Philosoph" und da ist wohl das beste, das Wort in der Aussprache anzupassen und es dann einfach als Fremdwort beizubehalten, wie es ja auch in vielen europäischen Sprachen geschehen ist, sintemal eine Übersetzung, wie z. B. im Holländischen (wijsgeer)[1]) wenig genug besagt.

Für rechtfertigen tritt „mangatoelôô" = „gerecht machen," oder eigentlich „zurechtstellen," „richtig stellen" ein, wogegen „sich in einer Sache rechtfertigen" durch „mamoe'a ba hoeloe" = „vom Rücken absetzen," „von sich abschieben" ausgedrückt wird. Auch „Wiedergeburt" macht Mühe, da „fa'atoemboe si bohooe" = „neue Geburt," sich doch mindestens etwas steif ausnimmt, aber es wird sich kaum etwas Besseres dafür finden.

Eine „Wüste" giebt es auf diesem Tropeneiland auch nicht. Anfangs hat man dafür „asaiôta" gesagt, aber abgesehen davon, daß mir eine solche Substantivbildung nicht bekannt ist (man sagt gewöhnlich sai'ô oder sasai'ô), so bedeutet dies Wort „Dickicht" und zwar von Gras und Gestrüpp und nicht „Wüste." Wir haben darum lieber „tänô si mate" = „totes, unnützes Land" gesagt. Wenn sich auch hierbei der Niasser nicht gerade eine eigentliche Wüste vorstellt, so bezeichnet der Ausdruck doch wenigstens die Unfruchtbarkeit und Nutzlosigkeit des Landes.

Schließlich, um doch zu zeigen, daß sich von a—z Schwierigkeiten ergeben, möchte ich, daß ich jemanden hätte, der mir sagen könnte, wie ich „Zungenreden" zu übersetzen habe. Bisher habe ich mir geholfen, indem ich dafür sagte: „Molaoe li si bohooe" = „eine neue, oder „li bô'ô" = „eine andere Sprache reden," aber, daß dies passend wäre, will ich nicht behaupten und ich weiß auch noch nicht, ob ich überall, z. B. im 1. Korintherbriefe damit durchkommen werde.

Auch der Begriff „Zeit" bringt uns oft in Verlegenheit. Für „Zeit" an sich giebt es überhaupt keine Bezeichnung, was charakteristisch ist, da der Niasser die Zeit überhaupt nicht zu schätzen weiß. Daß time money ist, weiß er nicht, wie man denn auch kein Wort für „Langeweile" entdeckt. Um eine bestimmte Zeit anzugeben, findet man wenigstens allerlei Ausdrücke, die aushelfen können. So das Wort „gôtô, Gôtô dänô" ist „die ganze Weltzeit," „sagôtô niha" = „ein Menschenalter," „ein Geschlecht."

---

[1]) Doch wohl gekürzt aus wysbegeerige, das ebenfalls im Holl. für Philosoph vorkommt. d. R.

So kann man Apostelg. 17, 30 „die Zeit der Unwissenheit" mit „gôtô wa lô mangila" übersetzen. Dagegen ist 1 Petri 4, 2 „die noch übrige Zeit im Fleische" besser durch „Si tosai noso ba goeli dānô" = „was noch übrig ist an Seele (an Leben) auf Erden" zu geben.

Ein bestimmter Zeitpunkt ist „inôtō," dessen eigentliche Ableitung mir jedoch unbekannt ist. „Inôtô wemanga" ist „die Essenszeit." Vielfach tritt auch „bawa" ein, welches ursprünglich „Mondtag," „Monatstag," „Datum" bezeichnet. Die Zeit des Gebärens ist „bawa wadono."

So giebt es der Schwierigkeiten genug. Es geht keineswegs darüber hin „wie über ein gehobeltes Brett," wie weiland Vater Luther sagte, sondern „es liegen da allerlei Wacken und Klötze."

Es sind aber nicht allein die einzelnen Begriffe, die einem Mühe machen, sondern auch manche Redewendungen fehlen ganz, ja ein fehlendes Partikelchen kann uns in Verlegenheit bringen. Wie oft allein kommt im Neuen Testamente vor „ἐγένετο" = „und es geschahe" und schon diesen Ausdruck besitzen wir nicht, denn unser „tobali," was man dachte dafür anzuwenden, heißt nicht „es geschahe" in diesem allgemeinen Sinne, sondern „es kam dazu (dahin)" d. h. durch eine besondere Ursache und somit kann man das Wort nur an wenigen der betreffenden Stellen anwenden.

Sodann haben wir kein eigentliches „sondern," und man muß sich also ohne ein solches durchschlagen. Auch die Präpositionen sind spärlich vertreten. Singular und Plural können wir nur in sehr beschränktem Maße bezeichnen und ebenso sind die Kollektivbegriffe mangelhaft. Für „Tiere" z. B. haben wir nur „saliwaliwa ba dānô" = „das, was sich bewegt auf der Erde."

Bei manchen Ausdrücken, die existieren, muß man sich in acht nehmen, daß man sie nicht in unserem Sinne für alle und jegliche Fälle anwende. Wenn man z. B. das Adjektiv „afônoe" = „voll," „gefüllt," setzen würde bei „voll Gnade und Wahrheit," so würde das mindestens seltsam klingen. Man hat hier vielmehr zu sagen „no a'oi so wa'eboea dôdō awô wa'adoehoe," d. h. „die Gnade und Wahrheit ist voll, im ganzen Maße, in ganzer Fülle vorhanden."

Im Vokativ wird vielfach das Wörtchen he vorgesetzt, ähnlich wie unser o, dann aber muß der Vokativ stets voranstehen und man darf z. B. nicht die Bitte voranstellen und die Anrede folgen lassen, wie in unserem „Hilf mir, Herr!" Würde man da sagen: „Tolodo he So'aja," so würde das heißen: Hilf mir, wenn es auch der Herr ist, denn in dieser Stellung heißt he eben „wenn auch." Soll der Vokativ nachstehen, dann hat he wegzubleiben.

„Molaloe“ heißt „unfruchtbar,“ aber nur von einem Huhn, welches keine Eier legt. Sagt man nun Luk. 1, 7 „Elisabeth aber war molaloe,“ so macht man sich natürlich lächerlich. Ein unfruchtbares Weib ist „ahachô“ „verschlissen.“ Einen anderen Ausdruck hat man wieder für „ein unfruchtbares Schwein.“

„Edôna“ heißt „wollen,“ aber nur zu etwas willig sein. Gebraucht man das Wort nun in allen Stellen, auch in unserem Sinne, wo es mehr nur das Futurum anzeigt, so macht man viele Fehler. Früher ist man hier noch weiter gegangen und hat „edôna“ überhaupt gebraucht, als ob es das Futurum anzeigte und auch für „sollen“ z. B. „Wobei soll ich das erkennen“ Luk. 1, 18.

„Ba dete“ heißt „auf,“ aber „tete“ ist die Oberseite und „ba dete“ also „auf der Oberseite.“ Somit kann man unmöglich sagen: „Furcht fiel ba detenia“ Luk. 1, 12. Dagegen wohl „ba dete lamari“ = „auf dem Schranke.“

„Moezizio“ heißt „stehen,“ aber nur „eine aufrechte Stellung einnehmen,“ im Gegensatze zu einer sitzenden. Es ist demnach ein Fehler, wenn man „er stand am See Genezareth“ übersetzt „moezizio ia u. s. w.“ weil dort natürlich nicht in erster Linie die aufrechte Stellung, die der Herr einnahm, bezeichnet werden soll, sondern nur der Ort, w o er stand.

„Mado“ heißt „Volk,“ aber „Volksstamm“ und man darf also nicht sagen „mado (das Volk) wartete auf Zacharias,“ Luk. 1, 21, sondern man muß sagen „niha“ = „die Leute“ oder „niha sato“ = „die Menge,“ „das Volk.“

„Me loeo“ heißt wohl „als,“ aber „an dem Tage“ in den Tagen (loeo = Tag) und es ist somit unrichtig, wenn man Luk. 1, 22 „als er herausging“ übersetzt „me loeo môi ia baero,“ da Zacharias noch nicht einmal einen ganzen Tag im Tempel gewesen war.

„Torõi“ heißt bleiben,“ aber „zurückbleiben,“ oder „übrig bleiben,“ und es darf also Luk. 1, 22 „er blieb stumm“ nicht übersetzt werden „torôi lô hedehede.“

„Adaja“ ist eine l e e r e Schale (Reis), in der kein Korn ist. Darum darf man Luk. 1, 53 „er läßt die Reichen leer [ausgehen]“ nicht übersetzen „ifofanõ zo'ana'a awõ gadajara,“ da dies heißen würde: Er entläßt die Reichen mit ihrer Spreu.

„Tanômô“ heißt Samen, oder auch „Setzling,“ aus dem noch die Pflanze, oder der Baum werden soll und es kann also unmöglich heißen: „Aberahamo ba tanômônia“ = „Abraham und sein Same.“ Man würde dabei an das Saatkorn Abrahams denken, was er demnächst aus-

zusäen gedenkt. Sein Same im bibl. Sinne, „seine Nachkommen" sind vielmehr „ma'oewoe" = „Enkel," „Nachkommen."

Doch solche Beispiele könnte ich noch Dutzende anführen, ich lasse es indessen mit den obigen bewendet sein und ich denke, ich habe zur Genüge gezeigt, in welche Irrtümer man geraten kann, wenn man übersetzen wollte, ohne die Sprache, wenigstens einigermaßen, gründlich zu kennen. Ich habe es in dem vorhergehenden nicht etwa mit eingebildeten Fehlern zu thun, sondern dergleichen kommt alles vor, oder ist vorgekommen, sei es in mündlicher Rede, oder sei es in schriftlicher Übersetzung. Selbst bei Namen von Tieren und Pflanzen, die hier nicht existieren, muß man vorsichtig sein, daß man nicht etwas Sinnloses hineinbringe. So giebt es hier z. Ex. keinen „Fuchs" und man hatte dafür in der Stelle: „Gehet hin und saget diesem Fuchs" (Herodes) „laosi" gesetzt. Nun ist aber „laosi" ein kleines Zwerghirschchen, ohne Geweih, ein ängstliches, aber allerliebstes Tierchen, was natürlich zur Exemplificierung des Herodes so schlecht paßt wie nur irgend etwas.

Überhaupt darf man mit einem Ausdrucke nicht an allen Stellen durchgehen, wie sich z. B. die Züricher Bibel auch dieses Fehlers schuldig gemacht hat. Sie setzt z. Ex. für „Synagoge" stets „Versammlung" und sagt nun also auch „die Versammlung hat er uns erbaut," beim Hauptmann zu Kapernaum, was doch schwer angehen dürfte. Man muß vielmehr bei jeder einzelnen Stelle erst abwägen, welches Wort gerade hier am besten passen möchte.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Trotz aller angeführten Schwierigkeiten muß doch mit Gottes Hilfe die heil. Schrift auch in der Sprache dieses Volkes übersetzt werden und es wird trotz aller Mängel nicht ohne Segen sein. Als Angeld hierfür erklärte mir noch in diesen Tagen ein noch nicht getaufter Häuptlingssohn, der hier lesen gelernt hat und sich zum Evangelio hält: „Ich begreife nicht, warum sich meine Verwandten noch immer nicht dem Christentume zuwenden wollen. Durch das Lesen der bibl. Geschichten und Bücher bin ich besonders überzeugt worden, das kann unmöglich erdichtet sein." So wollen wir denn in Geduld und auch mit Freuden weiter arbeiten und auch diese Sprache und auch dieses Volk dem Herrn zu Füßen legen, soweit er hilft.

Die katholische Kongo-Mission.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.

Nach den Quellen zusammengestellt und beleuchtet

von P. J. Pfotenhauer, Dudensen.

4. Ausklingen und Ende.

Wir verfolgen unter dieser Überschrift kurz den Verlauf der politischen Ereignisse und der letzten Missionsversuche zum Verständnisse des endlichen Ausgangs.[1])

Antonio vollführte in buchstäblicher Erfüllung des Testamentes seines Vaters unerhörte Grausamkeiten, mordete seine Verwandten, warf sein Weib den Tieren zum Fraße vor, plagte seine Unterthanen, marterte seine Sklaven, so daß dieselben vor ihm auf Berge und in die Wälder flohen, um nicht langsam zu Tode gequält zu werden. Die christliche Religion und ihre Einrichtungen behandelte er mit größter Verachtung, die Vorstellung eines der höchsten Geistlichen in San Salvador brachte ihn in grenzenlose Wut; er schwur den Priestern und den Portugiesen Rache, behandelte beide mit so argen Beschimpfungen, daß diese sich genötigt sahen, aus dem Lande zu entfliehen. Bald aber beschlossen die Portugiesen, diesen Schimpf zu rächen, sammelten ein Heer von etwa 2000 Negern und 400 Portugiesen, damit dem Könige im Herzen seines Landes eine Schlacht zu liefern. Demgegenüber sammelte Antonio ein Heer von 900000 (?) Mann, zog infolge der Verheißungen seiner Gangas siegestrunken aus, verlor aber die Schlacht und das Leben 1660. Wir gehen hinweg über die Ausschmückung des Sieges bei Labat und Merolla a. a. O. 592 ff., über den dort berichteten Feuerregen, Aufruhr der Elemente, Erscheinungen der Jungfrau. Das Haupt des Königs und seine Krone brachte man nach Loanda. Nach dieser entscheidenden Niederlage überließ man es dem Lande, sich so gut als möglich von seiner Zerrüttung zu erholen. Mit Gewalt gewann Alvaro VII. den Thron. „Der 10. christliche König: ein Wütherich, ein Tyrann, ein Unkeuscher, der nur menschliche Formen hatte, der kein Christ war als nur dadurch, daß er an der Mutterbrust die Taufe empfangen hatte, ohne jemals unterrichtet zu sein, oder je Profeß gethan zu haben. Sein Regiment war ausgezeichnet durch Mord, Raub und geschlechtliche Laster." In einer Empörung kam er um 1666. Der nach ihm, besonders

[1]) Dargestellt nach Labat 2, 416 ff. Wilson a. a. O. 238 u. 239. Chavanne a. a. O. 283 u. 284.

von Sogno unterstützte Alvaro VIII. ward durch den Marquis von Bamba vom Throne gestoßen, welcher 1670 sich selbst darauf setzte. —

Während all dieser anarchischen Wirren hatte Sogno sich ganz unabhängig von der Krone Kongo gemacht, ein letzter Versuch des Großherzogs[1]) von Bamba, den Grafen[1]) wieder tributpflichtig zu machen, scheiterte. Zwanzig Jahre später hatte der Großherzog selber dem Könige den Gehorsam aufgesagt, sonst „Wall und Wehrmauer Kongos," und allen Verkehr zwischen San Salvador und Loanda abgeschnitten. Das Ende des 17. Jahrhunderts kann daher als der Endpunkt der nationalen Existenz des Königreichs Kongo bezeichnet werden, denn von dem Augenblicke an, in welchem der Graf von Sogno und der Großherzog von Bamba, durch deren Gebiet allein die Bewohner von San Salvador ihren Verkehr mit der civilisierten Welt betreiben konnten, dem Könige ihre Lehnstreue weigerten, mußte die Hauptstadt ihre ganze Bedeutung verlieren und der König selber zum gewöhnlichen Häuptling herabsinken. San Salvador verödete, ward zu einer „Diebs- und Räuberhöhle", die gewöhnliche Residenz ward Congo di Lemba; ein Prätendent der Krone des alten Reiches hatte zwar als letzte Hilfe die Portugiesen zu seiner Thronbesteigung und zur Unterwerfung seiner abgefallenen Provinzen verlangt, aber vergeblich. Zu dem Ende hatte der Kapuziner Merolla eine eigene Reise von Sogno nach Kongo unternommen und die Verhandlungen eingeleitet, zu welchen ein gnädiges Handschreiben des Prätendenten ihn geladen hatte. Merolla a. a. O. 586—596 und Anhang 1, 613—614. Die Bemühungen Merollas scheitern an den Intriguen des Großherzogs von Bamba, welcher den Gesandten des Prätendenten nicht durchließ, und infolge der schweren Kämpfe, welche Portugal für seine eigene Existenz in Afrika zu führen hatte. — Im Jahre 1689 erklärte der Graf von Sogno dem Gouverneur von Angola den Krieg, der mit einem für Sogno günstigen Frieden ein Jahr später abschloß. Zu all den inneren Fehden gesellen sich bald Kämpfe mit den wilden Jagas, in deren Verlaufe es 1739 zu einer für das Königreich verhängnisvollen Entscheidungsschlacht kommt auf dem Plateau von San Salvador, infolge deren die Stadt zerstört wird und der König sich nach der Prinzeninsel im Kongo flüchten muß. Von da an hüllt sich die äußere Geschichte des Kongoreiches in tiefes Dunkel,

[1]) Es widersteht einem ordentlich, diese hohen Titel, die man den rohen, despotischen Häuptlingen beigelegt, immer wieder zu reproduzieren. Auch diese Titel der civilisierten Welt sind nur geeignet, über den elenden Zustand dieser ganzen Mission wegzutäuschen.

welches kaum erhellt wird durch spärliche und vage uns überkommene Nachrichten. —

Kehren wir zurück zur Missionsgeschichte! Eine wie oben beschriebene, planmäßig durchgeführte Missionsthätigkeit war infolge der Wirren nicht mehr möglich, indes setzten die Missionare ihre Versuche und Arbeiten noch fast ein Jahrhundert nach dem Verfalle der Regierung in einzelnen Teilen des Landes fort. Nach Merolla a. a. O. 595 scheinen die inneren Provinzen der blutigen Fehden wegen vom Missionspräfekten zu Loanda aufgegeben zu sein, ungerechnet einige Versuchsreisen dorthin, „not very ready to let any missioners go to Congo," während die Küstenländer dieses Reiches, Sogno und Bamba, noch Arbeitsfeld blieben. So landete 1668 eine ziemlich starke Schar von Kapuzinern in Loanda, von deren Wirksamkeit wir aber weiter nichts wissen, als was Pater Denys Carli von seiner und seines Genossen Angelo Thätigkeit in Bamba in dem oben bezeichneten Reisewerke uns hinterlassen hat. Nach seiner Beschreibung ist die Verwilderung des Landes groß und der Zustand der Eingebornen ein ungemein trostloser. Unter entsetzlichen Mühen und Beschwerdeu walten die beiden Genossen ihres Amtes, Mangel an Nahrung bringt sie oft an den Rand des Verderbens: „ein Frondienst das Missionswerk!" Carli bei Labat 5, 164. Trotz mancher Erfolge in Kinder- und sonstigen Taufen, trotz Predigtreisen und Kopulationen gewinnt man bei unbefangenem Lesen den Eindruck: wie bisher vergebliche Arbeit! Nach sehr langer Krankheit, über 3 Jahre dauernd, langt Carli 1677 wieder in Italien an. Von der Arbeit der übrigen Kapuziner erfahren wir nichts. Wie es scheint, war dieses der letzte Versuch in dieser Provinz. —

Vor allem ist es die Provinz Sogno, in welcher noch längere Zeit die Missionare ihr Wesen treiben und einen ebenso großen Einfluß besitzen, als früher. Merolla besonders, welcher 1683 dort landete, hat dort mit einem Gefährten noch, resp. allein, längere Zeit gewirkt. Nach seinem Berichte herrschen dort ziemlich geordnete, äußere kirchliche Zustände, es wird regelmäßig Gottesdienst gehalten in verschiedenen Kirchen, getauft, kopuliert u. s. w.; demgegenüber aber gehen dort Zaubereiunwesen, Gifttränke auf Befehl des Grafen, Aberglaube, Konkubinat im Schwange. Besonders Merollas Einfluß scheint groß gewesen zu sein, wie aus verschiedenen Andeutungen hervorgeht in Bezug auf Wahl des Grafen von Sogno, Beilegung einer kleinen Revolution zwischen Onkel und Neffe, beide aus dem Hause Sogno. Die nachherige Darstellung wird uns noch viel Material an die Hand geben zur Beurteilung der

Größe des Einflusses der Kapuziner überhaupt in dieser Gegend, so daß wir uns billig fragen nach den Gründen dieses unerklärlichen Verhaltens der Grafen von Sogno und der Sognesen bei dem brutalen Vorgehen, wir können es nicht anders nennen, der Missionare. Den gesuchten Grund finden wir in einer Erzählung Merollas, auf welche wir oben schon hingewiesen haben, für welche eine Angabe des Jahres uns nicht möglich war festzustellen, obgleich Henrion dieselbe in das Jahr 1680 verlegt mit aller Bestimmtheit.

Nach unserem erstgenannten Gewährsmann lagen Portugal und Sogno im Kriege, das Verhalten der Portugiesen reizte den Grafen so sehr, daß er in seinem Hasse soweit ging, den Kapuzinern Schuld an dem Gebaren der Portugiesen zu geben, und beschloß, sich ihrer zu entledigen. Zu dem Ende schrieb er durch flämische Kaufleute an den päpstlichen Nuntius in Flandern um andere Priester, welcher zwei Franziskaner und einen Laienbruder sandte mit der strikten Weisung, daß, wenn Kapuziner dort wären, sie diesen zu gehorchen hätten. Kaum waren diese Boten angelangt, verwies der Graf die Kapuziner seines Landes, ja er stieß sie aus demselben heraus in so barbarischer Weise, daß der eine derselben starb und Pater Thomas nur eben mit dem Leben davon kam. Die Franziskaner verließen Sogno bald, nur den Laienbruder zurücklassend; auch dieser ging und kam nicht wieder. Da ergrimmte das Volk über den Grafen, daß er ihnen die Missionare genommen, die nur des Volkes Bestes im Auge hätten. Sie ergreifen den Fürsten, verbannen ihn auf eine Insel des Zaire und wählen einen neuen Grafen. Als aber der alte Fürst mit den Nachbarvölkern unterhandelte über Wiedergewinnung seines Thrones, ersäufen sie ihn in der See mit den Worten: „Über diesen Fluß sandtest du einst die armen, unschuldigen Kapuziner um nichts in die Verbannung, nun in denselben hinein, barbarisches, unmenschliches Scheusal, um deine That!" Bald hernach machte ein Pater Joseph Maria aus Loanda eine Rekognoszierungsfahrt nach Pinda, ward aber so herzlich aufgenommen, — die Sognesen schwuren beim heiligen Altar, sie würden in Zukunft solch heilige Männer mit ihren letzten Blutstropfen verteidigen, — daß er bei ihnen blieb. Von da an hat unser Orden in diesem Lande gelebt ohne die geringste Belästigung. Merolla a. a. O. 550 ff.

Aus dieser Erzählung dürfte der jedenfalls bis zur Abreise Zuchellis 1703 anhaltende Einfluß der Kapuziner erklärlich werden, wenngleich uns angesichts ihres brutalen Vorgehens die hier beschriebene That und das Stillehalten der Sognesen unter den Streichen der Priester hernach immerhin ein psychologisches Rätsel bleiben. — Nachdem Merolla seine politische Tour nach Kongo beendet, auch in Kakongo gepredigt hatte, verläßt er das Land krankheitshalber, wir wissen nicht in welchem Jahre, jedenfalls nach 1688. Währenddes hatte sein ehemaliger Reisegefährte im Auftrage der Propaganda auf St. Thomas ein Kapuzinerkloster gegründet, welches den Missionaren seines Ordens als Mittelstation dienen

sollte. „Dieses war um so nöthiger, da die Bekehrungen sich in Kongo in erstaunlichen Progressionen mehrten. Ein Kapuziner taufte daselbst über 50000 Personen und Pater Hieronymus taufte deren sogar 100000 während eines zwanzigjährigen Apostolates.“ Hahn 2, 277. Wir sind außer stande, diese Angaben Hahns und auch Henrions zu kontrollieren, bemerken aber, daß der Ausdruck: in Kongo! hier unzweifelhaft im weitesten Sinne gefaßt werden muß, Concobella, Micocco, das portugiesische Angola mit inbegriffen, wie aus Henrion, deutsche Ausgabe 4, 197 deutlich hervorgeht, Distrikte, welche man damals mit großem Eifer in Angriff genommen zu haben scheint trotz, vielleicht wegen des entsetzlichen Verfalles, in welchem die Kongomission sich befand; in Kongo selbst, das heißt dem Reiche, wie die Portugiesen es vorfanden, bestand eine Missionsthätigkeit nur in Sogno und zu Emcus, über welch letzteres die Angaben aber so spärlich sind, daß sie gleich Null gerechnet werden dürften. Wird durch diesen Hinweis die prahlende Angabe Hahns bedeutend kleiner, so wird die spätere Darstellung genug Erweise bringen, daß auch der etwa bleibende Rest der Ruhmesangabe zu nichts verschwindet. —

Noch einen letzten Zeugen des großen Dramas, welches vor unsern Augen sich abgespielt hat, haben wir zu hören. Seine Gestalt lehnt an den Pforten des Ausganges und es ist, als ob vor Thoresschluß und vor dem Eintritte der über das arme Land heraufbeschworenen Dunkelheit dieser Zeuge aufträte, um unter Darstellung seines missionarischen Wirkens unbewußt ein Gericht zu vollziehen über die ganze bislang geübte Mission. Der Zeuge ist Antonio Zuchelli von Gradisca, Kapuzinermissionar in Sogno. Hören wir diesen Zeugen ab, zunächst freilich nur den äußern Gang seiner Thätigkeit kurz skizzierend, sein schwerwiegendes Zeugnis für die Erörterung der Gründe des Verfalles uns versparend.

Zuchelli landete im November 1698 in Loanda, wie es scheint der Einzige auf dem Transportschiffe, nachdem schon vorher einige Genossen nach Amerika gesegelt waren, von deren Ankunft in Afrika aber nichts gemeldet wird. Er begiebt sich in die damals im Reich Kongo allein noch bestehende Mission zu Sogno im Anfang des Jahres 1700. Voll Freundlichkeit vom Grafen Don Antonio Baretto da Silva aufgenommen, macht er sich mit großem Eifer an die Missionsarbeit in der Stadt und Grafschaft Sogno, von dem Grafen und seinen Beamten bestens unterstützt. Von hier aus unternimmt er außer kleineren Predigtreisen eine Missionsreise über den Embrise hinaus, trifft dort Glieder der ganz verwilderten Königsfamilie, von deren einer, der Königin-Witwe, er folgendes Bild entwirft: „die Königin ist schwerlich von einer liederlichen Küchenmagd zu unterscheiden, besonders auffallend sind ihre Schuhe, die, wo sie sollten hochgeschätzet werden, solches sonder Zweifel um ihres Alterthumes willen ver-

dieneten, indem sie auf allen Seiten aufgetrennet und zerrissen waren und das Maul so aufsperreten, daß sie, wenn es ihnen erlaubt gewesen zu reden, sich sonder Zweifel der Barmherzigkeit eines Schuhflickers würden anbefohlen haben!" Z. a. a. O. 318. Am Embrise hinabreisend begiebt er sich nach Fundabai zur Küste und von dort nach Sogno zurück. Infolge des Sklavenhandels kommt es zu Zerwürfnissen mit den Grafen, welche nach Erklärung des Bannes zur Verfolgung der Missionare sich steigern. Die Kapuziner rufen die Hilfe des Missionspräfekten, der zur Zeit bei dem Kronprätendenten von Kongo sich aufgehalten zu haben scheint, an; allein der Graf weiß durch allerlei listige Machinationen den Boten in Bamba zurückzuhalten, so daß derselbe erst nach 4 Monaten zurückkehrt, allerdings mit dem Versprechen der Abhilfe vom Präfekten. Aus Furcht aber vor dem Schicksale eines seiner Vorgänger, welche noch gesteigert ward durch eine infolge des Bannes im Lande wütende Seuche, geht der Fürst zur Vertreibung der Missionare nicht vor, erschleicht aber, da die Missionare ihm die Absolution nicht erteilen wollen, wegen des noch mit Ketzern betriebenen Sklavenhandels, vom heranziehenden Präfekten die Absolution, dem er, eine Dornenkrone auf dem Haupte, belegt mit eisernen Ketten, entgegen geeilt war. Trotzdem der Präfekt vom Grafen sich betrogen sieht, trotz der Einsprache der Missionare löst er „um der unglückseligen Händel willen" den Bann. Nachdem so der Bann gelöst und Zuchelli von einer schweren Erkrankung genesen war, unternimmt er eine zweite größere Reise an den Kongo, auch dessen Inseln besuchend; sogar nach Angoy jenseits des Kongo treibt ihn sein Eifer. Nachdem er drei Jahre im ganzen in Sogno gearbeitet und unter schweren Erkrankungen viel gelitten und sah, daß er keine Frucht schaffte, — zwar hat er viel getauft und getraut — „hatte ich nunmehr ein Abscheu in Sogno zu bleiben"; nachdem die Erlaubnis zur Abreise gegeben war, kehrte er über Loanda nach Italien zurück 1703. —

Wir stehen am Ende, und wenn wir am Ende der ersten Periode nach dem Kulturzustande im Reiche Kongo fragten, so sei es auch hier gestattet, nach dieser Seite hin einige Bemerkungen zu machen zur Charakteristik des Zustandes, in welchem die Mission das Land ließ, in welchem sie so viele Jahre gearbeitet! Unser Zeuge ist Zuchelli.

„Gewiß das Elend ist groß! Hier ist weder Ehre noch Reputation, weder Wissen noch Gewissen, weder Wort noch Glaube, weder Staat noch Haushaltung, weder Regiment noch Höflichkeit, weder Zucht noch Schande, weder Polizei noch Gerechtigkeit, weder Gottesfurcht noch irgend ein Eifer für der Seelen Wohlfahrt, noch etwas. Und so große Sünden, Schanden und Laster sie alle Tage, ja alle Stunden und Augenblicke begehen, so werden sie sich doch niemals deswegen schämen!" 250 f. — „also daß man von diesen Leuten nichts anderes zu sagen weiß, wenn man sie ansiehet, als daß sie in der That nichts anderes als getaufte Heiden sind, welche weiter nichts Christliches an sich haben als den bloßen Namen, aber ohne alle Werke!" 258.

Die Zauberei und der Aberglaube stehen bei Fürsten und Volk im Schwange, so sehr, daß des Grafen Bruder bei einer Teuerung am Kap Padron ein saugend Kind schlachtete! 275, 260, 261, 253 ff. u. s. w. Die Polygamie mit all ihren entsetzlichen Folgen steht bei hoch und niedrig in Brauch, 262 f., mit ihrer Keuschheit machen die Weiber „gar wenig Staat“, 202. Das Land besteht aus Wald und Wüste, die Leute wohnen in Erdlöchern oder in elenden Hütten, von Kunstbau ist keine Rede, selbst nicht bei der Kirche in Sogno und den Hospitien der Missionare, 203 f. Die Lebensweise der Eingebornen ist die allerprimitivste und roheste, „ohne alle Höflichkeit, Reinlichkeit und Zucht“, entweder ein Darben oder Früchteessen oder Völlerei im Fleischessen, 206 f. Die Kleidung steht nicht minder auf der Anfangsstufe, besteht aus Palmfasernetzen oder kleinen Decken, 207. Die Freien sind entsetzlich hoffärtig, „als ob ihresgleichen in der Welt gar nicht zu finden!“ Der arme Schuldner verfällt in Sklaverei, seine Töchter verfallen dem Gläubiger zum Konkubinate, 267 f. Von Arbeitsamkeit, Ackerbau, Gewerbefleiß ist nicht im entferntesten die Rede, 250 f., daher die sonst ausbrechenden Teurungen mit der Pest im Gefolge!

„Die Leser solcher Historien werden mehr als einmal darüber erstaunen müssen, wenn sie hören, daß in diesem Winkel der Welt die Menschen, welche sonst nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind, durch die Beschaffenheit dieses Climatis, oder vielmehr durch ihre eigene Boßheit und den schlechten Eifer für ihre Wohlfahrt ihren Verstand, welcher das vornehmste Theil am Menschen ist, so verkehret haben, daß es scheinet, ihr Vornehmstes bestehe, nicht wie es sein sollte, in dem Verstehen mit den Engeln, sondern vielmehr bloß in dem unvernünftigen Theile und in dem Empfinden mit den wilden Thieren! Gewiß wer dieses lieset, wird mir gar leicht zugeben, daß dieses in der That recht wilde Leute, welche mehr wild als zahm sind. . . . Indessen muß ich auch bekennen, daß es vernünftige Menschen wie andere sind, allein das Unglück hat sie betroffen, daß sie so wild geworden, weil sie niemals eine rechte Anweisung einer guten Erziehung gehabt. . . . Im wilden Walde auferzogen haben sie, ohnerachtet daß sie vernünftig sind, etwas von seiner Wildigkeit an sich.“ (!!!) 271 f. „Nachdem ich nun von der allzugroßen Wildigkeit dieser Völker geredet, wie nicht weniger von ihrer allzugroßen Unwissenheit, welche niemals weder einige Schule noch Künste, noch gute Sitten zulassen und wie sie gleichfalls von einem immerwährenden Müssiggang und einer bösen Art, die sie aus Mutterleibe bringen, geleitet werden, indem ihre Eltern ihnen nicht die geringste Zucht lehren, . . . so darf man sich hernach keineswegs wundern, wenn sie ihre alten barbarischen Gebräuche steif und fest halten.“ 272 f. „Aus allen diesen Erzählungen kann man nun leicht abnehmen, wie das Christenthum beschaffen, dessen sich diese Unglücklichen zu rühmen pflegen und ob sie mit Recht den Namen der Christen, den sie durch die

heilige Taufe erhalten haben und alle heidnischen Gewohnheiten als wirkliche Heiden noch ausüben, verdienen. Und alles dieses habe ich der Wahrheit zum besten anführen wollen, damit nicht jemand denket, ich führe in Erzählung der Geschichte dieser Leute lauter Lügen an, sondern dieses sind Dinge, welche sich alle Tage in dieser Mission am Kongo ereignen." 275.

Und nun noch einen Seitenblick auf die inneren Provinzen! Dort kann von Mission in diesem Zeitraum keine Rede mehr sein trotz der Bemerkung Chavannes, erst 1722 sei der Bischofssitz San Salvador nach Loanda verlegt, denn diese Stadt war damals schon nach Zuchelli eine Wüstenei; „der Puppen- und Kartenkönig" Don Pietro Aqua Rosato suchte vergeblich die Krönung, selbst eine Reise des Präfekten dorthin zur Zeit unseres Autors vermochte nicht das Erwünschte zu bringen.

„Raub und Plünderung waren schlimmer als vorhin, Jeder ist ein Tyrann, Fürsten Urheber der meisten Bosheiten, die Bestechlichkeit der Richter ist an Tagesordnung, der gänzliche Untergang steht vor Augen, des Landes, des Volkes, der Mission. Denn es ist keine Klugheit, Vernunft, Rath, politisch Regiment, niemand kümmert sich um das gemeine Beste. Innere Kriege, Feindschaft, Mord, Rauben, Aberglauben, Teufeleien, Blutschande und Ehebruch sind des Volkes und des Fürsten Tugenden. Lug und Trug gehen im Schwange. Da keine befestigte Zufluchtsstätte im Lande ist, birgt man sich in die Wildniß." 435 ff.

Fassen wir zum Schlusse alles zusammen, so ergiebt sich, daß um diese Zeit schon das ganze Land in die tiefste Unwissenheit, in das roheste Heidentum und in eine noch größere Schwäche und Armut zurückgesunken, als es vielleicht je vor seiner Entdeckung erfahren hatte. —

Nach Zuchelli ward in Kongo selbst noch einmal ein Versuch einer Mission gemacht, auch sei, so berichtet er, ein neuer Präfekt mit viel Missionaren nach Kongo gekommen, ebenfalls 2 Patres an seine Stelle. Von ihrer Thätigkeit erfahren wir nichts, wissen auch nicht, ob sie für das eigentliche Kongo — man scheint das ganze untere Stromgebiet mit den portugiesischen Kolonien Kongo zu nennen — bestimmt waren. In den famosen Lebensbildern des Pater Ilg, Band 3, 169 u. 296, ist dann aus den Jahren 1745 und 1762 von Kapuzinermissionaren in „Kongo" die Rede; wird uns aber schon aus der vorangegangenen Bemerkung die Anwesenheit dieser Boten in dem alten Reiche Kongo fraglich, noch mehr verliert diese Notiz an Wert durch die Bemerkung Chavannes, daß 1740 die letzten Missionare aus Kongo vertrieben seien. Jedenfalls ist bis 1777 über Kongo alles finster und tot, keine Nachricht dringt zu uns herüber.

„Da verließen eben in genanntem Jahre vier italienische Missionare la Rochelle und begaben sich in das Land der Sognesen, gut ausgerüstet mit

Geschenken und mit Allem, was ihre Erfolge sichern konnte. Mit einem Begleiter reist der Vorsteher der Mission zuerst ab, schreibt aber bald zurück, wohl seien sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt, aber beinahe im Zaire ertrunken, sei es aus Zufall, sei es aus bösem Willen hätten die Neger das Boot umschlagen lassen, man möge die zwei andern nachsenden. Aber am Ende von etwa 10 Tagen sah ich sie ganz entsetzt zurückkehren; sie erzählten, sie hätten die beiden andern vergiftet, tot und begraben gefunden, selbst schon verzweifelnd am Leben hätten sie nur durch eine List sich retten können." De Grandpré a. a. O. 93 ff. —

Aus dem Jahre 1781 berichten Hahn und Henrion von einem Besuche der Benediktiner in Kongo selbst von Angola aus, erzählen von Schulen und daß diese Sendboten alles gethan, was unter den ungünstigen Umständen, Unwissenheit der Bevölkerung, politischem Hader möglich gewesen sei. Indes bezeichnet Hahn diesen Versuch als unzureichend und das Missionsgebiet fast gänzlich verödet und verwildert. — Kapitän Tuckey, welcher im Jahre 1816 von der englischen Regierung zur Explorierung des Kongo abgesandt wurde, fand während seines Aufenthaltes am linken Ufer des Flusses keine Spur von Katholizismus, einige Kruzifixe und Reliquien ausgenommen, welche in wunderbarer Weise mit den Zaubermitteln und Fetischen des Landes vermischt waren. Von Civilisation war keine Spur zu entdecken; die Besucher des Schiffes waren sämtlich trotzige, schmutzige Vagabunden voll Ungeziefers, und vorteilhaft unterschieden sich von diesen Sognesen die übrigen Bewohner der Westküste. Unter ihnen stellte ein Mann an Bord des Schiffes sich vor als Priester, ein Certifikat aufweisend; er war jedoch ohne alle Bildung und mit den Bräuchen der Kirche, die er vertreten sollte, so unbekannt, daß er ohne Scham das Bekenntnis ablegte, daß er ein Weib und fünf Konkubinen besäße. Tuckey a. a. O. 79 ff. und 369 ff. —

Als Dr. Bastian 1857 San Salvador besuchte, fand er von den alten Gebäuden, Klöstern und Kirchen nur die Ruinen vor; im Palaste des Schattenkönigs zeigte man ihm drei mannshohe Holzfiguren in Kapuzinertracht, Gegenstände der Verehrung, welche man an den Feiertagen des Desu unter Tänzen und Gesängen in den Kirchenruinen herumtrage, zugleich lese man in einer jeden derselben einen Abschnitt des Buchs, d. h. plappere ein Kauderwälsch, das je weniger verstanden, desto mehr bewundert werde. Im ganzen aber herrsche in Kongo ein apathischer Indifferentismus gegen jede Art von Religion. Bastian a. a. O. 162. Nach J. J. Monteiro a. a. O. 88 hätten die Neger Kongos die Kruzifixe und sonstige Reliquien aus der alten Missionszeit als „Fetische"

fortgeerbt, von denen um keinen Preis sie sich hätten trennen wollen: „das Kreuz vom Fetischlappen besiegt!“ um mit Chavanne zu reden.

„Gegenwärtig,“ schreibt Wilson a. a. O. 241 u. 244, „sind auch nicht einmal solche Überreste der römischen Kirche mehr zu finden, und was Gesittung, Ordnung und Industrie anlangt, so ist uns kaum eine Gemeinde längs der ganzen Küste von Afrika bekannt, die sich nicht zu ihrem Vorteile mit dem armen, elenden und heruntergekommenen Volke vergleichen könnte, das heutigen Tages die Ufer des Kongo bewohnt. Ja, um die volle Wahrheit zu gestehen, muß man auch noch hinzufügen, daß jenes geistige Gebäude nicht bloß in Staub zerfallen ist, sondern die unglücklichen Bewohner dieses Landes in so tiefer Unwissenheit, in so großem Aberglauben und vielleicht in größerer Armut und Erniedrigung zurückgelassen hat, als möglicherweise je hätte ihr Teil werden können, wenn die römisch-katholische Mission nie unter ihnen verkündigt worden wäre. Eins wenigstens kann ohne Widerlegung behauptet werden, daß in Bezug auf Gewerbefleiß, Intelligenz und äußeres Wohlbefinden das Volk am Kongo sich gegenwärtig nicht mit Tausenden und Millionen anderer Eingebornen längs der afrikanischen Küste vergleichen kann, deren Vorfahren die christliche Religion nicht einmal dem Namen nach kennen gelernt haben.“[1])

Geographische Rundschau.

Von P. E. Wallroth.

(Schluß.)

Über die bedeutungsvollen Reisen der Brüder von den Steinen durch Mittel-Brasilien an den Xingufluß 1884 ist im „Daheim“ 1886, 796 f. mancherlei nachzulesen. Karl v. d. Steinen tritt im Januar 1887 eine neue Erforschungsfahrt an. Von der gut 30jährigen tapferen kleinen Niederlassung von etwa 300 Östreichern „Pozuse“ nahe dem Ucayale im Quellgebiet des Amazonenstroms berichtet R. Payer im März 1886, ebenso auch über die Indianerstämme der Sibivos und Remos am Taniaya. Letztere sind teuflisch anzusehen: gelbe Gestalten mit blauen Händen und Gesicht, an den Armen und Beinen mit Tierzähnen und Glasperlen, über welche das Fleisch zusammengewachsen ist, dazu am übrigen Körper mit Arabesken bemalt. Ihre Toten werden in Häusern begraben. Noch abschreckender sind die gefährlichen am Pachitea wohnenden Cassibos, welche das Fleisch gefangener und erschlagener Feinde verzehren, sehr scharfe, grausam verfertigte Waffen besitzen und geschickt anzuwenden verstehen, während die Lorenzos-Indianer harmloser, die Campas hinwiederum kriegerischer erscheinen.

In Feuerland haben Lista und neuerdings auch Jul. Popper besseres Klima und eine größere Bodenkraft gefunden, als sonst allgemein bekannt war,

---

[1]) Und angesichts dieses absoluten Zerfalls hat der Jesuit Werner in seinem „Kath. Missions-Atlas“ von 1884 S. 7 die unqualifizierbare Dreistigkeit, auf die Kongomission und die portugiesischen Kolonien Südafrikas eine Million Katholiken zu berechnen!! — Das ist römische Geschichts-Statistik!! D. H.

so daß Schafzucht hier nicht ausgeschlossen wäre. Nach einem Bericht des Missionars F. Bry d ges im „Buenos Ayres Standard“ ist die Sprache der armseligen Jahgan-Indianer sehr biegsam, wort- und verbindungsreich. So heißt z. B. iua beißen, iuta packen, iuasheata abbeißen, iuagamata im vorbeigehen beißen, iuaiala leicht anbeißen, gehen lassen, noch einmal anbeißen, iuacuru beißbar, beißlustig, beißfähig, iuama beißend zerfetzen, iuashi in Stücke zerbeißen, zerschneiden, iualashu zerreißen. Die Jahgan (Yahgan) sind teils schlank, teils klein, einige mit schlichtem, andere mit gekräuseltem Haar; alle jagen mit Geschick Enten, Gänse u. s. w. Während die Männer Böte ausbessern, jagen, Brennstoff heimholen, kochen und fischen die Weiber. Letztere sind auch gute Schwimmer, wie überhaupt die Jahgan ausdauernde Bootfahrer sind. Leider räumen Blattern und Lungenkrankheiten unter ihnen auf, besonders da die Felle der Guanacos (Lamas) schwer roh zu erhalten und die Kleider wegen großer Armut kaum zu kaufen sind. Eigenartig ist den Jahgan eine unbezwingliche Lachlust und beim Rechnen das Fehlen der Zahlen über drei. Den Tod nennen sie cogagúla d. h. hinaufgehen und fliegen, sie glauben an ein zukünftiges Leben und erklären die Sternschnuppen für tote Zauberer.

Oceanien. Australien. Der Finkefluß, an welchem die Hermannsburger Missionsstation liegt, ist von Dav. Lindsay 1885 und 1886 erfolgriech erforscht und bewiesen, daß er bei starkem Wassergang in den Treuerfluß und so zum Eyre-See sich ergießt. Auch Lindsay hebt den Graswuchs am Finke lobend hervor und kann über Wassermangel nicht klagen. Von hier reiste dieser Forscher nach der Grenze Queenslands und durch unbekanntes Gebiet zur Telegraphenstation Charlotte Waters zurück. — Überhaupt scheint es, als ob das Innere des Festlandes von seinem wüstenartigen Schrecken immer mehr verlöre, wenn auch hier nur cum grano salis geredet sein kann. (Vgl. auch Allg. Miss.-Zeitschr. 1887, 428 ff.) Selbst das Scrub und Spinifex können durch Aussaat guter Gräser verdrängt werden und wüste Gegenden sollen durch allerdings kostspielige Berieselungen zu anbaufähigen Feldern sich verändern.

Kapitän Everill's Forschungsreise 1885 nach Neuguinea und besonders ins Hochland der Südküste war schon deshalb verfehlt, weil man den Flyfluß benutzte und durch ungeschickte Führung nicht das Gebirge erreichte. — Etwas später hat der Kapitän J. Strachan eine zweite und diesmal glücklichere Expedition nach Neuguinea unternommen, den Mai-Kassa oder Baxterfluß näher untersucht und des Missionars Mac Farlane's Vermutung von 1875, daß die westliche Abzweigung ein neuer Mündungsarm sei, bestätigt. Während die vom Engländer H. O. Forbes nach dem Owen Stanley-Gebirge unternommene Reise wegen Geldmangels mißlang, wurde der Airdfluß nahe dem 144. Gr. von Th. F. Bevan im März 1887 untersucht und als eine der vielen Mündungen eines großen Flusses erkannt; letzterer Douglas River und im oberen Lauf Philp River benannt, konnte 150 km ins Gebirge hinein befahren werden, wobei man auf einem anderen Wege die Deception-Bucht erreichte. Nahe der Ostseite dieser Bucht entdeckte Bevan einen neuen großen Fluß, befuhr ihn 200 km aufwärts und nannte ihn Queen's Jubilee-Strom. Auch der Kemp-Welch-Fluß (vgl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1875 Juliheft-Karte) von Rev.

Beswick 1880 untersucht, wurde von Dr. Clarkson und G. Hunter 1886 weiter ausgeforscht; von hier aus wäre eine Durchquerung der Halbinsel nordwärts möglich. Hunter bestieg mit E. Harding im Sommer 1887 den 1500 bis 1800 m hohen Gebirgskamm nahe dem Obreegebirge, welches die Wasserscheide zwischen der Süd- und Nordostküste bildet, konnte aber wegen andauernden Regens nicht diese Küste erreichen. Auch hier, wie am Owen-Stanley-Gebirge, welches angeblich am 30. September 1887 von C. H. Martin erstiegen sein soll, war der Nordostabhang mit Palmen und Farren dicht bewachsen. Der Obreeberg selbst ist von W. R. Cuthbertson im September 1887 trotz Furcht und Feigheit der Eingebornen erstiegen und auf 3120 M. geschätzt worden.

Auch das Kaiser-Wilhelms-Land wird durch die Deutschen erschlossen. Am 5. November 1885 wurde die erste Station auf einer Insel im Finschhafen (etwa 6½ Gr. südl. Br. und fast 148 Gr. östl. Länge v. G.) gegründet, 1886 (Januar?) die zweite am Hatzfeldt-Hafen und bald darauf die dritte am Constantin-Hafen, in der Mitte zwischen den beiden andern. — Kapitän Dallmann befuhr Anfang April 1886 den von Finsch entdeckten Kaiserin-Augusta-Fluß etwa 65 km aufwärts und im Hochsommer 1886 der Landeshauptmann v. Schleinitz auf dem Dampfer „Ottilie" denselben 360 km und drang mit einer kleinen Dampfbarkasse noch 180 km weiter. Der Strom ist im Oberlauf ein Gebirgsfluß ohne nennenswerte Nebenflüsse, im untern der einer Ebene, welche für Viehzucht und Reisanbau u. dgl. sich zu eignen scheint. Ebenso ergiebig war v. Schleinitz' Erforschungsfahrt im Huongolf und der Markhamfluß verspricht ein guter Ausgangspunkt für neue Inlandreisen zu werden. Am Kaiserin-Augusta-Fluß sah man sehr große und zahlreiche Dörfer, deren Häuser auf festem Unterbau mit sonderbaren turmartigen Giebeln in langer Reihe nebeneinander dem Ufer entlang stehen. Ausgedehnte Sagopalm-Pflanzungen, Zuckerrohr-Dickichte, Kokospalmen zeigten sich dem Blicke und weiter stromaufwärts waren die Berge mit Hochwald bedeckt. Die Einwohner hatten niemals Weiße gesehen, verhielten sich deshalb mißtrauisch, manchmal auch feindlich; die Männer gingen oft vollkommen nackt, die Weiber mit Bastschürzen bekleidet, am Oberkörper mit rotem Lehm oder schwarzer Farbe, einzelne Leute mit weißer (Trauer- oder Zauberfarbe) bemalt. Die Kanoes ohne Ausleger sind ziemlich groß, fassen wohl 15 Personen, vorn mit großen fratzenhaften, schildförmigen Aufsätzen verziert. Von den Eingebornen wurden zum Tauschhandel viele mit menschlichen Wirbelknochen verzierte Speere herangebracht und als Freundschafts- und Friedenszeichen gilt die geschmückte mit der Spitze in den Erdboden gesteckte Lanze. — Auch 1887 wurde die Küste des Kaiser-Wilhelms-Landes an verschiedenen Strecken genau untersucht, die Gegend unterm 5 Gr. südl. Breite als besonders für Landwirtschaft geeignet erkannt und an der Mündung des Bubui-Flusses in die Langemak-Bucht eine Nebenstation errichtet. Auch erforschte v. Schleinitz die Küste Neu-Pommerns und die der kleinen Rook-Insel und entdeckte auf ersterer eine fruchtbare Tiefebene. —

Die Bewohner der westlichen Küste Neu-Pommerns (Neu-Britanniens) sind nach Romilly den südöstlichen Papuas ähnlich, besitzen aber in der diesen

letzteren unbekannten Schleuder eine furchtbare Waffe, deren Stein noch in einer Entfernung von 20 Yards sicher sein Ziel trifft. Bekleidung ist nicht vorhanden, doch herrscht an der Weißen Bucht infolge der Wesleyanischen Missionare größere Gesittung; leider ist das Klima sehr ungesund und fieberreich. Die Eingebornen des Inlandes wohnen in Wäldern dicht zusammen auf schwer zugänglichen Felsen, sind kriegerisch und kommen nur wegen Salzeinkaufs an die Küste. Eigentliche Häuptlinge giebt es nicht, nur der berühmte Duck-Duck, eine auf den Aberglauben spekulierende schreckeinjagende geheime Verbindung, übt einen großen Einfluß aus. (Über den seltsamen Duck-Duck vgl. Globus 41, 8 f. 25 f. 51, 121. Aus allen Weltt. 16, 116.) Nach Romilly ist er folgendes: Dieser Geist nimmt beim eintretenden Neumond sichtbare Gestalt an, nachdem er einem seiner alten Männer einen Monat vorher verkündigt worden ist. Bei Androhung von Strafe müssen notwendige Lebensmittel herbeigeschafft werden und tags zuvor bleiben die Frauen unsichtbar, da der Anblick des Duck-Duck einem Weibe den Tod brächte. Vor Tagesanbruch versammelt sich alles am Strande, beim ersten Sonnenstrahl ertönt Gesang und Trommellärm vom Meere her; bei zunehmender Helligkeit nähern sich fünf bis sechs unter einander verbundene Kanoes langsam der Meeresküste. Auf der über alle Fahrzeuge hingehenden Plattform erblickt man die bekannten Erscheinungen des Duck-Duck, welche sofort ans Land springen und die erschreckten Eingebornen vor sich her treiben. Eine zufällige Berührung könnte den Tod durchs Beil kosten. Die beiden sonderbar wild geschmückten Gestalten tanzen um einander herum und lassen dabei schrillen Schrei ertönen. Dies dauert bis zum Abend. Unterdes haben einige ihnen im Laufe des Tages ein Haus gebaut, welches die Geschenke an Lebensmitteln aufnimmt; sind die Duck-Duck hiermit unzufrieden, so schreien sie, sonst tritt Schweigen ein. Nun müssen die jungen Leute in zwei Reihen aufgestellt die beiden Gestalten erwarten, deren eine mit einem Stocke, deren andere mit schwerer Keule jedem der Umstehenden einen Schlag versetzt. Auch dürfen sie jeden Mann niederschlagen; niemand darf in dem Fall den Leichnam berühren, welcher von den Geistern in den Wald genommen wird. Finden sie eine Frau im Walde, so verschwindet sie spurlos. Auch hinterläßt der Duck-Duck eine aus Stein gehauene oder von Holz geschnitzte Figur, welche dem Orte Unheil bringt. Das Geheimnis dieses spitzbübischen Betruges wird sorgfältigst bewahrt. Auch auf Neuguinea ist es bekannt, nur erscheinen dort die Geister in viel größerer Zahl, manchmal achtzig zugleich und noch sonderbarer aufgeputzt; auch ihnen wird tiefe Ehrfurcht erzeigt.

Von der Menschenfresserei auf Neu-Mecklenburg (Neu-Irland) erzählt Romilly Begebenheiten, welche er 1883 auf der Ostküste selbst erlebte. Nach einem Gefechte wurden sechs Leichen verstümmelter Feinde im Dorfe aufgehängt, die Frauen hatten Feuer angemacht und kochten in großen Töpfen Wasser, welches mittelst Kokosnußschalen über die Leichname gegossen wurde. Darauf wurden letztere, ähnlich wie Schweine, mit einem Bambusmesser geschabt, das Haar vorsichtig abgeschnitten und für späteren Schmuck zurückgelegt. Als die Kämpfer vom Gefechtsplatz heimgekehrt waren, nahm man einen der Leichname herunter, legte ihn auf eine Matte, wo er von einem alten Manne zerteilt wurde. Einige Stücke erhielten die Frauen, welche sie

etwas überm Feuer erwärmten und dann verschlangen; so verfuhr man auch mit den andern fünf Leichen. Die großen Knochen blieben unverletzt, um später zum Schmuck und zu Lanzenschäften verarbeitet zu werden, die Fleischstücke wurden einzeln sorgfältig in ein starkes Blatt gebunden und aufeinander gehäuft, hierauf vom Häuptling Nomati verteilt, in Öfen gelegt und mit heißen Steinen bedeckt. Nach drei Tagen waren die Blätter fast verzehrt, ihr Fleischinhalt gekocht, wurde nun von den Eingebornen gierig verschlungen, indem man den Kopf zurücklegte, das Blatt an einem Ende öffnete und den Inhalt in den Mund hineindrückte. Die Neu-Mecklenburger ziehen solche Menschenspeise dem Schweinefleisch vor.

Von den Salomoninseln gehören die nördlichen dem Deutschen Reiche und sind mit dem Schutzgebiete der Neuguinea-Kompanie vereinigt, nämlich: Bougainville, Shortland, Choiseul, Isabel, St. George, Gower; während die südlichen: Neu-Georgien, Gola oder Guadalcanar, Malanta oder Mara, San Christoval oder Rauro England zufallen. Am 13. Dezember 1886 hat der kaiserliche Schutzbrief diesen Vertrag bestätigt. Der Erdkunde und Mission werden diese bisher ziemlich unbekannten Inseln noch viele Arbeit und Fragen geben. — Die aus zwölf kleinen Inseln bestehende Gruppe Uea (Uvea) ist 1887 förmlich unter Frankreichs Schutz gestellt. — Nach dem Buch des Kommissionsmitgliedes H. H. Romilly „The Western Pacific and New-Guinea“, London 1886, sind die Salomon-Insulaner eben durch den Verkehr mit den Weißen zu vielem Schlechten verleitet und aufgehetzt worden. Fluchen, schimpfliche Krankheiten, Grausamkeiten nahmen sie von menschenhandelnden Schiffen an. Andererseits wird die Bevölkerung auch durch eigne Schuld verringert, da besonders auf den nördlichen Inseln beinahe alle Kinder gleich nach der Geburt getötet und alte Männer einfach dem Tode geweiht werden. —

Missionsrundschau.

III.

Afrika.

Vom Herausgeber.

Ostafrika. Der bequemeren Orientierung wegen gebe ich zunächst eine Übersicht über die sämtlichen in Ostafrika thätigen evang. Missionsgesellschaften:

1. Die Church Miss. Soc., welche in dem Mombasdistrikt vier (Mombas, Freretown, Kisulutini oder Rabai und Kamlikeni), in dem Taita- und Dschaggadistrikt zwei (Sagalla und Moschi oder bei Mandara), in dem Nyanzadistrikt vier (Rubaga, Nasa, (Msalala jetzt) Wusambiro und Uyui) und im Usagara- und Uniamwesidistrikt (Deutsch-Ostafrika) drei (Mamboia, Mpwapwa und Kisokwe) also zusammen 13 Stationen mit ca. 25 (inkl. nicht ordinierten) Missionaren hat.

2. Die Universities Mission, welche auf der Insel Sansibar drei (Mkunanzini bezw. Sansibar Stadt, Mbweni, Kiungani), im Usambaradistrikt vier (Magila, Umba, Mkuzi und Misozwe), im Rovumadistrikt vier

(Mtua, Mlotelo bezw. Chitangali, Nevala und Masasi) und im Nyassadistrikt drei (Chitesi, Maendaenda und Lukoma), also zusammen 14 Stationen mit ca. 58 (inkl. nichtord. und weiblichen) Missionaren hat.

3. Die United Methodist Free Churches Mission mit zwei Stationen (Ribe und Jomvu) im Mombasdistrikt und eine (Golbanti) am Tana und nur ein europ. Missionar.

4. Die Neukirchener Mission mit einer Station am Tana (Wituland) (Ngao) und drei Missionaren.

5. Die Bayrische Mission mit zwei Stationen: Dschimba bei Mombas und Mbungu unter den Wakamba und drei Missionaren.

6. Die Berliner ostafrik. Mission mit einer (bezw. zwei) Station an der Küste (Dar es Salam) und zwei Missionaren.

7. Die London Miss. Soc. mit drei Stationen, eine in Uniamwesi (Urambo), eine am westlichen Ufer, bezw. einer dortigen Insel (Kavala) und eine im Süden von Tanganyika (Fwambo) und ca. sechs Missionaren.

8. Die Free Church of Scotland (Livingstonia M.) am südl. und westl. Ufer des Nyassa und auf der Straße nach dem Tanganyika sechs Stationen: Bandawe (in der Mitte des Westufers) Chirenji und Chinga im Norden, Mombera und Chikusi unter den Angoni und Kap Maclear am Südende mit zwölf Missionaren.

8. Die Church of Scotland am Shiré, zwei Stationen (Blantyre und Domasi) mit elf Missionaren.

Es giebt also heute innerhalb des ostafrik. Seeengebiets bis zur Ostküste, vom Kilimandscharo im Norden bis zu dem Shiré-Hochland im Süden (die kleinen Außenstationen abgerechnet) 44 evang. Missionsstationen mit ca. 121 Missionaren (inkl. die nichtordinierten: Ärzte, Handwerker, Landwirte und Lehrerinnen). Das ist ja freilich immer noch eine sehr kleine Zahl verglichen mit der ungeheuren Ausdehnung des betreffenden Gebiets, welches an Größe das deutsche Reich fünf bis sechs mal übertrifft; aber bedenkt man, daß noch vor ca. 15 Jahren in diesem weiten Gebiet nur zwei Missiönchen existierten: das kleine von dem einsamen Rebmann gehaltene Kisulutini und auf Sansibar die damals ziemlich thatenlose Universitäten-Mission, so muß man doch gestehen, es ist so wenig nicht, was die evangelische Mission in anderthalb Jahrzehnten auf diesem Gebiet geleistet hat. Und wenn man sich die Opfer vergegenwärtigt, welche diese Leistung gekostet, nicht bloß die Geldopfer, die auch sehr bedeutend gewesen sind, sondern die Opfer an Menschenleben und Menschengesundheit — es haben wenigstens 50 Männer (und auch einige Frauen) bei dieser Besetzung Ostafrikas ihr Leben gelassen, unter ihnen hochbegabte, herrliche Männer — so muß man doch Respekt haben vor dem christlichen Heldensinn, der Gott sei Dank! in den evangelischen Missionskreisen lebt. Bei der Kürze der Arbeitszeit, dem schon durch das Klima notwendig gemachten häufigen Wechsel der Arbeiter, der Unbekanntschaft mit den Sprachen und den gerade in den ostafrik. Verhältnissen liegenden besonderen Schwierigkeiten kann man natürlich heute noch nicht von großen Erfolgen dieser Mission reden, wenigstens nicht von großen Zahlen Getaufter. Getaufte giebt es überhaupt erst in den relativ ältesten englischen (mit Ausnahme der Londoner am

Tanganyika) Missionen, zusammen vielleicht ca. 1800; die deutschen Missionen sind sämtlich noch nicht über die ersten Anfangsschwierigkeiten hinaus.

Wir beginnen nun unsre eigentliche Rundschau und zwar mit der nördlichsten ostafrikanischen Mission, der Neukirchener am Tana. Bekanntlich hat sich dieselbe das Wituland zu ihrem Arbeitsfeld erwählt, aber ihre erste Station Ngao, nicht in der Nähe der Küste, sondern den Tana aufwärts unter den Wapokomo, ganz nahe bei der Station der Freimethodisten Golbanti angelegt, die vor ca. zwei Jahren der Schauplatz eines Überfalls der wilden Somali gewesen, bei dem auch ein Missionar mit seiner Frau ermordet wurde. Leider hat eine ähnliche Heimsuchung nun auch Ngao betroffen, wo sich die beiden ersten Neukirchener Missionare (der eine mit Frau) eben ziemlich eingerichtet hatten. Da sie zeitig genug gewarnt worden waren, sind sie selbst durch die rechtzeitig bewirkte Flucht nach Golbanti glücklicherweise dem Tode entronnen, aber die Station ist gründlich zerstört worden. Wie es scheint, will man dieselbe jedoch wieder aufbauen und sich nicht an einem andern Orte niederlassen. Ein dritter Arbeiter ist soeben eingetroffen (Missions- u. Heidenbote 1888 Nr. 1. 4. 6. 7).

Die bayrische Mission, die auf ihrer ersten Station Dschimba die eigentliche Missionsarbeit jetzt ziemlich im Gange und vor kurzem in Mbungu, etwas landeinwärts eine zweite Station angelegt hat, hat von den beiden zuerst ausgesandten Missionaren leider einen durch den Tod verloren; doch ist bereits ein Ersatzmann an seine Stelle getreten und ein vierter Missionar steht zu baldiger Aussendung bereit (Nürnb. M.-Bl. 1888, 103. 111).

Aus dem Mombasdistrikt der Ch. M. S. ist zunächst von Freretown zu melden, daß immer neue Erkrankungen einen beständigen Wechsel der leitenden Personen nötig machen und von Rabai (Kisulutini), daß Anfangs März ca. 124 Erwachsene nach gründlicher Vorbereitung und 40 Kinder christlicher Eltern getauft worden sind (Int. 1888, 83. 268. 341). Aus dem Taitagebiet (Sagalla) kommen allerlei betrübte Nachrichten, nicht nur daß eine neue große Hungersnot daselbst ausgebrochen, für welche das abergläubische Volk die Missionare, die es für Zauberer hält, verantwortlich macht, sondern auch daß direkte Angriffe auf dieselben stattgefunden haben, welche ihnen beinahe das Leben gekostet, während im Dschaggadistrikt (Kilimandscharo) das Verhältnis zu dem mächtigen Häuptling Mandara ein erträgliches, aber nur direkte Evangelistenthätigkeit nicht möglich ist (Int. 84).

Und wie steht es in Uganda? Bekanntlich war Mackay der einzige zurückgebliebene englische Missionar und seine Lage eine äußerst gefährliche. Eine Zeitlang galt er als Gefangener des tyrannischen Muanga, später wurde er infolge der fortgehenden Aufhetzungen der arabischen Händler wider seinen Willen und nach langen aufregenden Verhandlungen genötigt, das Land zu verlassen. Das ging so zu. Im April 1887 traf ein arabisch geschriebener Brief des englischen Konsuls von Sansibar in Rubaga ein, während Mackay das englische Original erhielt. Dieser Brief, in welchem dem König eine gute Behandlung der englischen Missionare empfohlen und Freiheit ihres Handelns gefordert wurde, wurde in ähnlicher Weise verhängnisvoll wie früher ein ähnlicher wohlgemeinter Brief des Konsul Kirk. Die arabischen Händler, die ihn mitgebracht, übergaben ihn erst einen Monat nach ihrer Ankunft und über-

setzten ihn so falsch, als ob der Konsul die Austreibung der Missionare aus Uganda verlangt hätte. Man bezeichnete die englischen Missionare als „Landaufesser“, als Spione und Pioniere der von der Küste vordringenden Kolonialmächte. Dazu kam die Kunde von dem Marsche Stanleys gerade zu dieser Zeit nach Uganda. Die Araber behaupteten und blieben bei dieser falschen Behauptung trotz Mackays Gegenversicherung: Stanley komme von Sansibar her mit einem Heere von 2000 Bewaffneten, er wolle Uganda überfallen und dergl. Mackay zu töten fürchtete sich Muanga, wie er auch niemals zugab, daß auf seinen Befehl Bischof Hannington gemordet worden sei; so verlangte er denn, daß Mackay unverzüglich das Land verlasse und zwar in Begleitung des ihm todfeindlichen Hauptes der arabischen Händler, was ohne Zweifel seine Ermordung unterwegs zur Folge gehabt haben würde. Endlich gestattete Muanga, daß ein Eingeborner ihn begleite und an seiner Statt als eine Art Geisel ein anderer englischer Missionar, Gordon, nach Rubaga komme; was auch geschehen ist (Int. 1887, 700. 746. 1888, 18).

In dieser ganzen für Mackay so gefährlichen Zeit spielten die französischen Patres eine ziemlich zweideutige Rolle. Als Pater Lourdel von dem Katikiro gefragt wurde, ob es wahr sei, daß die Fremden, die Engländer, wirklich ihr Land (Uganda) aufessen wollten? erwiderte er: „Nicht jetzt, aber nach und nach, ich weiß es nicht“ — eine Antwort, welche die Lage des hart bedrängten Mackay wesentlich erschwerte. Später hörte dieser, daß P. Lourdel zu Muanga gesagt habe: „es sei nicht gut, daß Stanley und Mackay etwa zusammenkämen, weil sie dann ihre Köpfe zusammenstecken würden, das Land zu essen“; eine Äußerung, von welcher der König erklärte: sie müsse wahr sein, da sie aus dem Munde eines Weißen komme. Da schrieb Mackay an den Pater: das und das habe er gehört und erinnerte ihn daran, daß sie, die Franzosen, wohl wüßten, die engl. Missionare hätten keine politischen Pläne, sondern verfolgten rein religiöse Ziele u. s. w. Lourdel leugnete, daß er irgend einen Rat gegen Mackay gegeben; aber mußte zugestehen, daß er dem König bezw. den Häuptlingen zu verstehen gegeben habe: er und seine Brüder gehörten keiner bestimmten Nationalität an, während die Engländer mehr oder weniger eine halb politische Mission hätten (Int. 1888. 21. 26). Man kann ja begreifen, daß die Herren Patres die Zerstörung der englischen Mission nicht ungern sähen und daß sie in diesem Falle sich mit ihrer politischen Unschuld weiß brennen konnten. Denn die Häupter in Uganda waren ja noch nicht so gebildet, daß sie von der Verbindung der katholischen Mission mit den französisch politischen Interessen (z. B. in Madagaskar, Tonkin u. s. w.) etwas gewußt hätten. Auch das hatten sie nicht gelesen, daß diese selben ostafrik. katholischen Missionare früher geschrieben: C'est pour la France aussi que nous allons travailler. Aber abgesehen davon — es war wenig edel, wie sie gegen Mackay gehandelt, während das Schwert über seinem Haupte hing.

Missionar Gordon, dessen Mut: unter solchen Umständen in eine Mörderhöhle zu gehen alle Anerkennung verdient, hat anfänglich keinerlei Belästigung in Rubaga erfahren, doch allmählich hat sich seine Lage immer gefährlicher gestaltet. Er wird von Muanga thatsächlich als Geisel behandelt welcher verlangt, daß ein anderer Missionar komme, wenn er ihn entlassen

Tanganyika) Missionen, zusammen vielleicht ca. 1800; die deutschen Missionen sind sämtlich noch nicht über die ersten Anfangsschwierigkeiten hinaus.

Wir beginnen nun unsre eigentliche Rundschau und zwar mit der nördlichsten ostafrikanischen Mission, der Neukirchener am Tana. Bekanntlich hat sich dieselbe das Wituland zu ihrem Arbeitsfeld erwählt, aber ihre erste Station Ngao, nicht in der Nähe der Küste, sondern den Tana aufwärts unter den Wapokomo, ganz nahe bei der Station der Freimethodisten Golbanti angelegt, die vor ca. zwei Jahren der Schauplatz eines Überfalls der wilden Somali gewesen, bei dem auch ein Missionar mit seiner Frau ermordet wurde. Leider hat eine ähnliche Heimsuchung nun auch Ngao betroffen, wo sich die beiden ersten Neukirchener Missionare (der eine mit Frau) eben ziemlich eingerichtet hatten. Da sie zeitig genug gewarnt worden waren, sind sie selbst durch die rechtzeitig bewirkte Flucht nach Golbanti glücklicherweise dem Tode entronnen, aber die Station ist gründlich zerstört worden. Wie es scheint, will man dieselbe jedoch wieder aufbauen und sich nicht an einem andern Orte niederlassen. Ein dritter Arbeiter ist soeben eingetroffen (Missions- u. Heidenbote 1888 Nr. 1. 4. 6. 7).

Die bayrische Mission, die auf ihrer ersten Station Dschimba die eigentliche Missionsarbeit jetzt ziemlich im Gange und vor kurzem in Mbungu, etwas landeinwärts eine zweite Station angelegt hat, hat von den beiden zuerst ausgesandten Missionaren leider einen durch den Tod verloren; doch ist bereits ein Ersatzmann an seine Stelle getreten und ein vierter Missionar steht zu baldiger Aussendung bereit (Nürnb. M.-Bl. 1888, 103. 111).

Aus dem Mombasdistrikt der Ch. M. S. ist zunächst von Freretown zu melden, daß immer neue Erkrankungen einen beständigen Wechsel der leitenden Personen nötig machen und von Rabai (Kisulutini), daß Anfangs März ca. 124 Erwachsene nach gründlicher Vorbereitung und 40 Kinder christlicher Eltern getauft worden sind (Int. 1888, 83. 268. 341). Aus dem Taitagebiet (Sagalla) kommen allerlei betrübte Nachrichten, nicht nur daß eine neue große Hungersnot daselbst ausgebrochen, für welche das abergläubische Volk die Missionare, die es für Zauberer hält, verantwortlich macht, sondern auch daß direkte Angriffe auf dieselben stattgefunden haben, welche ihnen beinahe das Leben gekostet, während im Dschaggadistrikt (Kilimandscharo) das Verhältnis zu dem mächtigen Häuptling Mandara ein erträgliches, aber nur direkte Evangelistenthätigkeit nicht möglich ist (Int. 84).

Und wie steht es in Uganda? Bekanntlich war Mackay der einzige zurückgebliebene englische Missionar und seine Lage eine äußerst gefährliche. Eine Zeitlang galt er als Gefangener des tyrannischen Muanga, später wurde er infolge der fortgehenden Aufhetzungen der arabischen Händler wider seinen Willen und nach langen aufregenden Verhandlungen genötigt, das Land zu verlassen. Das ging so zu. Im April 1887 traf ein arabisch geschriebener Brief des englischen Konsuls von Sansibar in Rubaga ein, während Mackay das englische Original erhielt. Dieser Brief, in welchem dem König eine gute Behandlung der englischen Missionare empfohlen und Freiheit ihres Handelns gefordert wurde, wurde in ähnlicher Weise verhängnisvoll wie früher ein ähnlicher wohlgemeinter Brief des Konsul Kirk. Die arabischen Händler, die ihn mitgebracht, übergaben ihn erst einen Monat nach ihrer Ankunft und über-

setzten ihn so falsch, als ob der Konsul die Austreibung der Missionare aus Uganda verlangt hätte. Man bezeichnete die englischen Missionare als „Landaufesser", als Spione und Pioniere der von der Küste vordringenden Kolonialmächte. Dazu kam die Kunde von dem Marsche Stanleys gerade zu dieser Zeit nach Uganda. Die Araber behaupteten und blieben bei dieser falschen Behauptung trotz Mackays Gegenversicherung: Stanley komme von Sansibar her mit einem Heere von 2000 Bewaffneten, er wolle Uganda überfallen und dergl. Mackay zu töten fürchtete sich Muanga, wie er auch niemals zugab, daß auf seinen Befehl Bischof Hannington gemordet worden sei; so verlangte er denn, daß Mackay unverzüglich das Land verlasse und zwar in Begleitung des ihm todfeindlichen Hauptes der arabischen Händler, was ohne Zweifel seine Ermordung unterwegs zur Folge gehabt haben würde. Endlich gestattete Muanga, daß ein Eingeborner ihn begleite und an seiner Statt als eine Art Geisel ein anderer englischer Missionar, Gordon, nach Rubaga komme; was auch geschehen ist (Int. 1887, 700. 746. 1888, 18).

In dieser ganzen für Mackay so gefährlichen Zeit spielten die französischen Patres eine ziemlich zweideutige Rolle. Als Pater Lourdel von dem Katikiro gefragt wurde, ob es wahr sei, daß die Fremden, die Engländer, wirklich ihr Land (Uganda) aufessen wollten? erwiderte er: „Nicht jetzt, aber nach und nach, ich weiß es nicht" — eine Antwort, welche die Lage des hart bedrängten Mackay wesentlich erschwerte. Später hörte dieser, daß P. Lourdel zu Muanga gesagt habe: „es sei nicht gut, daß Stanley und Mackay etwa zusammenkämen, weil sie dann ihre Köpfe zusammenstecken würden, das Land zu essen"; eine Äußerung, von welcher der König erklärte: sie müsse wahr sein, da sie aus dem Munde eines Weißen komme. Da schrieb Mackay an den Pater: das und das habe er gehört und erinnerte ihn daran, daß sie, die Franzosen, wohl wüßten, die engl. Missionare hätten keine politischen Pläne, sondern verfolgten rein religiöse Ziele u. s. w. Lourdel leugnete, daß er irgend einen Rat gegen Mackay gegeben; aber mußte zugestehen, daß er dem König bezw. den Häuptlingen zu verstehen gegeben habe: er und seine Brüder gehörten keiner bestimmten Nationalität an, während die Engländer mehr oder weniger eine halb politische Mission hätten (Int. 1888. 21. 26). Man kann ja begreifen, daß die Herren Patres die Zerstörung der englischen Mission nicht ungern sähen und daß sie in diesem Falle sich mit ihrer politischen Unschuld weiß brennen konnten. Denn die Häupter in Uganda waren ja noch nicht so gebildet, daß sie von der Verbindung der katholischen Mission mit den französisch politischen Interessen (z. B. in Madagaskar, Tonkin u. s. w.) etwas gewußt hätten. Auch das hatten sie nicht gelesen, daß diese selben ostafrik. katholischen Missionare früher geschrieben: C'est pour la France aussi que nous allons travailler. Aber abgesehen davon — es war wenig edel, wie sie gegen Mackay gehandelt, während das Schwert über seinem Haupte hing.

Missionar Gordon, dessen Mut: unter solchen Umständen in eine Mörderhöhle zu gehen alle Anerkennung verdient, hat anfänglich keinerlei Belästigung in Rubaga erfahren, doch allmählich hat sich seine Lage immer gefährlicher gestaltet. Er wird von Muanga thatsächlich als Geisel behandelt welcher verlangt, daß ein anderer Missionar komme, wenn er ihn entlassen

will. So hat sich Missionar Walker entschlossen, seinem bedrängten Kollegen zu Hilfe zu kommen. Bischof Parker hatte vom Südende des Sees aus einen Brief an den Tyrannen geschrieben, in welchem er ihm Vergebung für den Mord Hanningtons ankündigte und um freie Bewegung für die Missionare bat. Pater Lourdel verlas bezw. übersetzte den Brief vor versammeltem Hofe. Erst schien derselbe einen guten Eindruck auf den König zu machen, aber wenige Tage darauf verlasen die Araber einen Brief aus Bagamoyo, den die Patres mit ihren Briefen von dort erhalten hatten und in welchem gemeldet wurde: die Deutschen hätten das Land bis zum See in Besitz genommen und bauten eine Eisenbahn nach Mpwapwa; die Engländer aber hätten das übrige Land mit Einschluß von Uganda erhalten und legten eine Eisenbahn an von Mombas nach Uganda. Dies versetzte den König in furchtbare Aufregung. Seitdem betrachtet er Gordon als Gefangenen, und will weitere Briefe nur empfangen, wenn ein neuer Missionar sie bringt mit großen Geschenken. Auch von Gordon werden immer neue Geschenke erpreßt, so daß der bedrängte Mann fast nichts mehr hat. Über die verheißene Vergebung lacht Muanga; er sieht darin nur ein Zeichen der Schwäche, weil den Missionaren die Macht zur Rache fehle.

Über die jungen Christen in Uganda äußert sich Gordon sehr günstig. Sie versammeln sich heimlich zu Gottesdiensten und sogar mehrere Taufen haben stattgefunden. Die Gemeindeältesten müssen sich verborgen halten, weil sie sämtlich mit dem Tode bedroht sind; dennoch haben sich mehrere zu Gordon gewagt (Int. 235. 340. 437. 439. 443).

Auch Mackays Verhalten ist das eines christlichen Helden. Neun Jahre lang hat er in Uganda ununterbrochen und unter was für Chikanen, Hemmnissen und Feindseligkeiten gearbeitet, und als er nun endlich das Land verlassen mußte, da ist er nicht etwa nach England gegangen, wo man ihm Triumphe bereitet haben würde, sondern am Südende des Nyanza und zwar auf der neugegründeten Station Wusambiro geblieben, um sobald ihm die Thür wieder aufgethan ist — nach Rubaga zurückzukehren (Int. 28. 390).

Unterdes sind vom Südende des Nyanza neue erschütternde Todesnachrichten eingetroffen. Innerhalb weniger Tage sind im Anfang März Missionar Blackburn und Bischof Parker gestorben. Der letztere, der Nachfolger des ermordeten Hannington, ein früherer indischer Missionar, war Ende Nov. 1886 in Freretown eingetroffen und hatte mit ebenso großem Eifer wie weisheitsvoller Umsicht seines bischöflichen Amtes gewartet. Er visitierte die sämtlichen Stationen des Mombas-, Taita- und Dschaggagebiets, reiste dann auf einem von Europäern noch unerforschten Wege direkt von Mombas nach Mamboia (Int. 1887, 692), visitierte die Usagarastationen und ging von da weiter über Uyui nach dem Südende des Nyanza. Hier traf er mit Mackay zusammen und hielt mit den dort stationierten Missionaren eine wichtige vierzehntägige Konferenz, deren Folge die Verlegung der Station Msalala nach Wusambiro (oder Usambiro) und die Begründung einer neuen Station: Nasa (am Speke Gulf) war. Hierauf wanderte er mit Blackburn nördlich weiter nach dem Speke Gulf, um von da nach der Küste zurückzukehren; da ist er in Wusambiro, Blackburn in Nasa gestorben, der erstere nach einer Krankheit von zehn, der letztere von nur einem Tage (Int. 389. 436 ff.). Die telegraphische

Nachricht von diesen unerwarteten und schweren Verlusten traf in London ein gerade bei der Feier der Nachversammlung des Jahresfestes und wirkte wie ein Donnerschlag, so daß das Programm des Meetings völlig zerstört wurde. Man stand anfangs wie gelähmt vor diesem dunkeln Wege Gottes und es erhoben sich Stimmen, welche verlangten, die so opferreiche Nyanzamission aufzugeben; aber diese Stimmung wurde bald überwunden durch den festen Entschluß: dennoch wird die Nyanzamission fortgesetzt (Int. 236. 340. 325. 389. 409).

Auch die sehr geschwächte Londoner Tanganyikamission fordert fort und fort ihre Opfer. Kaum sind Verstärkungen angekommen, so treten tödliche Erkrankungen ein, welche zur Heimkehr nötigen. So mußte erst jüngst wieder der kaum am See angelangte Dr. Tomory schleunigst nach Hause zurück, und leider hat auch Kapitän Hore, der mit seiner Frau einige Jahre die Londoner Mission am Tanganyika fast allein vertrat, jetzt den Heimweg angetreten. Diese fortgehenden Schwächungen und Wechsel des Arbeiterpersonals werden nicht ausgeglichen dadurch, daß nach jahrelangen Fehlversuchen endlich der kleine Dampfer Good News auf dem Tanganyika schwimmt und daß eine neue Station am Südende des Sees, an der Straße vom Nyassa her, Fwambo, angelegt worden ist, von der man hofft, daß sie eine Art Gesundheitsstation für die Missionare sei (Chron. 1888, 90. 204. 233. 336. 338). Diese Tanganyikamission ist nun zehn Jahre alt, hat große Opfer an Geld und Menschen gekostet und bis heut kann man noch nicht sagen, daß sie eigentlich festen Fuß gefaßt hat. Ob dies ausschließlich an dem Klima liegt? Fast will es uns scheinen, daß es auch an weisheitsvoller und strammer Leitung fehlt, wie dies auch auf andern Gebieten der Londoner Gesellschaft der Fall zu sein scheint. Jedenfalls sind zwei Dinge nötig, wenn es endlich aus der Tanganyikamission etwas werden soll: daß an die Stelle des ewigen Experimentierens und Stationenwechsels Stetigkeit und Planmäßigkeit tritt und sodann, daß die Arbeiterzahl mindestens verdreifacht wird.

Die Berliner ostafrikanische Mission hat sich jetzt nicht nur in Dar es Salaam so ziemlich eingerichtet, sondern auch in Sansibar ein Haus gemietet behufs der Einrichtung einer Krankenpflegestätte für deutsche Kolonisten und ist somit aus dem Stadium der Vorbereitungen in das der eigentlichen Arbeit eingetreten. Den beiden (demnächst 3) in Sansibar wirkenden Schwestern sind auch eine Anzahl befreiter Sklavenkinder zur Erziehung übergeben worden. Wie es heißt soll den beiden in Dar es Salaam stationierten Missionaren (der eine ist bekanntlich ein Abessynier) demnächst ein dritter, ein Zögling des Berliner (I.) Missionshauses zu Hilfe geschickt werden. Es sind außerdem noch zwei Diakonen da, über deren Arbeitsaufgaben die offiziellen Berichte bis jetzt ein deutliches Bild nicht entworfen haben (Nachrichten aus der ostafrik. Mission 1888, 1 ff. 24. 81. 83).

Die Universitäten-Mission, welche von dem rührigen, verständigen und fleißig visitierenden[1]) Bischof Smythies trefflich geleitet wird, hat auf ihrer

[1]) Besonders bemerkenswert scheint mir die Erklärung des Bischofs, daß er seine Reisen beschränke auf die Grenzen seines Missionsgebiets und der Versuchung nicht nachgebe, auf Entdeckungsreisen auszugehen, wie so viele Missionare es thäten (Centr. Afr. 1888, 75).

kulturell gefördertsten Station Magila durch ein mächtiges Feuer, das viele ihrer Häuser zerstörte, einen Schaden von ca. 40000 Mk. erlitten, der indes durch außerordentliche Sammlungen in England so ziemlich gedeckt ist. Später hat ein Tornado neuen Schaden angerichtet und ein Krieg seitens der Masai alles in große Furcht versetzt. Doch wurde durch die mutige Vermittlung der Missionare, die sich im ganzen Lande einen guten Ruf als Friedensmänner gemacht, das feindliche Volk von einem erneuten Einfall abgehalten. Das Civilisations- wie Missionswerk nimmt guten Fortgang, 42 Personen konnten getauft, 60 als Katechumenen angenommen werden; auf der Station Misozwe ist eine schöne neue Kirche erbaut, bei Umba eine neue Außenstation angelegt, die Bibelübersetzungsarbeit fleißig fortgesetzt worden. In Sansibar ist eine neue theol. Schule eingerichtet, welche die Ausbildung von Eingebornen zu Missionshilfsarbeitern, die dem Bischof sehr am Herzen liegt, mit Eifer betreibt. — Auch aus dem Masasi- (Rovuma)distrikt und von Lukoma, der Hauptstation im Nyassa (auf einer Insel gelegen), wird erfreulicher Fortschritt speciell in der Schulthätigkeit gemeldet. Das Missionsschiff Charles Janson thut gute Dienste bei dem Besuche der östlichen Küstenorte; die Westküste des Sees bildet das Arbeitsgebiet der schottischen Freikirche (Central Africa 1888, 23. 33. 48. 61 ff. 75 ff. und Report for 1887. 1888).

Etwas ausführlicher müssen wir der politischen Ereignisse am Nyassa, speciell der ernsten Feindseligkeiten zwischen den sklavenhändlerischen Arabern und der schottischen Seeenhandelskompanie gedenken, welche im Norden des Nyassa zu blutigen Zusammenstößen geführt und auch die Mission in Mitleidenschaft gezogen haben. Um die Situation verständlich zu machen, ist es unerläßlich, einige Bemerkungen voraufzuschicken.

Bekanntlich existiert seit Jahren eine englische Handelskompanie (African Lakes Company) im Nyassaland, welche von dem mittleren Shiré an bis auf den Verbindungsweg zwischen Nyassa und Tanganyika eine ganze Reihe Stationen angelegt hat. Diese mit den Missionen auf dem freundschaftlichsten Fuße stehende, vier Dampfer und auf zwölf Stationen 25 Europäer in ihrem Dienst habende Handelskompanie, welche grundsätzlich Spirituosen von ihren Handelsartikeln ausgeschlossen hat, hat eine Straße hergestellt, die Stevenson Road, welche das Nordende des Nyassa mit dem Südende des Tanganyika verbindet. Dadurch ist der bis jetzt kürzeste und bequemste Weg nach dem östlichen Centralafrika geschaffen, nämlich den Zambesi hinauf bis zur Einmündung des Shiré in denselben, dann den Shiré aufwärts bis zu den Murchison-Katarakten, wo der Shiré unschiffbar wird und ein Landtransport eintreten muß von der Station Kalunga bis Matope. Von hier geht die Schiffahrt ungehindert weiter bis zum Nordende des Nyassa, wo bei der Station Karonga die Stevenson Road beginnt. Es leuchtet ein, daß der englischen Handelskompanie wie den verschiedenen von Nyassa und Tanganyika thätigen Missionen alles daran liegen muß, diesen eben beschriebenen Weg offen und frei zu halten. Er ist aber von zwei Seiten bedroht: im Norden von den Arabern und im Süden von den Portugiesen; mit beiden hat es Zusammenstöße gegeben, mit den letzteren wenigstens keine blutigen.

Im Jahre 1887 haben sich in dem schönen Weidelande, welches zwischen dem Nordende des Nyassa und dem Südende des Tanganyika liegt, immer

zahlreichere Araber (eigentlich Suahili von der Sansibar-Küste) niedergelassen. Diese Ansiedelung ist, wie es scheint, eine planmäßige, sie findet auch im Westen des Tanganyika statt und man hat in ihr vermutlich eine Konföderation der Sklavenhändler zu erblicken, die darauf hinausgeht, den europäischen Einfluß in Centralafrika zu beseitigen um den in den letzten Jahren bedeutend zurückgedrängten Sklavenhandel wieder zu beleben. Die Eingebornen, unter denen die Araber sich niedergelassen, heißen Wa-Nkonde und sind friedfertige Leute. Schon im Juli 1887 drohte aber zwischen beiden der Krieg, da ein Häuptling von einem Araber getötet worden war; doch gelang es der Vermittlung des Stationsvorstehers von Karonga den Frieden noch einmal zu erhalten. Als aber bald darauf ein anderer Häuptling getötet wurde, rächten sich die empörten Wankonde, wofür ihrerseits die Araber Vergeltung übten, indem sie weit und breit das Land verwüsteten, die Dörfer niederbrannten, die Eingeborenen schlachteten u. s. w. Einige derselben suchten Schutz auf der Station der Kompanie Karonga, wohin sich auch ein Missionar der schottischen Freikirche begab und die sämtlichen Engländer jenes Gebiets, alle zusammen sieben Mann, unter ihnen der Konsul von Mozambique, der gerade am Südende des Sees sich aufhielt. In der Erwartung eines Angriffs seitens der ihnen todfeindlichen Araber errichteten die Engländer ein Fort und es dauerte nicht lange, so wurden sie von den Arabern eingeschlossen und fünf Tage und Nächte hindurch ununterbrochen beschossen, bis ihnen die Eingeborenen, etwa 5000 Mann stark, zu Hilfe kamen und den gemeinsamen Feind zerstreuten. Nachdem man sich mit den Beamten der Handelsstation Mandala verbunden, wurde als Rache das Dorf des arabischen Anführers zerstört. So war die Gefahr allerdings vorläufig beseitigt durch die Bundesgenossenschaft mit den Eingeborenen; daß aber die Araber bei der ersten besten Gelegenheit die Feindseligkeiten wieder eröffnen werden, steht mit Sicherheit zu fürchten.

Unterdes drohte auch eine nicht geringe Gefahr vom Süden. Die auf die englischen Kaufleute wie Missionare höchst eifersüchtigen Portugiesen, denen die Mündungsgebiete des Zambesi und Shiré gehören, konfiszierten einen Stahldampfer der englischen Handelsgesellschaft, indem sie behaupteten, nur portugiesische oder mit Portugiesen bemannte Schiffe dürften die genannten Flüsse befahren. Darauf wurde natürlich nicht bloß der betreffenden Handelsgesellschaft, sondern auch den evangelischen Missionen geradezu die Lebensader unterbunden. Natürlich ist das angeblich auf einen Vertrag mit der Mozambique Regierung gestützte Verhalten der Portugiesen in sehr energischer Weise zum Gegenstand diplomatischer Verhandlungen gemacht worden und steht zu erwarten, daß dieselben mit der Internationalitätserklärung des oben beschriebenen Wasserwegs enden (Report Free Ch. 1888, 43. Manchester Guardian 1888, 12. 15).

Auch im Gebiet der freischottischen Mission nördlich von der Hauptstation Bandawé drohte im Sept. des vorigen Jahres ein Krieg zwischen den beiden Stämmen der Angoni und der Atonga, die jedoch ihrerseits beide den Missionaren keinen Schaden zufügen wollten. Dr. Laws begab sich allein und unbewaffnet zu den aufgeregten Angoni, wohl wissend, daß er sein Leben in

seiner Hand trage, aber Gott gab Gnade zu seiner Reise: es gelang ihm, die Häuptlinge zu besänftigen und den Frieden zu erhalten.

Von der Mission selbst lauten die Berichte zufriedenstellend: acht Eingeborne sind als Gehilfen der Missionare herangebildet, in mehr als 7000 Fällen die Missionsärzte konsultiert, vier Sprachen zu Schriftsprachen erhoben, über 600 Kinder in den Schulen unterrichtet worden; die Erwachsenen lernen den Wert und die Würde der Arbeit, an vielen Orten weicht die Wildnis der Anlage von Plantagen u. s. w. (Rep. 46).

Auch über die Mission der schottischen Staatskirche zu Blantyre und Domasi lauten die Berichte erfreulich. Sowohl die evangelisierende wie die erziehliche, ärztliche und wirtschaftliche Thätigkeit (auf der bedeutenden Plantagenstation Zomba) nehmen einen guten Fortgang. Eine Untersuchungsreise im Norden des Schirwa-Sees und im Gebiete des Lujandaflusses ergab wegen der sumpfigen und daher ungesunden Beschaffenheit des Bodens die Unmöglichkeit, dort eine neue Missionsstation anzulegen (Rec. Church of Sc. 1888, 334).

Zur Vervollständigung dieser Übersicht bemerken wir endlich, daß die römische Kirche vier Missionsgebiete in Ostafrika hat: 1. das von Bagamoyo an der Küste und im deutschen Schutzgebiete; 2. das speciell für Deutsch-Ostafrika, wie es scheint mit der Anfangsstation in Dar es Salaam; 3. das Tanganyika- und 4. das Nyanza-gebiet. Diese vier Gebiete sind unter drei verschiedene Korporationen verteilt: 1. die Kongregation vom heil. Geiste und heil. Herzen Mariä (Bagamoyo) auch kurzweg die schwarzen Väter genannt; 2. die Missionare von Algier (Seeenmissionen), auch weiße Väter genannt und 3. die St. Benediktus Miss.-G. (Missionshaus St. Ottilien in Bayern) speciell für Deutsch-Ostafrika. Völlig zuverlässige Angaben über die Zahl der Missionare und Stationen dieser römischen Mission zu machen gestatten die mir vorliegenden Quellen nicht. Soweit ich nachzukommen vermag, enthält der Bagamoyodistrikt fünf Stationen mit angeblich 50 (?) Missionaren, die Seeenmissionen sechs Stationen mit ca. 20 (?) Missionaren und die Benediktinermission z. Z. eine Station mit 13 Missionaren (inkl. Handwerkerbrüder; einer ist bereits gestorben) und vier Nonnen. Wie viel Unheil die römische Konkurrenzmission in Uganda angerichtet hat, ist bekannt. Leider scheinen auch die Benediktiner irgendwelche Rücksicht auf die evangelische Mission nicht nehmen zu wollen, denn nach den Nachrichten aus der ostafrikanischen M. (71) haben sie bereits ein Grundstück innerhalb des Gebiets der Berliner Mission in Dar es Salaam erworben, während das offizielle Organ der Benediktiner (Missionsblätter S. 141) berichtet, daß sie sich zu Bugu, fünf Stunden von Dar es Salaam niederlassen und daselbst ein Kloster gründen wollten. Bekanntlich hat Dr. Peters die Katholiken gerufen (Missionsbl. 34); eine neue Überraschung aber ist es, daß der Direktor der ostafrikanischen Gesellschaft nicht wenigstens dafür Sorge getragen, daß auf dem großen, großen Gebiete beide Missionen in räumlich weit von einander geschiedenen Distrikten arbeiten.

Weiteres über Bischof Taylor.[1])

In der Generalkonferenz der Methodist-Episkopalkirche im verflossenen Mai ist es zu langen lebhaften Verhandlungen über Bischof Taylors sogenanntes „sich selbst unterhaltendes Missionswerk“ gekommen. Wie wir vor einiger Zeit darlegten (oben S. 270 ff.), war man in der heimatlichen Gemeinde selbst bedenklich geworden, und eine nüchterne Prüfung der Sache war nicht mehr zu umgehen. Leider liegt uns nun nicht der Bericht über die Verhandlungen selbst vor. Wir müssen uns darauf beschränken, kurz das Ergebnis derselben mitzuteilen. Es umfaßt folgende Punkte:

1. Taylor bleibt Missionsbischof für Afrika und ist autorisiert, nach seiner Methode die Methodist-Episkopalkirche in Afrika auszubreiten.

2. Der letzteren gehört alles Eigentum, was im Verfolg dieser Mission erworben wird.

3. Der Missionsausschuß soll ein ständiges Komitee für selfsupporting Missions anstellen, das über die nach dieser Methode getriebenen Missionen die Aufsicht zu führen hat.

4. Die betreffenden Missionare und die von ihnen gesammelten Gemeinden haben dieselben Rechte, wie die übrigen und sind in gleicher Weise der Disciplin der Kirche unterstellt.

5. Die Missionsbischöfe, welche eine solche Mission leiten, haben jährliche Berichte an den Missionsausschuß zu erstatten inkl. statistischer Angaben.

6. und 7. betrifft Südamerika.

8. Die Liberia-Konferenz wird zu einer Afrika-Konferenz erweitert.

Hier haben wir eine immerhin beträchtliche Verkirchlichung einer Mission, die bisher ihre völlige Unabhängigkeit mit Nachdruck betonte. Auch jetzt noch bleibt derselben ein ziemlich breiter Spielraum. Wahrscheinlich ist in den Verhandlungen selbst eine Eingliederung jener afrikanischen Mission in die Reihe der übrigen method. episkop. Missionen gefordert worden. Die Persönlichkeit des originellen Greises mit seiner seltenen Hingabe an das Werk, konnte wohl nicht den Eindruck auf die Versammlung verfehlen, welche die Beschlüsse mehr nach seinen Wünschen gestaltete. Hatte er doch geradezu erklärt, daß sich seine Arbeit mit den übrigen Missionen so wenig vereinigen lasse, wie eine Kohlenhandlung mit einem Modewarengeschäft! — Ob er sich nun unter der Leitung des besonderen Komitees wohl fühlen wird? Es ist doch etwas anderes, eine Aufsichtsbehörde über sich zu haben, als neben sich ein Komitee, das für Reisen und Bauten Geld anschafft; sonst aber nichts zu sagen hat. Übrigens scheinen die mancherlei eingetretenen Ernüchterungen auf Bischof Taylor noch wenig Eindruck gemacht zu haben. Auch jetzt noch stellt er sein Werk als den Anfang einer Kette von Stationen quer durch Afrika vom Ozean zum Ozean hin.

R. Gr.

Literatur-Bericht.

1. The Church Missionary Atlas. New and enlarged (7.) edition. Part I.: Africa and the Mohammedan lands of the East. Part. II: India. London. Ch. Miss. House. 1887. 4 u. 5 Shillings.

Das ist eine bedeutende missionsliterarische Erscheinung, zunächst allerdings bezüglich der Missionen der englischen Ch. M. Soc., bekanntlich der größten unter allen evang. M.-Gesellschaften, aber im beschränkteren Maße auch bezüglich der evangelischen Mission überhaupt. Denn sowohl die Karten wie der dieselben begleitende Text behandeln die Missionen der genannten Gesellschaft nicht isoliert, sondern in einigem Zusammenhange sowohl mit den Arbeiten andrer M.-Gesellschaften wie besonders mit den geschichtlichen, sprachlichen, ethnologischen und religiösen Verhältnissen der Länder, in welchen sie getrieben werden.

Was zuerst die — farbigen — Karten betrifft, deren die vorliegenden beiden ersten Abteilungen zusammen 21 enthalten, — darunter viele doppelseitige, — so sind sie nicht nur technisch befriedigend sondern auch klar, übersichtlich, und was die Hauptsache ist, richtig. Wenigstens haben wir, soweit wir sie zu kontrollieren vermocht, keinen erheblichen Irrtum gefunden. Von allgemeinstem Interesse sind die ganz trefflichen Generalkarten: Afrika (kolonialpolitisch), Sprachenkarte von Afrika, die beiden Karten von Ostafrika, Indien (politisch) und die Sprachenkarte von Indien; aber auch alle übrigen (Sierra Leone und das angrenzende Gebiet, Sierra Leone, Yoruba, das Nigermissionsgebiet, das Nilmissionsgebiet, die mohammed. Länder des Ostens, Palästina, Bengalen, die indischen Nordwestprovinzen, Pandschab, Sindh und die afghanische Grenze, das westl. Indien (Bombay), das südl. Indien (Madras, Telugu, der Tinnevellydistrikt, Travancore) geben über die dargestellten Länder eine ausgezeichnete Orientierung, obgleich sie von den Missionen nur die der Ch. M. Soc. markieren.

Von hohem Werte ist der die Karten begleitende präcise Text, zunächst natürlich wieder für die Kenntnis der Church Miss. Soc. Man kann ihn geradezu als eine kondensierte Geschichte der auswärtigen Arbeit dieser Miss.-Gesellschaft bezeichnen. Da noch 24 Seiten Raum für eine Vorrede gelassen sind, so wird vermutlich auch die heimatliche Gesellschaftsgeschichte noch zur Darstellung kommen. Ziemlich umfangreich, gut orientierend und wesentlich korrekt ist der den Generalkarten beigegebene Text. Nur einige kleinere Irrtümer sind uns aufgefallen, so z. B. daß Damraland als römisches Missionsgebiet bezeichnet wird; daß die Brüdergemeine erst 1792 in Südafrika ihre Arbeit begonnen habe, während G. Schmidt doch schon 1737 landete; daß die Zahl der Baseler Missionschristen auf der Goldküste nur auf 4000 „Anhänger" angegeben wird, während sie über 7000 Getaufte beträgt; daß die Gesamtzahl der afrikanischen evang. Heidenchristen nur auf ca. 300 000 geschätzt wird (S. 35), während sie (mit Einschluß Madagaskars) sicher noch einmal so groß ist; daß nach Ziegenbalgs Tode die alte dänisch-hallische Mission keine Unterstützungen aus Dänemark mehr erhalten und daher schon 1728 an die Soc. for promoting christ. knowledge übergegangen sein soll u. dergl.

Im Vergleich zu den früheren Ausgaben ist diese neuste sehr bedeutend

verändert u. erweitert; verschiedene Karten und Textabschnitte sind ganz neu. Hoffentlich erscheint der 3. u. 4. Teil in nicht zu ferner Zeit.

2. **Baierlein**: „Im Urwalde. Bei den roten Indianern.“ Mit 2 Bildern. Leipzig 1888. J. Naumann. 145 S. — Es ist mir eine besondere Freude, diese frische Schrift des Leipziger Missionsveteranen anzuzeigen, der man wahrlich das hohe Alter des Schreibers nicht anmerkt. Sie enthält Erinnerungen an eine 6jährige Missionsthätigkeit unter den nordamerikanischen Indianern und ist besonders in denjenigen Partien fesselnd, welche persönliche Erlebnisse mitteilen. Durch das Ganze weht ein gewisser poetischer Hauch. Man fühlt es dem Verfasser ab, daß er selbst wieder jung wird bei der Erinnerung an seine missionarische Jugendarbeit. Und auch den Leser erfrischen diese lebensvollen anschaulichen Schilderungen, wie Schreiber dieses von sich selbst gern bezeugt. Das Buch, welches zum Vorlesen sehr geeignet ist, zerfällt in 8 Kapitel: 1. Zur Orientierung. 2. Im Wigwam. 3. Im Blockhause. 4. Unter den Bäumen. 5. Umzug. 6. In der Schule. 7. In der Kirche. 8. Abschied. Der Verfasser wurde von den roten Söhnen des Waldes zu den Hindu in das Land der Sonne berufen und hat dort noch ein Menschenalter gewirkt. Möchte es ihm vergönnt sein, auch über seine Erlebnisse in Indien uns noch mit ähnlichen Erinnerungen und persönlichen Erlebnissen zu beschenken. Die beiden Bilder: Indianerhäuptling und Missionarswohnung mit Kirche sind eine wertvolle Beigabe.

3. **Rautenberg**: „Rundschau über die Geschichte der dänisch-sächsischen evangelisch-lutherischen Mission unter den Tamulen. Von Ziegenbalg bis auf die Gegenwart.“ Leipzig. 1888. Vereinshausbuchhandlung. 2 Mk. — Eine Geschichte der evangelisch-lutherischen Leipziger Mission in Indien hat unsrer Missionsliteratur bis jetzt gefehlt, und die Herausgabe einer solchen würde ohne Zweifel eine wirkliche Lücke ausfüllen. Aber wir wagen von der vorliegenden Arbeit nicht zu sagen, daß gerade sie diese Lücke ausfülle, so gern wir ihrem Verfasser das Zeugnis geben, daß er fleißig (freilich aber wenig nach klaren Grundsätzen) gesammelt und besonders viel Material aus dem Gebiet der Kirchenordnung (im weiteren Sinne des Worts) beigebracht hat. Abgesehen davon, daß es immer wünschenswert ist bei Schriften dieser Art aus archivalischen Quellen zu schöpfen, solche Quellen aber dem Verf. nicht zu Gebote gestanden zu haben scheinen, so vermissen wir auch durch das ganze Buch sowohl historischen Pragmatismus wie überhaupt die Aufstellung und Behandlung größerer Gesichtspunkte. Eine Geschichte oder eine „Rundschau über die Geschichte“ der genannten Mission kann man Rautenbergs Buch kaum nennen. Wir übergehen den 1. und 2. Abschnitt: „Das Land Ostindien“ und „Die alten Missionare“ (S. 1—44), welche, obgleich einige nicht üble Partieen enthalten, doch viel zu lückenhaft und aphoristisch und wesentlich nur Reproduktion bekannter Thatsachen sind. Gern hätte man z. B. etwas Urkundliches erfahren über den Ausgang der alten dänisch-hallischen[1]) Mission, wie über die Zeit bis zur Wiederanknüpfung an dieselbe

[1]) Der Verf. drückt sich schon auf dem Titel nicht korrekt aus, wenn er sagt: „dänisch-sächsische“ Mission. Es giebt eine dänisch-hallische aber keine dänisch-sächsische Mission. Auch sonst verleitet ihn sein Lokalpatriotismus zu unrichtigen Behauptungen, z. B. S. 45: „In Sachsen kam die Besinnung auf die Missionspflicht am ersten innerhalb Deutschlands zum Ausdruck“. Er denkt hier

durch die Dresden-Leipziger Gesellschaft und über den Gang der Anknüpfung selbst; aber gerade hierüber erfahren wir sehr wenig und dieses Wenige ist das allgemein Bekannte. Nicht einmal der Artikel Germanns in der Allg. M. Z. (1886, 345 ff.): „Der Ausgang der dänisch-halleschen Mission in Indien" ist benutzt. Ebensowenig befriedigen kann der 3. Abschnitt: „Die neuere Geschichte der Tamulen-Mission im Kgr. Sachsen". Ohne uns auf Einzelnes einzulassen bemerken wir nur eine Lücke, die aber allein hinreicht, das eben gefällte Urteil voll zu rechtfertigen: Graul fehlt, d. h. der Name Graul wird ja natürlich genannt, es handeln auch (S. 56) c. 1 Dutzend Zeilen von ihm — aber wie kann man eine Geschichte der luth. Leipziger Mission schreiben, ohne dem Direktorate Grauls einen breiten Raum in ihr anzuweisen! Man mag ja mit Graul in manchen Dingen differieren, aber ohne allen Zweifel ist er einer der bedeutendsten Missionsdirektoren dieses Jahrhunderts. Der Verfasser einer Geschichte der neueren luth. Tamulenmission hätte doch zur Darstellung bringen müssen den ganz ungeheuren Einfluß, den Graul auf ihre ganze Ausgestaltung geübt hat, seine Missionsgrundsätze u. s. w. Es war dies um so leichter als wir die treffliche Arbeit Hermanns über Graul besitzen; aber auffallenderweise scheint unser Autor diese für die Leipziger luth. Mission so bedeutungsvolle Arbeit gar nicht gekannt zu haben.

Ein ebenso unbegreifliches Defizit des vorliegenden Buchs ist es, daß ihm eine zusammenhängende Darstellung der Kastenfrage bzw. des Kastenstreits fehlt, obgleich doch diese Frage, wie bekannt, gerade in der Leipziger Mission eine so hervorragende Rolle spielt. Allerdings wird hier auf Grauls bedeutungsvolle Arbeit verwiesen; aber in einer Geschichte der Leipziger Mission mußte doch klar und übersichtlich nicht bloß die Stellung präcisiert werden, welche diese Gesellschaft zur Kaste einnahm u. noch einnimmt sondern auch der mannigfache Kampf zur Darstellung kommen, der sich in ihr gerade um die Kaste bewegt hat. Von welcher Wichtigkeit war z. B. das Ausscheiden des Missionars Ochs aus der genannten Gesellschaft, wie viel literarische Fehde rc. hat sich an dieses Ereignis geknüpft u. — unser Buch widmet demselben kaum ein paar Zeilen!

Auf den 4. u. längsten Abschnitt: „Das indische Arbeitsfeld seit 1848", welcher eine Übersicht bzw. Mitteilungen (eine „Geschichte" kann man nicht sagen) über die einzelnen Stationen enthält u. im einzelnen manches charakteristische Material bietet, wollen wir uns weiter nicht einlassen, da er die angedeuteten Mängel nicht auszugleichen vermag. Wenn der 5. Abschnitt als „Frucht der Missionsarbeit unter den Tamulen" einzig auf $2^{1}/_{2}$ Seiten die Adresse der eingeb. Pastoren an Direktor Hardeland gelegentl. seines 25jährigen Jubiläums anführt, so ist das doch ein zu dürftiger Inhalt für ein mit einer so inhaltsreichen Überschrift versehenes Kapitel. Kurz — die Arbeit Rautenbergs macht eine quellenmäßige historisch-pragmatische Geschichte der Leipziger Mission nicht nur nicht überflüssig sondern fordert sie jetzt erst recht.

4. **Warneck**: „Missionsstunden". 1. Bd.: „Die Mission im Lichte der Bibel." Dritte Aufl. Gütersloh 1888. 4,20 M., geb. 5,20 M. — Bezüglich der Anzeige dieses Buches begnüge ich mich mit dem Abdruck des Vorworts.

---

nicht etwa an die Zeit Ziegenbalgs, sondern an den Anfang des 19. Jahrhunderts. Sachsen in allen Ehren; aber die ersten Missionsregungen in Deutschland haben sich in der neueren Zeit nicht in Sachsen geltend gemacht.

„Es gereicht mir zur besondern Freude, daß gerade diesen biblischen Missionsstunden durch Gottes Gnade eine neue Thür aufgethan worden ist. Täuscht mich nicht alles, so thut unserm heutigen Missionsleben Vertiefung not und zu dieser Vertiefung ist unerläßlich Versenkung in Gottes Wort. Auch zur Erweckung eines wirklichen Missionslebens — diese Überzeugung wird in mir immer fester, je älter ich werde — muß die Bibel die Hauptsache thun. Im ganzen habe ich an dem Buche wenig geändert; nur hier und da wird der Kundige die bessernde Hand merken. Eine „Paulinische Missionsstunde" ist neu hinzugefügt worden."

Die 2. Abteilung des 2. Bandes wird in diesen Tagen ausgegeben werden. Da mir die Zeit zu dieser fort und fort begehrten Arbeit fehlte, so hat auf meine Bitte mein Freund D. Grundemann sie geliefert.

5. **Eppler**: „Reben am Weinstock. III.: Der Baseler Ratsherr Adolf Christ". Nach seinem innern und äußern Leben. Basel, Detloff. 1888. — Von den 10 Kapiteln dieser schönen Biographie eines gereiften, glaubensfesten u. liebethätigen Christen hat für uns das 6. (S. 73—106): „Der Ratsherr in der innern und äußern Mission" besonderes Interesse. 23 Jahre lang ist Ad. Christ der gesegnete Präses der Baseler Missions-Commitee gewesen u. daß der rührige Eifer für die äußere Mission mit der treusten Pflege der innern Hand in Hand zu gehen weiß, davon ist das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes persönlicher Beweis. Und Ad. Christ hieß nicht bloß Präses, er war wirklich „das Haupt der Gesellschaft", wie Inspektor Josenhans öffentlich bezeugte, von dem doch Blumhardt einmal gesagt hat: „Du bist wie ein Fürst Gottes unter uns." Gott schenke unsern Missionsgesellschaften viele Commiteemitglieder aus dem Laienstande wie Ad. Christ war. Möchte das Epplersche Buch gerade in recht viele Laienhände kommen. Wir brauchen Männer, viel Männer im freiwilligen Dienst unsres himmlischen Königs.

6. „Im Süden Indiens. Bilder aus Stadt u. Dorf nach den Jugenderinnerungen eines Hindu." Aus dem Englischen. Basel, Missionsbuchhandlung. 1888. 1,20 Mk. — Im Rahmen einer Lebensgeschichte schildert dieses Büchlein das Leben und Treiben der Tamulen (im südlichen Indien) u. zwar nach dem Zeugnisse Sachkundiger in sehr naturtreuer Weise. Die Geschichte spielt wesentlich in der Stadt Koimbatur bzw. der Umgebung derselben u. ihre Erzählung stammt aus den Kreisen der Londoner Mission. Der deutsche Herausgeber schließt seine Vorrede mit den Worten: „Englische Bücher sind nicht immer nach deutschem Geschmack, aber Every day life in South India hat Anspruch darauf, auch deutsche Leser zu befriedigen." Das Buch dürfte sich wohl zum Vorlesen eignen.

7. **Huppenbauer**: „Von Kyebi nach Kumase. Eine Reise ins Hinterland der Goldküste. Ausgeführt von den (Baseler) Missionaren Buck u. Huppenbauer." Basel, Missionsbuchhdlg. 1888. 30 Pf. — Ein sehr interessanter Reisebericht, den wir gleichfalls zum Vorlesen angelegentlich empfehlen. Der Zweck der Reise: Die Erlaubnis zur Anlegung einer Missionsstation in der Hauptstadt des Asantereichs zu erhalten, wurde allerdings noch nicht erreicht; aber die Erlebnisse der Missionare auf ihrer Reise bilden selbst ein inhaltreiches Blatt der westafrikanischen Missionsgeschichte.

8. **Steiner**: „Ein Blatt aus der Geschichte der Brüdermission oder ein Missionsversuch auf der Goldküste vor 150 Jahren." Ebd. 15 Pf. — Eine auf sorgfältigem Studium beruhende lehrreiche Arbeit, die einen wertvollen Beitrag liefert zu der ältesten Missionsgeschichte der Brüdergemeine.

9. **Schneider**: „Das Aussätzigenasyl in Jerusalem. Geschichtl. Darstellung seines nunmehr 20jährigen Bestehens." Berthelsdorf. 1887. 30 Pf. — Ein empfehlenswertes Schriftchen mit all den Vorzügen, die wir schon an den früher angezeigten monographischen Arbeiten Schneiders hervorgehoben haben. Es verlohnte sich wohl, daß dieser Spezialarbeit eine allgemeine Schrift folgte über das Thema: Was die evang. Mission an den Aussätzigen thut?

10. **Merensky**: „Kolonisation und Mission" (20 Pf.) und „Europäische Kultur und Christentum gegenüber dem südafrikanischen Heidentum." (25 Pf.) Berlin. 1888. Missionshaus. — Beide Schriftchen hätten vielleicht in einer Gesamtausgabe erscheinen können, denn sie ergänzen einander. Das erste Thema hat den Reiz der Neuheit bereits verloren u. wenn es nicht in das Licht völlig neuer Gesichtspunkte gestellt wird, übt es als Schrift nur noch wenig Zugkraft. Das zweite beleuchtet eigentlich auch die Kolonisationsfrage aber im Blick auf den Segen für die Eingebornen verwandelt sich das Licht, in welches die Kolonisation gestellt wird, meist in sehr dunkeln Schatten. Merensky redet hier zum Teil aus Augenzeugenschaft und je konkreter Studien dieser Art ausfallen, desto lehrreicher sind sie u. desto mehr Beweiskraft eignet ihnen.

11. **Wallmann**: „Die Missionen der evang. Kirche. Ein Volksbuch." 2. Aufl. 1848. — Das ist allerdings ein durch den Fortschritt der Missionsgeschichte längst überholtes, aber darum noch nicht veraltetes Buch. Warum wir es jetzt anzeigen? Der Sohn des Verf., Buchhändler Wallmann in Leipzig (Vereinshausbuchhdlg.), wollte aus Pietät gegen den Vater den Rest der 2. Aufl. vor dem Geschicke des Einstampfens retten u. erbietet sich daher das Ex. zu 50 Pf. abzulassen. 50 Pf. ist aber die volkstümliche Arbeit unsres Wallmann auch heut noch reichlich wert. Ihr Studium bietet zugleich Anleitung zu einer lehrreichen Vergleichung zwischen dem Stande der evang. Mission vor 40 Jahren u. heute. Der Fortschritt ist staunenswert.

12. Einige Traktate:

a. „König Tod u. seine Diener". Abdruck der Rede des christl. Kaffern Vovula aus dem Beiblatt der A. M. Z. Berlin. Missionshaus 5 Pf. 100 Ex. 4 Mk.

b. Moravian Hill, ein Gotteswerk im Kaplande. Von Schneider. 15 Pf. und

c. Harry Maasdamme, ein schwarzer Lehrer von Gottes Gnaden. Ein Lebensbild aus dem Missionsfeld (Suriname). Von Missionar Kersten. 10 Pf. Beide: Niesky, Missionsschule. Wck.

Die allgemeine Missionskonferenz in London

vom 9.—19. Juni 1888.

Von A. Merensky.

I.

In London tagte vom 9. bis 19. Juni d. J. eine allgemeine evangelische Missionskonferenz, wie sie in dieser imposanten Größe bisher noch niemals zustande gekommen war. Fast alle aussendenden evangelischen Missionsgesellschaften hatten sie beschickt und verhandelten hier durch Vertreter zehn Tage lang über alle wichtigeren Fragen ihres Werkes. In Deutschland hat man dieser bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens auffallend wenig Beachtung zu teil werden lassen. Keine unserer größeren Zeitungen oder kirchlichen Zeitschriften hat bis jetzt einen irgendwie genügenden Bericht über diese ökumenische Konferenz gebracht, und es läßt sich diese Erscheinung wohl nur dadurch erklären, daß unser Volk in den Tagen dieser Versammlung durch das schwere Leiden und den bald erfolgten Tod Kaiser Friedrichs, sowie durch den Regierungsantritt Wilhelms II. so überaus tief bewegt war, daß alle anderen Zeitereignisse gegen diese Vorgänge in den Hintergrund treten mußten.

Die allgemeine Missionskonferenz hat sich aus kleinen Anfängen heraus entwickelt und scheint somit einem in weiten Kreisen der Missionsarbeiter gefühlten Bedürfnis zu entsprechen. Auf dem eigentlichen Arbeitsgebiete in der Heidenwelt wurden allgemeine Konferenzen in Lahore (1862), Allahabad (1872) und eine in Kalkutta (1882) für ganz Indien, und im Jahre 1879 eine solche in Bangalore für Süd-Indien abgehalten. Für China fanden Versammlungen dieser Art in Shanghai (1877), für Japan in Tokio (1883) und für Süd-Afrika an verschiedenen Orten statt.

Auch in der Heimat trat seit Jahren das Bestreben der verschiedenen Missionsgesellschaften hervor, durch gemeinsame Beratungen und durch den Austausch der gemachten Erfahrungen, das Werk zu kräftigen und zu fördern. Seit man in Amerika im Jahre 1854 bei Gelegenheit eines Besuches des Dr. Duff den Segen eines solchen Zusammenseins erfahren hatte, fanden dort öfter ähnliche Konferenzen statt, und in Deutschland kam die Bremer allgemeine Missionskonferenz zustande. Da England eine gewisse Centralstellung in der evangelischen Welt einnimmt, konnte es

nicht fehlen, daß die Versuche eine wirklich allgemeine Missionskonferenz ins Leben zu rufen, von diesem Lande ausgingen. Nachdem hier eine größere Versammlung allgemeinen Charakters in Liverpool (1860) gehalten worden war, fanden sich im Jahre 1878 zum ersten Male Abgeordnete von diesseits und jenseits des Ozeans mit Abgeordneten der englischen Gesellschaften in London zusammen, und da seither gerade zehn Jahre verflossen waren, so erscheint der Name „zehnjährige Konferenz", welchen man der diesjährigen Versammlung auch in Hoffnung auf künftige Wiederkehr beigelegt hat, durchaus gerechtfertigt.

Dagegen haben sich wider den Versuch, dieser Konferenz die Bedeutung eines hundertjährigen Jubiläums der evangelischen Missionsarbeit beizulegen, in England selbst gewichtige Stimmen erhoben. Bei diesem Versuch handelte es sich wohl um den Wunsch, dem Unternehmen die erhöhte Teilnahme des christlichen Publikums zuzuwenden; sachlich war die Bezeichnung „Centenary of foreign missions" keineswegs berechtigt. Die Weckung und Belebung des Missionseifers in den englischen Kirchengemeinschaften, welche man zumeist dem Wirken des bekannten, geistesmächtigen Carey verdankte, fällt allerdings in die Jahre 1784—1792, aber das Erwachen des Missionssinnes in Deutschland, dessen Frucht die Arbeit in Dänisch-Indien und die Missionsthätigkeit der Brüdergemeinde war, sowie die Arbeit amerikanischer Christen (Brainerd, Elliot) und der Ausbreitungsgesellschaft unter den Indianern, ist doch von so bahnbrechender Bedeutung, daß es nicht verständlich erscheint, wie man den Versuch machen konnte, den Anfang evangelischer Missionsthätigkeit in die Endzeit des vorigen Jahrhunderts zu verlegen.

In London besteht die segensreiche Einrichtung, daß die Sekretäre (Inspektoren) der verschiedenen Missionen, welche in dieser Stadt ihre Centren haben, sich allmonatlich zu gemeinsamer Beratung versammeln. Auf einer dieser Versammlungen faßte man am 14. Dezember 1886, im „Bibelhause", den Beschluß, die Vorarbeiten zu der 1888 zu haltenden allgemeinen Konferenz in die Hand zu nehmen. Man ernannte ein Komitee, welches sich zunächst der Teilnahme aller englischen Gesellschaften versicherte und die Gesellschaften des Kontinents durch Cirkulare mit dem Vornehmen bekannt machte. Um die überseeischen Kirchen und Gesellschaften für die Mitwirkung zu erwärmen, begab sich der „organisierende Sekretär" dieses Komitees, der eifrige und besonnene presbyterianische Geistliche James Johnstone persönlich nach Amerika, wo ihm ein Empfang zu teil wurde, der zu den allerbesten Hoffnungen berechtigte. Aus dem ganzen Gebiete der Union kamen Abgeordnete nach New-York, um an den vorbereitenden

Beratungen sich zu beteiligen. Ein gleich ermutigender Empfang wurde dem Abgesandten in den kanadischen Städten Montreal und Toronto zuteil, sodaß er nach seiner Rückkehr berichten konnte, er habe in Amerika zu 1500 bis 2000 Geistlichen über seine Sendung sprechen können. Fünf und siebzig amerikanische Gesellschaften[1]) hatten ihre Teilnahme in Aussicht gestellt. Dieser großartige, lebendige Eifer, der die amerikanischen Christen für die Sache der Konferenz beseelte, fehlte auf dem Kontinent von Europa, besonders in Deutschland. Persönliche Anregung, wie sie in Amerika sich wirksam gezeigt hatte, fand hier nicht statt und das Versenden von gedruckten Ankündigungen und Aufrufen an die verschiedenen Gesellschaften erwies sich als ungenügend.[2]) Wenn das englische Komitee einen namhaften Mann als Sachwalter gewonnen hätte, der in unserem Vaterlande in den kirchlichen Blättern den Gedanken der Konferenz entwickelt hätte und für ihn eingetreten wäre, so hätte sich die Teilnahme von deutscher Seite befriedigender gestalten müssen. So wurden bei uns die dringenden Schreiben kaum beachtet, durch welche man zur Fürbitte für die Arbeiten der Konferenz aufforderte, sie sind über die Kreise der Nächstbeteiligten hinaus unter uns kaum bekannt geworden, während es gewiß von segensreicher Wirkung gewesen wäre, wenn sie zur Kenntnis aller Geistlichen und Gemeinden in unserem Vaterlande gebracht worden wären. Ähnliche Schreiben, welche zur Fürbitte aufforderten, waren einige Monate früher an fast alle Missionare in der ganzen Welt versendet worden, um auch sie und ihre Helfer und Gemeinden zur Fürbitte für das Gelingen des wichtigen Werkes aufzufordern.

Als Mitglieder sollten an der Konferenz Personen folgender Klassen teilnehmen können:

1. Delegierte von Missionsgesellschaften.
2. Mitglieder von Missionskomitees und Beamte (officers) von Gesellschaften.
3. Missionare und anerkannte Arbeiter auf dem Missionsfelde.

---

[1]) Doch sind das weder lauter eigentliche Heidenmissions- noch lauter selbständig aussendende Gesellschaften. D. H.

[2]) Es war eben nicht recht, daß man mit den kontinentalen bezw. deutschen Missionsgesellschaften gar nicht eigentlich verhandelt hatte. Trotz der Schwierigkeit, welche die verschiedene Sprache bereitet, würde ohne Zweifel die Beteiligung deutscherseits bedeutender gewesen sein, hätte man bei den Vorbereitungen die Deutschen zu Rate gezogen. Vermutlich wäre dann auch das Programm nicht unwesentlich modifiziert worden. Mancher deutschen Missionsgesellschaft paßte auch die Junizeit nicht. D. H.

4. Herren und — Damen, welche der Vorstand zur Teilnahme auffordern würde.

Die Zahl der Mitglieder belief sich, als die Konferenz eröffnet wurde, nach Ausweis der gedruckten Liste auf 1477 Personen,[1]) unter denen 392 Damen waren, von welchen 343 England und 48 Amerika angehörten.[2]) Wenn wir diese 392 Frauen von der vorher genannten Zahl aller Mitglieder in Abrechnung bringen, bleiben 1085 männliche Teilnehmer, von denen man annehmen darf, daß sie fast alle in engerem oder weiterem Sinne den Berufsarbeitern auf dem Gebiete der äußeren Mission zuzuzählen sind. Wie viele Missionare in oder außer Dienst unter dieser Zahl sich befanden, läßt sich aus der Liste nicht erkennen, da man in England und Amerika ordinierte Missionare und Geistliche der heimischen Kirchen mit demselben Titel bezeichnet. Man wird indessen annehmen dürfen, daß von den 632 Geistlichen, welche als Mitglieder aufgeführt sind, die Mehrzahl dienende oder gediente Missionare waren.

Durch die genannte Zahl von männlichen und weiblichen Teilnehmern waren 129 Gesellschaften vertreten, welche nach englischer Anschauung alle den Charakter von Missionsgesellschaften tragen, unter ihnen nur 69 aussendende Gesellschaften, also Missionsgesellschaften im eigentlichen Sinne, dann 36 Frauen-Missionsgesellschaften, von denen sich nicht feststellen läßt, wie viele von ihnen selbständige Missionen in der Heidenwelt unterhalten und leiten, außerdem waren 24 unterstützende Gesellschaften[3]) als Bibelgesellschaften und Traktatgesellschaften vertreten, selbst die Mildmay missions, die Ev. continental society und verschiedene Judenmissions-Gesellschaften.[4]) Von englischen Gesellschaften hatten die Ausbreitungs-

[1]) Unter dieser Zahl befanden sich 1254 Personen aus England, 200 aus Amerika und 23 vom Kontinent Europas. D. Verf.

[2]) Aus Deutschland war eine Frau als Mitglied anwesend und zwar die Frau R., welche mit ihrem Manne in Berlin unter englischen Auspizien eine sektiererisch gefärbte Stadtmission betreibt. D. V.

Hier ist gleich ein eklatantes Beispiel dafür, wie unklar der Begriff „Mission" gefaßt worden ist. Die beiden genannten Eheleute vertraten also auf der Londoner Konferenz Deutschland — als Missionsgebiet! Vgl. diese Zeitschrift S. 315. D. H.

[3]) Es ist schade, daß in den offiziellen Listen ohne weiteres alles, was sich in England und Amerika Missions-Gesellschaft nennt, zusammengestellt ist, was nur verwirrend wirken kann. D. H.

[4]) Nach den verschiedenen Ländern verteilten sich diese Gesellschaften wie folgt: Von den 69 eigentlichen Missionsgesellschaften fielen auf Amerika 29, auf England 23, auf den Kontinent 16, auf Südafrika 1. Von den 34 Frauengesellschaften gehören 20 Amerika und 14 England an, von den übrigen Gesellschaften 8 Amerika, 1 dem Kontinent und 13 England. D. Verf.

gesellschaft (S. P. G.), die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis (S. P. C. K.) und die Universitätenmission (U. M. C. A.) als äußerster rechter Flügel aus hochkirchlichem Interesse und die Heilsarmee als äußerster linker, freikirchlicher Flügel keine Vertreter zu der Konferenz geschickt. Von den festländischen Gesellschaften waren die Pariser und die beiden Schweizer Gesellschaften (Basel und Lausanne), einige holländische Gesellschaften (auch Rotterdam), sowie die dänische, norwegische und schwedische Gesellschaft vertreten. Von den deutschen Gesellschaften fehlten die Leipziger, Herrmannsburger, Goßnersche, Breklumer und die neuen Kolonial-Missionsgesellschaften,[1]) sowie der evangelisch-protestantische Missionsverein.

Das Präsidium über die gesamte Konferenz war von dem Earl of Aberdeen übernommen worden, dessen Wahl man als passend und glücklich bezeichnen muß, denn die Familie Aberdeen hat in Missionskreisen einen Namen von gutem Klange. Im Jahre 1874 stiftete sie im Andenken an ein heimgegangenes Familienglied 210 000 Mark und gründete damit die Gordon memorial mission, welche seither in die Arbeit unter den Sulu Natals eingetreten ist. Dem Vorsitzenden standen zwei Beisitzer zur Seite, H. M. Matheson Esq. und E. B. Underhill Esq.; außerdem waren 27 Herren zu Vorsitzenden der einzelnen Versammlungen bestimmt und ein ausführendes Komitee von 26 Mitgliedern war ernannt, welches in Gemeinschaft mit einem Schatzmeister und fünf Sekretären die Geschäfte leitete. Als sehr praktisch bewährte es sich, daß während der Konferenztage ein Ausschuß von sechzehn Herren täglich zusammenkam, und damit eine Instanz vorhanden war, welche beständig leitend, helfend und bessernd in den Lauf der Dinge eingreifen konnte.

Durch den Druck eines besonderen Liederbuches, eines ausführlichen Programmes und einer Liste aller angemeldeten und angenommenen Mitglieder war für Orientierung der Teilnehmer nach Möglichkeit gesorgt.

Exeterhall, der Ort, wo die Konferenz tagen sollte, erfreut sich eines Weltrufs. In England gilt Exeterhall als die beliebte Stätte vieler gesegneten christlichen Versammlungen und Feste, in den Kolonien verbindet man mit diesem Namen den Gedanken an unliebsame Beeinflussung der öffentlichen Meinung Englands in Bezug auf die Behandlung der eingebornen Völker. Das Gebäude, welches dem Londoner christlichen Verein junger Männer gehört, liegt in der belebten, der Themse parallel

[1]) Die Neukirchener M.-G. war vertreten. Miss.- und Heidenb. Juli. Beiblatt.

laufenden Straße „Strand", in der verkehrsreichsten Gegend der mächtigen Weltstadt. Außer dem gewaltigen Saal welcher 4000 bis 5000 Menschen faßt, finden sich hier noch zwei kleinere Versammlungssäle, Lese- und Bibliothekzimmer für Herren und Damen, sowie eine Reihe von Konferenzzimmern; alle diese Räume dienten jetzt der Missionskonferenz und standen ihren Mitgliedern zur Verfügung. Ein stets offenes Bureau sorgte für Auskunft und diente zur Aufrechterhaltung der Ordnung, auch fehlte nicht die Gelegenheit zu leiblicher Stärkung, da in dem Hause sich eine Restauration befindet.

Am Sonnabend, den 9. Juni, strömten nachmittags große Menschenmengen in den Saal, denn zu den Mitgliedern hatten sich tausende von Missionsfreunden gesellt, welche der Eröffnung der Konferenz beiwohnen wollten. Der große Saal bietet keinen schönen Anblick, er ist einfach und schmucklos, aber gerade durch das Fehlen von Pfeilern, Simsen und Verzierungen, welche die Tonwellen aufhalten und teilen, erfreut er sich einer ausgezeichneten Akustik. Die Wand hinter der Plattform war von einer ungeheuren, 10 bei 12 Meter messenden Weltkarte in Merkators Projektion bedeckt, welche andeutete, daß die Kirche unsrer Zeit das Wort beherzigt: „Der Acker ist die Welt!" Vor der Plattform war der Raum, wo die Delegierten dem Komitee vorgestellt werden sollten, mit Blumen und schönen Topfgewächsen geschmückt, auf der Plattform selbst hatten Damen, die zum Vorstande in Beziehung standen, Theetische aufgestellt, an denen solche, die es wünschten, Thee oder Kaffee erhielten. Während im Saale ziemlich laute Unterhaltung herrschte, wurden die Delegierten, welche aus Amerika und vom Kontinent herübergekommen waren, dem Earl of Aberdeen vorgestellt; da der Raum sich inzwischen immer mehr gefüllt hatte, war aber die Erledigung dieser Formalität ziemlich schwierig und umständlich. Endlich nahm der Lord den Sitz ein, welcher für den Vorsitzenden reserviert war, und ein Trampeln von tausenden gab dem Beifall über sein Erscheinen Ausdruck. Stehend wurde nun der hundertste Psalm gesungen (the old Hundreth), dessen herrliche Weise brausend durch den weiten Saal tönte. Dann sprach Revd. Webb-Peploe ein schönes, inniges Eingangsgebet, bei welchem der Vorsitzende und andere Herren des Vorstandes niederknieten. Er erflehte den Gnadenbeistand des Geistes Gottes für die Arbeiten der kommenden Tage, für die Leiter, die Redner und die Hörer. Auch im weiteren Verlauf trat es wie gleich hier im Anfang öfter hervor, daß das Gebet bei den Versammlungen eine hervorragendere und würdigere Stelle einnahm, als es unter uns bei ähnlichen Konferenzen der Fall zu sein pflegt, wo man das Gebet nur zu oft als

einen nicht zu umgehenden offiziellen Akt behandelt, während hier Ernst und Inbrunst deutlich zu spüren war. Nach dem freien Gebet wurde das Vaterunser von allen Anwesenden laut gesprochen, dann ergriff der präsidierende Lord das Wort und begrüßte die Anwesenden herzlich, indem er darauf hinwies, wie der Umfang und die einmütige, begeisterte Haltung dieser Eröffnungsversammlung die Hoffnung rechtfertige, daß die Konferenz unserm großen Werke förderlich, ja in der Geschichte der äußeren Mission epochemachend sein werde, zu dieser Hoffnung berechtige auch die Sorgfalt, mit welcher die Arbeiten der Konferenz vorbereitet worden seien. Dann gab Dr. Underhill einen kurzen Überblick über die Geschichte der Konferenz und wies auf die ihr gestellte Aufgabe hin. Zehn Jahre harter Arbeit und bedeutenden Erfolges seien seit der letzten allgemeinen Missionskonferenz vorübergegangen, die Entwicklung des Werkes habe die Bedeutung vieler Fragen hervortreten lassen, welche der Lösung harrten. Über die Missionsmethode solle beraten werden, über die Fragen der Behandlung der Polygamie, Kaste und sonstigen Lebensweise und Sitten der Heiden. Die Abgrenzung der Arbeitsgebiete gegeneinander sollten die Gesellschaften zu vereinbaren suchen, damit die neu in die Arbeit tretenden Männer solche Gebiete besetzten, die bisher vom Schall des Evangeliums nicht erreicht seien. Neue Formen der Arbeit, wie ärztliche Missionen und Frauenmissionen, hätten große Wichtigkeit erlangt und wollten sorgfältig behandelt sein, auch sei das Verhältnis von Handel und Mission, besonders der Branntweinhandel und Opiumhandel besonderer Beachtung wert. Rev. Wigram (Honorary Secretary der Church miss. Society) war der nächstfolgende Redner. Bei seiner letzten Inspektionsreise um die Erde habe er zu seiner großen Freude mit Missionsarbeitern der verschiedensten Gesellschaften verkehrt, die alle dem einen Herren dienten. Daß wir alle Christo und Christo allein dienen sollten, hob er durch den Hinweis auf Pauli Worte hervor: „Ich lebe, doch nun nicht ich“, Galat. 2, 20, und: „Ich habe mehr gearbeitet als sie alle, nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist“, 1 Korinth. 15, 10. Das Geheimnis unseres Erfolges liege in der Tötung des eignen Wesens, die geistliche Arbeit auf dem Missionsfelde verlange geistlich gerichtete Leute und ebenso die Arbeit der Verwaltung daheim; das Komiteezimmer solle und müsse ein Gebetszimmer sein, wo man um die Gnadenleitung des Geistes Gottes flehe. „Möchten wir auch in diesen Tagen,“ so schloß er, „zu unseren Beratungen kommen mit dem Bekenntnis unserer Unwürdigkeit und mit dem Bewußtsein, daß, wenn unsere Arbeit Frucht schaffen soll, sie von der Kraft des Geistes Gottes getragen sein muß. Wie köst-

lich, daß wir beisammen sind, ein Leib und ein Geist, mit einem Herrn und einer Hoffnung!“

Mit freudiger Zustimmung begrüßte dann die Versammlung das Auftreten des Revd. Dr. Thompson (vom American Board of foreign missions) aus Boston, welcher im Namen der amerikanischen Gäste das Wort ergriff. Viele seien versammelt bei dieser Gelegenheit, sagte er, den Wellen zu vergleichen, die er durchfahren habe, aber eins wie das Meer, dem diese angehörten. Er betonte dann bald die Mitwirkung der Frauen. Wenn der Vorsitzende des Exekutivkomitees gesagt habe, die Frauen seien in die vordere Reihe getreten, so füge er hinzu, sie hätten diesen Platz behauptet, sowohl daheim in der Verwaltung als in der Arbeit draußen. In Amerika bestünden 35 aussendende Frauenmissionsgesellschaften, und die Frauenhilfsvereine zählten nach tausenden. Die Worte des Willkommens, welche gesprochen worden seien, hätten der Priscilla sowohl als dem Aquila gegolten, der Tryphena und der Tryphosa und der „geliebten“ Persis. Dann wies er auf den Regenbogen hin, welcher manchmal den Niagara überspannt und mit einem Ende auf dem Gebiete Englands, mit dem andern auf dem der Union ruhe, beide Gebiete vereinend und den trennenden Strom überbrückend. Mit dem Bogen seines Friedens und seiner Gnade umfasse Gott uns alle, die wir hier seien, nicht um Londons Herrlichkeiten anzustaunen, sondern zu hören von Gottes großen Thaten in der Heidenwelt. Der begeisterte Beifall, welcher dieser Ansprache folgte, zeigte die große Sympathie, mit welcher man in England den amerikanischen Freunden entgegenkam, sie ist auch im weiteren Verlauf der Versammlungen immer wieder aufs neue zum Ausdruck gekommen.

Auch Dr. Schreiber aus Barmen und Pasteur Dumas aus Paris, welche noch dem Dank der kontinentalen Gäste für die Einladung und freundliche Aufnahme Worte gaben, wurden mit Zeichen des Wohlwollens begrüßt und angehört, dann schloß mit Gesang, Gebet und Segen die wirklich herzerhebende Feier, nachdem noch Mr. Johnstone, der Sekretär der Konferenz, angekündigt hatte, daß die Versammlungen der folgenden Tage einen dreifachen Charakter tragen würden.

1. Sollten auf den nur von wirklichen Mitgliedern besuchten Konferenzen die Prinzipien und Methoden besprochen werden, nach denen die Missionsarbeit zu treiben sei.

2. Würden auf offenen Konferenzen Fragen von allgemeinerer Wichtigkeit behandelt werden, wie das Anwachsen des Mohammedanismus,

das Verhältnis des Buddhismus zum Christentum und der Einfluß des Handels auf unser Werk.

3. Sollte in großen Versammlungen Zeugnis abgelegt werden von dem Zustand der Heidenwelt und von den bisherigen Erfolgen der Mission.

Nachwort des Herausgebers.

Zu unsrer großen Freude fanden diesmal besondere Versammlungen von Fachleuten statt, in denen theoretische und praktische Missionsfragen nicht vor einem großen Publikum sondern vor Sachkundigen behandelt wurden; aber nach unsrer deutschen Anschauung ist die Zahl der in diesen Delegierten-Versammlungen verhandelten missionsmethodischen bezw. missionstechnischen Themata viel zu groß gewesen; sie mögen sich auf ca. 30 belaufen haben und Referenten waren es noch viel mehr!![1]) Diese Themata umfaßten so ziemlich alle halbwegs bedeutenden Missionsfragen, so daß die gehaltenen Referate in ihrer Zusammenstellung geradezu eine Art Missions-Encyklopädie bilden. Uns erscheint das aber nicht als die Aufgabe einer Allg. Miss.-Konf., daß man alle möglichen Missionsthemata, sondern daß man die vor andern brennenden, die besonders zeitgemäßen Fragen behandelt. Schreiber dieses hatte dem Komitee auf dessen Wunsch verschiedene solche Fragen in Vorschlag gebracht, u. a. die Stellung der Mission zur Kolonialpolitik der Gegenwart (notabene: nicht allein der deutschen und französischen, sondern auch der englischen); die internationale Bedeutung der Mission; die Aufgaben der evangelischen Mission gegenüber der wachsenden römischen Aggression u. dergl.; aber dieselben sind nicht ins Programm aufgenommen worden. Viele der verhandelten Gegenstände haben schon wieder und wieder auf großen Missionskonferenzen auf der Tagesordnung gestanden und es ist jetzt in London nicht etwas Neues, die Sache wesentlich Förderndes über sie gesagt worden. Würde man ein ähnlich themareiches Programm für die nächste Allg. Miss.-Konf. aufstellen, so müßten wesentlich dieselben Gegenstände wieder behandelt werden.

Dazu kommt, daß diese wichtigen Sessionen der Fachleute, in denen die großen missionsmethodischen Fragen zur Verhandlung standen und von denen oft mehrere zu derselben Zeit gehalten werden mußten, immer nur — — $2^1/_2$ Stunde dauerten und in dieser kurzen Zeit außer der Ansprache des Präsidenten oft 3 Referate gelesen und zur Diskussion gestellt

[1]) „Sie waren so zahlreich, daß wir darauf verzichten, sie aufzuzählen" schreibt der französische Bericht (Journal, 274). — In der That ist es schwer, die Zahl genau festzustellen.

wurden. Die für ein Referat bestimmte Zeit sollte durchschnittlich 20, die für eine Diskussionsansprache 5—8 Minuten betragen. Wie sollen aber Themata als z. B. „Methoden der Missionswirksamkeit", „Stellung der Mission zu den sozialen Sitten," „Organisation der Missionsgemeinden" u. dergl. in 20 Minuten gründlich, für den Fachmann lehrreich, die Sache wirklich fördernd behandelt werden!!! Es liegt ebenso notwendig in der Fülle der behandelten Stoffe als in der Kürze der zu ihrer Behandlung gewährten Zeit, daß — Sachlichkeit und Gründlichkeit Schaden leiden muß und viel bekannte Allgemeinheiten gesagt werden. In dieser Beziehung steht selbst eine englische Miss.-Zeitschrift, der Ch. M. Intelligencer. wenigstens teilweise auf unserer Seite (427 f.). Wir wiederholen also die schon früher ausgesprochene, auch dem Londoner Komitee vorgetragene Bitte: künftig **weniger** Themata aber eine **gründlichere** Sachbehandlung und einen breiteren Raum für die Diskussion; dagegen Ausschluß aller bloßen Rhetorik. Nicht mit oratorischem Brillantfeuerwerk, auch nicht mit erbaulichem Pathos, sondern mit nüchternen, auf reeller Sachkunde beruhenden Argumenten wird die Sache der Mission auf solchen Konferenzen wirklich gefördert.

Die katholische Kongo-Mission.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.

Nach den Quellen zusammengestellt und beleuchtet

von P. J. Pfotenhauer, Dudensen.

5. Die Gründe des Zusammenbruches.

Die Beantwortung dieser Frage ist zum Teil schon enthalten in der eingehenden Darstellung der äußeren Geschichte dieser Mission, denn es sind uns in dieser Momente entgegengetreten, welche uns auf den endlichen Ausgang eben aus ihnen heraus hinweisen ließen. Es sind das zunächst diejenigen Momente, welche herausgeboren wurden aus der unseligen Verquickung der Mission mit der Politik und mit dem Sklavenhandel; so sehr beides dem Wesen der Mission widerspricht, ebensosehr ward es, von außen herangetragen, bereitwilligst angeeignet und bestens gehegt und gepflegt von der römischen Kirche. — Als wir aber oben mit der Frage nach dem Kulturzustande uns beschäftigten, betonten wir schon an jener Stelle, daß die Mission als solche Mittel in Anwendung gebracht haben müsse, welche

verwerflich seien, und die nachfolgende Entwicklung hat uns darin nur bestärkt, — nun eben dieser Missionsbetrieb, diese Missionsmittel, welche in dem Wesen der römischen Kirche, in ihrer Lehre, in ihrem Christentum begründet liegen, das Christentum selbst, welches den Negern geboten, die Art und Weise, wie ihnen dieses Christentum gebracht wurde, und endlich die unverantwortlichen Maßregeln, welche man anwandte, um das eingeführte Christentum festzuhalten, — dieses alles giebt uns eine zweite Antwort auf obige Frage. Indes ruht diese zweite Antwort, wie nicht anders möglich, zum guten Teile auf der zuerst zu gebenden. Unsere Quellen geben uns reichlich Antwort auf unsere Frage, besonders die in der Quellenüberschau zuletzt genannten alten katholischen Schriftsteller, und wenn wir von diesen aus einen Rückschluß auf die erste Zeit der Missionsthätigkeit uns gestatten, gehen wir gewiß nicht fehl.[1])

Die ganze römische Mission war Staatsmission von jenem Augenblicke an, da die Thür den weißen Fremdlingen am Kongo sich aufthat, bis hin zu jenem zaghaften Anklopfen an die verschlossene Thür 1781, Henrion 4, 769 f.; lediglich diente die Mission Portugal und seinen Interessen und dieses wiederum jener, beide standen und fielen miteinander. Unter Portugals freigebiger, pflegender Hand erhob sich die Kirche von Kongo zuerst zu Einfluß und Bedeutung, wenigstens äußerlich und eine Zeit lang; man rief Portugal in jeder Bedrängnis an, und nie vergebens. „Wir sind Portugal verpflichtet nicht allein in Handelsangelegenheiten, sondern ebensosehr in Religionssachen!" Merolla 585. Als jedoch die Zeit kam, daß Portugal seine Hand zuthun mußte, als die Schätze nicht mehr flossen, als die Macht geschwunden war, mit der es die Meere beherrschte und in fremden Ländern gebot, als Holländer und Engländer als starke Streiter auf den Plan traten, als Spanien das stolze Land mit allen Mitteln demütigte, als Portugal, wie wir oben betont haben, genug Arbeit fand an den wilden Hintersassen seiner Küstengebiete Afrikas, ausgiebigerer Sklavenquelle als das ausgesogene Kongo (Zucchelli 166), als die wilden Bruderfehden infolge dieses Zurückziehens das alte Reich Kongo zerfleischten, da war auch die Mission in diesem Lande dahin, nur noch ein kümmerliches Dasein fristend. Dann betraten die Kapuziner das Feld mit neuen Kräften und mit frischem Mute, — aber sahen wir nicht dasselbe unwürdige Spiel, dieselben unseligen Versuche, durch Politik Einfluß zu gewinnen und diesen Einfluß dem Christentume, der Mission dienstbar zu machen? Ja, was die erste Periode römischer

[1]) Vergl. zu diesen Ausführungen Wilson 246—258.

Missionsthätigkeit an Haupt- und Staatsaktionen uns vor Augen führen, dem traten reichlich die beschriebenen kleinlichen Machenschaften und die thörichten weil gänzlich aussichtslosen Intriguenspiele auf dem verfahrenen politischen Gebiete in der zweiten Periode der Mission zur Seite, und was etwa die Kapuziner besaßen an Missionseifer, Entsagungsfreudigkeit, rechter Erkenntnis des Notwendigen, das alles ging unter in dem Schmutze eines entarteten Staatswesens: das sich zerfleischende Kongoreich trat auch die Mission unter die Füße! Endlich sagen wir mit vollem Rechte, damit freilich schon vorwärts weisend, daß, wenn Kirche und Regierung nach mehr als zweihundertjähriger Dauer sich ohne diese Stütze noch nicht selber zu erhalten vermochten, überhaupt keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß sie sich jemals erhalten würden, so wäre es thörichte Verschwendung von Zeit und Geld gewesen, sie ferner noch mit künstlichen Mitteln zu stützen. —

Wie wir oben nachgewiesen haben, war Portugals Interesse am Kongo wesentlich selbstsüchtiger Natur, ein Raubsystem, denn Kongo war für Portugal wesentlich Sklavenmarkt. Diente aber die Mission Portugals Politik, seiner Handelspolitik, so konnte sie nicht anders, wollte sie nicht Portugals mächtig gebietendes Wort für sich verstummen machen, als diesen schrecklichen Handel dulden. Es ist hier nicht der Ort, all die Scheußlichkeiten dieses Handels zu beleuchten, aber, heben wir hervor, all die bekannten Scheußlichkeiten trugen sich unter den Augen der Missionare zu, dazu wurden sie von solchen ausgeübt, die sich des Namens Christen rühmten! Mit Verwunderung haben wir uns oft gefragt, welche Art von Moralität man einschärfte, oder welches System von Kirchenzucht man geltend gemacht haben könnte, um solche Scheußlichkeiten hingehen zu lassen, — nicht ein einziges Wörtlein sagen alle Quellen gegen den Handel!! Ja unbegreiflich, man versuchte über etwa aufkommende Gewissensbisse sich dadurch hinwegzusetzen, daß man kecklich behauptete, das wegen der Faulheit seiner Bewohner wenig bebaute Land bedürfe dieses Handels, da sonst Gefahr vorliege, daß die Bewohner vor Hunger einander auffräßen!!! Labat 1, Kap. 12. Aber die Missionare haben noch mehr als die Duldung dieses Handels zu verantworten, sie waren selbst Sklavenhalter und sie hatten selber Anteil, sehr regen Anteil an dem Vertriebe dieser Ware, und durch die Kraft ihres Beispiels ward all jenen Abscheulichkeiten Vorschub geleistet, welche mit dem Handel unzertrennlich verbunden waren. Wir treten den Beweis dieser schweren Anklage an! Schon der erste „christliche" König Kongos

chenkte der Mission Sklaven, welche Alfonso I. ihr nach Überwindung der Reaktion des Heidentums reichlich erstattete; mit „Gut beladen“ zogen die widerspenstigen Kleriker aus Kongo ab, und wir haben oben bemerkt, daß dieses Gut nicht anders konnte erworben sein, als durch diesen Handel, vergl. w. u. Merolla. Daß den Missionaren stets Sklaven von den Fürsten geschenkt wurden, geht aus Labat 3, 36 hervor, an welcher Stelle die ersten Kapuziner die ihnen geschenkten Sklaven zurückwiesen, ihr Armutsgelübde vorschützend, welches jedoch später kein Hindernis mehr bildete, Labat 3, 394. Diese Sklaven waren ein beliebtes Zuchtmittel der Fürsten für die Missionare, indem sie dieselben aus den Konventen holen ließen bei den Verfolgungen, so daß die Missionare elend dastanden, da niemand ihre Arbeit für sie that, Labat 3, 394 u. ö. „Um den Jesuiten in Loanda ihre Arbeit in etwas zu entgelten, hatte das Volk dem Kolleg 12000 Sklaven geschenkt, Leute verschiedenen Handwerks, welche, sobald das Kolleg keine Beschäftigung für sie hatte, öffentliche Arbeiten ausführten und dadurch ihren Herrn einen Gewinn täglich einbrachten,“ Carli bei Labat 5, 123. Es waren das dieselben Jesuiten, welche „jede Art von Handel mit den Europäern begünstigten,“ solange sie in Kongo Ansehen besaßen. Zu Merollas Zeiten besaßen die einzelnen Kirchen und Konvente Sklaven, Mer. 546, 568, 574, 595, woselbst Merolla ein Geschenk von Sklaven ausschlägt mit dem Bemerken, er habe mehr als genug davon in Sogno. Derselbe Pater erwähnt 589 einen kongischen General-Vikar, einen Mulatten, welcher 6000 Sklaven sein Eigentum nannte. Zuchelli berichtet 208, es seien keine Leichengebühren bezahlt, „wird aber jemand in der Kirche beigesetzt, so lassen sie uns gemeiniglich zum Zeichen der Dankbarkeit ein indianisches Stück verehren, welches ein Sklave ist.“ Auch Zuchelli erzählt von „unsern Sklaven“, von „seinen Schwarzen“, a. a. O. 295, 305, 321, 329. — Auf Grund eines Vergleiches, welcher, wie es scheint, zu Merollas Zeit unter vielen Schwierigkeiten mit dem Grafen von Sogno gemacht wurde, wurden alle Personen, welche der Zauberei und des Aberglaubens verdächtig waren, oder dieser Dinge überführt wurden, den Missionaren überliefert, von diesen wegen der schlechten Bauart der Gefängnisse auf das erste beste vor Anker liegende Schiff gebracht und nach Brasilien verkauft. Der Ertrag ward unter die Armen verteilt. Zur Zeit Zuchellis bestand dieser Vergleich noch, nur mit der Verschärfung, daß die Wizards vor dem Volke ihre Irrtümer abzuschwören hatten als Betrügerei und Blendwerk, worauf sie

gepeitscht und in Ketten zu Schiff gebracht wurden. Bei dem jämmerlichen Stande des Christentums war die Zahl dieser Unglücklichen stets bedeutend, wie ein Blick in die Aufzeichnungen oben genannter Patres lehrt, so daß die Sklavenhändler immer darauf rechnen konnten, bei den Missionaren eine wesentliche Beisteuer zur Ergänzung ihres Bedarfs zu finden. Merolla a. a. O. 545—547. Zucchelli a. a. O. 244. Chavanne a. a. O. 284. Die Missionare scheinen auch kein Bedenken getragen zu haben, solchen Kapitänen, welche sich ihnen gefällig erzeigt hatten, dann und wann einige ihrer Haussklaven zum Geschenke zu machen. Pater Merolla erwähnt, daß er einst einen portugiesischen Kapitän, der ihm eine Flasche Wein zum Abendmahle gegeben hatte, mit einem Sklaven beschenkt hätte, Wilson a. a. O. 248, der seine Notiz wahrscheinlich aus Astley Collection entlehnt hat. Überhaupt ist es kein Unrecht, diesen Handel zu betreiben, Menschen in Knechtschaft zu entsenden, wenn nur die Unglücklichen getauft waren, oder aber katholischen Händen überliefert wurden, „massen es unter Excommunication verbotten, Sclaven von Angola anderweitig hinzuführen, die nicht zuvor getauft seiend!“ Der nach Venedig überbrachte Mohr 80, Merolla 569 u. ö. Labat 4, 251. „Nur Christen waren würdig genug, zu Sklaven gemacht zu werden, während der Muselmann einen Heiden, der sein Glaubensgenosse wird, sogleich in Freiheit setzt!“ Bastian a. a. O. 99. Bei alledem darf man nicht vergessen, das Zeitalter, in welchem die Missionare lebten, zu berücksichtigen, die ganze christliche Welt, die protestantische wie die päpstliche hat teil an dieser Schuld, diesen Handel begünstigt zu haben. Dennoch aber kann man zur Entschuldigung der großen Masse der christlichen Welt wohl sagen, daß ihr nie die schwärzeste Seite dieses Bildes zu Gesicht gekommen ist. Von dem verderblichen und zerstörenden Einflusse, den dieser Handel auf die afrikanische Welt ausgeübt hat, hat sie wenig oder nichts erfahren, außer was sie etwa vernehmen konnte oder aus den Berichten anderer ersah. Die Missionare aber waren Augenzeugen der entsetzlichen Angst der Neger vor Deportation, da diese fürchteten, aufgefressen, oder zu Öl und Pulver, oder zu Butter und Käse in Brasilien verarbeitet zu werden, welche Angst Zucchelli als „ein Zeichen des Mißbrauches ihrer Vernunft erklärt“ vgl. Labat 2, 39 ff., Bastian a. a. O. 98 f., sie waren Augenzeugen der übelsten Folgen dieses Handels, und wir sind mehr als erstaunt, daß sie nicht ihren ganzen Einfluß geltend machten, um die Bewohner von Kongo von diesem Fluche zu befreien! Wahrlich, sie

verdienen den vollen Hohn, den Bastian a. a. O. 98 über sie ausgießt, wenn er schreibt:

„Wie trefflich sie die ihnen gewordene Aufgabe der Bekehrung verstanden, bewiesen sie besonders zu der Zeit, wo die Regierung die regelmäßige Menschenausfuhr nach Brasilien betreiben ließ. Wenn die geraubten Sklaven in die Böte geschmiedet wurden, um in fremden Landen ein qualvolles Dasein hinzuschleppen, saß der fromme Bischof von Loanda auf dem noch jetzt erhaltenen Steinsitze am Ende des Wharfs und garantierte ihnen durch seinen apostolischen Segen die unaussprechliche Seligkeit einer Zukunft, wogegen die kurze Prüfungszeit auf Erden nicht in Betracht kommen konnte. Die armen Neger verstanden freilich nichts von dieser Ceremonie, als daß ihnen durch den Fetisch des weißen Mannes jetzt auch ihre letzte Hoffnung, nach dem Tode in ihre Heimat zurückzukehren, genommen sei; aber ihre Namen standen in dem von der Gesellschaft de propaganda fide dem römischen Statthalter eingeschickten Berichte, um von demselben bei St. Peter seinerzeit beglaubigt zu werden!“

Die Missionare hätten den Umständen nach der übrigen christlichen Welt in der Verdammung dieses Menschenhandels vorangehen müssen, während sie dagegen weit hinter ihrer eigenen Kirche zurückblieben, als sich das allgemeine Gefühl der entgegengesetzten Richtung zuzuwenden begann.

Nämlich zur Zeit Merollas a. a. O. 568 ff. langte in Sogno ein Schreiben des Kardinal Zibo im Namen des heil. Collegii an die Missionare an, worin er beklagte, daß der abscheuliche und verderbliche Mißbrauch des Sklavenverkaufes noch immer fortdauere, und sie ermahnte, zu dessen Unterdrückung ihren ganzen Einfluß aufzubieten.

„Wir sahen wenig Hoffnung auf Erfüllung, da der Handel dieses Landes einzig in Sklaven und Elfenbein bestand. Nichtsdestoweniger kamen wir zusammen und setzten eine Adresse an den König und an den Grafen auf und erhielten die Vergünstigung, daß wenigstens die Häretiker von diesem Handel ausgeschlossen sein sollten, vor allem die Engländer. Eine Veröffentlichung dieses Aktenstückes findet statt im Gotteshause, woran eine Ermahnung dahin sich schließt, daß man doch Mitleid!! haben sollte mit seinen Landsleuten, sie nicht in häretische Hände brächte zum Schaden ihrer Seelen, es sei eine entsetzliche Grausamkeit, diese mit dem Blute Christi versöhnten Seelen aus dem Schoße der Kirche zu reißen, Gottes Rache bleibe dafür nicht aus, sein Arm sei zur Strafe dafür immer noch lang genug!! Zucchelli a. a. O. 227. Sei der Handel einmal eine Notwendigkeit, so solle man lieber mit den Holländern handeln, welche jährlich so viele Sklaven in Cadix abzuliefern hätten, wodurch ihre Landsleute wenigstens das Glück hätten, unter Katholiken zu bleiben, wenn auch in Banden. Noch besser aber sei der Handel mit den Portugiesen.“

Diese entsetzliche Moral brachte mehr Schaden als Besserung.

Das von den Missionaren in Charakterlosigkeit und Unwissenheit erhaltene Volk hatte „nicht Urteil genug“, hierin einen wesentlichen Unterschied zu erkennen, und da die Engländer stets bessere Preise bezahlten, Gewehre und Munition zuführten, was die Portugiesen aus Politik nicht thaten, so gab man dem englischen Handel stets den Vorzug. Der Versuch der Missionare, ihren Entschluß mittelst des Einflusses, den sie besaßen, durchzusetzen, brachte sie oft mit den Sklavenhändlern und mit der Auktorität des Grafen von Sogno in schweren Konflikt, Bann und Verfolgung, so daß sie mehr als einmal nahe daran waren, aus dem Lande vertrieben zu werden. Indes fürchteten die Grafen aus oben dargelegten Gründen die Rache des Volkes, Merolla 569—573, Zucchelli 227—243, 385 bis 401, Stellen, welche ausführlich von solchen Konflikten handeln. Trotzdem scheinen die Missionare endlich ihren Willen durchgesetzt zu haben, wie aus folgendem Citate bei Zucchelli 225—227 hervorgeht, ein würdiger Abschluß zu diesem eklen Treiben:

Relation 10. Von dem großen Schaden, den die europäischen Protestanten der Mission in Sogno durch den ungerechten Sklavenhandel zufügen! Ich würde unrecht handeln, wenn ich auch mit Stillschweigen übergehen wollte, was den armen Missionaren in Sogno hier oft so große Mühe und Ungelegenheit verursacht, denn gleichwie sie vermöge ihrer Schuldigkeit allerdings verbunden sind, die Ehre des großen Gottes soviel als möglich zu befördern, so werden sie auch gleichfalls gehalten, alle die Hindernisse, welche dem ewigen Wohle der Seele entgegenliegen, aus dem Wege zu räumen und auszurotten. Nun treiben die Protestanten in Sogno Sklavenhandel. Diese können aber nicht einen einzigen Sklaven erhandeln, wenn ihr Paß nicht vorher von den Missionaren recht examiniert und besichtigt worden und wenn sie nicht die Freiheit von uns erlangt haben, dergl. Handel treffen zu können. Wenn wir nun aus den Papieren deutlich ersehen, daß diese in Sogno erkauften Sklaven wieder in katholische Länder verkauft werden, so erlauben wir es ihnen freiwillig und ohne alle Schwierigkeit, nach ihrem Gefallen Sklaven zu erhandeln. Sehen wir aber im Gegenteil, daß die Sklaven nicht in katholische Länder geführt werden, so können wir ihnen eine solche Freiheit keineswegs gestatten: angesehen diese Sklaven römisch-katholisch sind, und ohnedem die unleugbare Gewißheit lehret, daß, wenn sie hernach in ketzerische Hände abgeführet, sie auf Zureden ihres Herrn die katholische Religion abschwören. Und wenn wir diesen so grausamen und gottlosen Verkauf gestatteten, so würden wir einigermaßen selbst mit zur Verdammnis ihrer Seelen helfen und mitzuwirken scheinen, indem ihre Seelen sozusagen recht dem Teufel und der Hölle verkauft werden, und wir sowohl als die Verkäufer und ihre Gönner, und alle, die mit Teil an diesem Handel hätten, würden in den Bann des heil. Vaters fallen. Daher kommt es auch,

daß, wenn wir ihre Päße nicht passieren lassen, sie wider uns grausamlich wüten und toben und alle Drangsale von der Welt anthun, um diesen unrechtmäßigen Sklavenhandel zu erzwingen. Trotz dieser Torte gegen die Mission hat es ihnen doch niemals gelingen wollen, diese Freiheit von ihnen mit Gewalt zu erringen, indem sich diese allezeit entschließen und fertig machen, viel 1000mal lieber das eigene Leben zu lassen, als sich durch Furcht zu einem solchen Unrecht bewegen zu lassen. Und weil wir ohne nachdrückliche Hülfe des Fürsten nichts vermögen, so halten wir ihn alle Zeit durch Bedrohung mit dem päpstlichen Banne im Zaum, sobald wir nur ein Vorschmack bekommen, daß einer seiner Unterthanen den Protestanten einen Sklaven verkauft. Denn die Vasallen können ihnen an und für sich selbst nichts verkaufen, wenn sie nicht zuvor die Erlaubnis des Fürsten haben und der Fürst selbst kann ihnen dergleichen nicht verstatten, wenn wir nicht vorher die Patente und Päße der Ketzer besichtigt haben"!!!

Uns fehlt in der That der Maßstab und das Vermögen, das Citat unter der gegebenen Überschrift und mit seinem Brustton der Überzeugung zu beurteilen. Jedenfalls offenbart dasselbe eine bodenlose Tiefe von Entartung, seltene Heuchelei, eine Verkehrung sittlicher und religiöser Begriffe, daneben eine Portion Dummheit, daß es, ohne vom überzeugungstreuen Pater beabsichtigt zu sein, ihm und seiner Kirche zum Selbstgerichte ausschlägt. — Dieselbe Thatsache bestätigt die Astley Collection 203 u. 204 und Bastian mit seiner Bemerkung, daß Ketzern in Kongo-Angola die Ausführung von Negern nicht erlaubt sei, wenigstens nicht, bis sich der Kapitän des Schiffes durch die Missionare gegen eine entsprechende Vergütung hatte einsegnen lassen, a. a. O. 99; Bastian gebraucht aber den Ausdruck „einsegnen" nach Merolla 569, wo thatsächlich der Graf einen Holländer zum Pater führt „der Gewohnheit gemäß" for his benediction, welche der englische Kapitän zu seinem Schaden vernachlässigt hatte einzuholen!!! Nach alle diesem darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bei Wilson lesen, daß es den Missionaren schließlich gelungen sei, den portugiesischen Sklavenhändlern eine Art von Handelsmonopol zu sichern. Wenn es denn ein Verdienst war, die Sklaven nicht in Ketzerhände fallen zu lassen, so gebührt dasselbe den Missionaren allein.

Neben diesem aller Mission Hohn sprechenden Treiben der Missionare ging ihr Bekehrungswerk her, die Einführung des Christentums. Es ist uns in der That unfaßlich, wie sie das vermochten, da doch eins das andere ausschließt mit zwingender Notwendigkeit! Sind nicht die Staatsmission, welche sie mit allen

Mitteln betrieben, der Sklavenhandel, an dem sie so rege beteiligt waren, die erste große, aber mit eiserner Konsequenz festgehaltene Lüge, mit der sie dort auf den Plan traten, das Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes in der Hand? Unbegreiflich, wenn wir nicht eins bedenken und stets im Auge behalten: Es kann unmöglich Rom darum zu thun gewesen sein, echte, wahre Gotteskinder durch Wort und Sakrament wiederzugebären aus der Finsternis des Heidentums, — vielmehr kann seine Absicht nur gewesen sein, jenen den Namen zu geben, daß sie leben, um sie zu Unterthanen römischer Hierarchie zu stempeln, ein großes, weites Gebiet sein eigen zu nennen, dort unbestritten zu herrschen, den großen Verlust im Mutterlande zu decken, prahlend auf alle jene großen Zahlen „Neubekehrter“ hinweisen zu können, — und dazu waren ja alle Mittel recht, dazu that der Staat seine Handreichung, dem widersprach nicht der Sklavenhandel, denn man führte Buch über die verkauften christlichen Neger, dazu endlich reichten auch die Missionsmittel aus, die man anwandte, das Christentum, welches man brachte! Die zweite große Lüge, in welcher Rom dort mit Bewußtsein wandelte fast 3 Jahrhunderte!

Man sollte billig erwarten zu hören, daß die Missionare bei ihrem Erscheinen im Lande sich vor allem erst bemüht hätten, das Volk in den Grundsätzen der katholischen Religion zu unterweisen, ehe sie es in die Kirche aufnahmen, das Wort Gottes in die Landessprache zu übersetzen, Schulen zum Unterrichte der Jugend anzulegen und überhaupt alle gewöhnlichen Mittel zur Verbreitung christlichen Wissens und christlicher Erkenntnis in Bewegung zu setzen. Aber von alledem ist keineswegs die Rede, — vielmehr betrachtet man infolge des magisch wirkenden Sakramentsbegriffes die Taufe stets als das erste Erfordernis, um einen Heiden in einen Angehörigen der katholischen Kirche zu verwandeln. Wir erinnern uns des Anfangs der Missionsgeschichte und der großen Eile, mit welcher man vorging, wir gedenken jenes Wortes „un peu d'instruction“, das genüge; und wie man selbst diesem nicht einmal Rechnung trug aus Grund des Krieges, der aber kein Grund ist, da bei diesem Heiligtume und seiner Spendung nur ein Grund einzig maßgebend ist, den man aber in Rom nicht anerkennt. Wir erinnern uns, wie selbst der höchste Würdenträger der kongischen Kirche ohne Wahl die Taufe spendete, ja sie gebrauchte, um die ihm lästig werdenden Dränger „von den Füßen abzuschütteln!“ Wir gedenken daran, wie schon in der ersten Zeit 13 Priester in 30000 Ortschaften die Taufe

erteilten jedem, der sie erbat, und wie diese Unglücklichen weiter nichts von dem Gesetz Gottes und seinem Glauben zu sagen wußten, als daß sie einstmals ein wenig Salz verkostet hätten! Wir erinnern ferner daran, wie man für Schulen in keiner Weise Sorge trug, nicht rechnend jene in Portugal bewerkstelligte Erziehung! Zwar hören wir von einer Jesuitenschule mit 600 Schülern, von einer Schule des Marquis von Bamba mit Staatszwang, von einer Schule, welche Pater Carli in Bamba errichtete, welche von so viel Schülern besucht war, daß das Lokal nicht ausreichte, sogar von einem Seminare zu San Salvador, aber das alles ist so geringwertig, — wir meinen keine Schule vergessen zu haben, — auch ist darüber in solcher Eile berichtet, nur andeutungsweise, daß man deutlich sieht, einen Wert legte man diesem Zweige der Missionsthätigkeit durchaus nicht bei! — und eine Bedeutung konnten diese Anstalten durchaus nicht beanspruchen! Denn wenn unser letzter Zeuge Zucchelli 420—424 am Schluß des Dramas einiger Schulen Erwähnung thut, in denen Schwarze, welche sie etwa geschickt dazu gehalten, die Kinder unter freiem Himmel im Christentum und zugleich im Vokal-Gebet, wie es in der Kirche gebräuchlich, unterwiesen, so überhebt er selbst uns in liebenswürdiger Offenheit der Kritik an diesen Versuchen, wenn er berichtet,

„daß nur sehr wenig Kinder erschienen seien und zwar unter allen die ungeschicktesten, daß sie kaum in etlichen Jahren das Vater Unser, Ave Maria in ihrer Sprache erlernet, oder doch nur etliche Worte davon hätten zusammensetzen können. Daher es leicht kommen kann, daß sie, wenn sie viele Jahre in die Schule gegangen, ungelehrter und unwissender sind, als sie vorher gewesen. In Lastern und Bosheiten sind sie dagegen sehr geschickt: daher diese Leute mit nichts besser als mit dem Krokodil zu vergleichen, welche oben auf dem Rücken, der gegen den Himmel zugekehret ist, so hart und so undurchdringlich sind, daß sie auch einen Schuß aushalten können, unten aber am Bauche, der nach der Erde gerichtet ist, so empfindlich und so zart sind, daß man gar leicht mit der Stecknadel durchstechen kann!"

Wir quittieren diese Angabe und erlauben uns einen Rückschluß auf die übrigen Schulen von hieraus zu machen.

Wir würden vielleicht den Missionaren keinen Vorwurf daraus machen, daß sie so wenig geistige Bildung unter dem Volke verbreitet, wären sie nur mit dem doch in erster Linie stehenden Taufunterrichte nicht so entsetzlich flüchtig und in so allgemeiner Weise zu Werke gegangen, so daß man das, was etwa von „Unterweisung in den Geheimnissen des Glaubens" vorkommt, mit dem

Namen einer wirklichen katechetischen Unterweisung nicht belegen kann. In Rede stehender Unterricht kann überhaupt unmöglich eingehend gewesen sein, da, wie wir gesehen haben, die Mission gleichsam eine fliegende war, da die Missionare die Leute „kaum im Vorbeigehen auf ihren Missionsreisen zu sehen bekamen," Zucchelli a. a. O. 161, „und angesehen es nicht möglich ist, daß die wenigen Missionare täglich wie die Windspiel in alle Ecken und Winkel laufen und die zu taufen sind, heraussuchen können, zumal sie auch nicht alle Zeit, als nur zu bestimmten Zeiten und an die hierzu bestimmten Orte ausgehen können!" Zucchelli 202. Wir verstehen daher wohl die bittere Klage und den sehnlichen Wunsch eines Labat 3, 187 nach festangestellten Missionaren auf bestimmten Stationen hin und her im Lande behuf Unterweisung des Volkes. Und wenn je von Unterweisung die Rede ist, so ist sie entweder entsetzlich kurz, wie wir sehen werden, oder aber sie folgt nach der Taufe, und was diese dann bezweckte, wird das Nachfolgende zu erweisen haben, der nach Venedig überbrachte Mohr 39, 47. Ja die Eingebornen waren so sehr gewöhnt, ohne weiteres die Taufe zu empfangen, daß wenn wirklich einmal ein Missionar ernster vorging, sie sich laut beklagten, daß sie so lange zu warten hätten auf die Gnade der Taufe; „warum soviel Formalitäten, soviel Fragen, soviel Versicherungen, bevor man uns darreicht, das zu haben wir so weit hergekommen sind, wir sind ohne das bereit à demander à manger ce peu de sel! Sind wir geringer als die Weißen, denen man mehr giebt als uns, nicht gerechnet, daß man uns so lange warten läßt?" Labat 3, 166 f. Daß infolge dieses unverantwortlichen Verfahrens die entsetzlichste Unwissenheit über die heilige Taufe, nicht gerechnet die damit zusammenhängenden Heilslehren, herrschte, kann uns nicht wundern. Am a. Orte fährt Labat folgendermaßen fort:

„Um das Salzessen zu verstehen, muß man wissen, daß, da es keinen Ausdruck für Taufe in ihrer Sprache gab (!!!), man gezwungen war (?), sich dieses Ausdruckes zu bedienen, einer pars pro toto!!! Daher kam es, daß diese Leute sich eingebildet hatten, das Sakrament der Taufe bestände in der Ceremonie des Salzessens, ohne sich irgend welche Sorge betreffs der Abwaschung oder Begießung mit Wasser zu machen!!! Von der Unzuträglichkeit (!?) dieses Ausdruckes wurden die Missionare in Batta — also damals erst nach [illegible] Jahren — bald überzeugt, denn eines Tages kam in ihre Kirche ein [illegible] und erzählte ihnen mit viel Selbstgefälligkeit, er habe [illegible] Kinde durch die Taufe den Himmel geöffnet. [illegible]? Er habe dem Kinde etwas Salz in

den Mund gesteckt mit den Worten der Taufformel. Dieses habe denn die Missionare veranlaßt, einen andern Ausdruck für Taufe zu münzen und das Volk ernstlich zu unterweisen."

Wir stehen sprachlos vor solchen Dingen, nehmen es aber den Negern durchaus nicht übel, wenn sie nach Merolla 608 die Taufe damit abwehren, der Elefant esse nie Salz und doch werde derselbe fett und groß und lebe lange Zeit! oder wenn dieselben aus ihrer bekannten Lüsternheit nach Salz den Missionaren nachlaufen zu hunderten Labat 3, 165, Zucchelli 316, 342 u. ö., um den Genuß sich und ihren Kindern zu verschaffen. Wir verstehen es auch, wenn Zucchelli berichtet, daß die Neger, „wenn sie die Teufeleien des Aberglaubens über ihren Kindern allesamt gemacht haben, sie dieselben alsdann erst zum Missionar bringen und ihnen das Wasser der heil. Taufe geben lassen," 221 u. 222, oder wenn dieselben aus keinem anderen Grunde sich wollen taufen lassen, als damit ihnen als Christen der Titel „Don" könne beigelegt werden, der eben nur Getauften zukam, Zucchelli a. a. O. 418 f. Dieses ganze unverantwortliche Verfahren wird noch weiter dadurch verschärft, wenn wir bedenken, wie den Missionaren die entsetzliche Schwerfälligkeit, Geistesträgheit ihrer Pflegebefohlenen zur Genüge bekannt war Labat 3, 166, 186, Stellen, welche oben angeführt sind.

Zucchelli nennt sie „grobe und ungezogene, ja die allerungezogensten, allerdümmsten Leute, von einem groben Korne gemacht, ungeschickt von den Geheimnissen des christlichen Glaubens und von ihrer Seelen Wohlfahrt etwas zu lernen, als wenn selbst eine gewisse moralische Unmöglichkeit es hintertriebe. Und was fruchtet alles Unterrichten viel? Sie sind so unwissend und ungeschickt, daß, wenn sie gleich den ganzen Tag in allen zu ihrer Seligkeit nötigen Dingen sind unterrichtet worden, dennoch, wenn der Abend herbeikommt, so wenig wissen, als sie früher gewußt!" a. a. O. 169, 170, 257, 331.

Aber man nimmt auf die Schwerfälligkeit der heidnischen Gemüter nicht die geringste Rücksicht und wenn doch, so heißt das Unterrichten „ein Abdreschen bis zum Ekel" Labat 3, 186, und man betrachtet religiöses Wissen, wie wir es verstehen und fordern müssen, für eine Sache von nur untergeordneter Wichtigkeit.

Doch vergessen wir ein bedeutendes Moment in dieser Frage nicht: die Missionare waren auch gar nicht im stande, den Unterricht zu erteilen, da sie der Landessprache nicht mächtig waren. Labat klagt

und klagt an betreffs dieses Punktes und betont, man müsse vor allem Missionare haben, die sich mit Fleiß darauf legen möchten, die Landessprache zu erlernen 3, 187; und er hat Grund zu dieser Klage, denn er weiß uns nur von höchstens 4 Missionaren zu berichten, welche in der Landessprache so weit vorgeschritten waren, daß sie ohne Dolmetsch predigen konnten 3, 239. 4, 368. Derselbe weiß auch nur von einem einzigen Versuche einer spanisch-kongischen Grammatik nebst Wörterbuch, von dem ein Manuskript im Archive der Propaganda sich befinde 3, 239. Man behalf sich stets mit Dolmetschern, führte 2 oder 3 oder mehrere derselben mit deren Sklaven stets mit sich herum, und was das zur Folge hatte, möge Labat 3, Kap. 3: „Schwierigkeiten, den Glauben in diesem Lande zu predigen!" uns zeigen. Wir geben seine Ausführungen ziemlich ausführlich:

„Eine der größten Schwierigkeiten sind die verschiedenen Sprachen, welche die Missionare nicht können. Die Sprachen sind eben sehr schwer und sehr steril und in einer Provinz gar verschieden. Während die Jesuiten und Dominikaner die fremden Sprachen in Indien und sonst studiert haben, haben gerade in diesem Punkte die Kapuziner gefehlt. Ihre Liebe, ihr Eifer, ihre Geduld, strenges Leben und hervorragende Tugenden haben sie stets begleitet, die Nicht-Portugiesen lernten Portugiesisch, das bei Hofe verstanden ward. Aber das gemeine Volk versteht diese Sprache nicht, hat auch nicht Lust, sie zu lernen. Sie hätten eine Zeit in Ruhe in ihren Hospizen bleiben müssen und sich zugleich ernst und einmütig der Sprache widmen müssen (?), und sie hätten wunderbare Erfolge zu verzeichnen gehabt. Aber ihr Eifer ließ ihnen keine Ruhe für dieses Studium. Der Untergang so vieler Seelen, welche ohne Belehrung untergehen (!), bewog sie, ihnen zur Hülfe zu eilen mit Hülfe von Katechisten oder Dolmetschern, — aber nur zu oft haben sie es erfahren, wie diese Dolmetscher durch ihre Unwissenheit, ihre Untreue und ihre Habsucht das Werk Gottes gehindert haben. Cavazzi beklagt sich bitter über diesen Punkt, darum nimmt Labat sich die Freiheit, dieses den Kapuzinern ans Herz zu legen. Wohl hatte Antonius von Montpradon einen Katechismus im landläufigen Dialekte ausgearbeitet," — wohl gemerkt die einzige Übersetzung, von der die Rede ist — „aber kein Wörterbuch dazu, so daß die Arbeit den neu ankommenden Missionaren nichts nützte." Im weiteren erörtert er die Unzuträglichkeiten und das völlig Ungenügende des Unterrichtes durch Dolmetscher für die zu Unterrichtenden, welche nicht im stande seien, zu folgen, notwendige Fragen zu stellen, sich über die Tragweite ihres Schritts durchaus nicht bewußt werden, schließlich unbefestigt der Versuchung unterliegen. „Es ist darum sehr wichtig, daß die Neophyten gut und solide unterrichtet werden, bevor sie getauft werden, und das können nur wie es sein soll die Missionare selbst und zwar ohne Interpreten, welche, um abzukürzen, immer jedermann nur dieselbe Sache wiederholen, während ein Missionar ganz anders verfahre! Wenn diese Wahrheit von allen Menschen gilt, vor allem

gilt sie vom Neger, dessen Geist außerordentlich wankelmütig ist, dessen Vorurteile ohne Unterlaß unterstützt werden von dem bösen Beispiele, das sie stets vor Augen haben, darunter die Interpreten ebensosehr leiden als die, welche sie unterweisen. Erstlich erhofften die Kapuziner viel Hülfe von den Interpreten, aber bald fanden sie das Gegenteil, als sie hinter ihre Betrügereien und Hinterlist kamen." Dieselben erpreßten von dem Volke unter allerlei Vorspiegelungen im Namen der Missionare Geld und Geldeswert, äthiopische Judasse! „Dadurch kamen sie soweit in ihrer Bosheit, zu versichern, daß das Wasser der Taufe und die anderen Sakramente nur ihre volle Wirkung ausübten nach dem Maße der Erkenntlichkeit, welche die Empfangenden äußerlich marquierten durch ihre Geschenke, welche sie den Administrierenden machten. Man kann sich nicht vorstellen, welche Unordnung diese Handlungsweise hervorbrachte, wie die Leute die Taufe ihrer Kinder versäumten, von den Sakramenten sich fernhielten!" Die Erklärungen der Missionare betreffend die Gaben überbringen die Interpreten falsch; ein Pater Gabriel entließ einen solchen Interpreten, aber der neu angekommene machte gemeinsame Sache mit dem entlassenen Gauner und der Schade ward ärger. Alle möglichen Spitzbübereien führten sie aus, so daß der Pater schließlich statt eines Interpreten mehrere nahm „in dem Gedanken, daß die Furcht entdeckt zu werden, einer durch den anderen, sie pflichteifriger machen würde, ohne daran zu denken, daß er, früher getäuscht durch 2, noch mehr würde hintergangen werden durch viele. Dieses alles veranlaßte endlich die Gründung eines Seminars in Loanda zur Erlernung der Landessprache."

Von dem Ertrage desselben hören wir aber nichts, denn derselbe Dolmetscher-Unfug setzte sich fort bis in den Ausgang der Mission Zuchelli 195, welcher uns berichtet, daß man in Sogno aus der fürstlichen Familie die „Kirchenmeister" genommen habe. Man habe dieselben trefflich gezogen, man habe sie im Hospiz aber wie „unsere Sklaven aufwarten lassen," dieselben sodann verheiratet und ausgerüstet mit einer guten Wissenschaft von göttlichen Dingen zu Meistern der Kirche und Dolmetschern gemacht. Wandelte ein solcher in Dingen, welche Gottes Ehre betrafen, nicht recht, oder vernachlässigte er die Justiz, oder liefen andere Klagen wider ihn ein, „so ließen wir unsere Auktorität gegen ihn auch sehen und gaben ihm öfters gute Kappen, die er auch willig und mit großer Geduld annahm." Es hinderte unsern Pater durchaus nicht, daß ein solcher Kirchenmeister die Grafschaft Sogno durch „Betrug und List unter sich brachte", er blieb in seinem Amte, a. a. 199 f. Man ist eben bergab gekommen und noch tiefer gesunken in Selbstachtung und Achtung des Heiligsten, was der Mensch von Gott empfangen hat! Vergl. denselben Autor 217 f., woselbst von Peitschenstrafe untreuer Interpreten die Rede ist.

Trotz alledem, trotz allen Täuschungen, bitteren Erfahrungen, trotz-

dem daß man weiß und „sich o wie viele Male ein Gewissen daraus macht, diesen Leuten die heiligen Sakramente auszuteilen, weil sie dessen in der That ganz unwürdig gewesen sind und untüchtig solche anzunehmen, — also thäten wir unseres Ortes, was uns zukam, wollen sie hernachmals an ihrer Seite ermangeln lassen, so werden sie selbst Gott die genauste Rechenschaft dafür geben müssen“ (!!!) Zuchelli a. a. O. 332 f. — trotzdem läßt man nicht ab von der gewohnten Weise, tauft wo man kann und der Missionare ganzer Ehrgeiz scheint darin bestanden zu haben, soviel Heiden als möglich in die Kirche zu ziehen, und wahrlich, wenn ihr Verdienst nach der Zahl ihrer „Bekehrten“ zu messen ist, so sind sie die verdienstvollsten und lobenswertesten Männer, welche je gelebt haben!

So tauften ferner die Kapuziner in „wenig Zeit und in geringer Anzahl 600000, Labat 1, 211, einer derselben 3000 Labat 3, 141, ein anderer in 5 Jahren 6000 Labat 3, 245, Bonaventura in wenig Jahren 12000, freilich meistens Kinder, welche in ihrer Unschuld gestorben ihm die Seligkeit schulden Labat 3, 255. Pater Jerôme blieb bei „dem unwissenden Volke mehrere Tage, unterwies sie und taufte etwa 2000“ Labat 3, 313. Antonio Gaëte taufte in 6 Jahren mehr als 8000, ein anderer 2000, ein dritter in 9 Jahren 14000, ein vierter 8000, Labat 4, 358—370. Zu Pater Karli kam man haufenweis zur Taufe, alle Tage hatte er 15—20 zu taufen, d. n. V. ü. Mohr 58—61; genannter Pater taufte in 2 Jahren 2700, Church. Coll. 519. Ein zum Priester geweihter Sognese taufte in wenig Tagen über 5000 Kinder, dafür er denn auch Kanonikus in Loanda ward, Merolla 581. Merolla selbst taufte an einem Tage 272 aus zum St. Jakobsfeste zusammengelaufenem Volke; im ganzen taufte er 13000, einer seiner Ordensbrüder 50000, ja ein Pater Jerome in 20 Jahren 100000, Merolla 559, 608. Zuchelli vollzog täglich in der Stadt Sogno 10—20 Taufen, taufte während seines kurzen Aufenthaltes 7630, wie es scheint in ganz kurzer Zeit nach einer Missionsreise 800 in Sogno allein, a. a. O. 202 u. 424. 494.[1]) Sprechen diese Zahlen an sich beredt genug, zur gebührenden Festnagelung des Verfahrens haben wir hinzuzufügen,

---

[1]) Angesichts dieser Zahlen wundern wir uns durchaus nicht, wenn der fürsorgliche Zuchelli von einem Salzlager einige Fuhren nach Sogno bringen läßt, man bedurfte in der That Fuhren des „Salzessens“ wegen. a. a. O. 326.

daß man, wie es ja nicht anders sein konnte, taufte ohne jegliche Gewähr christlicher Erziehung. Als Merolla seine Reise im Interesse der Krönung des landflüchtigen Prätendenten nach Lemba unternahm, taufte er in Gegenden am Ufer des Kongo, „die nie eines Missionars Fuß vor ihm betreten hatte" und nach ihm ebenfalls nicht betreten hat, 15 resp. 120 Personen, ja der Taufplatz wird ihm zu klein, so daß der Maire die dort errichtete Kirche vorschlägt, welche aber, wie sich herausstellt, zu einem Fetischhause umgewandelt war, oder sagen wir besser in trostloser Vermischung von Heidnischem und Christlichem unter dem Namen eines Gotteshauses ein Fetischtempel stets gewesen war, 589.[1]) Auf der Insel Boma war schon vorher „Station gemacht zum Taufen", nachdem der von Kongo abhängige Fürst durch Geschenke gewonnen ist; „denn giebt man nichts Derartiges den Fürsten, hat die Mission keinen Erfolg." „Zwar ist an dieser Stelle schon früher die Religion eingeführt, aber die Taufe ausgenommen beobachteten sie nichts von Religion." Merolla tauft trotzdem sehr fleißig, und „es reift so nicht allein eine geistliche Wohlthat, sondern auch eine zeitliche, denn ein jeder brachte etwas zum Geschenke." Als dann der Pater die Taufe einer Sklavin verweigert, versucht man ihn zu vergiften, und er verläßt den Ort!! a. a. O. 587. „Aus alle diesem kann man nun klärlich erweisen, wie ganz ungeschickt dieses Volk ist, die heil. Sakramente Gottes anzunehmen!" Zuchelli a. a. O. 263. Die von uns oben beschriebene Missionsthätigkeit der Kapuziner bewahrheitet ebenfalls diese unsere Behauptung, denn trotz der Unwissenheit, trotz des von den Missionaren gewußten Ausganges, trotz der von ihnen beobachteten steten Abfälle tauften sie und zwar die Massen, welche wir oben nach Labat verzeichnet haben. Krank und zum Tode matt tauft Karli auf seiner Heimreise nach Loanda 25 Tage lang „stets in allen Libatten, wo ich ankommen und niemals gewesen bin, alle die kommen waren" d. n. V. ü. Mohr 69. Derselbe katechisiert und tauft 70 Sklaven in Ketten, „obwohl er nur mit harter Mühe kriechen konnte!" a. a. O. 80. Und Zuchelli tauft krank gar „aus seiner Senffte" heraus täglich 60, 80 bis 100 Kinder, 500 allein auf der Reise nach Bansa Lobota, in einer Gegend, welche sein Auge nie wiedersah, und kein Mis-

[1]) Infolge dieser Entdeckung setzt Merolla das Taufen „für einige Zeit aus", NB. das einzige Mal in der ganzen Literatur, daß solchen Zuständen Rechnung getragen wird.

sionar nach ihm. Zuchelli 307. — Man nannte dieses Verfahren die „Bekehrung machen“, nun, wenn es damit so bestellt ist, begreifen wir es wohl, wenn ein Kapuziner, da seine Taufgelüste keine Gegenliebe finden, „für eine andere Zeit die Bekehrung dieser falschen Anbeter zu verschieben“ im stande war, Labat 3, 320 u. 328.

Wir haben oben gesehen, wie die Neger infolge dieses heillosen Verfahrens die Taufe und ihre Gnade verstehen, es liegt darum wohl die Frage nahe, ob dieselben bei solchem Verständnisse den Taufakt würdig zu begehen im stande waren, und die weitere Frage, ob auch die Missionare angesichts dieses Verständnisses und der fast meistens stattfindenden Massentaufen den heiligen Akt würdig auszuführen vermochten. Beide Fragen müssen von vornherein mit „Nein“ beantwortet werden; ohne Verständnis, in ungebrochener, ungezügelter Wildheit, voll Lüsternheit nach dem peu de sel strömten die Schwarzen herbei, ihrer ungebändigten Freude nach Empfang wilden Ausdruck verleihend, — und gegen das alles waren die Missionare machtlos, dennoch zufrieden mit ihren wüsten Erfolgen. Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns erstens eine interessante Geschichte, welche Karli Church. Coll. 497 zum besten giebt, aus welcher aber zugleich zu ersehen ist, welches weitere Gut die Neger von der Taufe erwarteten, nämlich langes irdisches Leben, ein Gut, welches der oben erwähnte Neger dem Elefanten auch ohne Salzessen zuschrieb. Übrigens spielt die Geschichte nur an einem Tage.

„Um diese Zeit brachten sie mir ein schönes, ganz nacktes Weib, daß ich es taufe. Da ich sie katechisieren mußte, ließ ich sie mit einigen Blättern bedecken und machte ihr Vorwürfe, daß sie so lange die Taufe verschoben hätte, da doch seit geraumer Zeit das Königreich den christlichen Glauben angenommen habe. Sie antwortete, sie habe in offenem Lande gelebt, wie so manche andere und erst jetzt habe sie von der Ankunft der Kapuziner gehört. Nachdem ich sie in den Grundsätzen des Christentums unterwiesen (!!) hatte, taufte ich sie Anna. Nach der Taufe machten alle Bewohner der Libatte einen Kreis um die Anna und riefen tanzend und springend: Lang lebe die Anna, lang lebe die Anna! und das mit einem solchen Gebrüll und Getobe, daß ich ganz von Sinnen und betäubt war.“

Sodann folgen wir Zuchelli auf seinen Reisen zum weiteren Beweise unserer Bemerkung. a. a. O. 323 ff.

Zuchelli hört durch den Maire von Amusato, es sei seit 10 Jahren kein Priester dort gewesen, deswegen seien dort sehr viele, welche die heil. Taufe annehmen wollten. Z. macht sich auf und haufenweise kommt das Volk, er tauft 750 in 2 Tagen, an den anderen Tagen kamen noch

mehr, Kinder und Erwachsene, beinahe über 1000. Der Pater kann sich vor Schwachheit kaum auf den Beinen halten. Des Morgens früh beginnt das Taufen. Jedesmal 100 Kinder mit den Taufpaten kommen in einen Kreis, eine Arbeit, die allein eine Stunde in Anspruch nimmt. „Das Geschrei und der Lärm der tausende von Zuschauern, das Plaudern der Taufpaten, das Schreien und Heulen der Kinder, die zu ihren Müttern wollten, die Beschwichtigungsversuche der Mütter verursachten eine solche Unordnung, ein solches Murmeln und Schreien, daß es nicht anders schien, als solle der Tag des jüngsten Gerichts allhier gehalten werden.“ Z. steuert vergebens und bedient sich oft des „Stabes“ gegen die Zuschauer, „allein es halfe wenig und das Schreien wurde nur desto größer.“ Indes fängt Z. an, läßt einen Stuhl in den Kreis stellen und vollzieht an den ersten 100 alle Ceremonien, bei einem jeden insonderheit. Dann das zweite 100 mit den gleichen Scenen. Um aber dem immer ärger werdenden Tumulte zu entgehen, bringt Z. die Kinder, Mütter, Gevattern in einen verschlossenen Hof und stellte einige Schwarze mit Prügeln vor den Thoren auf. Allein die Zuschauer erkletterten den Pallisaden-Zaun und brachen mit demselben ein und machten so aus einem verschlossenen Hofe ein freies Feld. „Als mir nun alle meine Mühe und Arbeit fruchtlos abliefe, so mußte ich endlich die Geduld ergreifen“ und so bringt er sein Werk zu stande. Und weiter heißt es a. a. O. 342: „Wo viele Jahre kein Missionar hingekommen war, brachte man schon größere Kinder, welche mich bei der Salzspendung mit ihren spitzen Zähnen so scharf in den Finger bissen, daß ich die Schmerzen davon wohl etliche Tage fühlen mußte, oder die mir nach dieser Spendung so hurtig entwischten, daß ich Mühe hatte, solche wieder holen zu lassen und das Werk der Taufe an ihnen zu vollziehen.“ —

Als notwendige Folge dieses hier gekennzeichneten Verfahrens ergab sich der entsetzliche Stand des Christentums, wenn ja dieser Name noch anwendbar ist, den wir aus unserer Frage nach dem Kulturzustande kennen gelernt haben. Diese „Bekehrten“ führten ein „viehisch Leben, als wenn sie ⅔ mehr von einem unvernünftigen Vieh, als von einem vernünftigen Menschen besäßen,“ „und die Wahrheit zu bekennen, so glaube ich sehr, daß ihrer gar wenig, ja die allerwenigsten von diesen Schwarzen selig werden“, „denn die Christen hier sind die allerschwächsten und allerfaulsten Glieder, christliche Glieder mit dem unedlen Sauerteig des Heidentums eingemenget, welche all ihr Thun und Wesen dergestalt besudeln, daß gar keine Merkmale einiger Tugend bei ihnen zu finden.“ Zuchelli 161, 169, 259, 274, 330 u. ö.

Doch lassen wir diesen Zeugen weiter reden und sein und seiner Kirche Thun richten aus seinem eigenen Munde, a. a. O. 341 f.: „Was nun für Früchte daraus entstehen, so sage ich meine Meinung mit den andern Missionaren, daß von den Erwachsenen alle in die Hölle

kommen und verdammt werden ewig! Der ganze Nutzen (!?), den man mit den Erwachsenen bisher gestiftet, ist, daß man mit der Zeit die alten heidnischen Gewohnheiten ablegen und unter ihnen ein gutes Christentum einführen werde. Der andere Nutzen, den man durch diese Mission schaffet und welcher weit größer und wichtiger ist und der ewigen Wohlfahrt der Seelen ein großes beiträgt, bestehet in der Taufe absonderlich kleiner unschuldiger Kinder!"

Dieses Nutzens ist Zucchelli ganz voll, mit diesen Seelen der unschuldigen Kinder hofft er die Scheuern des Himmels mit häufigem Vorrat anzufüllen 169, das beklagt er, daß durch seine Krankheit ein entsetzlicher Schade an den armen unschuldigen Kindern geschehen sei 304, das und nichts mehr hat er an den Schwarzen zu loben, daß, ohnerachtet sie an und für sich selbst böse sind, sie doch darin sehr fleißig sind, ihre Kinder zur heil. Taufe zu bringen 341. Dem hat er denn auch seinen ganzen Eifer zugewandt, so daß er 4550 Kinder während seines Aufenthaltes in Sogno taufen konnte 344. Dieser Nutzen hat auch die Kapuziner gehalten, Kongo nicht zu verlassen, „wenn wir nicht noch einiges Mitleid mit den kleinen unmündigen Kindern hätten!" a. a. O. 274. Naturgemäß konnte dieses nur der einzige „Nutzen" sein, denn die nicht getauften Erwachsenen entflohen vor den Missionaren in die Wüsten Zucchelli 327 „und versteckten sich so lange, bis ich meinen Weg anders wohin genommen hatte" a. a. O. 322, 419 u. 420, da sie die Roheit dieser Diener Gottes und ihre Peitsche fürchteten (der Beweis dieser Anklage wird weiter unten erbracht). Aber wie? fragen wir, ist das ein „Nutzen"? Heißt das nicht die Teufel austreiben durch Beelzebub? Man tauft und lobt diese Taufen, man heißt sie einen Nutzen und dabei entblödet man sich nicht zu bekennen, „daß, wenn diese Kinder erwachsen, sie wieder den Götzen dienen" Zucchelli 312, oder daß die Bewohner des Landes „außer dem, daß sie als kleine Kinder die heilige Taufe empfangen, im übrigen in der That die blindesten Heiden seien!" a. a. O. 322. Man weiß es, sie leben wie die Heiden und „haben von der Taufe nichts als die wenigen Wassertropfen." Ja, warum taufte man denn die Kinder? da so etwas zu erwarten stand? Man legte damals der Kongregation die Frage vor, „ob es gestattet sei, den Kindern der Eltern, welche halsstarrig in ihrem Götzendienst, Aberglauben, Konkubinat verharrten, wenn sie ungezwungen und frei dieselben brächten, die heil. Taufe widerfahren zu lassen, ob man sie wegen Todesgefahr taufen sollte, indem sie noch im Stande der

Unschuld sich befänden, da doch ein **moral Gewißheit** wäre, daß, wenn sie zu ihrem hohen Alter kämen, sie wie ihre Eltern Götzendiener würden. Die Antwort von Rom lautete, daß man sie wegen Gefahr des Todes taufen sollte und daß die Probabilität fehlen könnte. Auf dieses Fundament tauft man Kinder und manchmal Erwachsene, wenn er kein Konkubinarius ist, die heidnischen Greuel abschwört, verspricht und zusagt, daß er als ein guter Christ leben wolle. Aber die Erfahrung macht gar oft das Gegenteil zur Gewißheit." Zuchelli 452 f. Dieses alles, dieses hier beschriebene Taufverfahren, dieses unverantwortliche, von „unfehlbarer" Seite gebilligte Verfahren in den Kindertaufen war der Tod der Mission am Kongo. —

Aus den vorstehend reichlich mitgeteilten Thatsachen dürfte zur Genüge hervorgehen, daß es Rom nicht um die Hauptsache zu thun gewesen sein kann, nämlich um das Zu-Jüngern-Machen der Völker, denn es sanktioniert das Treiben, welches dem einfachen Schriftworte ins Angesicht schlägt. In der That ist seine Absicht die hierarchische und dieser Absicht genügen ja die großen Zahlen der „Bekehrten", welche mit dem bloßen Namen „Christen" unter Roms Machtbereich fielen.

Schauen wir aber noch tiefer in das Getriebe hinein,[1]) so ergiebt sich aus dem der Taufe nachfolgenden Unterrichte ein weiterer Beleg unserer Behauptung. — Man sollte billig erwarten, daß dieser der Taufe folgende Unterricht, die „Unterweisung in den Geheimnissen des Glaubens," die „Katechisierung" und wie die Ausdrücke heißen, mit allem Ernste jetzt wenigstens das Eine Ziel verfolgt hätte, einzig und allein die großen Grundgedanken des Evangelii den „Bekehrten" zu bringen; aber ein Blick in die Quellen zeigt uns, daß dieses nicht die eigentliche Grundlage des Unterrichtes und sein Ziel gewesen sein kann. Und wenn dennoch manche Stellen solchen Unterricht nahe zu legen scheinen, wenn von „Unterweisung im Katechismus, in den 10 Geboten" die Rede ist, ein Ertrag ist nicht daraus erwachsen, denn erstens waren die Missionare der Sprache nicht mächtig, zweitens klagen dieselben die Dolmetscher grober Fahrlässigkeit gerade im Unterrichte an, drittens sind ihre Berichte voll von Klage über die Unwissenheit der Leute: „Sie wissen weder die Personen der heil. Dreieinigkeit, noch die Menschwerdung des Wortes, noch andere Glaubensgeheimnisse." Zuchelli a. a. O. 330. Vielmehr geht der Mis-

[1]) Zu den folgenden Ausführungen vgl. Wilson a. a. O. 251—258.

sionare vornehmlichstes Absehen, fast möchte man sich versucht fühlen zu sagen einzigstes Absehen darauf hinaus, in richtiger Folge aus dem Anfang ihres Thuns, „pour façonner, dresser aux moeurs“ Jarric 42, 25, das Volk zu modeln, ihm die gehörige, hierarchische „äußere Verzierung zu geben“, es „christliche Gewohnheiten annehmen zu lassen“ Zuchelli 274, es dahin zu bringen, „vivre à leur mode“ Lafiteau 2, 485. Nach verschiedentlichem, entsetzlichem Abfall heißt es nicht, die Völker zum Glauben bringen, einige Male nicht gerechnet, sondern „die Kirche zu herrlichem Glanz, zu vorgewestem lobsamen Stand!“ Wenn auch die „Sündenerkenntnis gänzlich fehlt,“ wenn auch die Leute behaupten, „sie seien der Sünd nicht fähig“, ist nur die Kirche in lobsamem Stand, dann mag es hingehen! Man ist höchlich erbaut, wenn die Träger der Meßgeräte sich schlagen um den Vorrang des Tragens, oder wenn beim Auspacken der Geschenke die Zuschauer alles Kniebeugen, Bekreuzigen u. s. w. der Weißen mitmachen; es ist das den Missionaren ein genugsames Zeichen von der Macht des Christentums bei den Schwarzen, „bevor sie noch dasselbe recht erkennet und angenohmen hatten!“ Dieses, eine äußere Form, und weiter nichts, erkennen und annehmen lehren, war die sonderliche Aufgabe der Missionare. Dazu unterrichtete man die Kongo-Edlen in „kirchischem Gepräng“, das Volk in den Bräuchen und Ceremonien der römischen Kirche. Zu dem Ende las man mit großem Pompe die Messe Labat 3, 93 f., 2, 237 f. u. ö., setzte den Beichtstuhl ein, legte Bußen aller Art und Grade auf, Merolla 574, und ließ Kinder und Erwachsene den Rosenkranz beten Labat 3, 31 f., 243, 333, Merolla 594, führte geistliche Bruderschaften ein, z. B. die Rosenkranzbruderschaft Labat 3, 34, lehrte Vokal-Gebete und Ave-Maria Zuchelli 421, tiefste Reverenz vor den Patres mit Fußkuß Zuchelli 197, richtete Prozessionen ein Labat 3, 187, 375 u. ö., erteilte mit nötigem Pompe den päpstlichen Segen Zuchelli 196, brachte Jubiläumsablaß und ließ denselben verdienen mit Prozessionen Labat 3, 375, 390. Und bald hatte das Volk gelernt, den Rosenkranz zu beten, das Zeichen des Kreuzes zu machen und sehr bereitwillig fügte man sich dem Brauche, Kruzifixe, Medaillen und Reliquien zu tragen, Carli Church. Coll. 499, d. n. V. ü. Mohr 63, Zuchelli 217, 250—252. Mit großem Eifer wachten die Missionare über diesem Thun, straften z. B. das Ungeheuer Antonio I. mit ernsten Worten, als dasselbe bei einer Prozession du S. Sacrement sich beikommen ließ, über sich denselben Sonnenschirm zu tragen, den es bei profanen Ceremonien zu tragen pflegte, aus keinem anderen Grunde, als um sich Gotte gleich

zu stellen Labat 2, 419, nicht zu gedenken jenes „gottseligen alten Herrn“ von Sogno, welcher in seinem Eifer die Lacher vor der Kirchthüre wollte enthaupten lassen! Man pflegte den Marienkult, weihete z. B. einen Königssohn unter großen Ceremonien der Jungfrau und zwar so kräftiglich, daß dieser fortan unter seine portugiesischen Exercitien statt seines Namens „l' esclave de la St. Vierge“ setzte Labat 3, 93 ff. Man empfahl ihre Statue als Gegenstand des Anbetens und als wunderthätig, und beides mit dem besten Erfolge Merolla 541 u. 548. Ja, der eifrige Zuchelli will für seine Sognesen ein in Kabinda befindliches Marienbild, voll Wunderthaten, durch „lobwürdigen und heiligen Diebstahl“ sich aneignen 460. Diese Thatsachen vor Augen ist nicht zu leugnen, abgesehen auch von den Abfällen, daß für gewisse Zeiten der römische Katholizismus scheinbar vorherrschend und anerkannt im Reiche war. Wir fügen dem Erbrachten noch ein weiteres bei. Die Zahl der Kirchen und anderer Andachtsstätten war sehr bedeutend, in San Salvador gab es 11, in Sony, der Hauptstadt von Sogno sechs, in dieser Provinz 18 Kultusstätten Merolla 553. Das ganze Königreich zählte wahrscheinlich nicht weniger als 100 geweihete Kirchen und vielleicht zwei- bis dreimal soviel andere Stätten, wo die Priester zu taufen und Messen zu lesen pflegten, nicht gerechnet die an sehr vielen Stellen errichteten Kreuze zum Zeichen der Herrschaft des Christentums! Dazu wetteiferten der König und seine hohen Beamten miteinander im Besuche der Messe, und es gab kaum eine einzige äußere Ceremonie der Kirche, die sie nicht streng und genau erfüllt hätten Labat 2, 337, 3, 27, 385, Merolla 559, 562, 591, und zwar mit unerhörter Devotion. —

Gestützt auf die Edikte des Königs, resp. der Fürsten, zogen die Missionare aus und vollzogen ihre Verrichtungen. Die Darstellung der Kapuziner-Missionen hat uns das zur Genüge bewiesen. Doch verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Punkte.

„Kommt ein Missionar in die Stadt, so giebt der Maire Abends, wenn alles zu Hause ist, durch Proklamation kund, daß ein Missionar angekommen sei und daß alle vor ihm zu erscheinen hätten, um Befriedigung ihrer geistlichen Bedürfnisse zu suchen und daß derselbe so lange bleibe, als solch Geschäft erfordere. Ist der Maire hierin nachlässig, oder ereignet sich irgend eine Art Störung, wird er gebührend bestraft, denn wir sehen es als unsere Aufgabe an, solche Personen von ihrem Amte zu entfernen, um das Land im nötigen Glaubensgehorsam zu erhalten, and to make these peoples to live well.“ Merolla 560, Carli Church. Coll. 493 f. „Ist der Missionar in der Provinz angekommen, so besucht ihn gleich der Maire, dem befiehlt er an, in die Hütten aller derer zu gehen, die Konkubinen bei

sich haben, er legt ihm auf, alle eingerissene Unordnung zu melden, etwaige Übelthäter wohl möglich mit Gewalt in Ketten herbeizuführen. Damit uns aber diese Maire alles offenbaren und uns nicht betrügen, so dräuen wir ihnen auf tausenderlei Art, ja wir dräuen ihnen gar, daß sie ihres Maireamtes von den Fürsten sollten entsetzt werden." Ebenfalls ist der Maire verbunden, ein saalartiges Haus für die heil. Mission zu bauen und für Lebensunterhalt zu sorgen. Zuchelli 299 ff.

So blieb auch das gemeine Volk in äußerem Eifer für die angenommene Religion nicht hinter seinen Fürsten zurück. Buße thuend zogen wohl lange Züge von Eingebornen, Holzblöcke und Baumstämme auf den Schultern tragend, vor die Kirche, knieten eine halbe Stunde vor denselben, traten dann in die Kirche, schlugen sich die Brust, löschten die Lichter aus und disciplinierten sich wohl eine Stunde mit Lederriemen und Gerten unter Absingung der Litanei der Jungfrau von Loretto, — ein Lichtblick und Trost dem Pater über die elenden Äthiopier, nicht gerechnet die prachtvollen Gartenzaunpfähle, welche dieser Zug ihm einbrachte, Carli Church. Coll. 500 f. Die Geißelungen in der Fastenzeit machte das Volk eifrigst mit, etwa 6000 Menschen mit der fürstlichen Familie, Asche auf den Häuptern, Dornenkronen auf den Köpfen, schwere Balken und große Kreuze auf den Schultern und dicke, starke, eiserne Ketten um den Hals und um die Füße. Etwa 3 Stunden während einer Prozession geißelten sie sich in diesem Aufzuge, Zuchelli 250—252. Übertreter kirchlicher Bräuche lassen sich willig zur Strafe und heilsamen Buße etliche Stunden einige Tage lang an ein Kreuz binden, das vor der Kirchenthüre steht, Zuchelli 335. Sie fasten willig zur Buße, lecken mit der Zunge ein Kreuz auf die Erde, enthalten sich des Tabaks, wenigstens am Tage, während des Nachts ihnen gestattet ist, zu rauchen, mit welcher Buße sie dann auch ganz zufrieden waren. Zuchelli Relation 13.

Mit welcher Machtfülle traten die Missionare auf z. B. in der Sklavenhandelfrage und mit hoher Befriedigung konnten sie sehen, wie denselben Bußen und Demütigungen, welche Rom, auf dem Gipfel seiner Macht, den europäischen Fürsten auferlegte, sich auch die demütigeren Fürsten von Kongo unterwarfen und man kann sich vorstellen, welch einen Eindruck es auf die arglosen Afrikaner gemacht haben muß, wenn der Bann über den König verhängt wurde, z. B. über Dom Garcia, den Grafen von Sogno Labat 3, 260, Merolla 571 u. ö., oder wenn die Könige, oder die Fürsten von Sogno vor den Missionaren knieten, ihre Füße küßten und ihr Gewand Zuchelli 197, 320, sich ins Hospitium „verfügen", die Befehle der Missionare entgegenzunehmen Zuchelli 201, oder gar, wenn sie diese mächtigen Fürsten Kongos in Sackleinen gekleidet, mit bloßen Füßen, mit einer Dornenkrone auf dem Kopfe, ein Kabeltau um den Hals, ein Kruzifix in der Hand, umgeben

von ihren in prächtigste Gewänder gekleideten Höflingen, auf den Knien vor den Kirchthüren liegen sahen, um Aufhebung des Bannes bettelnd. Merolla 570, 573, Zucchelli 400 f. vgl. Merolla 543. Wahrlich Rom auf dem Höhepunkte hierarchischer Machtfülle in dem unglücklichen Königreiche Kongo!

Allein die Kehrseite des Bildes! Es gab in Kongo ein Gebiet, das Gebiet heidnischen Aberglaubens, heidnischer Gebräuche, von welchen infolge des gebührend gekennzeichneten Vorgehens bei der Taufe das Volk schwer zu entwöhnen war. Hier versuchte die Kirche vergeblich ihre Macht und ihre Beseitigung schien nur so zu gelingen, daß man Bräuche, Bilder u. s. w. ähnlicher Art einführte, welche das Volk als eine Art Ersatz für das, was es aufgeben sollte, betrachten konnte. So sehen wir den König Alfonso die Idole verbrennen und „to repair this loss“ aus Portugal verschriebene Bilder u. s. w. verteilen! So hat man offenbar stets verfahren, denn mit aller Unbefangenheit stellt ein Merolla die abgeschafften und dafür eingeführten Gebräuche nebeneinander, ohne zu ahnen, wie sehr nüchterne Beobachter von der auffallenden Familienähnlichkeit beider überrascht sein dürften.

Die Aufzeichnungen Merollas 555 f. enthalten zuerst 7 great abuses betreffend Schutzmittel für schwangere und gebärende Frauen, für neugeborene Kinder, welche aus Pflanzenfasern und Tierzähnen hergestellt und vom Fetizero geweiht waren; ferner heidnischen Brauch bei Entwöhnung eines Kindes, ferner das Geben des „Mokisso“ an das Kind vom Fetizero, eine Art „Nasiräatsgelübde“, welches vom Träger streng gehalten unbedingt ihm Glück brachte, im anderen Falle aber unbedingtes, schleuniges Verderben. Diese „Mokisso-Gelübde“ bestanden in Vermeidung gewisser Speisen, gewisser Wege, Heilighaltung besonderer Tage u. s. w.: eine endlose Last und ein Joch auf den Hälsen der Armen, welche häufig darunter zusammenbrachen. Vgl. den vorzügl. Artikel Mokisso bei Bastian a. a. O. 254 ff. Im weiteren bestand der Abusus in einer glückverheißenden Untersuchung des Kindes durch den Medizin-Mann und in gewissen Gebräuchen im Pubertätsalter. Diesen sieben Stücken stellt Merolla sieben kirchliche Gebote gegenüber zu nachdrücklichem Gebrauche. Die Schwangern hatten neben öfterer Beichte und Kommunion religiöse Reliquien zu tragen statt der Zaubermatten. Die Mütter sollten die Stricke, welche sie ihren Kindern umzuknüpfen pflegten, aus Palmblättern machen, welche am Palmsonntage geweiht worden wären und überdies ihre Neugeborenen durch diejenigen Reliquien hinreichend zu schützen suchen, welche von den Katholiken zur Taufzeit angewendet würden. Zur Zeit der Entwöhnung sollten die Eltern die Kinder Gott darbringen in der Kirche vor einem Bilde des Heilandes und statt des Mokisso dieselben anhalten, irgend eine besondere Andachtsübung vorzunehmen, mehrmals täglich den Rosenkranz zu beten, an Sonnabenden zu fasten, Mittwochs kein Fleisch zu essen und ähnliche unter Christen

gebräuchliche Dinge zu verrichten. Und wenn die Kongo ihre Fruchtbäume und Getreidefelder durch Fetische zu beschützen pflegten, welche angeblich die Macht besaßen, alle die, welche Eingriffe versuchen sollten, zu bestrafen, so ward solches untersagt und zugleich geboten, geweihete Palmzweige zu benutzen und hier und da in den Kornfeldern das Zeichen des Kreuzes aufzustellen zum Schutze der Früchte. Merolla 557. Wie auch die Missionare über diese Dinge gedacht haben mögen, mögen sie damit auch thatsächlich gegen den Aberglauben protestiert haben, wir müssen entschieden in Abrede stellen, daß das Volk von Kongo je einer wesentlichen Veränderung im Bereiche seiner abergläubischen Gebräuche sich bewußt wurde, oder gar durch den Tausch einen Vorteil gewann, denn es war ein gewaltiger Irrtum der Missionare, daß sie den so kümmerlich und schlecht unterwiesenen, ja innerlich heidnisch roh gebliebenen Bewohnern ein System fremdartiger Gebräuche gaben, welches dem, das sie ausrotten wollten, in Inhalt und Form so verzweifelt ähnlich war. Unmöglich konnte eins von zwei so ähnlichen Systemen das andere verdrängen, — „es ist nicht zu beschreiben und zu begreifen, daß die Zauberer u. s. w. bei dem närrischen Volke mehr Glauben finden und in größerer Hochachtung stehen als wir, die wir die Zauberei auszurotten versuchen." Zucchelli 334, — und daher bestand alles, wofür die Bewohner von Kongo den Missionaren zu danken hatten, nur in Vermehrung jener Last abergläubischer Gebräuche, welche sie ohne dieses schon in den Staub gedrückt hatte. Vergl. den oben angezogenen Artikel Bastians und Wilson.

Die neue Religion, so wie sie gebracht ward, gab nichts für das Herz und für den Geist und stillte das laute Sehnen der Menschenbrust nicht. Statt die Bande des Aberglaubens zu lösen und das Volk einem weiteren Raume und der Freiheit der Kinder Gottes entgegenzuführen, zog sie die Bande nur noch straffer und legte dem Volke eine schwerere Last abgöttischer Gebräuche auf, als es je getragen hatte. Und wenn uns aus allen Quellen die Klagen der Missionare entgegentönen über den Hang der Völker zur Abgötterei und zum Aberglauben, wie dergleichen Klagen genug erbracht sind, so fallen diese Klagen der Missionare als eine Anklage des Volkes auf sie selbst zurück, denn weil Rom in seinem Bestreben, dort über tausende von „Bekehrten" zu herrschen, alle Mittel für recht ansah, zu dem Ende ein nur äußerliches Christentum einführte, und äußere Bräuche förderte, so blieb das Volk bei dem Alten, ihm gewohnt Gewordenen, denn das war ihm Greifbares, Faßbares, nahm aber das Römische mit in den Kauf, und es entstand so eine bis zur Verheidnischung gehende Entstellung des Christentums, „un melange affreux" von Heidentum und Christentum, eine „idolatrie réelle,

mais masquée, welche unter einem gewissen äußeren guten Schein eine Menge von Mißbräuchen enthielt, in Bezug auf welche diese Einfältigen prätendierten, daß man sie ihnen hingehen lasse et leur tenir compte de ce, qu'ils voulaient bien se dire et s'avouer Chrétiens!" Labat 3, 215, 199, 218, 344 f.

Nun könnte freilich Rom an der Hand der Quellen als Gegenbeweis dieser Ausführungen hinweisen auf den großen, schon erwiesenen Eifer in der Beobachtung und Ausübung der angenommenen Religion, denn:

„Alle haben Rosenkränze, alle bitten bei Begegnungen kniend die Patres um den Segen. An den drei Tagen unserer Disciplin oder Geißelung in der Woche werden wir allezeit von einem großen Haufen der Geißelnden begleitet, welche da öffentlich in der Kirche stehen und sich schlagen. An Fest- und Feiertagen versäumen sie keine Messe, besuchen alle Predigten und kommen zum dritten Rosenkranz und zu jedem heiligen Werke, das wir mit gutem Eifer hier eingeführet haben," — „also daß mein Herz in meinem Gemüte recht vor Freuden jauchzte und ich dachte, sie hätten schon einen rechten Grad der Vollkommenheit erlanget und würden nun in aller Kürze zum Gipfel der Tugend hinansteigen, ja sie würden in kurzer Zeit in die Zahl der Heiligen versetzt werden können!" Zucchelli 216 u. 251.

Allein dieses ist keineswegs ein Beweis, daß sie je eine aufrichtige Hinneigung zu der neuen Religion fühlten, oder ihre alte Anhänglichkeit an den alten Glauben aufgegeben hätten. Es war ja ihr Interesse und es war ihnen von Wichtigkeit, die Gunst der Missionare zu bewahren, — wir werden sehen warum, aus manchen „schlagenden" Gründen, — und sie hegten durchaus keine Besorgnis, daß ihre eigene Religion durch Berührung mit der römischen beeinträchtigt werden, oder gar in Gefahr kommen könnte, ganz verloren zu gehen, da sie zu gewissen Zeiten eine untergeordnetere oder weniger sichtbare Stellung einnehmen mußte. Denn wenn sie in Gegenwart der die Königsedikte handhabenden Missionare den Gebräuchen und Ceremonien der römischen Kirche alle gebührende Ehrfurcht bezeigten, so waren sie, wenn die Missionare sie nicht beobachten konnten, und ihre Maire und Dorfältesten steckten stets mit ihnen durch, nicht weniger gewissenhaft und pünktlich in der Beobachtung der Gebräuche ihres eigenen Glaubens. Zu allem schon erbrachten Material noch ein Wort Zucchellis:

„Sie sind sehr willig zur Annahme des christlichen Glaubens, allein haben sie sich gleich zu demselben bekannt, so wollen sie doch ihre heidnischen

Gebräuche keineswegs dabei vergessen; sogar wenn ihnen ein Kind geboren wird, sie solches nach der Taufe mit zwiefach so vielen abergläubischen Narrenspossen dem Teufel widmen, was sie aber alles **heimlich** vor den Missionaren thun, damit sie nicht von ihnen **beschrien** werden mögen!" a. a. O. 170.

Da sich nur wenig Missionare mit der Sprache des Landes bekannt machten, so war den Eingebornen dieses Spiel besonders erleichtert, denn die Eingebornen sahen recht gut, wie unwissend in dieser Beziehung die Missionare waren und säumten nicht, diesen Vorteil zu einem der merkwürdigsten Possenspiele zu benutzen, welche jemals vorgekommen sind. Es kostete ihnen keine Mühe, da die Kräfte der Wiedergeburt und Erneuerung durch den heiligen Geist in ihnen nicht wirksam waren, in einem Charakter, der ihrem eigenen fremd war, ungezwungen und natürlich zu erscheinen, ihre eigenen Anschauungen und Grundsätze unverletzt zu bewahren und sich äußerlich zu Ansichten und Grundsätzen entgegengesetzter Art zu bekennen, m. a. W. als eifrige Katholiken zu erscheinen, während sie in Wirklichkeit die verstocktesten Heiden waren, welche die Erde tragen konnte. „Am verderblichsten ist ihre Geschicklichkeit, ihre Bosheit zu verstecken vor den Missionaren, dieselbe abzuleugnen auch allermeistens unter dem heiligen Siegel der sakramentirlichen Beichte," klagt Zucchelli 257, 274 und im Anlasse eines Falles, daß ein konkubinarischer Fürst, dessen Wesen bekannt war, aber absichtlich verborgen gehalten ward, ebenso wie alles andere, stets zum Sakrament gekommen war, bricht er in folgende Worte aus:

„Hieraus kann man abermals die große Unglückseligkeit dieser Schwarzen erkennen, daß ihr ganzes Christentum nichts anderes ist, als eine Verstellung und Heuchelei, dabei sie gar keine Gottesfurcht im Herzen haben, sondern die Sakramente nur zu ihrer großen Bosheit anwenden und sich dasjenige zum Gift machen, was wir ihnen aus einem guten Eifer zum Heil ihrer Seelen mitteilen. Gewiß! Bäche von Thränen möchte man vergießen, wenn man die unaussprechliche Blindigkeit dieser Leute und ihre Gottlosigkeit genugsam beweinen wollte. Ja, wenn man es recht berufen wollte, daß die Ehre der unendlichen Gottheit von diesen Leuten so verunehret wird, so möchte man mit Ezechiel 19 kläglich wiederholen u. s. w.!!"

Wir unterschreiben die Klage Wort für Wort, erheben aber mit ihr eine schwere Anklage wider Rom, zum mindesten die, daß es voll entsetzlichsten Hochmutes den schweren Balken im eigenen Auge nicht erkennt, der wohl mit „Bächen von Thränen möchte be-

weinet werden.“ Aber so erntete Rom die Früchte der großen Lüge, mit welcher es vor diese Völker getreten war, wiederum von den „Bekehrten“ belogen und betrogen!!

(Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

III.

Vom Herausgeber.

Südafrika. Auf dem Missionsgebiete des Am. Board in Umsilas Reiche (nordwestl. von Inhambane) scheint wieder Ruhe eingekehrt zu sein; die kleine Gemeinde zu Mongwe hielt erfreuliche Gebetsversammlungen. 500 Exemplare der ersten 12 Kapitel des Evangelii Matthäi sind gedruckt, leider wird aber auch von der Zunahme der Trunksucht berichtet und daß die Portugiesen die Lehrer der Eingeborenen im Schnapsbrennen sind (Miss. Her. 1888, 199. 256).

Die unter Leitung des tüchtigen Missionars Coillard stehende und durch 3 neue Missionare verstärkte französische Zambesi-Mission, welche mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat und noch zu kämpfen hat, ist jetzt endlich in das Stadium einer gewissen Konsolidierung eingetreten. 2 Stationen: Seschekе und Sefula sind jetzt fest begründet, soweit man bei den dortigen unsichern politischen Zuständen, die immerfort neue kriegerische Verwicklungen bringen, eines solchen Ausdrucks sich bedienen darf (Journal des Miss. évang. 1888, 62. 101. 140. 181).

Von Schoschong aus hat der Londoner Missionar Lloyd in Begleitung einiger Bamangwato wieder einen Besuch bei den versprengten Batauana (in der Nähe des Ngamisees) und einigen noch nördlicher wohnenden Stämmen gemacht, welcher Gelegenheit zu reichlicher Verkündigung des Evangelii bot. Sowohl der Häuptling der Batauana, Moremi, wie der der Bakwangadi, Nyangana, nahmen den Missionar und seine Botschaft freundlich auf, während Ndara, der Häuptling der Mampokuschu, anfänglich von dem Worte Gottes nichts wissen wollte und sogar das Geschenk eines Neuen Testaments in der Setschuanasprache verweigerte, bis auch er zuletzt zugänglicher wurde. Naiv ist es, wenn sich der Missionar wundert, daß die letzteren „keine Idee davon haben, beim Gebet die Augen zu schließen“ und „gänzliche Enthaltsamkeit bei ihnen unbekannt ist“ (Chron. 1888, 68. 102). Da um Wiederholung des Besuchs gebeten wurde, so werden diese allerdings nicht zahlreichen Stämme hoffentlich bald in eine stetige missionarische Pflege genommen.

In Transvaal grassiert das Goldfieber mit all den Aufregungen, Leidenschaften und Enttäuschungen, welche im Gefolge dieser gefährlichen Krankheit überall zu sein pflegen. Tausende von Europäern, nicht alle von der besten Sorte, strömen ins Land, in kleinern Distrikten (Barberton, Johannesburg) sich häufend, wodurch sich allerdings Handel und Wandel hebt und die Preise

oft ins ungeheure steigen. Auch Farbige sammeln sich in großen Massen auf den Goldfeldern und verdienen viel Geld; freilich hebt sich mit dem Wohlstand nicht die Moralität und mit dem Goldhunger nicht die Heilsbegierde. Aber die Anforderungen an die Arbeit der Mission unter Europäern und Eingebornen steigern sich (Berl. M. B. 1888, 210. Chron. 258. Not. 64).

Um die Häufung von Farbigen zu verhindern, hat die Buren-Regierung (der Volksrat) ein bereits früher gefaßtes, aber nicht ausgeführtes Gesetz (die plakker-wet) erneuert, nach welchem jedem Bauernhof nur 5 Familien Arbeitskaffern zugewiesen werden und überhaupt nicht mehr als diese Zahl auf einem Platze wohnen dürfen, die übrigen sollen nach der Bestimmung der Regierung auf Lokationen verteilt werden. Solche Lokationen werden nur ausgegeben an die Oberhäuptlinge der einzelnen Stämme; wo also Missionsstationen sich finden, die bei Unterhäuptlingen errichtet sind, so droht ihnen die Auflösung. Dieser Auflösung sind trotz allen Protestes bereits 5 Stationen der Hermannsburger (Sara, Bersaba, Kronendal, Hebron, Jerichow) verfallen und noch mehrere werden dasselbe Geschick haben. „Wir und unsere Gemeinden sind rein wie niedergedonnert" (Hermannsb. M. Bl. 1887, 212. 1888, 18).

Seitens der Berliner Mission, welche von dieser Maßregel bis jetzt noch nicht getroffen worden ist, wird lebhafte Klage geführt über die rücksichtslose Eindrängung der englischen Wesleyaner und Hochkirchlichen in ihr Gebiet. „Sie schicken ihre Nationalhelfer einfach auf die von uns gestifteten Außenposten und suchen entweder uns ganz zu verdrängen oder eine Gegenmission zu errichten. Unsere seit Jahr und Tag Unterrichteten und zur Taufe Vorbereiteten suchen sie mit aller List von uns abzuwenden und völlig unreif zur Taufe in großer Zahl selbst zu taufen, sodaß hunderte uns auf diese Weise verloren gehn. . . Wir würden ja, so schmerzlich es ist, die Frucht langsamer treuer Arbeit in andere Hände übergehen zu sehen, diesen Zahlen gegenüber froh sein können, wenn die von uns fortgelockten in der neuen M. G. wirklich gesunde geistliche Nahrung fänden, aber gemeinhin werden sie teils nicht genug in Gottes Wort unterwiesen, teils gegen gewisse heidnische Sitten, denen sie früher frönten, in Gleichgiltigkeit eingewiegt, teils mit Mißtrauen und Haß gegen uns, ihre früheren Lehrer erfüllt, sodaß vielfach Neid, Eifersucht, Hader und Haß in der Gemeinde selbst wuchert und also das gute Werk auch von innen her gefährdet wird" (Berl. M. B. 1888, 202). Das ist allerdings keine missionary comity (cf. diese Ztschr. 316).

Innerhalb ihrer beiden transvaalschen (Süd- und Nord-) Synoden hat die Berliner Mission heute 24 Stationen mit zusammen 9865 Getauften und 4817 Kommunikanten. Ihre größte Station ist das bekannte Botschabelo mit einer christlichen Gemeinde von 1662 Seelen. Wie rege der kirchliche Sinn hier ist, kann daraus abgenommen werden, daß die Zahl der Kommunizierenden 1909 betrug und 7765 Mk. kirchliche Gemeindeabgaben aufgebracht wurden. Im Lande der Bapedi (früher Sekukunis Land) ist der Erfolg nicht so bedeutend, wie man auf diesem Märtyrerboden erwartete; freilich muß dabei in Rechnung gezogen werden, daß fast alles empfängliche Volk nach Botschabelo ausgewandert ist. In Nordtransvaal haben die Goldfunde und die englische Gegenmissionsthätigkeit das sonst so frisch aufstrebende Werk ein

wenig niedergehalten. Die in Mp'home errichtete Nationalhelferschule entwickelt sich in erfreulicher Weise (Ebd. 211. 216. 218).

Im Zululande ist leider infolge der unpädagogischen englischen Politik schon wieder Krieg ausgebrochen und zwar wie es scheint, diesmal ein ernster Krieg. Für die eben aufblühende Mission ist das besonders verhängnisvoll. Der Am. Board berichtet von einem Jahre außerordentlichen Erfolges. Die Zahl der zu seinen Gemeinden gehörenden vollen Kirchenglieder (969) hat sich um 129 vermehrt, das geistliche Leben hat eine erfreuliche Erweckung erfahren und seine Schulen, darunter 3 höhere mit 169 Zöglingen, befinden sich im blühenden Zustande (Her. 1887, 441. 1888, 160. 304). Ähnlich heißt es auch im Jahresbericht der schottischen Freikirche: Ein Jahr des Fortschritts. . . Es ist Leben in die Totengebeine gekommen. . . Die Schulen blühen. . . Die ärztliche Mission und die Evangelistenthätigkeit der Eingebornen sind im befriedigenden Gange (Rep. 1888, 39) und — in diesen erwachenden Frühling hinein wieder die bösen Kriegswetter!

Höchst erfreuliche Kunde kommt auch aus der französischen Bassutomission, in der gleichfalls infolge außerordentlicher Versammlungen eine Erweckung stattgefunden hat, welche immer größere Dimensionen anzunehmen scheint. Die Berichte sind voll von charakteristischen Einzelheiten und da sie durchaus den Eindruck gewähren, daß die Bewegung an sich eine gesunde ist und in gesunder Weise geleitet wird, so steht zu hoffen, daß sie einen großen und reellen Fortschritt der Christianisierung bedeutet (Journal des Miss. év. 1888, 42. 46. 1886, 130. 176. 252). Bis zum Abschluß des Rechnungsjahres hatte sich die Zahl der vollen Kirchenglieder um 504 vermehrt, während die der Katechumenen 3412 betrug. Beide: Kirchenglieder und Katechumenen waren zusammen 9441; gegen das Vorjahr eine Vermehrung von 1670 und seitdem ist das Wachstum beständig fortgegangen. Nur über eins wird geklagt: daß infolge der allgemeinen südafrik. wirtschaftlichen Bedrängnis, da die Landesprodukte fast ganz entwertet sind, die Kirchenbeiträge herunter gegangen sind und zwar von 21 936 Frk. in 1885 auf 16 109 in 1887 — notabene immer noch eine anständige Leistung bei c. 6000 Kirchengliedern! — und daß unter diesem Ausfall die Thätigkeit der eingebornen Evangelisten zu leiden in Gefahr steht. Beiläufig bemerkt ist die Entschädigung, welche diese Evangelisten erhalten, sehr gering: 100—180 Frk. pro Jahr. Da aber gerade in diesem Augenblick an dieser Thätigkeit viel hängt, so hat man ausnahmsweise eine Subskription in Paris eröffnet für die Bassutoevangelisten, die bis jetzt einen Ertrag von c. 6000 Mk. geliefert hat (Ebd. 42. 175).

Die bekannte Schul- und Industriemissionsstation der Freischotten unter den Kaffern zu Lovedale hat ein Jahr ruhiger stetiger Entwicklung durchgemacht trotz der mancherlei feindseligen Anfechtungen, die ihr das Leben schwer machten. Die Gesamtzahl ihrer Schüler betrug Ende 1887 398, unter welchen 36 eigentliche Handwerkslehrlinge sich befanden, während die Lovedale-Kaffergemeinde 712 Kommunikanten zählte. Auch das dem Lovedaler ähnliche Blythswood-Institut unter den Fingu in Transkei mit seinen 140 Zöglingen bewährt sich als ein Segen für das Land (Rep. 34. 38).

In unsrer letzten Rundschau hatten wir etwas ausführlicher über die

unter uns wenig bekannte hochkirchliche Industriemission zu Keiskamma Hoek in der Diöcese Grahamstown berichtet (1887, 231). Der dort erwähnte Angriff auf die Regierungsunterstützung (grant), welche um seiner industriell-erziehlichen Wirksamkeit willen dieses Institut bezogen, hat eine Reduktion dieses Grants auf weniger als die Hälfte (von 17 700 auf 8360 Mk.) aber auch eine treffliche Verteidigung des Leiters der Anstalt zur Folge gehabt (M. Field 1888, 25). Es ist doch merkwürdig: in der ganzen Welt verlangt man von der Mission, daß sie die Eingebornen zur Arbeit erziehe, landwirtschaftliche und industrielle Thätigkeit übe bezw. lehre, und verspricht einer solchen Kulturmission alle mögliche Unterstützung. Macht sie sich aber ans Werk, so erhebt der wirtschaftliche Eigennutz sofort ein großes Geschrei, daß er geschädigt werde und thut, was er kann, um den erst stürmisch verlangten Instituten die Wurzeln abzugraben. Wir verlangen durchaus keine Geldunterstützung seitens des Staats für das eigentliche Missionswerk; aber das dünkt uns billig und recht, daß die Staaten bezw. Kolonien wenigstens einen anständigen Beitrag leisten, wenn die Mission in besonderen Lehranstalten ihnen Beamte, Handwerker, Bauern u. s. w. heranbildet.

Aus der Kapkolonie wollen wir diesmal nur die traurige, traurige, traurige, leider durch ganz Afrika ihr Echo findende Klage wiedergeben, daß die **Trunksucht** unter den Eingebornen immer größere Verheerungen anrichtet. Wie es einst von dem Blute Abels hieß: „es schrie zu Gott", so „schreiet" heute Afrikas trunken gemachtes Volk zu Gott im Himmel, es schreiet eine furchtbare Anklage hinauf zu dem Richter der Welt wider den mörderischen Branntweinhandel, durch welchen die europäische Habgier den dunkeln Weltteil vergiftet. Doch wir müssen warten, bis unsre Rundschau uns zu Westafrika führt, wo wir auf diese „offene Wunde" Afrikas zurückzukommen genötigt sind.

Nur ein kurzer Blick auf Madagaskar. In den bereits christianisierten Teilen der Insel, besonders in der Provinz Imerina und der Hauptstadt Antananarivo selbst nimmt noch immer die Sichtungsarbeit die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch, während in den übrigen Teilen eigentliche Missionsarbeit getrieben wird, hier mit mehr, dort mit weniger Erfolg. Erfreulich ist es, daß es den Londonern ein voller Ernst damit ist, den Weizen von der Spreu zu scheiden, wenn durch diesen Scheideprozeß die großen Zahlen auch etwas zusammenschmelzen. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird auf die Erziehung der Jugend und die Ausbildung tüchtiger eingeborner Geistlichen und Lehrer verwendet. Es stehen jetzt 1005 Schulen mit 102 747 Schülern unter der Leitung allein der Londoner Mission und der ihr eng verbundenen Freunde (Quäker). Diese Schulen sind (gottlob!) noch sehr einfach; die Berufung der Lehrer geschieht durch die Gemeinden; aber da von der M. G. nur dem Lehrer ein Zuschuß zum Gehalt gewährt wird, welcher ein Befähigungszeugnis seitens derselben besitzt, so liegt thatsächlich die Besetzung in der Hand der Missionare. Große Sorgfalt wird auf die regelmäßige Visitation der Schulen seitens bestimmter hierzu delegierter Missionare verwendet und zur Anspornung der Lehrer und Schüler werden bei dieser Gelegenheit Preise verteilt. — Bezüglich der Pflege des geistlichen Gemeindelebens und der Förde-

rung der Mission unter den noch heidnischen Insulanern leisten die halbjährlichen von auswärtigen Delegierten besuchten Konferenzen in der Hauptstadt wesentliche Dienste (Chron. 1888, 208. 232. 295. 330).

Im Nama- und Hereroland hat die deutsche Schutzherrschaft bis jetzt den Eingebornen weder einen Segen gebracht, noch Deutschland bei ihnen in Ansehen gesetzt. Die traurigen Kriegs- und Raubzüge, die beide Länder nun schon seit Jahren zerrütten, dauern fort, ohne daß seitens der deutschen Reichsregierung eine Macht zu ihrer Beendigung aufgeboten worden wäre. Erst neuerdings verlautet, daß die Bildung einer Art Polizeitruppe unter einem preußischen Offizier und Unteroffizier im Werke sei. Der schon wiederholt erwähnte Hendrik Witbooi von Gibeon, welcher vorgiebt ein ihm von Gott übertragenes „Werk" unter den Herero auszuführen zu haben, mit dem er seine Raubzüge entschuldigt, ist endlich im Namalande durch einen Kapitän seines eignen Stammes wiederholt ziemlich geschlagen, sein Vater aber gefangen genommen und erschossen worden, so daß Hereroland wenigstens für die nächste Zeit vor dem fest in seine Überspanntheit verrannten Manne Ruhe haben wird. — Von den Buren, welche die besten Plätze Großnamalands in Besitz nehmen wollten, hat man in letzter Zeit nichts mehr gehört. Der deutsche Kolonisationsversuch im sogen. Lüderitzland scheint ein klägliches Ende nehmen zu wollen. Mittlerweile sind bekanntlich dort Goldlager entdeckt worden und schon beginnt man in Deutschland Goldgruben-Aktien auszugeben!!! Wir stehen diesem Goldrausche sehr kritisch gegenüber; aber da von unsern Lesern vermutlich keiner seine Gelder in diesen Goldgruben-Aktien angelegt haben dürfte, so ist es nicht nötig, unsre Kritik zu detaillieren. Auch angenommen: die Goldgruben lieferten wirklich einen Ertrag, der das auf ihre Bearbeitung verwendete Kapital reichlich verzinst — jedenfalls würde den Eingebornen weder dieser noch sonst ein anderer Gewinn aus den Goldfunden zugute kommen. Daß unter diesen Umständen die Missionsarbeit keine bedeutenden Fortschritte gemacht haben kann, leuchtet von vornherein ein. Einzelne erfreuliche Erlebnisse abgerechnet, bietet die rheinische Mission in Nama- und Hereroland augenblicklich einen wenig erfreulichen Anblick (Rhein. M. B. 1888, 100. 105. 111. 176. 203. 212).

Westafrika. In der amerikanischen Bihé-Mission, die jetzt 3 feste Stationen besitzt: Bailundu, Bihé und Olimbinda, ist auf der ersteren mit der Taufe von 14 Erstlingen die erste christliche Gemeinde organisiert worden, während in Bihé selbst durch den Tod des der Mission sehr feindlichen Häuptlings der Krieg zwischen Bihé und Bailundu beendet wurde und überhaupt ein großes Hindernis der Evangelisierungsarbeit beseitigt zu sein schien. Leider nur schien, denn sein Nachfolger setzte die Erpressung von Geschenken fort und verweigerte die Erlaubnis zur Anlage der neuen Station Olimbinda. Von den jungen Christen reden die amerikanischen Berichterstatter mit großer Anerkennung; auch die endlich in Gang gebrachten Schulen berechtigen zu einem hoffnungsvollen Ausblick (Her. 1887, 441. 443. 1888, 18. 161. 258).

Über die erst jüngst in dieser Zeitschrift (S. 270) ausführlich besprochene sogen. „sich selbst erhaltende" westafrik. Mission des methodistischen Bischofs Taylor hat der jetzt in Amerika weilende Gründer und Leiter selbst auf der methodistischen Generalkonferenz umfassende Mitteilungen gemacht, welche uns

allerdings ziemlich stark an rhetorischer Färbung zu leiden scheinen. Von Loanda ausgehend, so berichtete Taylor, habe er bis Malange 5 Stationen gegründet, zusammen seien aber 33 (!) Stationen eröffnet, von denen auf 32 Missionshäuser stünden! Ich verzichte darauf, seinen in der Konferenz entwickelten „Plan“ zu reproduzieren; derselbe fand keineswegs ungeteilten Beifall, doch wurde schließlich Taylor als „Bischof für Afrika“ (!!) anerkannt, ihm für seine selbsterhaltende Mission freie Bewegung gelassen und der Miss. Board nur angewiesen, ein Komitee zu ernennen, welches über Taylors Mission eine Oberaufsicht führe (Indep. 17. 15 u. 7. 6). Im übrigen wollen wir die Kritik lassen und etwa 5 Jahre lang abwarten, wie die „Mission“ Taylors arbeiten wird!

Am Kongo sind jetzt 6 bezw. 7 Missionen thätig, wenn man die eben im Entstehen begriffene Pariser mit dazurechnet, welche von Gabun aus innerhalb des französischen Kongogebietes ihr Werk in Angriff zu nehmen gedenkt. Diese 6 Missionen sind: Die der englischen und die der amerikanischen Baptisten, die bischöflich methodistische unter Taylor,[1] die eines englischen Komitee von Free Will Offerers, welche soeben beginnt, die schwedische und die römische Mission.

Was zunächst die englischen Baptisten betrifft, auf deren 5 Stationen: San Salvador, Tunduwa (Underhill) und Ngombe (Wathen) am unteren und Stanley Pool (Arthington) und Lukolela (Liverpool)[2]) jetzt 19 Missionare mit 2 Lehrerinnen thätig sind, von denen freilich immer einige gesundheitshalber in England weilen, so haben dieselben im vergangenen Jahre durch den Tod von 6 Missionaren, unter denselben leider den Führer der ganzen Mission: Th. Comber, sehr schwere Verluste gehabt. Auch die Kongomission ist ein gräberreiches Arbeitsfeld; allein auf dem Kirchhofe der Station Tunduwa befinden sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens — 7 Missionsgräber (Bapt. Her. 1887, 398. 429. 440 f. 1888, 77. 153)!! Der durch das ungesunde Klima bewirkte häufige Personenwechsel hält den Fortgang der Missionsarbeit natürlich ungeheuer auf. Um so unbegreiflicher ist es, daß gerade bei den englischen Baptisten (bei den amerikanischen ist es ganz anders) das Reisen gar kein Ende nimmt. Man sollte denken, jetzt wäre es endlich Zeit, auf den angelegten Stationen an eine stetige Arbeit zu gehen. Das Entdecken können die Kongomissionare nun andern überlassen, sie haben geographischen Entdeckerruhm genug. Was die ziemlich zahl- und umfangreichen Berichte (der engl. Baptisten) an missionarischer Ausbeute gewähren, ist sehr dürftig. In San Salvador haben die ersten Taufen stattgefunden, in Tunduwa, Ngombe und Stanley Pool werden in den Schulen c. 150 Kinder unterrichtet, und in Lukolela fangen die Eingebornen an zu verstehen, daß die Missionare etwas anderes als die Händler wollen (B. Her. 1888, 7. 39. 80 f. 192 ff.).

[1]) Der gerühmte Taylorsche Dampfer konnte nicht stromaufwärts gebracht werden (Miss. Rev. 1888, 209).

[2]) Es ist eine förmliche Unsitte, den afrikanischen Orten europ. Personen- oder Ortsnamen zu geben. Diese Unsitte verwirrt nur die Geographie und erschwert das Behalten der Namen außerordentlich, zumal wenn man gar, wie hier, beide Namen merken soll.

Weit günstiger lauten die Berichte der amerikanischen Baptisten, welche ihre 6 Stationen (Mukimvika, Palabala, Banza Mantike, Lukunga, Leopoldville und Equatorstation) am südlichen Kongoufer haben und viel seßhafter sind, als ihre englischen Glaubensgenossen. Auf allen diesen Stationen ist, hier mehr dort weniger, das Evangelisations- und Schulwerk im Gange, auf dreien bereits eine christl. Gemeinde gesammelt, unter denen die zu Banza Mantike 216 Glieder zählt und sich energisch an der Ausbreitung des Evangelii bethätigt (Bapt. Miss. Mag. 1888, 291).

Am Gabun sind, wie schon bemerkt worden, die presbyterianischen Schulen soweit sie im französischen Kolonialgebiete liegen, nun wirklich mit französischen von der Pariser M. G. entsandten Lehrern besetzt worden. — Auf der Station Kangwe am Ogowe gab es ein gesegnetes Jahr: 379 Katechumenen hatten sich gemeldet, von denen bereits 91 in die Klasse der vollen Kirchenglieder aufgenommen werden konnten, während an den übrigen 3 Stationen sich weniger Fortschritt gezeigt hat. Dagegen fand zu Benita und Corisko gleichfalls eine erfreuliche Mehrung der allerdings immer noch kleinen Gemeinden statt (Church at-home and abr. 1888, 600).

Die traurigen Erfahrungen, welche die Baseler Missionare an den von den englischen Baptisten übernommenen Kameruner Christengemeinden gemacht haben, sind unsern Lesern bereits bekannt. Infolge des energischen disziplinarischen Vorgehens der Baseler M. G. ist es nun leider zu einer Separation zunächst der Gemeinde in Bethel gekommen, nicht allein der Tauffrage wegen, sondern weil die nicht an Zucht gewöhnten Christen unter der Führung eines einflußreichen Branntweinhändlers sich weigerten, sich in die Baseler Ordnungen zu fügen. Auch in den 8 zum Teil sehr kleinen Kameruner Nebengemeinden finden sich wenig befriedigende Zustände, dasselbe muß auch von Viktoria gesagt werden, wo es vermutlich auch zu einer bedeutenden Sichtung kommen wird. Leider ist von den dortigen Baseler Missionaren schon ein zweiter dem ungesunden Klima zum Opfer gefallen (Heidb. 1888, 49 f.).

Am Altkalabar ist es auf der neuen Station Ikötana zu blutigen Händeln gekommen, welche einen traurigen Blick in die Nacht des westafrik. Heidentums thun lassen. Die Bewohner der „Stadt“ Ukpem hatten nämlich den Häuptling dieser Station Abia Kari beleidigt und Genugthuung verweigert. So überfiel der letztere in einer Nacht die genannte Stadt, tötete 20 Leute und schleppte die abgeschnittenen Köpfe nach Ikötana. Am folgenden Sonntag feierte man hier ein Siegesfest, bei dem etwa 60 trunkene Weiber um die Köpfe tanzten. Unter den Getöteten waren 2 aus einer andern Stadt, deren Oberhaupt nun seinerseits Abia Kari den Krieg ansagte; doch übergab der erstere die Angelegenheit dem englischen Konsul, mit dem er kurz vorher einen Schutzvertrag abgeschlossen und durch Vermittlung der Missionare scheint die böse Sache mit einer von Abia Kari gezahlten Geldbuße beigelegt zu sein (Miss. Rec. Unit. Presb. 1888, 213).

Vom Niger hat der greise Bischof Crowther sowohl bezüglich Bonnys (an der Küste) als Obotschis und Asabas (am oberen Niger) die Kunde frischen Fortschritts mit nach England gebracht. — In Abeokuta ist der mächtige und den Missionaren nicht unfreundliche heidnische Häuptling Ogundipe gestorben,

ein Mann, der, während er sonst mehr Gerechtigkeit übte, als afrikanische Despoten gemeiniglich zu üben pflegen, seine Hände mit dem Blute vieler seiner Frauen befleckt hatte (Int. 1888, 53).

Auf der Sklavenküste ist die Arbeit der Norddeutschen M. G., die jetzt dort 2 Haupt- und 8 Nebenstationen mit 9 europäischen Missionaren und 29 eingebornen Gehilfen hat, von denen einer ordiniert ist, in steter Vorwärtsbewegung. Wie es scheint, hat wieder eine stattliche Anzahl Erwachsener können getauft werden, zu den Schulen ist eine Mittelschule gekommen, die Anlegung einer Gesundheitsstation ist ernstlich in Angriff genommen und die Kirchensteuer der Gemeinden in die Höhe gegangen (Jahresbericht für 1886 und Monatsbl. 1888, 25 f.).

Über die Christenverfolgung in Akem, im Arbeitsgebiet der Baseler M. G. auf der Goldküste, hat bereits die vorjährige Rundschau (1887, 227) Mitteilungen gemacht (vgl. auch Heidb. 1888, Febr.). Die dort ausgesprochene Hoffnung, daß mit dem Tode des feindlichen Königs die Verfolgung ihr Ende erreicht haben werde, hat sich leider nicht erfüllt. Im Gegenteil mehrten sich die Gewaltthätigkeiten gegen die Christen nun erst recht und es hat noch ziemlich lange gedauert, bis diesen nach der Wahl eines neuen „Königs" die Rückkehr in ihre Wohnorte gestattet und wenigstens ein Teil des ihnen abgenommenen Raubes zurückerstattet worden ist. Leider ist die Zahl der Christen, welche in dieser Feuerprobe nicht bestanden sind, ziemlich beträchtlich; doch stellt sich jetzt heraus, daß die meisten in Unwissenheit gehandelt und nicht an eigentliche Glaubensverleugnung gedacht haben, sodaß bei ihrer Wiederaufnahme eine möglichst milde Disziplin in Anwendung gebracht werden wird. Unter diesen Umständen ist natürlich der Fortschritt im vergangenen Jahre ein geringerer als sonst gewesen; doch sind uns bei Abfassung dieses Berichts bestimmte statistische Angaben noch nicht zugegangen (Heidb. 1888, 17 ff.).

Endlich noch ein Wort über den besonders die Küstenländer Westafrikas verwüstenden Branntweinhandel, der trotz aller Proteste der Missionare, Missionsgesellschaften und humaner Forschungsreisender beständig an Ausdehnung zu gewinnen scheint. Allerdings hat die Royal Niger Company, welche auf Grund eines Schutzbriefes der englischen Regierung die Oberhoheit in dem Nigergebiet ausübt, auf die Einfuhr von Spirituosen einen hohen Zoll gelegt, nach den in den deutschen Zeitungen gemachten Angaben über 134—268%, aber wie man hört, wird das als eine ungesetzliche Beschränkung der Handelsfreiheit aufgefaßt und seitens der deutschen Kolonialgesellschaft soll deshalb (und weil der Zoll auch andre Handelsartikel betrifft) eine Beschwerde an das Reichskanzleramt gerichtet worden sein. Auch der König der Belgier hat für den Kongo-Freistaat die Einfuhr von berauschenden Getränken wenigstens in das Gebiet des oberen Kongo durch Zollmaßregeln zu erschweren gesucht, da ihm nach dem bekannten Berliner Vertrage das völlige Verbot dieser Einfuhr gesetzlich nicht möglich ist.

Man redet soviel von den Segnungen der Civilisation, welche die europäischen Nationen den uncivilisierten Völkern brächten und führt ihnen doch in Massen ein Gift zu, welches sie an Leib und Seele ruiniert. Um des Gewinnes einer Anzahl von Großhändler willen müssen sich hunderttausende, ja

Millionen von armen Farbigen physisch und moralisch zu Grunde richten lassen. Jener Gewinn wird von den christlichen Kulturnationen gesetzlich geschützt, aber gegen den Ruin der armen Eingebornen ist es seitens dieser christlichen Völker erst in sehr beschränktem Maße zu einem gesetzlichen Schutze gekommen. Und leider ist es Deutschland, von welchem der Hauptstrom dieser verderblichen Branntweinflut sich in das noch ungeschützte Afrika ergießt. „In der Debatte des englischen Unterhauses vom 24. April cr.“, heißt es in der Weserzeitung, „hat Herr M'Arthur erwähnt, daß 1885 allein nach Afrika 10 Millionen Gallonen Spirituosen ausgeführt sind, davon 7 823 042 aus Deutschland, 313 384 aus England, der Rest aus den Niederlanden, Frankreich, Spanien, Portugal und den Vereinigten Staaten.[1]) Und daß diese Massen von Branntwein auf diese unkultivierten Völker die verderblichste Wirkung üben und auch den Interessen der Importierenden schädlich sind, darüber ist unter allen Sachverständigen immer weniger Zweifel. Die geographischen Autoritäten, welche Herr M'Arthur citierte, J. Thomson und R. Burton, scheinen allerdings zu übertreiben, wenn sie behaupten, daß der Branntweinhändler Afrika mehr schade, als der Sklavenhändler es gethan, aber ihre Übertreibung selbst ist ein Zeugnis, wie groß den Augenzeugen das Verderben erscheint, welches dieser moderne Fluch über schwache Völker bringt. Zutreffender möchte sein, was ein Afrikaner, der Pastor J. Johnson von Lagos in dem parlamentarischen Komitee ausgesagt hat. Er urteilte, daß sein Volk nicht so leiden würde, wenn man es unter dem Sklavenjoch zur Arbeit zwingen wollte, als wie es jetzt durch den Genuß des Branntweins ruiniert werde. Immer mehr kommen zu den weißen Zeugen gegen dieses Unrecht einheimische Männer, die protestieren, daß man ihre Landsleute so versuche und zu Grunde richte. Wir haben jüngst (Beiblatt S. 33 ff.) die Rede eines christlichen Kaffern, J. J. Bovula, mitgeteilt, die dieser gegen den Branntwein gehalten. „Der König Tod und seine Diener“ war das Thema dieser Rede, welche schildert, wie der Tod auf seinem Throne sitzt, um dem seiner Diener den Ehrenkranz zu überreichen, der am meisten für ihn ausrichtet. Das Fieber, die Schwindsucht, der Sturm, Hungersnot, Krieg und Unglück erscheinen, um ihre Verdienste geltend zu machen. Sie müssen aber alle zurücktreten, als zuletzt ein Mensch erscheint, „gekleidet in Lumpen, schmutzig, als ob er eben erst von einem Schmutzhaufen aufgestanden wäre, seine Augen stieren rot aus seinem Gesicht hervor, seine zitternde Hand hielt ein Glas.“ Es ist der „Mann von der Flasche.“ Nachdem er seine tödlichen Leistungen geschildert hat, spricht König Tod ihm den Ehrenpreis zu.

Es ist erfreulich, daß solche nationalen Stimmen gegen das importierte Unheil laut werden, und es wäre das beste, sie genügten, diese schwachen Völ-

---

[1]) Nach den Mitteilungen im Miss. Herald (1888, 246) wurden allein aus dem Bostoner Hafen von 1883—1887 nach Afrika 3 500 796 Gallonen Spirituosen im Werte von 4 667 296 Mk. ausgeführt. Demnach dürfte der amerikanische Anteil an dieser verderblichen Ausfuhr sich wohl höher stellen, als es nach den Mitteilungen M'Arthurs scheint. Und wenn African Repository (1888, 68) die amerikanische Gesamtausfuhr an Spirituosen im Jahre 1885 auf 737 650 Gallonen angiebt, so ist das entschieden viel zu niedrig, da diese Quantität beinahe allein auf die Bostoner Ausfuhr entfällt. Auch bezweifeln wir die Angabe ganz entschieden, daß aus England 1885 nur 311 384 Gallonen Spirituosen nach Afrika ausgeführt sein sollen!

ker zu schützen. Einstweilen ist aber noch der beste Schutz, wenn diese Völker vom Weißen und seiner verderblichen Ware nicht erreicht werden. Es giebt noch solche Gebiete, wie etwa Okwau, nur 45 Stunden allerdings schlechten Wegs im Innern der Goldküste. Auch da sieht man freilich zuweilen schon, wie die Wirtshauszeichen in unsern Dörfern, von dem Dach einer Negerhütte an einer Schlingpflanze eine Branntweinflasche herabhängen, welche in die Schänke einladet. Aber es ist noch selten. Der weite und schwierige Weg macht den Branntwein zu teuer, und die Leute sind zu arm, um soviel zu kaufen, daß ihre Mäßigkeit in große Gefahr kommt. Sie könnten wohl Palmöl genug gewinnen, aber ein halber Centner kostet bis an die Küste 8 Mk. Fracht und wird dort nur mit 9,60 bis 12 Mk. bezahlt, und für diesen Gewinn lohnt es sich nicht mehr zu arbeiten und weit zu reisen. Die Leute sind noch glücklich, weil sie unzugänglich sind. Die 45 Millionen Liter Branntwein überschwemmen nur die Küstenränder, wenn sie nicht etwa, wie auf dem Niger oder dem Kongo, ins Innere weiter hineinkommen. Da kann nichts helfen, als daß die Kaufleute selbst, insbesondere die großen, die nicht nur einen augenblicklichen Gewinn suchen, gleichgiltig, ob nach ihnen der Markt für immer verdorben ist, sich bemühen, statt der schlechten, verderblichen gute, zum Fleiß reizende Ware in den Handel zu bringen, und daß die Regierungen sie darin unterstützen, indem sie den Branntwein verteuern, daß er von den Leuten nicht so massenweise gekauft werden kann. Die beste Unterstützung würde es den Regierungen und den Kaufleuten gewähren, wenn die öffentliche Meinung sich so lange zu gunsten einer kräftigen Hilfe aussprechen wollte, bis die Völker geschützt und zugleich der Handel auf gesundere Bahnen gebracht ist.

Es ist Aussicht, daß dies Ziel erreicht wird. Denn die Stimmen mehren sich, welche auf Hilfe dringen. Auch die erwähnte Verhandlung im englischen Unterhaus bezeugt das. Sie war veranlaßt durch den Antrag des Herrn M'Arthur, die Regierung zu energischem Vorgehen in dieser Sache aufzufordern. Die Resolution wurde zwar nicht in förmlicher Abstimmung angenommen, aber nur, weil alle einverstanden waren und der Minister erklärte, daß die Regierung ohnehin schon thätig sei.

Interessant waren die Mitteilungen, welche der Baron de Worms im Namen der Regierung machte. Im Januar d. J. hat dieselbe ein Circular in alle britischen Kolonien ergehen lassen, um genaue Nachrichten über den Stand des Spirituosenhandels, der Gesetzgebung und der polizeilichen Maßregeln zu empfangen. Die Antworten konnten noch nicht alle eingegangen sein. Aus den eingegangenen ersieht man, daß an vielen Orten z. B. in Natal, in Sulu- und Bechuanaland Beschränkungen des Verkehrs eingeführt sind, die sehr wohlthätig wirken. In Bassutoland darf nur, wer eine schriftliche Erlaubnis von dem Vertreter der Regierung hat, verkaufen und der Handel in Getränken — hoffentlich ist es so — hat aufgehört. Baron de Worms teilte auch die Verordnung für den Kongo-Freistaat vom 17. Dezember v. J. mit, welche für jeden Laden, in welchem Branntwein verkauft wird, eine Licenzabgabe von 2000 Frk., für jedes Boot auf dem Kongo, das zu diesem Zweck benutzt wird, von 5000 Frk. festsetzt. Wer ohne Licenz im Hause verkauft,

muß 20 000 Frk., wer in einem Boot, 50 000 Frk. Strafe zahlen. Es ist zu wünschen, daß dies annähernd soviel wirkt, als die Maßregeln der Royal Niger Company gegen den Spirituosenhandel. Schon in einer früheren Sitzung hatte der Unterstaatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten mitgeteilt, daß dort dieser Handel sehr zurückgegangen sei. 1885 wurde 25% weniger als 1884, 1886 50% weniger als 1885 und 1887 wieder nur die Hälfte von 1886 am Niger eingeführt. Am 25. April gab Sir J. Fergusson genauer die Zahlen seit 1886 an. 1886 waren 145 940 Gallonen, 1887 73 916, 1888 erstes Quartal 20 125 in dem Nigergebiet eingeführt. Das ist immer noch mehr als genug, aber doch ein schöner Fortschritt gegen 1884, wo allein in den Nigerfluß gegen 360 000 Gallonen Spirituosen eingeführt sein müssen. Diese gute Wirkung haben hohe Zölle gethan, welche die Royal Niger Company nebenbei bemerkt nicht aus moralischen Gründen, sondern aus geschäftlichen auferlegt hat. Sie wünscht sich eine Zukunft zu erhalten. Hier hat also der Zoll in der That die Wirkung gehabt, den Konsum herabzudrücken. Theoretisch war dies zu erwarten, aber nachdem dieser Selbstverstand bestritten worden, ist es gut, daß die Praxis die Theorie bestätigt. Ein Zoll — die R. N. Company hat jetzt 50% vom Wert genommen[1]) — wird also überall den Branntweinhandel und damit auch seine verderblichen Wirkungen erheblich herunterdrücken.

Es genügt aber nicht, daß eine einzelne Regierung mit solchen Maßregeln vorgeht. Nicht nur, daß so immer nur ein Teil der leidenden Länder geschützt wird, die Verhältnisse greifen dermaßen in einander, daß an vielen Orten die gute Maßregel wirkungslos bleibt, wenn es dem bösen Nachbar so gefällt. Bei früherer Gelegenheit und jetzt wieder ist mitgeteilt, daß Großbritannien mit Deutschland und den Vereinigten Staaten über gemeinsame Maßregeln für die Südsee verhandelt habe. An dem Widerspruch der Vereinigten Staaten sind die Verhandlungen gescheitert, und Deutschland und Großbritannien haben sich begnügen müssen, ein Übereinkommen zu treffen für die beiderseitigen dortigen Besitzungen. Wenn wir recht verstehen, ist aber Großbritannien seinerseits noch weiter gegangen und hat durch die Pacific Islands Act seinen Unterthanen verboten, in der Südsee Branntwein an die Eingebornen zu verkaufen. Baron H. de Worms verlas nun einen Bericht des Admirals Tryan, in welchem dieser zeigte, daß damit für die Eingeborenen wenig gewonnen sei. Nur die Engländer verlören so den Handel an Engländer, die um des Gewinnes willen ihre Nationalität aufgeben, oder an Fremde. Während seiner diesmaligen Reise hätten ein deutscher, ein amerikanischer und ein schwedischer Kapitän Engländer wegen dieses Handels verklagt, nicht aus Menschenliebe, sondern um ihre Konkurrenten wegzubeißen. Damit sei noch der Nachteil verbunden, daß der Handel in die Hände von kleinen Leuten komme, die nur einen augenblicklichen Gewinn suchen, während die großen Händler ein Interesse an gesunden Verhältnissen haben. Da kann nur ein internationales Vorgehen helfen.

---

[1]) Welche Angabe die richtige, ob diese oder die oben aus der Beschwerde der deutschen Kolonialgesellschaft entnommene (Reichsbote 11, 172), vermag ich nicht zu entscheiden.

Ähnlich ist es in Afrika. Baron H. de Worms zeigte, daß selbst in Südafrika bei der Selbständigkeit der Kapkolonie die Sache schwierig sei. In Westafrika ist die Sache noch schwieriger, da verschiedene Regierungen mitzusprechen haben. So hat das deutsche Schutzgebiet Togo darunter zu leiden. Dort ist mit den französischen Nachbarn im Osten verhandelt worden, statt mit den Engländern, den westlichen Nachbarn, und zwar aus den naheliegenden Gründen, daß ein höherer Zoll bei den Engländern dem Togogebiet nichts schadet, ein niedrigerer dagegen bei den französischen Nachbarn den Handel in deren Gebiet gezogen haben würde. Die Folge war, daß die Schutzwehren gegen den verderblichen Branntwein im deutschen Togo sehr gering sind. Dies aber hatte die weitere nachteilige Wirkung, daß die Engländer ihrerseits ihre Zölle heruntersetzten und zwar für Spirituosen schon vom 1. Juli 1887 an, während der übrige Tarif erst am 1. Januar 1888 in Kraft trat. Hier wird besonders deutlich, daß nur ein internationales Vorgehen wirkliche Hilfe bringt, die, wie wir hören, auch von den deutschen Kaufleuten in Togo gewünscht wird.

Hoffentlich gelingt es den interessierten Nationen, sich zu vereinigen. Wenn Deutschland vorangehen wollte, in allen seinen Kolonien diese Schutzmaßregeln zu ergreifen und auf ein gemeinsames, kraftvolles Einschreiten überall zu dringen, so würde es gewiß Nachfolge finden und sich selbst zur Ehre und Nutzen der Welt einen Dienst thun."

Islam und Christentum.

Von F. M. Zahn.

I.

Sowohl auf dem pananglikanischen Konzil, welches in diesem Sommer zahlreiche Bischöfe aus allen Ländern englischer Zunge in Lambeth, dem Palaste des anglikanischen Primas, versammelte, als auf dem Kirchenkongreß, der im Oktober vorigen Jahres in Wolverhampton abgehalten wurde, war sehr zu bemerken, wie weit verbreitet und wie stark vertreten unter den Gliedern dieser Kirche der Glaube an die Katholizität der anglikanischen Kirche ist. Zwar ist **anglikanisch**-katholisch nicht weniger als **römisch**-katholisch ein Widerspruch in sich selbst, aber es ist doch zu begreifen, daß solche Gedanken aufkommen in der vornehmsten und größten Kirche einer Nation, die „über den fünften Teil des ganzen menschlichen Geschlechtes herrscht", einer Nation, die sowohl in Vergangenheit wie Gegenwart mehr als andere Nationen dazu beigetragen hat, daß die christliche Kirche eine katholische d. h. alle umfassende werde. Dieser Glaube an die Katholizität ist auch sehr heilsam, wenn er nur nicht in dem engen Sektengeiste aufgefaßt wird, welcher die eigene Kirchengemeinschaft für die Kirche Gottes auf Erden hält, in welche alle andern aufgehen müssen, außer der kein volles Heil zu finden ist, wenn er vielmehr den freien Sinn einschließt, der in der eigenen Kirchengemeinschaft nur eine der vielen Abteilungen der einen katholischen Kirche sieht, an die wir glauben, wenn er mit der Weitherzigkeit verbunden ist, welche darauf achtet, daß in Verfassung, Kultus und Lehre der Kirche nichts sich festsetze, was die Kirchenthüren ungebührlich verengert, und die Pflichttreue, welche mit dazu hilft, daß die eine katholische Kirche zu einer ökumenischen werde. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der anglikanischen Kirche manche Zeichen jener sektiererischen Usurpation des Titels einer „katholischen" Kirche vorhanden sind, aber erfreulicherweise fehlt doch auch nicht jene gesunde Auffassung der Katholizität, welche sowohl den vielen Aufgaben der Kirche in der Heimat, als dem Werke der Heidenmission zugute kommen muß.

Einen beredten Ausdruck hat diesem Gedanken auf dem Kongreß in Wolverhampton die Eröffnungspredigt gegeben, welche der Bischof von Durham, Lightfoot, hielt. Auch in dieser Predigt begegnen uns Spuren anglikanischen Selbstgefühls, welches den Gliedern anderer kirchlichen Gemein-

schaften nicht ganz erklärlich ist, aber wenn der gelehrte Bischof Jes. 11, 12: „Er erhebt ein Panier den Nationen“ seiner Kirche vorhielt, so hat er doch vornehmlich die **Pflichten** betont, welche einer Kirche obliegen, die ihre Katholizität behauptet.

„In überraschender Weise,“ sagte der Prediger, „ist der englischen Kirche die Katholizität wiedergegeben worden. Katholisch war sie allerdings schon früher dem Wesen nach in ihrer Lehre und Verfassung; aber jetzt ist sie es in der That geworden, katholisch in ihren Interessen und Sympathien, katholisch in ihrer Verantwortlichkeit und ihren Pflichten. . . . Was dürfen wir nicht in der Zukunft hoffen, wenn wir Gottes Ruf entsprechen! Ja, wenn wir ihm entsprechen! Der Ruf ergeht nicht an die Geistlichkeit allein, obgleich an sie zuerst, sondern an jedes loyale Kind unserer Kirche. Wie sollen wir uns denn stellen zu dem großen Werk, das vor uns liegt? Wie sollen wir uns diesen Aufgaben hingeben? Wir sollen nicht nachlassen in unsern Bemühungen für die Evangelisation der Massen daheim! Denn wir wissen, daß irgend eine Schwäche des Herzens den Blutumlauf verhindern und den ganzen Mechanismus des Leibes gefährden wird. Wir werden nicht vergessen, daß wir besondere Pflichten gegen andere christliche Gemeinschaften haben, die neben uns leben. Wir werden freundliche Beziehungen mit ihnen pflegen, wo kein Grundsatz geopfert werden muß. Wir werden aufreizende Sprache vermeiden, denn mit Scham werden wir uns daran erinnern, wie sehr ihr Mangel unsre Schuld ist. Wir werden bald bereit sein, Fehler in unsrer Organisation zu verbessern. . . An solche Fragen werden wir herantreten mit dem Geist der Nachgiebigkeit, da wir wissen, daß dieser Geist der Nachgiebigkeit — diese „Lindigkeit“ — Christum selbst zierte. Vor allem werden wir uns hüten, Methoden zu Grundsätzen zu machen. **Verdoppeln werden wir unsere Bemühungen, die heidnische Welt zu evangelisieren.** Wir werden die Pflicht der Kirche, als Kirche direkten Anteil an der Missionsarbeit zu nehmen, anerkennen, während wir doch die freiwilligen Arbeiten, welche die Last und Hitze des Tages getragen haben, achten werden. Wir werden auf den Nacken unsrer Bekehrten nicht das Joch einer starren Uniformität legen. Wir werden uns nicht das Ziel setzen, englische Kirchen auf fremdem Boden zu vervielfältigen, sondern die Errichtung von Nationalkirchen. In der Entwicklung von Unwesentlichem, wie z. B. in der Form des Gottesdienstes, werden wir eine große Weite zulassen. Unsere Artikel, nicht einmal unser Prayerbook wollen wir den Völkern als ein Muß aufdrängen, sondern immer in dem Glauben handeln, daß **auch sie, wie die Rassen, welche in vergangenen Zeiten zu Christo bekehrt wurden, einen oder den anderen eigenen Schatz, irgend eine besondere Gabe und Anlage besitzen, die sie zu dem Hause Gottes bringen.** Wir werden in nähere Gemeinschaft mit den geschwächten Kirchen des Ostens treten, nicht zu genau ihre Fehler in Lehre und Praxis hervorsuchend, sondern bemüht durch Erziehung und Teilnahme sie auf einen höheren Standpunkt zu erheben. So wird die Katholizität unsrer Kirche zuletzt verwirklicht werden — zu wahrhaftiger geistiger Erhebung für uns selbst und zu unaussprechlichem Segen für die Menschheit. „Alle, die ihr auf Erden wohnet, schauet, wenn er ein Panier aufwirft auf den Bergen.“

Man wird an diesem Programm der Katholizität manches vermissen, z. B. eine Äußerung, ob nicht die Praxis, aber das Dogma des Episkopalismus zum „Unwesentlichen“ gehört, oder was denn, wenn auch die „Artikel“ nicht beibehalten werden sollen, als wesentliches Gut der anglikanischen Kirche der Menschheit gebracht werden soll, aber man wird zugeben, daß im ganzen hier ein gesunder Begriff der Katholizität vorherrscht, welcher ernst genommen die Kirche daheim wie draußen zur Missionskirche machen muß. In diese schönen Worte mußte es wie ein arger Mißklang hineintönen, daß auf demselben Kongreß ein höher gestellter anglikanischer Geistlicher wohl der gesamten, wenigstens der protestantischen Christenheit, vorzüglich aber der anglikanischen Kirche die Fähigkeit zur Katholizität abgesprochen hat. Darauf, daß die englische Nation über ein Fünftel des ganzen menschlichen Geschlechtes herrsche, sollte nicht zuletzt sich der Beruf der englischen Kirche gründen, diese Millionen in die Kirche Christi einzusammeln, und nun kommt ein Sohn dieser Kirche, um dem versammelten Kongreß zu erklären, daß sie in Ostindien mit seinen 250 Millionen und in Afrika gar nicht imstande sei, dies zu thun und es auch besser einer andern, nicht christlichen Religion überlasse, unter diesen Völkern zu arbeiten, d. h. die anglikanische Kirche, vielleicht die christlichen Kirchengemeinschaften überhaupt müssen den Anspruch auf Katholizität aufgeben. Freilich hat dieser Kritiker nur für jetzt diese Unfähigkeit behauptet; wenn jene andere Religion die Völker erzogen habe, so werde die Zeit kommen, wo das Christentum für sie passe. Allein es ist eine christliche Grundanschauung, daß „die Zeit erfüllet war“, als das Heil erschien, und daß, wohin Gott Christen führt, wie er englische Christen nach Ostindien und Afrika geführt hat, auch für diese Völker die Zeit erfüllet ist. Ob man für immer oder nur für jetzt die Unzulänglichkeit des Christentums für Völker, die unter den „Schall des Wortes“ gekommen sind, behauptet, in beiden Fällen leugnet man die Universalität, die Katholizität des Christentums, welches den Anspruch erhebt, für die Unmündigen wie für die Weisen zu genügen.

Der Kanonikus[1]) Isaak Taylor hat diese störende Behauptung aufgestellt in einer Vorlesung auf dem Kongreß und später in Briefen an die Times aufrecht erhalten. Er behauptete, daß der Islam als eine missionierende Religion in Asien (das soll heißen Ostindien) und in Afrika erfolgreicher sei, denn das Christentum. Indem er den Census

[1]) Der Titel der Geistlichen an den Kathedralen, der residierenden und der nicht residierenden „Kanon“ ist für uns etwas unbequem. „Kanonikus“ ist wohl richtig, aber verleitet uns, an römisch-katholische Kirchenverhältnisse zu denken.

von 1871 und den von 1881 miteinander verglich, fand er eine Zunahme der Mohammedaner von 9239062, d. i. von 25 pCt. Nach Abzug der Bevölkerungszunahme durch Geburten glaubte er zu erkennen, daß, wo der Islam zehn Bekehrte habe, das Christentum nur einen zähle, und dies, während doch von dem Islam keine außerordentlichen Anstrengungen gemacht werden, das Christentum dagegen eine ungeheure Maschinerie in Bewegung setze, und während dem Islam vieles entgegenstehe, das Christentum dagegen viele Vorteile, z. B. das Prestige einer christlichen herrschenden Macht auf seiner Seite habe. Vollends unter den Anhängern des Islams habe die christliche Mission so gut wie gar keinen Erfolg. Die wenigen Bekehrten seien zudem kaum etwas wert; so sitze einer der wenigen bekehrten Mohammedaner, von denen berichtet werde, im Gefängnis und der andre sei dessen Weib. In Afrika konnte Taylor nicht so mit statistischen Zahlen operieren, dafür beruft er sich auf die Reisenden, die von den glänzenden und segensreichen Fortschritten des Islam, von der Tüchtigkeit ihrer Missionare erzählen. Er kann allerdings nicht umhin, anzuerkennen, daß in Ostafrika diese glänzenden Erfolge von niemandem bezeugt werden. Das veranlaßt ihn aber, die Theorie aufzustellen, daß die „höheren Bantuvölker südlich vom Kongo das Gebiet zu sein scheinen, in welchem christliche Unternehmung wahrscheinlich mit Erfolg gekrönt werden wird. Die Erfolge von Moffat und Livingstone unter den Betschuanen zeigen, wie eifrig diese christliche Unterweisung annehmen und festhalten. Bei den echten Negern von Nigritia, deren Gehirn viel weniger entwickelt ist, scheint der Islam für jetzt die höchste Form des Glaubens, welche sie annehmen und festhalten können.“ Wir brauchen kaum zu sagen, daß dieser Kritiker sich außerordentlich freuen würde, wenn man ihn, falls er unrecht haben sollte, berichtigen würde. „Ich habe,“ schreibt er, „keinen Wunsch, irgend einer der Gesellschaften zu schaden, die, wie ich glaube, ernstlich begehren, Gutes zu thun, aber nur wegen übel angebrachter Bemühungen nichts ausrichten.“ (Times Weekly Edition 4. Nov. 1887.)

Diese Kritik hat den Anstoß gegeben zu einer langen öffentlichen Besprechung, die noch heute nicht verstummt ist. Auch auf der großen Londoner Missionskonferenz im Juni d. J. hat die Frage „Islam und Christentum“ zu interessanten Verhandlungen Anlaß gegeben. Dabei ist auch über verschiedene Einzelfragen verhandelt worden. So haben der beredte Kanonikus Liddon von St. Paul und der streitbare Kanonikus Malcolm Mac'coll mit Taylor und einem Haufen von Kampfesgenossen einen lange währenden Strauß ausgefochten, ob sie auf einer Reise in der europäischen Türkei, wie die beiden Kanoniker behaupten, gepfählte Menschen wirklich gesehen oder ob sie, in

der Manier von Don Quixote und Sancho Pansa, Vogelscheuchen damit verwechselt hätten. Letzteres behaupteten die Türkenfreunde, die nichts auf den hochgepriesenen Islam wollten kommen lassen. Allein hat der Kanonikus Mac'coll gegen Taylor und einige Freunde ein anderes Scharmützel bestanden, in welchem es sich darum handelte, ob der bekannte Bibliothekbrand in Alexandrien eine Legende oder eine historische Thatsache sei. Im letzteren Fall würde der Brand in dieser Stadt altheidnischer und christlicher Kultur im Anblick von Asien und Afrika allerdings ein eigentümliches Licht auf den Islam und seinen Beruf für Asien und Afrika Kulturmacht zu sein werfen, und Taylor zieht es darum auch vor, ihn nicht als geschichtliche Thatsache anzuerkennen. Doch das sind beiläufige Folgen der Kritik, welche Kanonikus Taylor geübt hat. Wichtiger ist, daß er die Veranlassung geworden ist für die, welche nicht gesonnen sind, dem Islam einen so großen Teil der Menschheit zu überlassen, die Frage, wie dem Islam gegenüber die christliche Mission sich zu verhalten hat, aufs neue in ernstliche Erwägung zu ziehen, und daß nach dieser Seite der Missionsthätigkeit hin eine Anregung zu vermehrter Thätigkeit gegeben ist. Vielleicht bringt es auch Vorteil, wenn dabei einige Stimmen berücksichtigt werden, welche gleichfalls der Taylorsche Handel hat laut werden lassen, Stimmen, die, wenn wir nicht irren, sonst nicht oft in Missionssachen sich erheben, die auch nicht dem engeren Kreise der „Missionsfreunde" angehören. Mit mehr Kenntnis, Wohlwollen und Anerkennung als Taylor reden sie von der Sache, aber ihre Rede ist doch im wesentlichen Kritik der bisherigen Missionsthätigkeit.

Man braucht ihnen nicht beizustimmen, aber man thut wohl, sie zu hören und von ihnen zu lernen. Wir werden uns erlauben, auf einige dieser kritischen Stimmen etwas näher einzugehen.

Wenn Taylor eine gesunde, verständige Kritik angeregt und zugleich dem Missionseifer einen neuen Anstoß gegeben hat, so darf man vielleicht sagen: der Herr hat seine Schuldigkeit gethan; der Herr kann gehen. Aber es ist doch gut, ihn noch einen Augenblick festzuhalten, da er als Specimen einer Klasse von Leuten dienen kann, die heute die literarische Welt unsicher machen und insbesondere in Missionssachen vielen Unfug anrichten. Wie R. Bosworth Smith im „Nineteenth Century" (Dez. 1887) erzählt, hatte der Präsident des Kirchenkongresses ihn aufgefordert, über „Mohammedanismus in Afrika" eine Vorlesung zu halten. Er hatte jedoch, da nach einer nicht sehr empfehlenswerten englischen Sitte ein solches paper nur zwanzig Minuten Zeit beanspruchen darf, und Smith es nicht wagte, in so kurzer Zeit diese wichtige und schwierige Sache zu behandeln,

abgelehnt. Wie er vermutet, wurde dann der Kanonikus Isaak Taylor von York aufgefordert, und dieser nahm an. Ich bin mit den Antecedentien dieses Herrn nicht bekannt, aber man darf annehmen, daß er die Bildung eines anglikanischen Geistlichen besitzt und zwar als Geistlicher der Kathedrale in York in höherem Maße; vermutlich hat er sich auch sonst literarisch einen Namen gemacht, daß die Wahl auf ihn fiel. Von Missionssachen wußte er nichts. Aber mit der Bildung ausgerüstet, die wir zu bezeichnen versuchten, glaubte er sich imstande, nach einer Vorbereitung von einigen Wochen, vielleicht auch Monaten, über eine der schwierigsten Fragen auf dem Missionsgebiet einen Vortrag zu halten nicht nur zur Belehrung des Kirchenkongresses, dessen Mehrzahl wohl nicht mehr davon verstand, als er, sondern auch zur Belehrung und Bestrafung derer, die so viele Jahre wenigstens in der Sache gearbeitet, als er vermutlich Tage auf das Studium derselben verwandt haben mochte. Einige zusammengeraffte Zahlen und Thatsachen hatten ihm den Mut gegeben, als Sachkundiger zu reden.

Was ist dabei herausgekommen? Über seine Statistik Ostindiens, auf die wir später noch zurückkommen müssen, haben sich einige hergemacht, zunächst der bekannte Missionsfreund Generalmajor F. T. Haig. Derselbe hat ihm nachgewiesen, daß Taylor, abgesehen von vielem andern, indem er den Census von 1871 und den von 1881 miteinander verglich, vergaß, daß der von 1871 die mohammedanische Bevölkerung von Britisch-Indien, der von 1881 die von Britisch-Indien und den Feudalstaaten angab. So hat er die großen Eroberungen des Islam herausgerechnet.[1]) Ein andrer Kritiker erstand ihm in Sir W. Hunter, der „höchsten statistischen Autorität in ostindischen Sachen", wie die Times ihn nennt. Derselbe wies Taylor nach, daß er bei seiner Berechnung ganz außer acht gelassen, welche Provinzen von der großen Hungersnot heimgesucht wurden; die mit mohammedanischer Bevölkerung wurden nämlich davon verschont, die anderen verloren ein paar Millionen. Das waren für den unkundigen Taylor lauter Siege des Islam. Mit andern Worten, er hatte auf einem Gebiet, das ihm unbekannt, rasch einige Brocken gesammelt und glaubte sich nun Herr der Sache. Aber für den Unkundigen liegen überall Fußangeln, und in mehr als eine ist der Kanonikus hineingefallen.

---

[1]) Die statistischen Erhebungen in Reichen wie das indische liefern überhaupt keine sichern Zahlen. Es ist sehr die Frage, ob der Census von 1871 ein lückenloser war. Vermutlich ist 1881 die Zählung eine vollständigere und schon daher ihr Ergebnis zu einer Vergleichung wenig geeignet gewesen. D. H.

Seine Unerfahrenheit ist noch schlimmer, wo er sich von dem allgemeinen Boden auf das specielle Missionsgebiet wagt. Es scheint, daß der Herr sich nie eingehend mit der Mission beschäftigte, und daß er jetzt nur eilig einen oder den anderen Bericht der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft angesehen hat und daher sein ganzes Wissen schöpfte. Charakteristisch ist die oben erwähnte kleine Geschichte von dem bekehrten Mohammedaner, der im Gefängnis saß, als „der Bericht geschlossen wurde“. Dieser Sträfling sollte die Qualität der Bekehrten ins Licht stellen. Der Missionar im Pendschab, den dies anging, hat die Times erst lange nachher bekommen, aber dann doch noch derselben geschrieben, daß allerdings dieser Bekehrte eines Verbrechens wegen im Gefängnis sitze, aber dies Verbrechen nicht als Christ, sondern als Mohammedaner begangen habe. Als Christ hatte ihn nur sein Gewissen getrieben, sich freiwillig der Strafe zu stellen. Statt daß durch ihn und sein Weib auf die wenigen Bekehrten ein schlechtes Licht geworfen wird, sind sie vielmehr eine Ehre für die christliche Mission. Einige solcher Beispiele von sittlicher Erneuerung durch den Islam würden mehr bedeuten, als ein Haufen Deklamationen.

Dies ist nur ein Beispiel. Daß Taylor auch sonst mit großer Leichtfertigkeit und Unkenntnis die Missionsberichte benutzte, hat ihm in der Times der Redakteur des Intelligencer nachgewiesen. Da sich Taylor daraufhin nochmals hören ließ, hat nun Herr Bosworth Smith, der eigentlich hatte schweigen wollen, in der Times gezeigt, daß der Kanonikus seine Weisheit oft verbotenus aus einem Buche „Mohammed und der Mohammedanismus“, das Herr B. S. 1876 herausgegeben, abgeschrieben habe. Smith schreibt, er habe sofort gesehen, wie sehr Taylor von seinem Buche abhängig sei.

„Im Nu konnte ich erkennen, daß die ganze Haltung und der wesentliche Inhalt seiner Vorlesung direkt aus meinem Buche stammten, oft totidem verbis, daß kaum ein Abschnitt, eine Periode, eine Redewendung nicht auf das Original zurückgeführt werden konnte, und dies ohne ein Wort der Anerkennung oder Entschuldigung. Nachahmung ist ohne Zweifel die aufrichtigste Art von Schmeichelei, aber ich wage zu denken, daß es dem so überaus wichtigen Gegenstand und der ehrwürdigen Versammlung besser entsprochen haben würde, wenn Kanonikus Taylor wie Gibbon hätte sagen können, daß er nach bestem Wissen alle Autoritäten um Rat gefragt, keine kopiert habe. Er dagegen ist so unglücklich gewesen, seine Thatsachen und seine Erläuterungen alle aus zweiter oder dritter Hand zu nehmen. Er hat nur die allerneusten Bücher über seinen Gegenstand und zwar nur sehr wenige von ihnen benutzt.“

Das Resultat haben wir nun in seinem Vortrag.

Herr Smith belegt seine Behauptungen mit einzelnen Citaten. Wir wollen nur ein außerordentlich charakteristisches anführen. Smith hatte

1874 bemerkt, daß am Ufer des Victoria Nyanza eine Moschee errichtet sei und daraus den Schluß gezogen: „Uganda, der civilisierteste Staat in jenem Teil Central-Afrikas, ist **gerade jetzt** (just) mohammedanisch geworden.“ Taylor sagt 1887 in seiner Vorlesung: „Uganda, der mächtigste Negerstaat, ist **gerade jetzt** (just) mohammedanisch geworden.“ Es ist gleich lehrreich zu sehen, wie Taylor in seiner selbständigen Unwissenheit aus dem „civilisiertesten Staate in jenem Teile Central-Afrikas“ den „mächtigsten Negerstaat“ macht, als wie er in treuer Abhängigkeit bei dem „gerade jetzt“ bleibt, obgleich seitdem 13 Jahre verflossen, 13 Jahre, in denen soviel geschehen ist, was uns über Uganda belehren konnte.

So ist es mit diesem Manne bestellt, der den Mut hat, als Lehrer und Kritiker aufzutreten. Er ist nur ein Beispiel, wie bemerkt, einer Sorte von Leuten, die heutzutage nicht die Mission allein, aber die Mission in besonders reichlichem Maße heimsuchen. Mit irgend einer Bildung versehen, die sie befähigt, zu schreiben und zu reden, halten sie es für genügend, sich rasch ein klein wenig mit der Sache zu beschäftigen, um über sie andere zu belehren. Es kann wohl sein, daß sie in kurzer Zeit ein erstaunliches Wissen ansammeln, aber das Wissen macht noch nicht urteilsfähig. Dazu gehört, daß man in einer Sache und für sie lebt. Nur so bekommt man die Fähigkeit, kleines oder großes Wissen richtig zu verwenden.

Auch bezeichnend ist es, daß dieser Kanonikus, nachdem man ihm nachgewiesen, wie leichtfertig er mit Zahlen und Thatsachen umgegangen, wie unselbständig er ist, gar nicht das Bedürfnis fühlt, ein öffentliches pater peccavi zu sagen. Die Widerlegungen gehen nicht so durch alle Zeitungen wie seine unrichtigen Behauptungen. Lügen haben nach dem Sprichwort kurze Beine, aber sie haben auch sehr flinke Beine. Sie würden vielleicht schneller auf ihrem Laufe eingeholt werden, wenn der Autor ihnen einen Steckbrief nachsenden und öffentlich bekennen wollte, wie sehr er geirrt. Wir sind nirgends auf eine derartige Erklärung Taylors gestoßen, der sich vielleicht damit entschuldigt, daß es nicht Sitte in der literarischen Welt ist, sein Unrecht öffentlich zu bekennen.

Es sei erlaubt, neben diesem Kritiker noch einen andern zu nennen, den Taylor als Zeugen benutzt, der sich dann selbst auch hat hören lassen und der auch ein Specimen einer besondern Art von Missionskritikern ist. Wir sind dann auch mit dieser Seite der Sache fertig. Wir meinen den Afrikareisenden Joseph Thomson, den Taylor pro Islam contra christliche Mission als Zeugen aufruft. Er hat in der Times (Weekly Edition 18. Nov. 1887) sich dann auch selbst hören lassen. Auch Herr

Thomson ist, wie sich heute so ziemlich von selbst versteht, ein Freund der Mission. „Ich mache," schreibt er, „diese Bemerkungen als ein ehrlicher Freund. Niemand ist ein aufrichtigerer Bewunderer des Missionars, als ich; niemand kennt besser als ich, wie edel viele von ihnen leben, mit welch lautrer Einfalt sie den Weg verfolgen, den sie für den einzig richtigen halten. Sie scheinen mir die besten und echtesten Helden, welche das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Niemand hat soviel Ursache, als ich, Gutes von ihnen zu reden und sich zu freuen, daß sie über die wüsten Orte der Erde zerstreut sind. Im Herzen des dunklen Erdteils bin ich wie ein Bruder von ihnen aufgenommen worden, bin ich mit allem versehen worden, wenn ich entblößt war, bin ich gepflegt worden, wenn ich halbtot war, und einmal über das andremal wurde ich wieder entlassen, um meinen mühseligen Weg fortzusetzen voller Freude, daß es einen solchen Beruf giebt, wie den christlicher Missionare."

Von wem könnte man ein günstigeres Urteil über die Missionare, ihre Freunde und ihr Werk erwarten, als von diesem Freund und Bewunderer! Aber gerade er urteilt so, daß die christlichen Missionare, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, „den Kopf hängen lassen" müssen. Wir lassen für jetzt beiseite, daß er mit Taylor die mohammedanische Mission für besser hält, als die christliche. Zwar meint er nicht, daß der Islam geeigneter für Afrika sei, als das Christentum, aber er ist ein warmer Lobredner der mohammedanischen Propaganda besonders in Westafrika, und weiß kein gutes Wort zu sagen von der Thätigkeit der christlichen Missionare. Seine Bewunderung der Missionare als Menschen verträgt sich damit, daß er behauptet, es sei ein tapferes Unternehmen, die Mission zu kritisieren. „Des Kritikers Motive," so bemerkt er nämlich, „werden ganz sicher falsch dargestellt und geschmäht, während seine Thatsachen wahrscheinlich ignoriert werden. Er entdeckt bald, daß die Kirche oder ihre Missionsagenturen das Licht nicht lieben oder wenigstens nur das Licht, welches durch die anerkannten Guckfenster oder durch besonders fabricierte gefärbte Brillen aufgenommen wird." Diese „besten und echtesten Helden des 19. Jahrhunderts" sind „unfähig, irgend etwas Gutes zu erkennen, das nicht durch orthodoxe Kanäle gekommen ist." Von ihrem ganzen Werk in Afrika aber urteilt er folgendermaßen: „Was haben die kleinlichen Erfolge einer mehr als dreihundertjährigen Berührung mit dem Christentum, die man in West-Afrika zu sehen bekommt, zu bedeuten, wenn man sie vergleicht mit dem ungeheuren Civilisationswerk jener geschmähten Religion (des Islam) im Central- und westlichen Sudan? Es ist genug, unsre christlichen Missionare zu zwingen, ihren Kopf hängen zu

lassen. Nur lernen sie sehr selten etwas, sehr selten **nehmen** sie **eine Lektion an.** Der Grund für ihren Mißerfolg ist leicht zu finden. Sie haben nie versucht, mit ihrem Lehren gesunden Menschenverstand zu verbinden. Mit erstaunlicher Blindheit und Hartnäckigkeit bestehen sie auf ihren sinnlosen, unpraktischen Methoden, indem sie immer versuchen, die höheren, ja die höchsten Begriffe der christlichen Religion niedrigem, unentwickeltem Gehirne einzuprägen, während dieses doch unfähig ist, sie zu begreifen, geschweige denn sich zu assimilieren. Dabei erwarten sie denn, daß die Vorsehung ihren Samen begießen und Wachstum geben werde. Solange der Missionar nicht die Notwendigkeit einsieht, daß er nicht von seinem Standpunkte predigen darf, sondern auf den des Wilden hinabsteigen muß, wird er nie dauernde Erfolge erzielen; er kann nur Oberflächliches zustande bringen."[1])

Thomsons Motive in Ehren, aber selten wird ein „ehrlicher Freund", ein „aufrichtiger Bewunderer", mit der Kaltblütigkeit ein Verdammungsurteil aussprechen, welches hunderte von „Helden" wie Narren ihr Leben opfern läßt. Wie ist es möglich, daß Männer, die „mit lauterer Einfalt (singleness of purpose) ihren Weg verfolgen", so selten lernen wollen, so erstaunlich blind und hartnäckig, so bar gesunden Menschenverstandes sind? Doch es kommt uns hier darauf an, Herrn Thomson als ein Beispiel einer andern Art von Missionskritikern hinzustellen, die der Mission aus den Kreisen der Geographen entstehen oder der geographischen Reisenden oder der Weltreisenden überhaupt, die ja durchaus nicht alle Geographen sind, obgleich sie sich oft dafür halten. Es wäre an der Zeit, daß einmal von seiten der Missionsfreunde über „Geographen und Mission" geredet und die Ansprüche formuliert würden, welche wir an die Geographen stellen müssen, wenn ihre schätzenswerte Mitarbeit, wenn ihr Urteil wirklich etwas für die Mission austragen soll. Zunächst wäre, wie schon neulich Archidiakonus Farler geltend machte, sehr zu wünschen, daß die Geographen die einzelnen Fälle nennten mit Namen, Daten 2c., auf die sich ihr allgemeines Urteil gründet. Wenn z. B. Herr Thomson uns erzählen könnte, daß er auf einer Station in West-Afrika eine Woche verweilt habe, daß er den Predigten und dem Unterricht der Missionare beigewohnt, daß er die Sprache, der sie sich bedienten, verstanden habe, daß er einige der Christen dort habe kennen gelernt, sich mit ihnen unterhalten, sie mit Heiden in der Nachbarschaft verglichen habe, so würde

---

[1]) Thomson sagt: **he can but produce a veneer** d. i. nur ausgelegte Arbeit.

gewiß sein Urteil für die Mission, für die Wahrheit von ganz anderm Werte sein. Auch dann hätte er kein Recht zu generalisieren, aber er hätte doch einigen Grund unter den Füßen. Ich vermute, er hat keine einzige Missionsstation in Westafrika so gesehen, wie ich zu schildern suchte, und überhaupt nur ganz wenige. Er behauptet, daß die „Thatsachen“ des Kritikers wahrscheinlich ignoriert würden. Das Elend ist, daß er keine „Thatsachen“ bringt, sondern Urteile über Thatsachen, die niemand kontrollieren kann, wenn er sie nicht nennt. Würde Herr Thomson z. B. erzählen, daß er in Onitsha, an dem er wenigstens vorbeigefahren, den Bischof Crowther oder seinen Sohn oder den H. Johnson habe predigen hören über das non factus, nec creatus, sed genitus des Athanasianum, so würden wir Gelegenheit haben, diese Männer zu fragen, ob sie solche Sachen predigen. Vielleicht wäre, wenn Herr Thomson zu einer Predigt gekommen, es gerade die gewesen, von der Bischof Crowther einmal berichtet. Der Text war 1 Mos. 5, 3—5. Der Bischof hat in derselben anschließend an die 930 Jahre, welche von Adam berichtet werden, den Leuten gesagt, sie sollten ihre Alten nicht mehr töten, und auf seine Mutter hingewiesen, die von Kindern und Enkeln hochgeehrt bei ihm wohne. Es müßte, wenn man solche Beispiele beibrächte, ja herauskommen, ob wirklich im großen und ganzen die christlichen Missionare so unverständig sind, den Negern zu predigen, was sie gar nicht verstehen können. Also Thatsachen, Thatsachen! nachher kommen dann die Schlüsse.

Ein zweiter Wunsch ist, daß die Geographen sich etwas mit der Kirchengeschichte bekannt machen. Das gilt auch andern Leuten. Unsers Erachtens würden manche Urteile in dieser Kontroverse über Islam und Christentum gar nicht gefällt sein, wenn die Kritiker sich ein klein wenig an die Kirchengeschichte erinnert hätten. Die Missionsthätigkeit liefert eine Fortsetzung der Kirchengeschichte, und es ist nur billig, daß nach Analogie der Vergangenheit die Gegenwart beurteilt werde. Es kann sehr wohl sein, daß die christliche Mission in gewisser Hinsicht gar nicht so viel ausrichtet, wie der Islam, daß sie z. B., was Thomson sehr betont, gar nicht die Völker so vor der Unmäßigkeit im Trinken bewahrt, wie der Islam. Vielleicht ist dies nicht die Sache christlicher Mission, und somit ist um deswillen noch gar nicht gesagt, daß die christliche Mission erfolglos war. Erst ein Vergleich mit der eigenen Geschichte, mit der Ausbreitung des Christentums am mittelländischen Meer, oder in Mittel- und Nord-Europa kann zeigen, ob die Arbeit ganz erfolglos oder von unerlaubt geringer Wirkung ist.

Selbstverständlich kann dieser Wunsch nur von dem anerkannt werden, welcher die christliche Kirche selbst als eine anzuerkennende Thatsache der Weltgeschichte ansieht. Wer die Kirche in Europa nicht als einen Erfolg gelten läßt, kann natürlich die Ausbreitung derselben in Afrika nicht anerkennen, mit dem ist es aber auch nutzlos, über Missionsmethoden zu verhandeln. Diese Übereinstimmung ist noch viel nötiger, wenn ein dritter Wunsch als berechtigt anerkannt werden soll. Wenn man über die rechte Methode der Ausbreitung des Christentums mit Nutzen diskutieren soll, so muß man einverstanden sein über das Christentum selbst. Für uns Protestanten wenigstens muß sich das aus der Bibel entscheiden. Wäre es unbillig, von unsern Geographen zu fordern, daß sie sich besinnen, inwiefern ihre Kritik sich mit dem Christentum selbst verträgt? Der Apostel Paulus gilt uns als eine Autorität. Würde es nicht zur gegenseitigen Verständigung beitragen, wenn sich Kritiker und Verteidiger klar machten, was er etwa zu sagen haben möchte, wenn man einen Missionar verklagen würde, daß er „die höheren, ja die höchsten Begriffe der christlichen Religion niedrigem, unentwickeltem Gehirne einpräge." Es ist sehr wahrscheinlich, daß er auch den „Helden des 19. Jahrhunderts" vieles zu sagen haben würde, aber ich vermute, er würde nichts davon wissen wollen, daß man nicht das Allerhöchste den Niedrigsten, allerdings nicht ins Gehirn einprägen, aber wohl ins Herz predigen sollte. Es würde bei solchem Vergleich sich herausstellen, daß wir über die Methoden der Ausbreitung des Christentums sehr oft nur differieren, weil wir über das Christentum selbst verschiedener Ansicht sind. Die geographischen Kritiker sollten sich etwas öfter besinnen, ob ihre Kritik nicht zuweilen dem Christentum selbst gilt, während sie seine Boten angreifen.

Die katholische Kongo-Mission.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.

Nach den Quellen zusammengestellt und beleuchtet

von P. J. Pfotenhauer, Dudensen.

(Schluß.)

In den Kreis dieser Betrachtung und unter den Bann dieser gerechten Anklage dürfte ein, wenn auch etwas ferner liegendes Moment mit hineingezogen werden, das Sakrament der Buße. Wie wir gehört haben, war überall der Beichtstuhl eingeführt und zum Beichten ward das Volk bestens eingeladen, vor der Trauung besonders; wie aber die Missionare

mit diesem Sakramente unverantwortlich verfuhren, so dankten ihnen die Eingebornen mit derselben Unverantwortlichkeit, resp. Lüge. Da die Missionare der Landessprache nicht mächtig waren, mußten sie das wesentliche Stück dieses Sakramentes, die Entgegennahme der Beichte und die Schärfung der Gewissen, in die Hände der Dolmetscher legen, und das war Regel, Zucchelli 199, Merolla 595, und sie versichern ausdrücklich, „auch auf diese Weise an ihrer Schuldigkeit es in keiner Weise haben mangeln lassen!“ Zucchelli 217. Zwar versichert Zucchelli, daß infolge einer Verpflichtung auf das heilige Evangelium und weil die Dolmetscher ganz von ihnen dependierten, eine Untreue, was die Verschwiegenheit der Beichte betrifft, nicht vorgekommen sei a. a. O. 218. Allein darüber stand den Missionaren nicht im mindesten ein Urteil zu, schon wegen ihrer Unkenntnis der Sprache nicht; und wenn man das sehr große Interesse bedenkt, welches die Dolmetscher an der Behauptung dieser Ehrenstellen hatten, welche viel einbrachten Zucchelli 208, wird man verstehen, warum die Missionare so wenig über Untreue zu klagen hatten. Sie erfuhren eben nicht von den Dolmetschern den Vertrauensbruch, der etwa von dem einen oder anderen begangen war, und die Beichtkinder schwiegen, weil sie ganz in den Händen dieser Menschen waren (!), von diesen den Missionaren zu schweren Strafen überantwortet werden konnten! Aber wie? konnte man sich denn sonst, in der Hauptsache, auf diese Menschen verlassen, waren diese im stande, ein Beichtkind geistlich zu beurteilen? Ganz und gar nicht! Denken wir nur an die schamlosen Umtriebe dieser Vertrauenspersonen, welche uns Labat erzählt hat, hören wir doch weiter aus Zucchellis Munde, wie das Betragen dieser Menschen zu schweren Klagen, öffentlichen Disciplinen, Peitschen auf öffentlicher Gasse und endlich Entlassung Veranlassung gab a. a. 218, und nehmen wir endlich das Zeugnis desselben Autors über den Wert oder Unwert dieses Institutes hinzu: „Wir Missionare sind der Landessprache nicht mächtig, derhalben müssen wir uns in allem auf die Dolmetscher verlassen: wenn die zu uns sagen, die Leute wären in dem Christentum wohl unterrichtet und tüchtig, so müssen wir ihnen die Sakramente mitteilen“ a. a. O. 331, so ist es doch barer Hohn, wenn derselbe Autor oben behauptet hat, auch auf diese Weise an ihrer Schuldigkeit es in keiner Weise haben mangeln lassen! Welch eine Leichtfertigkeit in Behandlung heiligster Güter, die Beichte in der Hand dieser Lügner und Betrüger. Und nun erst das Beichtverfahren! Jeder Beichtende erwählte sich

seinen Dolmetscher; in der Kirche erbittet letzterer die Erlaubnis, die Beichte anhören zu dürfen. Nachdem diese erteilt ist, setzt sich der Dolmetscher auf ein niederes Bänkchen, vor ihm kniet der Beichtende. Nach Abhörung der Beichte sagt der Dolmetscher nach einer bestimmten Formel dem Pater portugiesisch dieselbe wieder. Sodann befiehlt Pater dem Dolmetsch, dem Beichtenden das Gewissen zu schärfen und zu herzlicher Buße ihn zu ermahnen, alsdann folgt Absolution.

„Diese Art zu beichten ist uns eine große Hülfe, denn weil diese Neger aus der Maßen grob und die gröbsten Leute von der Welt sind, so kann der Dolmetsch auch die Mühe über sich nehmen und die Beichtenden lehren und wegen ihrer Sünde examinieren, welches er hernach dem Priester mit leichter Mühe und guter Ordnung nach der Ordnung der 10 Gebote erzählet. Sollten wir sie in ihrer Muttersprache Beichte hören, so würden wir uns den Kopf über ihre Plumpheit ziemlicher maßen zerbrechen und sie würden auch **das Vertrauen** zu uns nicht so haben, als zu jenen, und wir würden auch kaum 2 oder 3 Beichtkinder in einem ganzen Tage anhören können. Und auf diese Weise ist ein Missionar vermögend, 7—8 Dolmetscher anzuhören, weil diese **gar leicht** mit der angesetzten Repetition fertig zu werden wissen und also immer einer nach dem andern abgefertigt wird, damit sie wieder andere Beichtkinder vor sich nehmen können.“ Zucchelli 218 f. 339. —

Dieses unverantwortlich leichtfertige Verfahren, dieses Spiel mit den heiligsten Gütern zog eine ebenso leichtfertige, lügnerische Behandlung der Sache von seiten der Neger nach sich.

Zucchelli berichtet 330 ff., daß vor der Kopulation es die schwierigste Aufgabe der Dolmetscher sei, die Leute, welche zeitlebens an keine Buße gedacht, durch Unterweisung im Katechismus alles zu lehren, was ihnen die ewige Seligkeit zu erlangen notwendig sei, damit sie im Stande der Gnade (!!) stehend würdig vor den Traualtar treten möchten. „Allein was fruchtet es viel? wenn der Abend herbeikommt, wissen sie so wenig, als sie früher gewußt! Und wenn diese Leute auch gleich in dem Katechismus unterrichtet, daß es eine Hauptsünde sei, seine Sünde in der Beichte zu verschweigen, so sind sie doch, weil die Vernunft (!!) bei ihnen sehr schlecht ist, so leichtfertig und boshaft, daß sie es für keine Sünde halten, den abscheulichsten Kirchenraub zu begehen, indem sie insonderheit die Sünde wider das erste Gebot durchaus entweder verschweigen oder gar leugnen.“ Natürlich wandte man alle Mittel an, dieses zu verhüten, „aber wollten sie nun so boshaft sein und es an ihnen selbst (!!) hierin mangeln lassen, so ist die Schuld ihres Verderbnisses bei ihnen selbst! O wie viele Male habe ich mir ein Gewissen daraus gemacht, diesen Leuten die heil. Sakramente auszuteilen, weil sie dessen in der That ganz unwürdig gewesen

sind und untüchtig, solche anzunehmen, und wenn ich je sie ihnen geben mußte, so schien es mir eben, als wenn ich die Perlen vor die unreinen Tiere würfe!"

Ihre Mühe fruchtete natürlich nichts, wie konnte es auch anders sein; denn an einer andern Stelle berichtet derselbe Autor 415, er habe dagegen zu kämpfen gehabt, daß von bösen Leuten den Beichtenden gesagt und geraten sei, nur eine halbe Beichte abzulegen. Zuchelli spürt die Thäter aus, läßt sie fangen, an einen Baum binden und öffentlich dicht und derb abprügeln, wodurch das Volk von diesem Betruge befreiet wurde, daß es hinfüro die Beichte ganz ablegte (??), „daß ich also mit dem Prügel meine Mission fortsetzen und zu Ende bringen konnte" (!!) — ein Verfahren aber, welches nicht im stande war, das oben beklagte und nicht entgegengebrachte Vertrauen herbeizuführen! — Allein noch weiter trieben die „Bekehrten" den Betrug im Beichtstuhle. Merolla möge uns folgende Geschichte erzählen a. a. O. 545 f.

Es handelt sich um einen entwischten Zauberer; wie sich herausstellt, hat der Vater seinem der Zauberei angeklagten Sohne zur Freiheit verholfen. Dieses Ereignis scheint eine Verschärfung der Maßnahmen gegen diese Art Leute herbeigeführt zu haben. Jedenfalls fürchtet der Vater, an seines Sohnes Statt gefangen gesetzt zu werden, meldet sich aber schleunigst, um dem zu entgehen, krank und bittet Merolla, seine Beichte entgegenzunehmen. Derselbe erscheint sofort, hört die Beichte, findet aber, daß jener es gethan hat mehr aus Heuchelei, als aus Aufrichtigkeit. „Denn es ist Sitte in diesem Lande, daß, wer immer Absolution empfangen hat, sofort frei wird von jeglicher Schuld und folglich in Freiheit gehen kann, wäre er auch in Haft vorher. Der Grund, den sie dafür anführen, ist, daß, wenn Gott ihnen vergeben hat, ein Mensch sich nicht heraus nehmen dürfe, sie schuldig zu finden. Dasselbe antwortete uns der Graf, als wir den Burschen entlarvt hatten und seine Inhaftnahme forderten: Habt Ihr ihn nicht absolviert, ist er nicht frei? Wie kann ich denn mir herausnehmen, Hand an ihn zu legen?"

Wir müssen unbedingt annehmen, daß die Missionare diesen Brauch eingeführt haben, vielleicht um dadurch einen gewissen Einfluß unter dem Volke zwecks Selbsterhaltung gegen den Fürsten zu gewinnen. Ist das der Fall, so ahnten sie wohl nicht, wie sie damit das Werk Gottes schädigten, zu dem sie berufen waren, und wie der von ihnen in Scene gesetzte Betrug, mit dem sie die Christen, vor allem die Obrigkeit betrogen, auf ihr Haupt zurückfiel. Denn, rückblickend und zusammenfassend sagen wir, ein derartiges, auf Unlauterkeit gegründetes, trotz besseren Wissens festgehaltenes, alles sittlichen Ernstes und aller rechten Zucht bares

Verfahren, wie es uns hier entgegengetreten ist von beiden dabei beteiligten Seiten her, ist der Tod der Mission! —

Wir dürfen dieses so traurige Gebiet nicht verlassen, ohne eines Falles Erwähnung gethan zu haben, welcher zu Merollas Zeit sich ereignete und ein grelles Licht wirft auf den Geist der Mission.

In Sogno ward Ostern gefeiert und männiglich war zur Ostergratulationscour am Hofe des gebannten Grafen erschienen. Man feierte nach echter Negerart mit viel Tumult und Geschrei. Das erboste den Pater Benedict, er mischte sich unter das Volk, traf einen Kurfürsten Sognos und machte ihm Vorstellung darüber, sowie über der Sognesen Verhalten bei der neuerlichen Anwesenheit der häretischen Holländer. Darüber aufgebracht, schreit der Kurfürst: Was Häretiker, was Christen, was Katholiken, werden wir nicht alle selig durch die Taufe allein? Da verliert Pater die Geduld und giebt ihm, sicherlich aus, wenn auch etwas übergroßem, Eifer um Gottes Sache, eine lautschallende Ohrfeige über seine Ermahnung her. Darüber großer Tumult; der Graf und Kapitän General retten den Pater mit Mühe in den Konvent vor der Wut des Volkes. „Die Hauptabsicht des Paters war, die Menge vor dem Seelenschaden der Häresie zu bewahren. Ich hielt eine schnelle Aussöhnung für durchaus nötig und sandte nach einigen Tagen hin und ließ den Geschlagenen in den Konvent holen; er kam, ich nahm ihn freundlich auf und verlangte von ihm aufrichtigen Widerruf dessen, was er gesagt, verlangte, er solle Pater Benedict um Verzeihung bitten, dann würde ich ihn absolvieren!! Er antwortete, das wäre in der That lustig; ich bin der Beleidigte und soll nun schuldig sein; er war der Angreifer und ich soll um Verzeihung bitten? Ich mußte den Schlag empfangen und werde nichtsdestoweniger als der Beleidiger angesehen? Ich antwortete: „das darf nicht als Beleidigung aufgefaßt werden, was als eine solche nicht beabsichtigt war. Der Schlag sollte Euch nicht zur Beleidigung gereichen, sondern zur Bewahrung, sollte es doch ein Denkzettel sein, nicht auf die Irrtümer der Häretiker zu hören. Außerdem müßt Ihr bedenken, daß er gegeben ward aus väterlicher Liebe von Eurem geistlichen Vater, dem es nicht mißziemt, ihn zu geben. Außerdem weißt du, die Bischöfe thun so bei der Konfirmation, und die Person, welche den Schlag erhält, rechnet es sich zur Ehre und nicht zur Beleidigung. Du mußt bekennen, daß du eine Korrektion verdientest, da du eine so gefährliche Meinung in Gegenwart so viel treuer Katholiken aussprachest!" Dadurch überzeugt, bekannte er nach der Messe vor der Kirchthür, was er gethan, habe er aus Leidenschaft gethan, nicht aber aus Ungehorsam gegen die Lehre der Kirche, für welche er eine große Verehrung (?!) habe. Dann bat er den Pater um Verzeihung, küßte ihm die Füße und ward so wieder in unsere Gemeinschaft aufgenommen. Soweit Merolla 572.

Wir wollen nicht generalisieren, aber daß so etwas sich ereignen konnte, daß man mit solch arglistigem Lügengewebe sich herauszureden imstande war, das wirft ein Licht auf das ganze System, auf ein System

der Unredlichkeit, aus welchem allein nur dergleichen herausgeboren werden konnte, mit welchem es mit den festesten Banden verknüpft ist, auf ein System, von welchem wir uns voll Abscheu wenden. Aber wohlgemerkt, für solch ein System hat der Neger ein sehr feines Gefühl und Gemerk, trotzdem er „aus einem groben Korn gemacht, ja der allergröbste zu sein scheinet,“ und wie Rom hier und sonst in seinem Auftreten in den Wald hineinrief, so schallte es ihm getreulich wieder entgegen! —

Die Missionare betrogen nicht nur ihre „Bekehrten“, nein, sie betrogen auch sich selbst! Denn wie soll man es z. B. verstehen, wenn es von Dom Garcia, diesem Ungeheuer, heißt, er sei ein guter Christ und eifriger Katholik gewesen, Labat 3, 365, oder daß die Frömmigkeit dieses Königs und sein Eifer in einer Weise zu tage getreten seien, qui charmoit tout l'état ecclesiastique, während es wenige Linien weiter heißt, er habe manches begangen, das weit entfernt war von seinen christlichen und königlichen Pflichten, Labat 3, 391 f. Oder wenn die Missionare dem Grafen von Sogno das Zeugnis ausstellen, er sei ein guter Katholik gewesen, der sein Zugethansein zur Religion und seinen Eifer in Ausbreitung derselben in seinem Sterben bewiesen habe, und dann einige Zeilen weiter unten von ihm berichten, er sei nicht frei von Lastern gewesen, welche gleichsam natürlich sind bei Leuten seiner Farbe, Labat 3, 268, vgl. 3, 177 f. Oder wenn man den Wüterich Antonio I. ausdrücklich zu den Christen zählt, von seinem Christentum redet, das er stets bekannt habe, — und derselbe war ein notorischer Verächter desselben, Labat 2, 418. Wir wären im stande, noch mehr Zeugnisse derart zu erbringen! Und wenn endlich Rom in richtiger Konsequenz die Völker dieser Fürsten, deren Maß von Glauben und Religion eben des Volkes Religion und Glaubensmaß war, als christliche bezeichnet, als zu sich gehörig betrachtet und steter Erfolge unter ihnen sich rühmt. Die Missionare betrogen eben sich selbst um der Erfolge willen, fanden sich ab mit diesem Kongo-Christentume, — wenn nur Roms Name über Kongo genannt ward! — um der äußerlichen Scheinerfolge willen versanken sie in unglaubliche sittliche Lauheit, gaben jeglichen sittlichen Maßstab preis und bestärkten wiederum mit diesem Dienste der Unlauterkeit angesichts des Evangelii, das sie hätten verkündigen sollen, die, welche mittelst ihres falschen Dienstes sich Christen nannten, im Dienste jener großen Lüge, welche Heidentum heißt! Aber solches wird Kongo von Roms Händen einst fordern, wenn es aufstehen wird im Gerichte wider dasselbe und die Anklage erhebt: du hast mir einen Namen gegeben, daß ich lebe, und ich war tot durch deinen Dienst! —

Freilich dämmerte den Missionaren endlich, als es zu spät war, als ein Rückzug nicht mehr möglich, aber auch nicht ernstlich gewollt war, denn das hätte eine volle Änderung des Systems bedeutet, — man blieb, wie wir sehen werden, in Unlauterkeit bis ans Ende, — die Gewißheit auf und der Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrten, wie das schon aus bisher gegebenen Citaten ersichtlich ist. Wir fügen dem noch bei aus Zucchellis Munde:

„Wer aber mit ihnen recht umgehet und um sie ist, wird gar bald abnehmen können, daß dieses alles nur ein bloß äußerlicher Schein ist, welcher gleich den Früchten der 5 Städte anders nichts Gutes hat, als die bloße Rinde.“ „Erst dann kennt man sie aus! Daß sie aber diese Übungen, welche ihrer Natur nach geistlich sind, annehmen, darf man sich eben keineswegs wundern, — es ist von den Disciplinen die Rede — denn weil sie keine Empfindung von den Schmerzen haben (?!), so dienen sie ihnen nur zu einem Zeitvertreib, oder sie haben etwa die Art des unvernünftigen Viehes an sich, welches ohne weiteres Nachdenken dasjenige thuet, was es von anderen siehet“ a. a. O. 217, 252; und wiederholt haben wir die Missionare die Befürchtung aussprechen hören, daß sich einst das Volk dem heidnischen Glauben seiner Väter ganz wieder zuwenden könnte: „es lehret uns doch die tägliche Erfahrung gleichsam mit Händen fühlen, daß alles wenig fruchtet, weil sie immer wieder wie die Hunde zu dem vorigen Gespeie der Sünde eilen,“ „und haben nun diese Schwarzen sich nicht angelegen sein lassen, diese Gnade Gottes (!?) anzunehmen, so mögen sie es ihnen selbst zuschreiben, wenn sie ihr Unglück mit vielem Ach und Weh beklagen werden müssen, wenn ihnen die göttlichen Gerichte dereinst vorhalten werden, was bei Hosea 13 steht: du bringest dich in Unglück, denn dein Heil stehet allein bei mir!“ Zucchelli 222, 273.

Wir aber schließen diesen Abschnitt und diesen Ausgang und diese falsche Anklage mit jenem Worte bei Lukas 14, 22: „Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk!“ —

Allein Rom gab seine Versuche nicht auf, vielmehr versuchte man von Anfang an durch Einwirkung auf die Leichtgläubigkeit des Volkes seine Macht zu befestigen und den Geboten der römischen Kirche Geltung zu verschaffen, — natürlich ohne im stande zu sein, diesen gefürchteten Ausgang abzuwenden. Die Missionare glaubten nämlich im Besitze eines Terrains zu sein, welches der Ausübung wunderthätiger Kräfte unvergleichliche Erfolge versprach. Was sie nicht durch bloße Autorität, oder durch Mittel der Überredung, oder durch die uns bekannt gewordenen „lebensmächtigen Gründe“ ausführen konnten, hofften sie durch ihre vorgeblichen wunderthätigen Gaben zu erreichen und groß waren fürwahr die Wunder, welche sie in diesem

entlegenen Winkel der Welt vollbrachten. Aber standen sie denn damit im Dienste der Wahrheit? —

Ich schicke voraus und bemerke ausdrücklich, daß ich nur diejenigen Wunder hier anzuführen habe und anführe, welche von den Missionaren selbst in den Dienst der Glaubensausbreitung gestellt worden sind, die große Zahl anderer Wunder ganz beiseite lassend als gegenstandslos. Wir erinnern an das famose Bula-maturi-Wunder erster Auflage Jarric 1, 59, welches unter diesem Gesichtspunkte uns entgegentrat, an die Wunder bei Alfonsos Kampf um die Krone gegen Panso Jarric 1, 35 ff., Lopez 44 ff., wenn gleich diese nicht direkt von den Missionaren waren ausgeführt worden; jedenfalls colportierte man sie zu besagtem Zwecke. Doch lassen wir nun die würdigen Männer selbst Zeichen und Wunder thun, und Labat sei Zeuge!

Bei ihrem bloßen Erscheinen weichen die Teufel und die besessen gewesenen Zauberer verlieren den Enthusiasmus und das Vermögen, in abschreckenden Sprachen zu reden 1, 266. Auf ihr Gebot und Geheiß giebt der Himmel Regen, obwohl derselbe vorher ganz rein und ohne einen Hauch von Wolke war 1, 273, 3, 331, Merolla 548 u. 615, oder es erscheint eine große Dürre Merolla 548. Die Predigt eines Kapuziners wird bekräftigt durch einen Donnerschlag, der einen lästernden Zauberer tötet 3, 150. Auf eines Prälaten Geheiß werden Bäume trocken, verlieren sofort die Blätter; nachdem derselbe die Censur über den Baum aufgehoben, trieb er sofort neue Blätter in so großer Zahl und so schnell, daß er mit Blättern bedeckt erschien. Und das alles, um dem Volke das Schreckliche des Bannes und das köstliche Gut römischer Kirchengemeinschaft ad oculos zu demonstrieren! Das Volk zitterte beim Anblicke dieses Wunders und gab dem Bischofe, was er begehrte! Da dieses Wunder den Missionaren selbst ungeheuerlich erschien, verhalten sie sich ihm gegenüber nur referierend, rekurrieren aber nichtsdestoweniger des Öftern auf dasselbe 3, 262, Zucchelli 192, 397. Man heilt wütende Besessene mit der Taufe und gleich nach derselben schreit ein solcher: „Wo bin ich, bin ich noch derselbe, welch staunenswerte Änderung hat das Taufwasser in mir bewirkt, ich fühle mich verwandelt, ich leide nicht mehr, Gott sei gelobt!" Und nach dieser Wunderthat treibt derselbe Pater mit erhobenem Kreuze tobende Heidenhaufen in die Flucht 3, 283 f. Pater Jerome heilt einen Kranken mit dem Zeichen des Kreuzes gegen das Versprechen desselben, daß dieser sich bekehren wolle 3, 312. Derselbe vertreibt Heuschrecken zweimal und dann hört das Volk den Wunderthäter willig 3, 314 ff. vgl. 3, 376. Derselbe macht ein krankes, ihm ganz unbekanntes, an der Straße gefundenes, von Zauberern bedoktortes Weib gesund auf der Stelle und macht infolgedessen eine große Ernte daselbst 3, 330 f. Derselbe heilt den Neffen des Fürsten von Bamba vom Sterben und wunderbar war der Bekehrungserfolg; der Neffe aber wird bei seinem baldigen Abfall wieder krank und stirbt 3, 336, 342. Derselbe verflucht einen dem Ganga heiligen Baum und sein Fluch ist so mächtig, daß der Baum sofort verdorrt, der Ganga aber mit seinem Weibe stirbt in wenig

Augenblicken; dieses läßt den Herzog von Sundi seine Apostasie bereuen und gottselig beharren bis ans Sterben 3, 349. Ein Bischof ließ bei Pinda einen Baum verdorren durch das Zeichen des Kreuzes, so daß er sofort abstarb wie der vom Herrn verfluchte Feigenbaum, Merolla 539; der Baum war fürder hin ein Wahrzeichen für die einfahrenden Missionare, auch ein Wahrzeichen ihrer Mission! Ein Zauberer barst und fiel tot vor dem Missionar nieder, nachdem er einen falschen Eid auf das Meßbuch geleistet, ein zweiter in derselben Lage welkte plötzlich dahin und starb nach 6 Stunden, Merolla 548 f. Ein Christ voll bösen Wandels und ein Spötter wird von Merolla oft gemahnt, aber vergeblich; da wird derselbe plötzlich in einem Kahne sichtbar, von einer unsichtbaren Hand in die Luft gehoben und nicht mehr gesehen; die Begleiter aber tragen diese Kunde durch alle Lande. a. a. O. 578. Als einst ein Komet am Himmel erschien, war er auf der Missionare Geheiß gekommen und es wurden alle mit sofortiger Vernichtung bedroht, welche den Priestern Gehorsam verweigern würden, Carli Astley Coll. 153; wenn die Sterbeseuche oder sonst eine Plage unter dem Volke sich zeigte, so war sie nur gekommen, um die Widerspenstigkeit seiner Fürsten zu strafen und groß war das Geschrei, wenn die Unterthanen und Bekehrten nicht alsogleich die vorgeschriebenen Bußen verrichteten. Labat 3, 375, 400, Merolla 570, Zucchelli 398, vgl. Wilson 254. Standen die Sachen gar zu bös, wie z. B. in Sakussa, überstieg die Arbeit ihre Kräfte, „waren Wunder nötig," um diese Leute zu bekehren, „so wagten sie nicht sich zu schmeicheln, daß Gott ihnen solche würde darreichen zum besten dieser Halsstarrigen (!!!), von denen man in Wahrheit sagen konnte: nequam est natio eorum et naturalis malitia ipsorum." Labat 3, 216. Oder war endlich die Beredsamkeit eines frommen Paters nicht ausreichend, das Volk zu packen und weich zu machen über seine Sünden, so ward plötzlich in dem Gotteshause ein Vorhang aufgezogen und den erstaunten Blicken das Bild der heil. Jungfrau mit dem Dolche in der Brust und Blute auf dem Gewande gezeigt und der augenblickliche Erfolg war gesichert derart, daß ein Mann sein Weib und seine Tochter aus dem Hause prügelte, so daß beide froh waren, im Konvent anzukommen zum Beichten ihrer Sünden, Merolla 556. Man begreift es in der That nicht, wie ein Missionar im stande ist, so etwas zu berichten, geschweige denn zu veranstalten, gar nicht zu reden von der massigen Plumpheit!!

Wie wir verschiedentlich angedeutet, erzielte man mit solchen Mitteln dann und wann eine augenblickliche Wirkung, nicht aber einen dauernden Erfolg, wie wir bei fast allen Wundern nachzuweisen in der Lage wären. Die Missionare vergaßen vor allem bei diesem Treiben eins, daß die Zauberer, welche sie mit solcher Heftigkeit verfolgten, nicht nur ähnliche, sondern noch größere Wunderdinge vollbringen zu können sich rühmten, Labat 1 Kap. 15, 1, 300, Eid Bolungo, Gift, Feuer, Wasserproben u. s. w., neben welchen die Wunder der Missionare ziemlich matt erscheinen mußten,

und die zugleich auch von ebenso guten Beweisen unterstützt wurden, wie sie die Missionare nur immer aufbieten konnten, Labat 1 Kap. 15. Oder aber die Zauberer beanspruchten die von den Missionaren gethanen Wunder für sich und fanden Glauben, Labat 1, 277, vielleicht auch 3, 150. Im weiteren aber ist die Phantasie ein so vorherrschendes Element in der geistigen Beschaffenheit des Negers, daß er in solchen Dingen nicht viel nach Beweisen fragt; er wird bereitwilliger einem vorgeblichen Wunder eines seiner Landsleute Glauben schenken, vorausgesetzt, daß es glänzend genug ist, um seinem Geschmacke zu genügen, als dem Wunder eines Missionars, welches schicklicherweise immer wenigstens einigen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben muß. Wohl weiß der Neger, daß der Weiße unendlich über ihm steht in Dingen des äußeren Lebens, betritt man aber das Gebiet des Unbekannten und Geheimnisvollen, das Reich, wo die Phantasie allein wandern kann, so finden wir, daß er sich hier heimischer fühlt als sonst wo und die unendliche Mannigfaltigkeit phantastischer Bilder, welche er aus jenen Gegenden hervorbringt, zeigt uns, daß er hier keine Nebenbuhler hat. Die meisten Missionare ahnten daher wohl nicht, wie vollständig sie überflügelt werden konnten und thatsächlich wurden, als sie sich die Aufgabe stellten, Wunder zu thun. Aber ohne Frage hatten sie damit das Verfahren eingeschlagen, welches sie selber und ihre Religion in Mißkredit bringen mußte, „denn diese gottlosen Priester bedienen sich solcher Zaubereien, um die christliche Religion niederzuschreien und in Mißkredit zu bringen, indem sie sagen, der Christengott sei nicht im stande, die Wahrheit aus dem Munde eines Angeklagten zu ziehen, noch ihn zu bestrafen, wenn er falsch geschworen." Labat 1, 303 f. „Und als dann der Ganga, wenig durch die Wunder (des Missionars) besiegt, behauptete, das sei eingetroffen durch die, welche ihm den Vorrang abgelaufen hätten, welche weit kundiger wären in der Magie als er selbst, — ward er von den schwarzen Christen ergriffen und gebührend bestraft," Merolla 548, — in der That das schlechtest gewählte Mittel, das gesunkene Ansehen der christlichen Religion zu heben!

Aber trotz der vielfachen Ceremonien, welche dem Volke von Kongo von der römischen Kirche waren auferlegt worden, fühlte man sich eine Zeitlang und bis zu einem gewissen Grade durch die neue Religion nicht eben sehr bedrückt. Solange als sich die Forderungen der Kirche auf das Gebot der Taufe, auf die Verpflichtung, den Rosenkranz zu beten,

Kruzifixe zu tragen und Bußhandlungen zu verrichten, beschränkte, unterwarf man sich diesem ohne Kundgebungen ernstlichen Mißbehagens. Sobald aber die Missionare mit der Zeit nachdrücklicher ans Werk gingen, um ihrer hierarchischen Stellung willen alle Spuren der alten Religion zu vertilgen, als sie eine Verfolgung der Priester dieser Religion begannen und vor allem, als sie beschlossen, die Vielweiberei im Lande abzuschaffen, da griffen sie das Heidentum, was sie von Anfang an hätten thun müssen, in seiner Feste an und erregten einen Haß und einen Widerstand, welcher sie selber in Erstaunen setzte, — natürlich, die Kräfte der Wiedergeburt mangelten gänzlich!

Doch ehe wir diesen Punkt näher beleuchten, haben wir näher auf die Polygamiefrage einzugehen! Aus der bisherigen Darstellung hat sich ein Zweifaches mit Evidenz ergeben, erstens, daß die Polygamie, die Ehe auf Versuch, bei den Christen, bei kirchlich Ungetrauten und Getrauten, daß Ehebruch, Hurerei, Blutschande im Schwange gingen, und dazu bedarf es keines weiteren Beweises, obwohl wir außer dem Erbrachten massenhaftes Material herbeizuschaffen imstande wären, z. B. aus Zucchelli 202, 311, 317, 330 f., 341, 419. Zweitens aber, und das ist das furchtbarste, haben wir gesehen, daß die Missionare, statt die heilsame Zucht von vornherein an ihren „Bekehrten" zu üben, vielmehr Konzessionen machten auf diesem Gebiete und dadurch den entsetzlichen Zustand der „kongischen Christenheit" hervorriefen. Wir erinnern uns jenes „cacher un peu les desordres", Labat 1, 227, jenes Ausspruches der Prinzessin mit dem Labatschen Kommentar 1, Kap. 8, wir gedenken aber vor allem dessen, daß das unfehlbare Rom den Missionaren dahin Instruktion erteilt hatte, „im Anfange manche Dinge zu übersehen, um nicht durch allzugroße (?!!) Strenge, obgleich gerecht, alles zu verderben," Labat 3, 180, und daß diese zu übersehenden Dinge eben die Polygamie bezw. das Konkubinat waren. Geht schon aus diesem hervor, daß man dort das Entlassen der Konkubinen nicht allen Ernstes verlangt haben kann als unumstößliche Bedingung zur Erlangung der Taufe, so wird dieses Verfahren zur unwidersprechlichen Gewißheit doch dadurch, daß das Verlangen, die Konkubinen zu entlassen, den ersten Sturm bei den Christen erregte und die Panso-Aquitimo-Revolution hervorrief.

Jarric und Hazart erzählen ja ausdrücklich von den Christen, welche die Lehre wohl angenommen, „sobald man aber mit den sittlichen Tugenden . . . mit Ein-Weiblicher-Eheverbündnuß aufgezogen kam, da schupfften sie

die Schultern und vermeinten Alles unmöglich zu sein, zogen also die Hand von dem Pflug und kehreten wieder zu vorigem Irrthum.“ Wir erinnern uns jenes entschuldigenden Wortes, diese Laster seien comme naturels aux gens de sa couleur; man wartet ruhig ab, bis sa passion était un peu rallentie und baut inzwischen auf den Durchbruch des guten Herzens (!!), Labat 3, 268 f.; man bringt es ruhigen Gewissens fertig, einen Grafen in den Bann zu thun wegen Verletzung der Immunität des Gotteshauses zu Sony, und nicht wegen offenbaren Konkubinates, in dem er lebte, und es ändert die Sachlage nicht, wenn man hernach denselben um dieses Lasters willen nicht zur Beichte zuläßt, denn er war stets Mitglied der Kirche, und dieses Nichtzulassen zur Beichte war viel zu geringe Zucht, Labat 3, 256 ff. — Aber hierdurch hatte man in Kongo ein Feuer angezündet, welches die Mission verzehrte. Wohl haben die Missionare über den Brand laute Klagen geführt und auf Ausrottung des Übels hingewirkt, — aber hatten sie Wind gesäet, der entfachte Sturm ließ ihre Worte wirkungslos verhallen; ihre Vorstellung, ihre stärksten und zwingendsten Gründe fruchteten nichts! Darum versuchte man es zunächst mit harmlosen Mitteln! Nach Labat 3, 183 treten die Missionare für einen Fürsten als Brautwerber auf, um durch den Fürsten das Volk nach sich zu ziehen, oder sie ließen sich das Ehrenwort geben, 3, 184, nicht wieder in solche Sünde zu fallen, oder sie suchten durch sonst politischen Einfluß die Herren zu gewinnen, um so das Volk zu bewegen, „ein Motiv sehr rätlich und vortrefflich passend für unwissende Leute und für solche ohne Nachdenken.“ Oder aber man versuchte durch Keuschheitsgelübde dem Treiben der Neger Einhalt zu thun, Merolla 574, ein jedenfalls höchst zweifelhaftes Mittel, oder durch Geldstrafen zu wirken, Merolla 554, ebenso fraglich und erfolglos wie die vorher genannten! Fassen wir es zusammen, da Rom es nicht für seine Aufgabe erkannt hatte, durch die heilsame Lehre der Wahrheit überhaupt Kräfte der Wiedergeburt in das Volk zu legen, wir können das nicht oft genug betonen, denn das ist der Angelpunkt, war sein Bestreben ein aussichtsloses für immer auf diesem eingeschlagenen Wege, denn den Weg ernster, christlicher Belehrung, den Weg des Gnadenmittels des Wortes beschritt es nicht bis ans Ende seiner Wirksamkeit in Kongo trotz der lautredenden Zeichen, welche es auf diesem Wege begleiteten!

Aber dem Übel mußte gewehrt werden! Und nicht diesem allein, auch dem, wie wir gesehen haben, nie überwundenen, vielmehr mit Macht sich geltend machenden Götzenwesen und Aberglauben. Man griff in dieser

Bedrängnis zum letzten Mittel, zu „lebensmächtigeren Gründen“, zur „violence salutaire“, man nahm seine Zuflucht zur weltlichen Arme, der immer bereiten Hülfe Roms und über diesen verfügte man ohne Schwierigkeit, wie wir nachgewiesen haben. Und von dem Augenblicke an, wo die Missionare den weltlichen Arm zum Beistande nahmen, warfen sie naturgemäß die wahrhaftigen Missionsmittel, schon sowieso kümmerlich angewandt, ganz beiseite, denn die gehaltenen Predigten, Beichten, Unterweisungen u. s. w. durch violence salutaire gereicht, hören eben auf, Mittel zu sein; ein Restchen von Scham ließ die Missionare vielleicht nebenher dieselben gebrauchen! Ich möchte sagen zaghaft zuerst und nur gleichsam prüfend, zuweilen sogar noch wehrend übergroßem Eifer der Fürsten, Labat 3, 224, ging man vor, aber dann immer nachhaltiger, immer wuchtiger gebrauchte man die uns bekannten Edikte und ihre Macht, mancher Tempel ging in Flammen auf, entzündet von Missionarshand, mancher Götze fiel, gestürzt von einem Diener Gottes; immer strenger wurden die Edikte gegen Polygamie und Götzenwesen und endlich bestand der „ganze Nutzen“, den die Mission schaffte, 1. „in der Trauung der Beischläferinnen, daß sie nicht wie das Vieh zusammenleben, dadurch viel 1000 Todsünden gehindert werden. Denn ihre vorherige Hurerei wird, wenn sie in christlicher Weise getraut sind, zu einem zugelassenen, rechtmäßigen, ehelichen Bande (??). Das ist der Nutzen, den man von den Erwachsenen schaffet, welcher doch keinen geringen geistlichen Trost giebet, indem dadurch jährlich vielen Todsünden zuvorgekommen wird, wodurch die Majestät Gottes beleidigt wird!“ — wenn auch die Seelen der mit dem Sakrament versehenen zu Grunde gingen, denn sie waren, wie Zuchelli nachweist, gänzlich unwürdig! a. a. O. 263, 332 u. ö. — 2. „Daß man mit der Zeit,“ soll wohl heißen durch die drakonischen Edikte, „die alten heidnischen Gebräuche ablegen und unter ihnen ein gutes Christentum einführen werde.“ Endlich 3. in der Kindertaufe! Zuchelli 341. Denn da man endlich vor der Taufe ein Entlassen der Konkubinen verlangte, Zuchelli 452 f., kamen die Erwachsenen nicht mehr zur Taufe, weil sie die Konkubinen nicht entlassen wollten, Zuchelli 418, 420, 322, 327, 311. Das also war der jämmerliche Rest, so weit war man vom Dienste der Wahrheit abgekommen, so tief gesunken, daß man mit diesem Nutzen sich zufrieden erklärte und „nicht geringen geistlichen Trost“ in ihm fand!

„So setzte man die Mission mit Hülfe des Prügels fort und brachte sie zu Ende,“ und „wo man keine Macht hatte und

den Stock nicht gebrauchen durfte," Zuchelli 416, 455, **da blieb man fort und ließ Mission Mission sein!!**

Die ganze heidnische Religion in all ihren Formen und Einzelheiten ward für gesetzwidrig erklärt und jeder, welcher der Beachtung ihrer Gebräuche sich schuldig machte, mit den härtesten Strafen bedroht. Man führte besondere Register über die Zauberer, Zuchelli 333, spürte sie aus und ließ sie vom Grafen von Sogno gefangen setzen, Merolla 545 f., man arbeitete einen besonderen Strafkodex wider sie aus, dessen Bestimmungen auf Bußen, Verbrennung, Hinrichtung, Sklaverei lauteten, Merolla 546, 547, Zuchelli 245, 335. Zuchelli erweiterte das Verfahren dahin, daß er solche Unglückliche mit Staupenschlag bearbeitete, 215, und sie in Ketten in die Sklaverei verkaufte, nachdem sie ihren Aberglauben abgeschworen hatten, 244, 245. Selbst die Zauberinnen ließ er öffentlich kastigieren, 337, und Merolla läßt eine Mutter, welche ihr Kind zur Taufe bringt, im Gotteshause peitschen! 555. Mit ebenso entsetzlicher Strenge gehen sie vor gegen Fehle wider ihre Anordnungen in Bezug auf den Sklavenhandel. 8 solcher Unglücklichen hatten verbotenen Handel betrieben, Zuchelli läßt dieselben vom Grafen in Ketten ins Gotteshaus führen, darunter hohe Kronbeamte. Diesen 8 wird das Licht vor den Augen ausgelöscht, sie werden mit Totenglocken beläutet, aus der Kirche gestoßen, sodann auf ausdrückliche Verordnung des Paters dem Grafen übergeben zu achttägiger öffentlicher Auspeitschung in Ketten unter Androhung des Bannes im Falle nicht exakter Ausführung, „damit die anderen ein Beispiel an ihnen nähmen und inskünftig in kein so schrecklich Verbrechen verfallen, sondern der Stimme der Missionare, die ihnen den Weg zur Seligkeit zeigen (!!), gehorchen möchten!" Der Fürst selbst vollzieht zum ersten Male die Strafe so weidlich, daß der Strick zerreißt unter den Schlägen. Endlich nach 8 Tagen werden die Ärmsten frei gegeben nach einem Schwur auf das heilige Evangelium!!

„Vielen mag das alles hart dünken und Liebe und Freundlichkeit angebrachter finden, ein solcher hat keine rechte Wissenschaft von den Schwarzen. Die ganze Zeit lang haben wir alle ersinnlichen Mittel erprobt, das Christentum in einen guten Stand zu setzen, allein es hat uns keineswegs glücken wollen, ja so oft (?) wir ihnen auch mit aller Liebe und Freundlichkeit begegnet, so sind sie nur je schlimmer geworden, weil dieses keine Leute sind, welche sich nach der gesunden Vernunft richten. Wollen wir derohalben diesen großen Unordnungen steuern, so müssen wir freilich mit Nachdruck und Eifer kommen, sie fein dicht oft kastigieren, . . . so enthalten sie sich doch

wenigstens aus Furcht der Peitsche und der Zucht davon und also wird auf diese Art der Stein des Ärgernisses aus dem Wege geräumt!!" Zuchelli 234—242.

Wohl überließen die Missionare eine Zeitlang die Vollziehung dieser Gesetze den weltlichen Oberen, als diese aber Abneigung und Saumseligkeit zeigten und allerlei Ausflüchte machten, ihre Unterthanen zu bestrafen, nahmen sie die Ausführung in ihre eigene Hand und übten die Verordnungen mit rücksichtslosester Strenge, „durchaus kein Mitleid zeigend, niemals losgebend," Zuchelli 245, 335, 336, 338, 413—416, 420, Merolla 554. Hören wir zum Beweise Zuchelli berichten:

Eines Abends hört derselbe Totengesang in der Ferne, er weiß, heidnische Feierlichkeiten werden dort von den Christen begangen. Mit „einem guten Prügel" bewaffnet läßt er sich schleunigst von seinen Schwarzen dorthin tragen, „damit ich sie unversehens überfallen könnte, um dem Schaden der Seele, der Beleidigung des eigenen Gewissens und der Empörung des großen Gottes zu wehren. Es ginge auch, wie ich mir eingebildet;" er stieg „sachte" aus dem Netz und „ging wider alles Vermuten in den Hof hinein, allwo sie saßen und schrien, da ich meinen Stock ergriffe und immer von einer Seite zur andern blindlings unter diese Schwarzen dreinschlug, wo es traf! Als die Neger sahen, daß ich kam und einen so guten Kapellmeister abgab und zu ihrer Musik mit meinem Prügel so hübschen Takt schlug, wußten sie sich so hurtig auf die Beine zu machen, daß sie bald entschwunden waren." Trotz der schnellen Flucht hat er aber das „Glück", etwa 1½ Dutzend mal zuzuhauen! a. a. O. 212 f.

Oder lassen wir uns von Merolla erzählen 546. Demselben ist ein Wizard eingeliefert, der ihm aber aus dem Konvente entwischt, als er Papier zum Niederschreiben der Anklage holen will. Der Konventshund wird hinter ihm dreingehetzt; auf einem Nebenwege der Pater hinter ihm drein und zwar so glücklich, daß er ihn bald erreicht, ihm ein Bein stellt, beim Falle ihm auf den Rücken springt und ihn dann mit aller Macht mit seinem Ordensstricke zu bearbeiten im stande ist, die ganze Zeit über den heiligen Michael und die anderen Heiligen anrufend — aus heilloser Angst vor den Grigri des Zauberers! —. Alsbald kommt auch sein Genosse, der sich des Lachens nicht erwehren konnte, als er sah, wie wacker ich ihn bearbeitete. Herbeigerufene Leute binden den Wizard alsdann so fest, daß er sich nicht rühren konnte. —

Überhaupt offenbaren die Missionare eine Roheit, die ihresgleichen sucht, so erregt es dem Pater Zuchelli das Lachen vielmal, wenn seine müden, schwarzen Träger Passanten mit Fußtritten, Schlägen, Ohrfeigen zwangen, ihr Paket auf den Weg zu werfen, um den Pater viele Stunden weit zu tragen. Waren sie müde, daß sie nicht mehr schnaufen konnten,

mußten sie zurückkehren, ihr Paket suchen und ihre Reise fortsetzen. a. a. O. 308 f. Und man möchte wahrhaftig sich versucht fühlen zu zählen, wie oft dieser sehr ehrenwerte Pater den Prügel gebraucht und „fein wohl abgewürzt und dicht und derb kastigiert" habe und also die Mission zu Ende gebracht hat, — es wäre eine namhafte Ziffer. Vielleicht dürfte sich diese entsetzliche Roheit daraus erklären lassen, daß man ausgediente Soldaten nach Kongo als Missionare entsandte, wie Labat von „beaucoup" der 1655 dort anwesenden Kapuziner zu berichten weiß, 1, Kap. 16. Jedenfalls machen Merolla und Zucchelli, diese beiden letzten großen Repräsentanten Roms in Kongo, landsknechtsartigen Eindruck! —

Doch uns erübrigt noch der Nachweis bezüglich der Polygamie.

„Mit diesen Leuten, den Polygamisten nämlich, haben unsere Missionare in den verflossenen Jahren allerhand Künste gebraucht, sie auf besseren Weg zu bringen, sie haben sowohl gute als böse Mittel angewandt, allein sie haben befunden, daß sie mehr mit dem Prügel als mit der Gütigkeit ausgerichtet, **angesehen sie davor eine weit größere Furcht haben, als vor Gott.** Und wenn wir auch nicht dergleichen thäten, so würde das Volk immerfort wie das Vieh in den Tag hinein und wenigstens viel ärger, als sie gegenwärtig leben und würde also das Ärgernis nicht gehoben werden." Zucchelli 338.

Nun zunächst die Künste? Wir tragen einige nach, welche durch den Staatsarm ausgeführt wurden. So reiste z. B. der Graf von Sogno mit den Patres herum und wenn derselbe irgendwo einen Buhler fand, schalt er ihn mit folgenden Worten: Entweder es gefällt euch dieses Frauenzimmer, oder nicht; gefällt sie dir, warum heiratest du sie nicht, und wenn nicht, warum bleibt sie bei dir? Und der Erfolg war stets gewiß, Merolla 545. Oder man legte dem Grafen als eine Art Buße auf für sein Übertreten des Sklavenhandelgebotes, 300 seiner Unterthanen zu zwingen, sich nach christlichem Brauche trauen zu lassen, und es wird als ein Beweis von seiner Aufrichtigkeit und Frömmigkeit und von der Vortrefflichkeit der Verordnung angeführt, daß der Graf nicht eher geruhet habe, als bis er 400 gezwungen, welche Pater Benedict noch um 200 vermehrte, Merolla 573 f. Zucchelli dagegen geht rücksichtslos vor! So soll z. B. Dom Raffaele in den heiligen Ehestand gebracht werden, allein Dom Raffaele weigert sich, „alle Beredsamkeit und Worte verfangen nichts, da nahm ich einen guten Prügel in die Hand und schmierte ihn damit so ab, daß er auf den ersten Schlag hinfiel und den Arm brach. Allein auch dieses Traktament war nicht hinlänglich, ihm ein Verlangen zu dem hei-

ligen Ehestande, den Gott und die Kirche befiehlt, zu machen und fürder als Christ zu leben." (!!!) a. a. O. 317. Noch mehrere Male, s. die Stellen oben, sehen wir ihn dieses Missionsmittel in seiner Hand schwingen und mit besserem Erfolge, als bei Dom Raffaele. Mit großer Genugthuung registriert er jedesmal die Paare, welche entweder dicht und derb abgewürzet sich trauen ließen, oder aus Furcht vor dem gewaltigen Arme des Paters ohne Zögern das heilige Sakrament an sich vollziehen lassen.

Wir wären am Ende, allein zur Kennzeichnung unseres Paters und der aller Würde entbehrenden Trauhandlung noch ein Stücklein, welches allerdings der Komik nicht entbehrt, allein aber auch so, vielmehr gerade deshalb einen tiefen Blick in die Geistesroheit dieses Mannes und seiner Kollegen uns gewährt, daß wir die Frage nicht meistern können, waren solche Männer im stande, das Werk des Evangelii zu treiben? Doch hören wir:

Wenn die Leute endlich soweit gebracht sind, daß sie vor den Traualtar treten, so ist ihr Anputz sehr lächerlich. „Ich selbst hätte vielmal vor Lachen aufspringen mögen, wenn ich ihren hochzeitlichen Schmuck, ihren Zierat und Galanterien bei dergleichen Fällen angesehen, weil sie sich am besten zu unserem Karneval geschickt, indem man damit gewiß die herrlichsten Masqueraden und Maskarten hätte machen können! Sie sind nun allezeit gewohnet, nackend zu gehen, daher sieht nichts tolleres aus, als wenn sie ein Kleid anlegen wollen. Die gütige Natur hat diese Leute recht mildiglich mit Thorheit begabet, so daß sie die selbst getriebene Narrethei nicht merken!" Sie sehen ihm aus „wie Strohsäcke, die wie die ungeschicktesten Tölpel in ihren Kleidungen sich nicht von einer Seite zur andern drehen konnten." Wenn je die Bräute alte Schuhe anziehen, bedienen sie sich eines Knüttels, um beim Gehen nicht den Hals zu brechen. Eine fürstliche Braut hatte sich so närrisch behängt, „daß sie aussah wie bei uns die Stute, wenn man sie zu Markte führt!" Eine andere hatte eine alte zerzauste hellblonde Perrücke auf ihrem schwarzen Kopfe, welches, wie leicht zu erachten, einen solchen Anblick machte, daß ich nichts anderes dachte, als ich sie sahe, es wäre des Teufels seine Großmutter. (!!!)" Zucchelli 269 f., vgl. 336 u. 340.

Wir wenden uns mit Abscheu von solchen Männern und mit Entrüstung von diesem widerwärtigen Kulturbilde am Ausgange römischer Thätigkeit, welches ein letzter Blick in diesen letzten Zeugen römischer Großthaten uns gewährt.

Welch eine Stufenleiter von Fehlern, Mängeln, von Versumpfung sind wir an der Hand der Quellen hinabgestiegen: Politische Umtriebe, Sklavenhandel, Taufverfahren, Verheidnischung des Christentums, Lüge

und Betrug, Duldung des Konkubinates, Staupenschlag und Peitschenhiebe! Wenn alles mitwirkte als verderbenbringend, Tod herbeiführend, „mit Hülfe des Prügels“ brachte man in der That die Mission „zum **Ende!**“ Denn solche barbarische Handlungen mußten ohne Frage in den Gemütern des Volkes Haß und Rachsucht gegen seine Religionslehrer erregen, zumal man nichts weniger als hingezogen zu dieser Religion sich fühlte. Allein man ertrug alle diese Roheiten, so lange man sich nicht ungestraft der Macht der Missionare widersetzen durfte. Sobald aber des Reiches Macht dahin geschwunden, sobald Portugal nicht mehr eingriff und drohend an der Pforte des Reiches stand, begannen beim Volke die wahren Gefühle sich zu zeigen und bald nahm der Strom der Verfolgung die entgegengesetzte Richtung. In Sundi schleifte man die Missionare aus dem Lande, schon ziemlich früh, Labat 3, 249, einen Interpreten schlug man halbtot. 3, 226. Im Innern des Landes verließen die Träger die reisenden Missionare mitten im Walde und in der Wildnis ohne jegliche Hülfe, 3, 282, offene, blutige, große Dimensionen annehmende Revolten gegen ihr Treiben brachen aus, 3, 333 f., einen Missionar schlug man zu Garcias Zeiten beim Götzentempelbrande tot, 405—407, Garcia selbst leistete ein Großes in Verfolgung und Aushungerung der Gottesboten, bis endlich Antonio I. dieselben des Landes verwiesen zu haben scheint, 2, 419, Merolla 592. Wir haben schon gehört, wie der Graf von Sogno an den Missionaren sich rächte, welche jedoch wie bekannt ihre Rächer im Volke fanden, so daß sie eine Zeitlang das Oberwasser behielten. Von Carli hören wir, daß Zauberer, denen man ihr Fetischhaus angesteckt, den dabei ergriffenen Ph. von Galesia erschlagen und gefressen hätten, bei Labat 5, 266 u. 267. Carli selbst klagt schwer über die Lieblosigkeit der Schwarzen, welche ihm in Krankheit und Elend kaum das Notwendigste gereicht hätten, Church. Coll. 499, 500, d. n. V. ü. Mohr 69. In Banba werden 6 Missionare vergiftet; der die Habseligkeiten dieser 6 nachsuchende Maria da Sestri entgeht kaum einem ähnlichen Geschicke, während Pater Jean François denselben Tod erleidet, Merolla 588, Labat 4, 365. Merolla selbst hat an einem Vergiftungsversuche schwer zu leiden, 587 f. Pater Bernard und John Baptist werden im Walde schmählich verlassen, so daß Merolla, durch dieses Geschick gewarnt, Vorsichtsmaßregeln ergreift, Merolla 590. Graf Pedro da Castro von Sogno behandelte zwei Missionare unmenschlich und verwies sie Landes, Merolla 615. Als Zuchelli das Land verließ, ließen seine Neger ihn oft sitzen in Not und Elend, 493. Man wird

schließlich haben beschränken und das Reisen haben aufgeben müssen. Endlich verließ man ganz das Land, und wenn uns ein Rückschluß gestattet ist von dem Verfahren aus, welches die Sognesen einschlugen gegen die wiedereindringende Mission 1777, so dürfen wir sagen, daß der endliche Rückzug ein erzwungener gewesen sein muß! Mit ihm verschwand die Religion, wenn wir noch „Religion" sagen dürfen, es bedurfte dazu keines Regierungserlasses und keiner polizeilichen Maßregelung, die Gründe, welche wir angeführt haben, waren der Wind und der Platzregen und das Gewässer, welche **das Haus auf Sand gebaut wegfegten rein ab bis auf den Boden!** —

Die allgemeine Missionskonferenz in London
vom 9.—19. Juni 1888.

Von A. Merensky.

II.

Am 11. Juni (Montag) nahmen die Sitzungen und Versammlungen ihren Anfang, welche nun an sieben Tagen nicht nur aufeinander folgten, sondern meist gleichzeitig in verschiedenen Sälen stattfanden. Versammlungen, an denen nur Mitglieder teilnehmen durften, sind zweiundzwanzig gehalten worden, fünf andere waren gemischter Natur, trugen aber noch den Charakter von Konferenzen, und außerdem zählte man siebzehn große Missions- (Volks-) Versammlungen, so daß die Zahl aller Versammlungen, welche in Verbindung mit der Konferenz gehalten wurden, einschließlich der Begrüßungs- und der Schlußversammlung, aber abgesehen von den täglichen Gebetsandachten, sich auf sechsundvierzig beläuft.

In den geschlossenen Konferenzen wurden die wichtigsten Themata behandelt, nämlich solche, welche sich auf Missions-Methode und -Technik beziehen. Bei der großen Anzahl von Fachleuten, welche sich hier zusammengefunden hatten, hätte die Beratung der einschlagenden bedeutsamen Fragen höchst ersprießlich werden können, allein es ist bereits von verschiedenen Seiten hervorgehoben worden, daß die Zahl der gestellten Themata viel zu groß war, als daß eine irgendwie eingehende Behandlung möglich gewesen wäre. Die Sitzungen dauerten jedesmal nur 2 oder 2½ Stunden, in jeder aber wurden zwei oder auch drei Referate, für welche nur je zwanzig Minuten Zeit bewilligt werden konnten, über ganz verschiedene Gegenstände gegeben. Sie wurden deshalb fast immer in abgekürzter Gestalt vorgetragen. Bei der Diskussion wurden dem einzelnen Redner

nur fünf bis zehn Minuten Zeit bewilligt. Aber noch ein anderer Übelstand waltete ob, der sich bei Erörterung von Fragen praktischer Natur in störendster Weise fühlbar machte. Man hatte nämlich die Verhandlungen über die Themata geordnet, ohne auf die verschiedenen Länder Rücksicht zu nehmen, in denen sie je nach den Verhältnissen und der Eigentümlichkeit der Bewohner in verschiedenster Weise zu beantworten sind; das erschwerte die Beratungen in hohem Maße. Wenn z. B. ein chinesischer Missionar sprach, fehlte den in der Südsee oder in Afrika arbeitenden Mitgliedern das auf tieferem Verständnis beruhende Interesse, und eine Verständigung über die einzelnen Fragen, die sich nur auf Grund gemeinsamer Arbeit unter ein und demselben Volke und somit für ein begrenztes Arbeitsgebiet hätte erzielen lassen, war dadurch unmöglich. Wenn diese einzelnen Fragen durch Sektionen behandelt worden wären, je nach den Völkergruppen, die in betracht kamen, so wäre das Endresultat für die Sache gewiß ersprießlicher gewesen.[1])

Für die Behandlung in geschlossenen Konferenzen waren folgende neun Haupt-Themata bestimmt. 1. Missionsmethode. 2. Ärztliche Mission. 3. Unterricht und Erziehung. 4. Frauenarbeit. 5. Organisation und Leitung der Gemeinden. 6. Mission und Literatur. 7. Mitarbeit der heimischen Kirche. 8. Gegenseitige Beziehungen, brüderliches Verhalten (der Missionare und Gesellschaften) gegen einander. (Missionary Comity.) 9. Verhältnis von Handel und Diplomatie zur Mission.

In bezug auf das erste Thema, Missionsmethode, sollte gehandelt werden über a) die Arbeiter, b) die Art der Arbeit, c) Behandlung heidnischer Volkssitten und d) über Behandlung der verschiedenen Formen entgegenstehender Religionen.

Es war dankenswert, daß bei der Beratung über die „Arbeiter" das Haupt-Referat dem Rev. W. H. Barlow von der engl. kirchlichen Gesellschaft (C. M. S.) übertragen worden war, deren gesunde Richtung und nüchterne Arbeitsweise ja bekannt ist. Seine Ausführungen waren auch durchweg von besonnenem, evangelischem Geiste getragen.

Er verlangte gründliche, besondere Ausbildung aller Missionare, welche nicht die Qualifikation für das geistliche Amt in der heimischen Kirche erlangt

[1]) Der Ch. M. Intelligencer ist der Meinung, daß die Teilung der Konferenz in Sektionen unterblieben sei, weil es an der nötigen Zahl von passenden Räumlichkeiten gefehlt habe. London aber bietet gewiß auch zu solchen Versammlungen Gelegenheit genug. Man hätte die eigentlichen Konferenzen in andere Gebäude verlegen müssen, wenn auch die großen allgemeinen Versammlungen in Exeterhall stattfanden. D. Verf.

haben. Als Bedingung für die Annahme zur Vorbereitung stellte er folgende Eigenschaften des Aspiranten hin: rechtschaffene Bekehrung, von klaren Lehranschauungen getragenes christliches Leben, Liebe zum Dienst an den Verlorenen, gute Gesundheit und einige Erfahrung in heimischer Arbeit. Die Ausbildung müsse in das volle Verständnis der heiligen Schrift einführen, das Gebetsleben pflegen, Kenntnis der lateinischen, griechischen und wo möglich hebräischen Sprache vermitteln, Beschäftigung mit Musik möge das Ohr zum Erfassen fremdartiger Töne und Laute geschickt machen. Einführung in das Studium der Kirchen- und Missionsgeschichte, wie der Dogmatik sei unerläßlich. Dabei wurde betont, wie wichtig es sei, daß der Zögling theologisch wissenschaftliche Bücher benutzen lerne, auf deren Hilfe der Missionar beim Weiterstudium ja allein angewiesen ist. Der Wert von Biographien großer Männer für den Unterricht wurde betont, ebenso der Wert einiger medizinischer Kenntnisse. Dann müßten die Zöglinge in praktischen Handgriffen geübt werden, und es sei ihnen Gelegenheit zu geben, sich ein gutes Benehmen anzueignen. Diesen Ausführungen konnte man beipflichten, denn sie brachten im wesentlichen den Satz zum Ausdruck, der von den leitenden, deutschen Gesellschaften bereits allgemein anerkannt ist, daß zu dem Dienst unter den Heiden als wirkliche Missionare nur gut begabte, tüchtig ausgebildete Männer zu brauchen sind.

Es traten aber auch andere Ansichten zu Tage. Der nächstfolgende Referent war Grattan Guinneß, welcher in London ein Allerwelts-Missionsinstitut (Harley House) gegründet hat, aus dem von 1873—1886 (also in 13 Jahren) nicht weniger als 420 „Missionare" (darunter einige weibliche) in alle Länder, auch nach Deutschland, Schweden und der Schweiz ausgegangen sind. „Erziehung ist gut, ist aber ein schlechter Ersatz für Gnadengaben" war der Grundton seiner Ausführungen. Die Erziehung, die er gelten ließ, sollte besonders praktischer Art sein, derart, wie Christus sie an seinen Jüngern geübt habe, die er in seiner Nachfolge zur Teilnahme an seinem Werk erzog. Ähnlich lauteten die Ausführungen des innigen und ruhigen Hudson Taylor, der durch Gründung der chinesisch-inländischen Mission (C. I. M.) den Weg zu betreten sucht, welchen einst der selige Goßner im Auge hatte, als er seine selbständige Missionsarbeit anfing. Man habe zu viele Missionare ausgesendet, die nicht den Geist Gottes haben, man solle beten und Gott wählen und berufen lassen. Wenig verständlich war, daß Rev. W. Pearson D. D. aus Philadelphia dann erklärte, er habe sich überzeugt, daß unsere Art der Vorbildung für den geistlichen Dienst, auch für den Missionsdienst, auf schlimmen Abwegen sei. Das Studium lähme den Geist und sei der späteren Arbeit oft hinderlich.[1]) Bei der Diskussion über diesen Gegenstand wurde von Dr.

[1]) Gerade die bedeutendste amerikanische Miss.-Gesellschaft (Board of F. M.) hat nach unserer Kenntnis gute Erfahrungen bei der von ihr befolgten Praxis gemacht, nur tüchtig vorgebildete Missionare auszusenden, während die anderweitige Praxis

Dahle (Norwegische Gesellschaft), der früher in Madagaskar war, hervorgehoben, daß unsere Missionsseminare den von Guinneß gewiesenen Weg nicht ohne weiteres innehalten könnten, weil der Herr Christus eben ein ganz besonderer Missionsdirektor gewesen wäre, und unseren Missionszöglingen kein Pfingsten verheißen sei. Der Presbyterianer McGregor (China) und der Inspektor des Islingtoner Seminars (T. W. Drury. C. M. S.) betonten dann wieder die Notwendigkeit der rechten, nüchternen, auf Unterricht im Worte Gottes begründeten Ausbildung. Es könnten die Anforderungen nicht zu hoch gestellt, sie könnten aber nicht immer voll und gleichmäßig festgehalten werden, jedenfalls gehöre geistige Beweglichkeit und geistige Kraft dazu, sich in die Anschauungen eines fremden Volkes ganz einzuleben. „Wenn der Unterricht lau macht, ist es ein Beweis, daß er nichts taugt, nicht, daß er überhaupt entbehrlich ist." „Die Vorbereitung ist schon zur Prüfung der sich meldenden Leute unentbehrlich." „Wer zum Dienst in der Heimat nicht taugt, taugt für das Missionsfeld erst gar nicht." „Wer hier keine Liebe zu Verlorenen zeigt, dem fehlt sie bei den Heiden gewiß." „Wir können weder ungeschickte Köpfe, noch ungeschickte Hände brauchen." Das sind Sätze, die von allen anerkannt werden, welche in der Missionsleitung Erfahrung haben.

Die Erörterung dieses wichtigen Themas litt darunter, daß man den Begriff „Missionsarbeiter", über deren Qualifikation gehandelt wurde, nicht festgestellt hatte, „agent" war im Programm dafür gesetzt. Das trat besonders in den Worten des Dr. Post (Beirut) hervor: „Wir können in der Mission alle Leute brauchen, Farmer, Schmiede, Drucker." Hilfsarbeiter, die nur mittelbar der Mission mit ihrem Handwerk dienen, sollte man nicht Missionare nennen, am allerwenigsten bei Beratungen, die man darüber führt, welche Gaben und Kenntnisse der eigentliche Missionar, der das Evangelium predigt und aus den Heiden eine Gemeinde sammelt, zu seinem Berufe nötig hat.

„Art der Arbeit" lautete das zweite Thema, welches unter der Rubrik „Missionsmethode" zur Besprechung kam.[1]) Es kam aber nur das

mancher amerikanischen Baptisten- und Methodisten-Gesellschaften entgegenstehende Resultate aufzuweisen hat. D. Verf.

[1]) Zunächst entstand dadurch ein Aufenthalt, daß ein Vortrag des Miss.-Insp. Schreiber eingeschoben wurde, der störend wirken mußte, da er über die Bedeutung der kolonialen Erwerbungen Deutschlands handelte, also nicht an diese Stelle gehörte und zum Teil deshalb, zum Teil auch, weil er bei den englischen Hörern unangenehme Erinnerungen wachrief, trotz seiner Vortrefflichkeit und trotz des Interesses, welches die Fragen beanspruchen, die er behandelte, nur mit Widerstreben angehört wurde. D. Verf.

Verhältnis von Reisemission zu der auf festen Stationen betriebenen Missionsarbeit zur Behandlung. Rev. Hudson Taylor, der bei Gründung der chinesisch inländischen Mission sich von dem Gedanken hatte leiten lassen, daß das weite himmlische Reich nur durch Reisemission mit dem Schall des Evangeliums erfüllt werden könne, leitete ein. In China ist ja auch die Reisemission der Verkehrsmittel wegen, die zu Gebote stehen, leichter und, da der Missionar an jedem Rastort größere Volksmassen findet, auch lohnender, als in vielen andern Heidenländern.

Der Genannte führte aus, daß Stationsmission und Reisemission sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern ergänzen. Feste Stationen seien notwendig, denn auf ihnen würden die Neulinge in die Arbeit eingeführt, der Reisemissionar bedürfe eines festen Wohnorts, da er nur zu gewissen Zeiten des Jahres reisen könne. Daß die Stationen sich endlich mehrten und dann auch Missionscentren geschaffen werden müßten, liege in der naturgemäßen Weiterentwicklung des Werkes. „Aber", so schloß er, „die Enden der Erde werden nur mit Hilfe der Reisemission erreicht werden!"

Miss. Hesse (Basel) ergänzte diesen Vortrag passend durch Schilderungen aus dem indischen Missionsleben, welche zeigten, daß nach dieser Seite hin in China und Indien ähnliche Verhältnisse ein gleichartiges Arbeiten ermöglichen. Rev. R. Meadows machte interessante Mitteilungen darüber, wie es gelungen sei, die alten englisch-kirchlichen Gemeinden Tinnewelis dadurch zu erneuter Teilnahme an der Missionsarbeit zu bewegen, daß man sie ermutigt habe, Reiseprediger aus ihrer Mitte und auf ihre Kosten in heidnische Gegenden zu entsenden. Für Behandlung der wichtigen Fragen, wie der Missionar sich bei dem ihm zugewiesenen Volke einzuführen habe, wie seine homiletische und katechetische Thätigkeit, wie sich die Taufpraxis und die Erziehung und Pflege der gesammelten Gemeinde gestalten solle, fehlte leider die Zeit.

Über heidnische Volkssitten (Kaste, Sklaverei, Polygamie und indische Heirat) wurde dann in zwei Sitzungen (einer regelmäßigen am Dienstag den 12. und einer außergewöhnlichen am Freitag den 15.) verhandelt.[1])

[1]) Leider wurde die Behandlung dieser wichtigen Fragen dadurch beeinträchtigt, daß zunächst zwei Referate gehalten wurden, welche diese Fragen selbst nicht berührten, denn sie beschäftigten sich mit den Zuständen der farbigen Bevölkerung Jamaikas und der Union, welche als frühere Sklavenbevölkerung eine Ausnahmestellung einnimmt. Das Referat des Rev. D. East wurde in Abwesenheit seines Verfassers, der ein theologisches Institut in Jamaika leitet, verlesen. Es enthielt wertvolle Mitteilungen über die socialen Zustände der farbigen Bewohner dieser Insel. Die Berichte des Reisenden Froude wurden widerlegt und durch Hinweis auf Steuern und authentische Berichte dargethan, daß nicht nur die 120 000 farbigen Christen

Von den im Programm aufgeführten vier socialen Übeln wurde ausführlicher nur die Polygamie besprochen. Missionsinspektor Holm (Dänische Gesellschaft) leitete ein. Seine Ausführungen bezogen sich zunächst auf indische Verhältnisse. Er teilte mit, daß seine Gesellschaft die Taufe eines Polygamisten durchaus nicht gestatte, ihn aber als Katechumen annehme und pflege, welcher auf dem Sterbebette getauft werden könne, oder wenn der Tod das überzählige Weib fortnähme. Er berief sich dabei auf die gleiche Praxis der Brüdergemeinde. In bezug auf diese wurde ergänzend bemerkt (durch La Trobe), daß nach Beschluß der zehnjährig wiederkehrenden Synode der Brüderkirche in Ausnahmefällen Polygamisten getauft werden dürfen. Bei der Besprechung redeten einige chinesische (Miss. Roß) und indische Missionare (Dr. Smith) der „laxen" Praxis das Wort, aus dem Grunde, daß die Entlassung überzähliger Weiber Verstoßung bedeute und deshalb Unrecht, ja Sünde sei. Die Behandlung der Frage von seiten der Berliner afrikanischen Missionare wurde von Merensky dargelegt. Bei ihnen wird der Polygamist zum Katechumenat zugelassen, zur Taufe aber nur nach Entfernung der überzähligen Weiber, deren Entlassung durch den Mann dem Eherecht der afrikanischen Völker nicht zuwider ist. Die Entlassenen kehren zu ihren Eltern zurück und heiraten meist wieder. Es werde nicht streng darauf gehalten, daß der Mann die erste Frau behalte, denn oft sei es schwierig zu entscheiden, welche die erste sei, und erste, zweite und dritte Ehe eines Polygamisten seien als gleichwertig anzusehen. Man entscheide die Frage, welche Frau der Christ behalten solle, nach den jeweiligen Verhältnissen; der Umstand, welche Frau Kinder habe, welche dem Evangelium geneigt sei und den Mann liebe, sei in betracht zu ziehen. Weiber von Polygamisten würden getauft, auch wenn sie bei ihren Männern blieben, denn sie seien eines Mannes Weib. Baseler Missionare erklärten, daß sie dieselbe Praxis in Afrika befolgten. Dr. Cust schilderte dann die Behandlung der Frage durch die Universitätsmission (U. M. C. A.) als eine strenge. Ein Polygamist könne nur Katechumen sein, seine Weiber und Kinder dürfe man taufen, er äußert aber Bedenken gegen das Entlassen der überzähligen Weiber. Abweichend von der Ansicht der übrigen afrikanischen Missionare erklärt Miss. S. Scott aus Natal, daß er für

der Insel, sondern ihre farbige Bevölkerung, welche sich fortdauernd vermehre, in bezug auf Gesittung, Bildung und Wohlstand stete Fortschritte machen. Darauf wurde ein Bericht Dr. Striebys verlesen über die Ausbildung amerikanischer Neger für den Missionsdienst in Afrika, welcher recht interessant war, allein mit den vorliegenden Fragen noch weniger als der ersterwähnte zu thun hatte. D. Verf.

die laxe Praxis sei und in einem Fall einen Polygamisten getauft habe. Dem consensus omnium, auch der eingebornen Christen, in Süd-Afrika gegenüber hat diese Ausnahme kaum eine Bedeutung.

Gegen Duldung der Kaste in Indien sprach Miss. Hesse (Basel) in entschiedenster Weise, unter Zustimmung aller, wenigstens, ohne daß Widerspruch laut wurde.

Miss. Jenkins forderte mit vollem Recht, daß die indische Regierung dem Unwesen der Kinderheiraten in Indien durch ein Gesetz ein Ende mache. Sir T. F. Buxton (Indien) empfahl noch Schonung und Erhaltung der Sitten der Eingebornen in bezug auf Kleidung, Bauart der Häuser und sonstige Lebensweise, soweit sie mit dem christlichen Leben vereinbar seien, und es war sehr erfreulich, daß seine Mahnung allgemeine Zustimmung fand. Die Zeit scheint also vorüber zu sein, in welcher durch Missionare die Annahme europäischer Sitten von seiten eingeborner Christen begünstigt wurde.

Das letzte Thema, welches als zur Missionsmethode gehörend behandelt wurde, lautete: „Behandlung der verschiedenen Formen entgegenstehender Religionen.“ Als solche waren Buddhismus, Brahmaismus, Konfucianismus, aber auch Fetischdienst genannt, welcher sich nach dem Stande unseres heutigen Wissens als eine besondere Form der Religion unter keinem Volke findet, und auch die „nicht reformierten Kirchengemeinschaften“ hatten neben den heidnischen Religionen ihren Platz gefunden.

Bei Besprechung des Hinduismus gaben zunächst einige mißverständliche Äußerungen des Referenten (des Wesleyanischen Missionars Cobban) Anlaß zu Widerspruch, da es schien, als habe er zu viel Anerkennung für gewisse Seiten des indischen Religionssystems. Endlich präcisierte er seine Meinung als dahingehend, daß der Missionar nicht die heidnische Volksreligion ohne sie zu kennen, verachten und verurteilen dürfe. Er müsse sie studieren, da er sie sonst nicht widerlegen und bei seiner Predigt die religiösen Ausdrücke der Heiden nicht richtig gebrauchen könne, auch solle er die Reste von Wahrheit anerkennen, die sich in der heidnischen Religion finden.

Miss. Piercy gab dann einen interessanten Bericht über die götzendienerische Ahnenverehrung in China, nur fiel auf, daß betont wurde, sie dürfe bei Christen nicht geduldet werden. Es wäre schlimm, wenn in dieser Hinsicht nicht schon bisher volle Übereinstimmung bei allen evangelischen Missionaren geherrscht hätte. In bezug auf diesen Ahnendienst äußerte der Baseler

Missionar Kammerer, daß dämonische Kräfte durch ihn entfesselt würden und berichtete darüber Merkwürdiges aus seinen Erlebnissen.

Von Arbeitern unter Mohammedanern wurde noch die Notwendigkeit hervorgehoben, in Ländern, wo der Islam herrscht, auf alle Bildwerke in und an Kirchen, auch auf gemalte Fenster zu verzichten. Da auch noch ein Referat über Evangelisationsarbeit unter römischen Katholiken verlesen und besprochen wurde, war für weitere Besprechung des eigentlich vorliegenden Themas kein Raum mehr. Die Sitzung wurde geschlossen und mit ihr fanden die Verhandlungen über Missionsmethode ihren Abschluß.

„Ärztliche Missionen" war der Gegenstand, welcher nun für zwei geschlossene Sitzungen auf der Tagesordnung stand. Wieder sollte zuerst über „die Arbeiter" und dann über die „Arbeit" verhandelt werden. Passend war es, daß das Haupt-Referat dem Dr. Lowe (Edinburgh), dem Begründer der ärztlichen Missions-Gesellschaft, übertragen war. Es handelte von der apostolischen Sanktion, der Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Arbeit. Mit Recht wurde darauf hingewiesen, wie bei den Heiden die Heilkunst mit Zauberei, Götzendienst und Verbrechen verbunden ist, und wie ärztliche Mission notwendig sei, um die Heiden von diesen Banden zu lösen und den Heidenchristen Ersatz für die Hilfe zu schaffen, welche das Heidentum bietet. Dr. Doukonth aus Amerika berichtete dann über die dortige internationale ärztliche M.-Gesellschaft und wies bei seinen Ausführungen auf die Thatsache hin, daß unter den dreiunddreißig Wundern, die der Heiland verrichtet hat, vierundzwanzig Heilungswunder sind. Bischof Wilson (Amer. episkop. method. Kirche) sprach mit viel Wärme von der Wichtigkeit, die Heiden über den Wert des Lebens und die Heiligkeit des Leibes als Wohnung der Seele, Tempel des heil. Geistes und Samenkorn für die Ewigkeit aufzuklären, dann wies auch er auf Christi Beispiel hin, welcher geheilt und gelehrt habe.

Bei der Diskussion kam die Frage zur Erörterung, ob Missionsärzte ordiniert sein sollten, und ob Missionare zugleich sollten Ärzte sein. Abgesehen davon, daß Missionare Leidenden überall ärztliche Hilfe angedeihen lassen müssen, soweit ihre Kenntnis reicht, wurde in bezug auf Missionsärzte empfohlen, daß sie als Laien dienen sollen. Der Wert der ärztlichen Kunst für Unterstützung der eigentlichen Missionsarbeit wurde von allen Seiten anerkannt, deshalb auch der Wunsch ausgesprochen, daß die Gesellschaften ihre Missionare fortdauernd mit Medizinen versehen möchten. In China habe man durch sie die Regierungskreise freundlich gestimmt. Ein Missionar aus Madagaskar nannte ärztliche Hilfe die beste Pionier-

Arbeit. und Surgeon-General Dr. Leveson empfahl nicht nur die Unterstützung der afrikanischen Missionen durch diese Kunst, sondern auch die Ausbildung von christlichen Eingebornen zu Ärzten für ihre Landsleute.[1])

Zur Sprache kam auch noch die Frage, ob in Krankheitsfällen medizinische Mittel anzuwenden sind, oder ob man durch Gebet heilen solle. Dr. Cust nannte die gerade jetzt in England sehr beliebten „Glaubensheilungen“ schlimmen Betrug (insidious snare), da sie auf dem thörichten Glauben fußten, jedermann könne durch Gebet Heilungen verrichten. Schon vorher hatte Dr. Doukonth darauf hingewiesen, daß der barmherzige Samariter Öl und Wein in des Geschlagenen Wunden gießt, und Dr. Maxwell traf das Rechte, wenn er von dem christlichen Arzte forderte, daß er mit Gebet seine Arbeit thue, dabei aber die rechten Mittel anwende, in der Hoffnung, daß Gott sie segnen werde.

Über die verschiedenen Arten ärztlicher Arbeit auf dem Missionsfelde (the Agencies) berichtete in der zweiten Sitzung zunächst Dr. Maxwell. Er schilderte die Arbeit des Missionsarztes im Hospital, in seinem Hause und auf der Reise und vertrat die Ansicht, daß die Arbeit im Hospital den meisten Erfolg habe, weil hier die Kranken am längsten unter christlichem Einfluß stehen. Dann empfahl Herr Hutchinson (Schottische Staatskirche) die Hilfe von dazu vorgebildeten Eingebornen auf ärztlichen Reisen. Bei der Diskussion wurde beklagt, daß die verschiedenen Gesellschaften immer noch zu geringe Mittel an diesen Zweig der Missionsarbeit wendeten. Der Arbeit in Hospitälern wurde auch von anderen Seiten der Vorrang zuerkannt. Berichte über Erfahrungen in Birma, dem Pandschab, Süd-Afrika und Paris folgten, welche bezeugten, daß das christliche Missionswerk durch die Hilfe, welche man Kranken leistet, unter allen Völkern auf das Wirksamste unterstützt werden kann.[2])

---

[1]) Wir möchten dringend empfehlen, dieser wichtigen Angelegenheit mehr Beachtung als bisher zu schenken. Nicht nur die leibliche Not des Volkes, nicht nur der Wunsch, die Macht der Zauberei zu brechen, fordert dazu auf, sondern auch die Notwendigkeit, für Eingeborne, welche sich eine höhere Bildung aneignen, einen Beruf zu finden. Nicht alle strebsamen jungen Christen haben den inneren Beruf Lehrer und Prediger zu werden. Daß aber das Bedürfnis nach Ärzten unter den Heiden groß ist, wird sich bald zeigen, wenn man anfängt, es zu beachten und zu befriedigen. D. Verf.

[2]) An demselben Tage (Dienstag den 12. Juni) bildete die ärztliche Mission auch das Thema, welches bei der am Abend in dem großen Saale stattfindenden Versammlung behandelt wurde. Bei dieser Gelegenheit gab Dr. Post eine lebendige Schilderung der Weihnachtsfeier in dem von dem Johanniterorden errichteten deutschen Hospital in Beirut, wobei er der Arbeit der dort stationierten Kaiserswerther Diakonissen

Über „Unterricht und Erziehung“ (the place of Education in missionary work) wurde in drei Sitzungen gehandelt. Die allgemeinen Grundsätze, Einzelfragen und höheres Schulwesen sollten besprochen werden. Man hielt sich aber bei den Verhandlungen nicht streng genug an das Programm, so daß eine gewisse Planlosigkeit sich fühlbar machte, besonders in den ersten beiden Sitzungen, und Wiederholungen nicht ausblieben. Von mancher Seite ist auch beklagt worden, daß sowohl in den Referaten als in der Diskussion über diesen Gegenstand fast ausschließlich auf indische Zustände bezug genommen wurde, allein es wurde dadurch eine verhältnismäßig gründliche Erörterung der indischen Schulverhältnisse möglich, obwohl auch in bezug auf diese Lücken, Unklarheiten und ungelöste Fragen nicht fehlten.

Bei der Behandlung der Grundsätze, von denen sich die Mission bei dem Volksunterricht leiten lassen muß, vermißte man den nächstliegenden Gedanken, daß die Kirche zum Unterricht der von ihr getauften Kinder verpflichtet ist und deshalb Institutionen schaffen muß, die ihn ermöglichen. Der erste Vortrag des Dr. Clarke (Secretary des Americ. Board F. M.) begründete die Notwendigkeit von Volksunterricht in heidnischen Ländern damit, daß er hervorhob, die Völker, welche keine Schriftsprache hätten, müßten durch die Mission die Bibel erhalten und lesen lernen. Höhere Bildung müsse man den eingebornen Pastoren geben, besonders jetzt, wo mit dem Handel allgemeine Bildung sich immer weiter ausbreite. Schulunterricht erfülle die heidnische Sprache mit christlichen Begriffen. Dr. Murray-Mitchell[1]) betonte, daß die Mission den Volksunterricht in die Hand nehmen müsse, weil sich sonst Heiden und röm. Katholiken desselben bemächtigen würden. Von anderer Seite sprach man die Meinung aus, daß die Ära missionarischen Unterrichts eine kurze sein müsse, sie solle die

hohe Anerkennung zollte. Erfreulich war es, daß Dr. Lowe (früher in Travancore) berichten konnte, daß die Anstalt zur Ausbildung ärztlicher Missionare in Edinburgh neunundzwanzig Zöglinge zählt, und daß unter den Studenten der Medizin in England und Schottland viele sind, welche durch Christi Liebe gedrängt, bereit stehen, in den Dienst unter den Heiden einzutreten. Besonders interessant waren weitere Mitteilungen über den Eintritt von Eingebornen Indiens in diese Arbeit und über die ärztliche Mission in Kaschmir. Die Bedeutung der ärztlichen Mission in China wurde durch Dr. Wilson hervorgehoben, sie versöhne die Chinesen mit den Ausländern und beseitige den Argwohn, den das Volk gegen sie im Herzen trage. Auch Mitteilungen über Arbeit in Londoner Hospitälern wurden an diesem Abend gemacht.
D. Verf.

[1]) Unser Bericht folgt nicht dem Gange der Verhandlungen im einzelnen, um möglichst übersichtlich zu sein. D. Verf.

Eingebornen ermutigen, selbständige Einrichtungen auf diesem Gebiete zu treffen.

Über den Wert des Unterrichts für heidnische Schüler gingen die Ansichten weit auseinander, wie es nicht anders sein konnte, weil dabei alles auf die Art des Unterrichts ankommt, den man erteilt. Männer der chinesisch-inländischen Mission betonten, daß die Predigt des Evangeliums geboten sei, um das Reich Gottes auszubreiten, und bezweifelten, daß die Schulen guten Einfluß auf die Heiden üben. Indische Missionare hoben hervor, daß die Erziehung von heidnischen Kindern in christlichen Waisenhäusern Namenchristen bilde (curry- and rice-christians). Über den Einfluß des Unterrichts, der in den Regierungsschulen Indiens erteilt wird, sprachen sich viele Stimmen stark tadelnd aus. Dr. Clark glaubt, daß von den Schülern der höheren Schulen dieser Art neunzig Procent Skeptiker werden, und daß gerade durch ihren Einfluß Hinduismus und Mohammedanismus in Indien fester stehen als je, welche Behauptung allerdings nicht ohne Widerspruch blieb. Von anderer Seite wurde gesagt, daß die, welche aus diesen Schulen hervorgingen, allerdings nicht empfänglicher seien für das Evangelium als andere Heiden. Andere (z. B. Rev. Summers, früher in Serampore) behaupteten, daß auch das gouvernementale Schul-System Gutes schaffe, es „nivelliere" die heidnischen Ansichten vieler. Summers betonte auch, daß die Regierung wirklich christliche Schulen deshalb nicht errichten könne, weil es nicht recht sein würde, zu diesem Zwecke Hindus und Mohammedaner zu besteuern. Der Brigadesurgeon Cochell wollte aber, daß eine Deputation zur Königin gesendet werde, um zu verlangen, daß die Bibel in diesen Schulen gelesen werde.

Professor Robertson (Aberdeen)[1]) empfahl höheren Unterricht in eindringlichster Weise. Von Carey an hätten die Missionare immer wieder seinen Wert kennen gelernt. Vor der modernen Wissenschaft könne Hindu-Geographie nicht bestehen. Wie die ärztliche Kunst solle auch jede andere Wissenschaft der Kirche bei ihrem Missionswerke Dienste leisten. Rev. Miller (Madras) hob hervor, daß in Indien von den Mohammedanern und den dravidischen Ureinwohnern viele für das Christentum gewonnen seien, nicht aber von den arischen Anhängern des Brahmaismus und Bud-

---

[1]) Leider that dieser Redner den Ausspruch, er habe nichts gegen Anstellung von ungetauften Lehrern für einige Unterrichtszweige, welcher von mehreren Seiten getadelt wurde. Die Heiligkeit und Würde der Taufe wird durch solch Verfahren in den Augen der Heiden und Christen in hohem Maße beeinträchtigt!

D. Verf.

dhismus. Diese verlangten nach Unterricht und seien nur durch ihn zu erreichen. Durch guten Unterricht werde das Gefühl der Verantwortlichkeit geweckt, welches den indischen Pantheisten gänzlich fehle. Er rechne sein College in Madras zu den einflußreichsten Instituten in Süd-Indien, es blühe, obwohl die von der Regierung unterhaltenen ähnlichen Schulen geringeres Schulgeld forderten.[1]) Rev. Summers sprach gleicherweise für den guten Einfluß der höheren Unterrichtsanstalten in Indien, von dem man aber zu schnell Erfolge sehen wolle. „In dem empfänglichsten Alter studiert der Hindujüngling englische, christliche Schriftsteller", sagte er; „so gewiß als die Literatur Roms und Griechenlands einen mir[illegible]nischen Einfluß in Europa ausübt, so gewiß wird die englisch-christlich[illegible]nnen [illegible]ur ihr Werk in Indien thun!" Rev. Ashton sprach in demselben Ton. Die Zenanas seien durch Verlangen ihrer Insassen nach Bildung den christl. Lehrerinnen geöffnet worden. In den Schulen verkehrten die Angehörigen verschiedener Kasten miteinander, dies bräche der Kaste Macht. Leute niederer Kaste gewönnen durch ihr Wissen Einfluß auf solche von höherem Range, auch eingeborne Christen und Pastoren erlangten durch solches Einfluß. „Die wunderbaren Fortschritte der englischen Sprache in Indien vereinigen die verschiedenen Nationen dort zu einer. Ganz Indien wird in eins verschmolzen durch diese Studien, und die götzendienerischen Systeme müssen sicherlich verfallen." Rev. Padfield von der C. M. S. bezeugte, daß aus den oberen Volksklassen im Telegulande nur Schüler sich bekehrten. Andere wiesen darauf hin, daß die treusten, aufmerksamsten Hörer der missionarischen Predigt frühere Insassen von Missionsschulen seien, und daß das Bestreben der Mohammedaner, den Einfluß dieser Schulen durch Errichtung von mohammedanischen Schulen zu paralysieren, von ihrer Bedeutung zeuge.

Dr. Post bezeugte, daß das „College" in Beirut viel Segen stifte. Achthundert Schüler hätten es bisher besucht, und fast alle Gehilfen der Missionare in Syrien seien aus ihm hervorgegangen. Ein schwarzer baptistischer Prediger aus den Südstaaten Amerikas, Rev. Taylor, suchte im Laufe dieser Verhandlungen die farbige Geistlichkeit seiner Kirche gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, daß sie ungebildet sei, was ihm indessen nicht recht gelang, da er selbst in seinem Auftreten einen Eindruck machte, der mangelhafte Bildung verriet. Da er noch fünfundzwanzig Jahre lang Sklave gewesen war, ist dies verständlich.

---

[1]) Dieses College wurde auch von andern Seiten hoch gerühmt. Die Church M. Society gewährt ihm 300 Lst. jährlichen Zuschuß, weil den Schülern dort das Evangelium nahe gebracht wird. D. Verf.

Rev. Turner (L. M. S.) gab in der zweiten Versammlung über „Unterricht" eine erfrischende Schilderung von seinem Gehilfen-Seminar auf den Samoainseln, in welchem die Zöglinge in ihrer Sprache unterrichtet werden und nach ihres Volkes Sitten leben. Sie pflanzen Brotbäume, essen deren Frucht und betreiben täglich etliche Stunden am Tage Ackerbau und Fischfang, so daß ihr Unterhalt wenig kostet. Manche der Zöglinge sind verheiratet. Aus dieser Anstalt sind bereits zweihundert eingeborne Pastoren (die nicht Reverends genannt werden) hervorgegangen.

Von Bedeutung waren die Verhandlungen über „Frauenarbeit", welche [illegible] aufeinanderfolgenden Tagen, dem 12. und 13. Juni stattfa[illegible] Einfluß sollte zunächst über die „Arbeiter", hier also „Arbeiterinnen" und [illegible] über die „Arbeit" verhandelt werden.

Frl. Rainy von der Schottischen Freikirche begründete zunächst in einem Vortrage die Notwendigkeit der Frauenarbeit für das Reich Gottes aus der Schrift, gab dann einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung dieser Arbeit, wobei sie die Erfahrungen, welche die Brüdergemeinde gemacht hat, und die großartigen Leistungen Kaiserswerths erwähnte und betonte, daß alles dazu dränge, von dem Dienst unverheirateter Frauen auf dem Missionsfelde mehr als bisher Gebrauch zu machen, da — wie sie mit Recht bemerkte — die Frauen der Missionare sich nur ausnahmsweise an der Arbeit direkt beteiligen könnten. Sie empfahl deshalb die Bildung von aussendenden Frauenmissionsgesellschaften, oder wirkungsvollere Unterstützung der 30—40 Gesellschaften dieser Art, welche schon vorhanden seien, deren Einkommen auf 250 000 Lst. bemessen würde. Damit, daß Männer in die Vorstände der Frauengesellschaften als Berater eintreten, erklärte sie sich einverstanden, nur müßten um der Parität willen folgerichtig auch Frauen in die Komitees der übrigen Gesellschaften eintreten. Dem Felde, auf welchem sich Frauen in der Mission thätig erweisen sollten, wurden von ihr folgende Gebiete zugezählt: zunächst die Schule und zwar die für kleinere Kinder und Mädchen, dann Handarbeitschule, Sonntags- und Kostschule, Waisenhäuser und Lehrerinnen-Seminare. Auch durch Hausbesuche, Abhalten von Frauenversammlungen und Bibelstunden, literarische Arbeiten und ärztliche Praxis könnten Frauen die Missionsarbeit unterstützen.

Einen ähnlichen Vortrag, welcher die bei der Frauenarbeit in betracht kommenden allgemeinen Grundsätze besprach, hielt in der zweiten Sitzung der Rev. J. Murdoch (Bostoner Amerikanische Baptisten-Union), in welchem der Redner trotz aller Liebenswürdigkeiten, die er den Frauen sagte, und trotz aller Zugeständnisse, die er ihnen machte, den Ausspruch that, daß die Oberleitung der Gemeinden und Kirchen in den Händen der Männer bleiben müsse, wogegen von mehreren anwesenden Frauen energisch Protest erhoben wurde.

Bei Besprechung der Arbeit selbst wurde auch diesmal wieder fast

ausschließlich auf indische Verhältnisse bezug genommen. Miß Dr. Marsten (I. F. N. S. S.) gab von der Thätigkeit einer Missionsärztin in Nordwestindien ein anschauliches, ansprechendes Bild. Mit tiefer Empfindung erzählte sie von ihren Sprechstunden, in denen sie den sie besuchenden versammelten Frauen stets auch eine Ansprache gehalten habe, von der Arbeit im Hospital, in welchem auch Unterricht erteilt worden sei, und der Arbeit an den vornehmen heidnischen Damen, welche ihre besonderen Schwierigkeiten habe, schon deshalb, weil es schwer bleibe, Zutritt zu ihnen zu gewinnen. Es wurde hervorgehoben, daß Ärztinnen, welche der Mission dienen wollen, ein hohes Maß von Wissen haben müssen, damit sie den vielseitigen Anforderungen, die an sie herantreten, genügen können, und der sehr berechtigte Wunsch wurde ausgesprochen, daß zu ihrer Ausbildung ein besonderes Institut errichtet werde. Auch Miß Child (Amerika) gab einen interessanten, ausführlichen Bericht über Frauenarbeit in Indien, und Miß Croß erzählte von Besuchen in Gefängnissen dieses Landes und gedachte mit innigem Mitleiden der vielen indischen Frauen, die sie dort gefunden hatte, welche wegen der Ermordung von Kindern weiblichen Geschlechts verurteilt waren. Diese bedauernswerten Weiber hatten kaum eine Ahnung davon, daß sie unrecht thaten, wenn sie ihre Töchter dem elenden Lose indischer Frauen dadurch entzogen, daß sie sie töteten.

Von Herren sprachen noch zu diesem Thema Rev. Stevenson (Secretary der Frauen-Missionsgesellschaft der schottischen Freikirche) und der Freimissionar Hägert, welcher darauf hinwies, daß die Stellung der Frau unter den Santals, wie unter der gesamten Urbevölkerung Indiens, eine ganz andere als unter den Hindus sei. Sie lebe hier nicht abgeschlossen von der Welt und herrsche eher, als daß sie gedrückt werde.[1])

„Die Organisation und Leitung der Gemeinden" beschäftigte die Konferenz in drei Sitzungen. Am 14. Juni wurde über das Thema

[1]) Am Abend des 14. Juni wurde auch in der großen öffentlichen Versammlung über Frauenmission gehandelt. Mehrere Herren hoben wieder das Bedürfnis nach Mithilfe der Frauen hervor, welches man besonders in Indien und China fühle, zu welchen Ländern Japan hinzugekommen sei, wo die Frauen sowohl im socialen wie im politischen Leben großen Einfluß besäßen. Bischof Crowther rühmte die guten Erfolge, welche der Unterricht afrikanischer Kinder durch Frauen habe, deren Güte die Kinder heranziehe und festhalte. In den Schulen für befreite Sklavenkinder in Sierra-Leone und jetzt wieder in der Niger-Mission habe man diese Erfolge deutlich wahrgenommen. Auch einige Damen (Mrs. Coppin und Mrs. Edge) traten bei dieser Gelegenheit in beredter Weise für weibliche Arbeit auf dem Missionsgebiete ein. D. Verf.

an sich, am 15. über die Ausbildung von eingebornen Gehilfen und deren Unterhalt gehandelt.

In der ersten Sitzung führte der Bischof Stuart (von Waiapu, Neu-Seeland) den Vorsitz. Er betonte, wie schwierig gerade die Behandlung dieser Frage auf einer so gemischten Versammlung sei. Die Verwirklichung des Ideals einer großen, allgemeinen, sichtbaren äußeren Kirche stehe in Widerspruch mit dem neutestamentlichen Kirchenbegriff und Gottes Plan in bezug auf die Entwicklung der Welt. Gott habe die Völker der Erde voneinander geschieden, indem er ihnen besondere Sprachen gab, wir dürften nicht klüger sein wollen als Gott. Von der äußeren Organisation sollten wir nicht viel erwarten, sondern auf die innere Entwicklung Wert legen, denn das Reich Gottes komme nicht mit äußerlichen Gebärden.

Sehr interessant waren die Mitteilungen, welche Rev. McGregor (Amoy) über die Entwicklung der presbyterianischen Kirche in China machte. An Stelle der verschiedenen englischen, deutschen und amerikanischen Bekenntnisschriften der Presbyterianer sei hier ein einfaches kurzes Bekenntnis getreten, welches die Eingebornen leicht verstehen und behalten könnten. In bezug auf dieses Bekenntnis und andere Fragen hätten sich die schottischen und amerikanischen Gesellschaften geeinigt, so daß es in China nur eine presbyterianische Kirche giebt. In Japan haben die presbyterianischen Gemeinden nicht die erwähnte Schrift, sondern die zehn Artikel der evang. Alliance zu ihrem Bekenntnis gemacht. Die Gemeinden unterhalten und wählen sich ihre Geistlichen selbst.

Von dem Zustande der presbyterianischen Gemeinden Indiens, seines früheren Arbeitsfeldes, berichtete der Prof. Thomas Smith (Edinburgh). Nicht schottische Christen oder schottische Presbyterianer sollten die Hindus werden. Sowohl die europäische Regierung des indischen Reiches, als die europäische Leitung der Kirchen, die aus den Eingebornen gesammelt sind, müßten als ihr Ziel ansehen, sich überflüssig zu machen. Jene, damit die Eingebornen sich selbst regieren, diese, damit die Gemeinden sich selbst erhalten und leiten lernen. Aber die Kirche müsse nicht in Eile dort zusammengeflickt werden, sondern in ruhiger Entwicklung sich langsam ausgestalten.

Dieselben Grundsätze vertrat Rev. C. Warren (C. M. S.) in bezug auf die japanische Kirche, denn es müßten die heidenchristlichen Kirchen selbständig werden und nicht abhängig von den Mutterkirchen bleiben. Sobald sie für ihre Bedürfnisse selbst aufkommen könnten, wäre die Zeit gekommen, in welcher man sich in ihre Angelegenheiten nicht mehr einmischen dürfe.



Rev. J. Hewlett wies darauf hin, daß je nach der Stufe geistiger Entwicklung, die ein Heidenvolk erreicht hat, auch die Zeit früher oder später kommen wird, in welcher die Volkskirche selbständig werden muß. Auf den Sandwichinseln war es nicht möglich, daß dies in ebenso kurzer Zeit geschah, wie es jetzt in Japan der Fall ist. Wenn man aber nicht frühzeitig anfange, die Gemeinden zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten heranzuziehen und dadurch sie für ihre Entwicklung verantwortlich zu machen, so könne man auch nicht Opferfreudigkeit und Arbeitsfreudigkeit von ihnen erwarten.

Miss. D. Gray (Indien) mahnte, daß man sich vor Überstürzung hüten möge. Seine Gesellschaft leiste den eingebornen Gemeinden Zuschüsse (grants), aber verringere den Zuschuß Jahr für Jahr, so daß er endlich fortfalle. In bezug auf andere ev. Kirchen solle man vermeiden, die trennenden Unterschiede hervorzuheben, und solle den brüderlichen Verkehr der Glieder verschiedener Kirchen unter einander begünstigen.

Missionar Kammerer gab ein interessantes, ins einzelne gehende Bild von der Organisation der Baseler Gemeinden in China. Sein Bericht rief Bedenken hervor, die nicht unbegründet sind, ob nicht die deutschen Gesellschaften die eingebornen Gemeinden zu wenig zur Selbständigkeit erzögen.[1])

Über die Zustände in Madagaskar berichtete der Quäker Henry Clarke in lebendiger Weise. Dort seien viele Gemeinden von Anfang an selbständig gewesen, weil Massen des Volkes nach der Taufe der Königin (1869) das Christentum angenommen hätten. Er sei eine Art Bischof, vierzig Gemeinden achteten auf seinen Rat. Die madagassische Kirche entwickele sich selbständig und mache Fortschritte. 2000 Lst. habe sie in der letzten Zeit für die weitere Ausbreitung des Wortes Gottes auf der Insel aufgebracht. Er schloß mit den Worten: „Wir müssen nicht unsere englischen Einrichtungen in die anderen Länder verpflanzen. Wir müssen die eingebornen Gemeinden nicht treiben, sondern in liebevoller Weise leiten.“ Bischof Caldwell erzählte, wie es ihm gelungen sei, seine Gemeinde in Madras als solche zu lebendiger Mitarbeit zu erziehen,

[1]) Es scheint, daß bei den von englischen und amerikanischen Missionaren gesammelten Gemeinden die Verwaltung von Geldern, die die Gemeinden aufbringen, ohne Bedenken den Gemeinden überlassen wird, während bei den deutschen Missionsgemeinden solche Gelder der Gesellschaft gegeben und für diese von dem betreffenden Missionar verwaltet werden. Daß diese verschiedenartige Praxis verschiedenen Einfluß auf die Stellung der Gemeinde zu der Gesellschaft und deren Vertreter, auf ihre Entwicklung zur Selbständigkeit und auf ihre Opferwilligkeit und Opferfreudigkeit haben muß, liegt auf der Hand. D. Verf.

während von Rev. Dr. Green darauf hingewiesen wurde, daß die eingebornen Gemeinden in Jamaika, trotzdem dort seit 165 Jahren Mission getrieben werde, der Überwachung durch Europäer noch immer bedürften, die gleiche Erfahrung hätten dort alle Gesellschaften gemacht. Diese Wahrnehmung kann nicht befremden, da es sich hier um eine Bevölkerung handelt, welche aus allen möglichen afrikanischen Stämmen zusammengesetzt, durch die Sklaverei zur Unselbständigkeit förmlich erzogen worden ist und jedes Halts, den Volksrecht und Volkssitte giebt, entbehrt.

Über die Ausbildung der Arbeiter aus den Eingebornen hielt Rev. R. Stephenson (Wesleyaner) den ersten Vortrag. Durch Eingeborne, führte er aus, muß die Evangelisation der Welt vollendet werden. Die, welche man zu solcher Arbeit vorbereitet, müssen zunächst selbst bekehrt sein und müssen von Lehrern unterrichtet werden, die Geist und Glauben haben. Er wies auf die trefflichen Seminare hin, die in Lahore und Allahabad bestehen und sprach sich in bezug auf die Frage, welche vielfach erörtert worden ist, ob in solchen Anstalten eine „englische Erziehung" mittels englischer Sprache gegeben werden soll, dahin aus, daß für einen Teil der Bewohner Indiens allerdings Lehrer nötig seien, die solche Erziehung genossen haben.

Rev. John Hewlett (London M. S.) wies darauf hin, wie wichtig gerade für Indien die Erziehung eingeborner Geistlichen sei, deren Muttersprache die Sprache des Volkes ist, die in den Sitten des Volkes aufgewachsen sind, und denen das Klima des Landes zusagt. Gemeinden von Eingebornen müßten eingeborne Geistliche haben.[1]) Nur für Leute aus den höheren Kasten müsse man Lehrer haben, die englischen Unterricht empfangen hätten. Auch die folgenden Redner betonten fast ausnahmslos,[2]) daß der Unterricht in den Seminaren in der Volkssprache zu erteilen sei. Einmütigkeit herrschte auch in bezug auf die Frage, ob die Eingebornen die für das Lehramt nötige Ausbildung inmitten ihres Volkes oder in Europa und Amerika erhalten sollen. Letzteres wurde entschieden verneint, weil die Zöglinge dadurch die Fühlung mit ihrem Volke verlieren, indem sie dessen Sitten und Sprache entfremdet werden und dafür europäische Poli-

[1]) In welchem Maße diese Grundsätze in Indien bereits verwirklicht sind, sieht man aus der Angabe, daß an den wesleyanischen Gemeinden Ceylons neben nur sechzehn englischen Missionaren, neunundvierzig eingeborne Geistliche und sechsundvierzig eingeborne Evangelisten stehen. D. Verf.

[2]) Rev. R. W. Thompson gab der Erwägung anheim, ob es nicht in bezug auf Afrika und die Südsee besser sei, die eingebornen Prediger englisch zu unterrichten, als die vielen verschiedenen Sprachen der Eingebornen zu konservieren (!). D. Verf.

tur annehmen. In China sowohl als Indien hat man auch die Erfahrung gemacht, daß solche europäisierten Leute später selten dem Dienst der Kirche treu bleiben, sie werden Beamte oder Kaufleute. In diesem Sinne sprachen sich Rev. Dr. J. B. Murdoch, Rev. Dr. Ch. Aiken (vom Princeton-Seminar in Amerika), Rev. Swanson (Peking) und Rev. C. F. Warren (Japan) aus.

Dr. Post (Beirut) erzählte, daß man früher geglaubt habe, den Eingebornen Syriens eine besondere Wohlthat zu erweisen, wenn man sie nach Amerika schickte, wo einmal sechs Anstalten zur Aufnahme solcher Leute bereit gestanden hätten. Man habe aber üble Erfahrungen gemacht, wenn die Leute nach der Heimat zurückkamen, waren sie unbrauchbar. Jetzt unterrichte man sie in Beirut selbst (7 Anstalten) und erziele gute Erfolge. Dabei koste die Ausbildung eines Zöglings in Beirut 100 Dollars, in Amerika aber 600 Dollars. Daß man freilich Leute nicht hindern könne, aus eigenem Willen nach Europa oder Amerika zu kommen, wozu die Neigung zuzunehmen scheine, wurde auch hervorgehoben.

Die Verhandlungen, welche am Nachmittage desselben Tages über „die Unterhaltung der Arbeiter aus den Eingebornen“ stattfanden, litten an Planlosigkeit, und führten somit zu keinem Resultat. Der Vortrag des J. C. Hoare, welchen sein Bruder las, bezog sich auf die Ausbildung, nicht auf den Unterhalt der eingebornen Helfer. Pfleiderer (Baseler Handelsgesellschaft) berichtete über die Institute der Baseler Mission in Mangalore (Süd-West-Indien), und ein bedeutender Bericht Dr. Stewarts über die großen Anstalten in Lovedale (Süd-Afrika) wurde verlesen, allein diese Vorträge gingen auf das vorliegende Thema nicht ein, sondern streiften es nur. Merensky berichtete einiges über die Erfahrungen, die man in Botschabelo gemacht hat, wo die Eingebornen den Zehnt gaben und eine kleinere Industrieschule durch eine Reihe von Jahren sich selbst erhielt, auch wurde erwähnt, wie in Blantyre guter Erfolg durch die Mitarbeit von Missionskolonisten erzielt worden sei.

Der Vortrag, welcher in dieser Sitzung den meisten Beifall fand, hatte mit dem „Unterhalt der Arbeiter“ nichts zu schaffen, war aber sonst höchst anregend und lehrreich. Mrs. Bishop erzählte von ihren Reisen auf Missionsgebieten und den dabei gemachten Erfahrungen. Sie sprach in entschiedenster Weise gegen die Einführung europäischer Sitten bei den Eingebornen und verlangte, daß man auf deren Kunstgeschmack auch bei der Errichtung von Kirchen Rücksicht nehme. Wenn man Kirchen errichte, für deren Architektur die Eingebornen kein Verständnis hätten, die ihnen fremdartig erscheinen und bleiben, dann stelle man ihnen mit solcher Kirche

das Christentum als die Religion der Fremden vor die Augen. Man solle deshalb bei Erbauung von Kirchen die Anfänge und die Entwicklung der Kunst bei dem betreffenden Volk und seinen Geschmack in bezug auf Schönheit und Form gebührend berücksichtigen.

(Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

Warneck-Grundemann: „Missionsstunden". 2. **Band:** Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 2. **Abt.:** Asien und Amerika. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 4,20 M., geb. 5,20 M. — Da es mir nicht möglich war, teils aus gesundheitlichen Rücksichten, teils wegen einer Überfülle sonstiger Arbeit, in absehbarer Zeit die Fortsetzung meiner Missionsstunden zu liefern, diese Fortsetzung aber immer dringender begehrt wurde, so ist auf meinen wiederholten lebhaften Wunsch mein durch langjährige gemeinsame Thätigkeit für die Mission mir eng verbundener Freund Grundemann in die Mitarbeit auch an diesen Missionsstunden eingetreten und hat die 2. Abteilung des 2. Bandes geliefert, welche Bilder aus der Mission in Asien und Amerika bietet. Wie die erste Abteilung umfaßt auch diese zweite 20 in sich abgerundete Missionsbilder, welche in ziemlicher Mannigfaltigkeit die verschiedensten Stadien und Verhältnisse auf den genannten Gebieten zur Darstellung bringen. Den Lesern dieser Zeitschrift ist die ins Detail gehende umfassende Missionssachkenntnis Grundemanns so bekannt, daß die Bemerkung eigentlich überflüssig ist: die vorliegenden Missionsstunden seien durch eine von allen Allgemeinheiten freie, bis ins kleine korrekt sachliche, immer individuell gefärbte Darstellung vor allen andern ausgezeichnet. Da diese Darstellung auch durchweg nüchtern gehalten ist und alle rhetorische Überschwenglichkeit meidet, so bieten die Grundemannschen Missionsstunden wohl die treusten Bilder aus der Mission, welche die betreffende Literatur bis heute überhaupt geliefert hat. Dazu kommt, daß die Schilderung durchweg anschaulich und die Sprache einfach ist, der Hörer bzw. Leser auch fast immer sofort mitten in die Sache hineingeführt wird. Besonders in der Kleinmalerei, die sich auch auf die geographischen, völker- und naturkundlichen Verhältnisse — je und je vielleicht etwas zu eingehend — erstreckt, liegt die Eigenart der Grundemannschen Missionsstunden. Wesentlich hierdurch unterscheiden sie sich auch von den meinigen, welche vielleicht in der Kleinmalerei zu wenig thun und Betrachtungen über die Sache zu reichlich geben. Aber jeder Vogel hat seine Weise und niemand wünscht, daß einer wie der andere singt. Auch für Missionsstunden giebt es mancherlei Weisen und die vorliegende Sammlung erfüllt hoffentlich gerade dadurch ihren Zweck, daß sie diese Mannigfaltigkeit an konkreten Beispielen zur Anschauung bringt. Was der Verfasser in seinem Vorwort über Wesen und Methode der „Missionsstunde" selbst sagt, dürfte diskutierbar sein, aber jedenfalls ist es anregend und des Nachdenkens wert.

Wck.

Ein moderner Kreuzzug.

Vom Herausgeber.

Der Plan des Kardinals Lavigerie: gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel einen „Kreuzzug" zu organisieren, ist unsern Lesern aus den Zeitungen hinlänglich bekannt.[1]) Daß dieser Plan ultramontanerseits nicht nur als genial, sondern auch als das sichere Mittel der Erlösung Afrikas von dem Elend der Sklaverei gepriesen wird, ist selbstverständlich; im römischen Lager ist man ja im privilegierten Besitze unfehlbar wirkender Universalmittel gegen alle Schäden der Welt. Hat uns doch erst jüngst wieder die Freiburger Katholikenversammlung versichert: die sociale Frage löse nur — der Kapuziner! Aber darüber muß man sich wundern, daß diese romantische Kreuzzugsidee selbst viele Protestanten und unter ihnen ganz gescheite Leute förmlich bezaubert hat. Am allermeisten hat es uns überrascht, daß diese Verzauberung sogar bis in solche koloniale Kreise sich erstreckt, welche im Beginn unsrer kolonialen Ära unter Verspottung aller „Humanitätsduselei" der Sklaverei allen Ernstes das Wort geredet. Hat die Autorität des römischen Kardinals ihnen den Sinn geändert oder ist es das von ihm empfohlene Gewaltmittel, welches sie so sympathisch berührt? Es scheint allerdings, als habe es mit der Million, welche der kriegerische Kirchenfürst für seinen Kreuzzug begehrt, noch gute Wege. Wie immer haben die Ultramontanen den Mund sehr voll genommen und die angeblich bereits gezeichnete Summe reduziert sich auf noch nicht den zehnten Teil der gemachten Angaben. Aber jedenfalls ist es zeitgemäß und eine Pflicht dieser Zeitschrift, den so gepriesenen Vorschlag des afrikanischen Erzbischofs einiger Besprechung zu unterziehen.

Gewiß ist es ein anerkennenswerter Eifer eines römisch-katholischen Prälaten, der europäischen Welt die Augen zu öffnen über eine der eiterndsten Wunden des unglücklichen Afrika und die Frage in Kurs zu setzen: was müssen wir thun, daß sie geheilt werde? Aber wir vermissen in seinem Eifer, abgesehen von der französischen Rhetorik, mit welcher er arg übertreibt, zweierlei: erstens ein Schuldbekenntnis und zweitens eine Danksagung. Ein Schuldbekenntnis: nämlich daß die römische Kirche als solche sich in Sachen des Sklavenhandels vorzeiten arg versündigt und die Sklaverei lange genug unter ihre schützenden Flügel

[1]) Vgl. auch Beiblatt zur A.-M.-Z. S. 79 f.

genommen hat. Den quellenmäßigen **Beweis** für diese Sünde Ro[illegible] hat diese Zeitschrift erst jüngst in dem Artikel über die alte römi[illegible] Kongomission erbracht, und wer noch weiteres Zeugnis begehrt, der [illegible] verwiesen auf die quellenmäßige Arbeit des Licentiaten der kath. Theol[illegible] **Buchmann**: „Die unfreie und die freie Kirche" (Breslau 1873) S. 70 ff.[1] Eine **Danksagung**: nämlich daß längst vor dem Herrn Kardi[illegible] protestantische Männer wie **Wilberforce** und **Livingstone** diese Fra[illegible] und zwar mit Erfolg in die Hand genommen, und daß protestanti[sche] Mächte bis heute das meiste zu ihrer Lösung gethan. Wir leben i[n] einer vergeßlichen Welt und es sollte mich doch sehr wundern, wenn de[m]nächst die ultramontane Presse nicht die Phrase aufbrächte: „ein katholisch[er] Prälat ist der Durchbrecher der Sklavenketten", und wenn — — — i[n] der protestantischen Presse es nicht Organe gäbe, die **auch** das nac[h]**druckten**.

Doch das nur nebenbei. Wichtiger ist die Frage: ist der Plan de[s] Kardinals **ausführbar** und wenn ausführbar, wird er **erfolgreich** sein? Wir beantworten beides mit **nein**. Ganz abgesehen davon, daß ein „milice sainte", ein „bataillon sacré", eine Kreuzzugsarmee vo[n] „**hundert** Freiwilligen", die der Kreuzzugsprediger für ausreichend erklär[t], gegenüber einem **weit**verbreiteten Übel, wie der ost- und centralafrikanis[che] Sklavenhandel ist, nur wie eine kriegerische Spielerei erscheint un[d]

---

[1]) Nur anmerkungsweise sei einer interessanten Kontroverse gedacht, welche sich an gewisse rednerische Übertreibungen des Kardinals bei seinem Auftreten in Brüssel anschloß, nämlich wesentlich daran, daß er den Mohammedanismus als **Religion** beschuldigte, er erlaube nicht nur, sondern **gebiete** die Sklavenjagd. Gegen diese Beschuldigung legte der türkische Gesandte in Brüssel, Carathéodory Efendi, in der L'indépendance Belge vom 26. August Protest ein und behauptete, daß er auf Grund geschichtlicher Thatsachen der römischen Kirche denselben Vorwurf machen könne, da die christlichen Staaten doch auch genug Sklavenhandel getrieben. In seiner Antwort (ebda. 28. Aug.) umging der Kardinal den eigentlichen Streitpunkt, offenbar, weil ihm der Mut: eine Sünde der römischen Kirche zu bekennen, fehlte. Seine auf Thatsachen beruhenden Behauptungen, welche es außer Frage stellen, daß der heutige Sklavenhandel fast ausschließlich in mohammedanischen Händen liegt, würden viel wuchtigere Beweise gewesen sein, wenn er gesagt hätte: ja, leider hat hier auch die christliche Welt und ganz besonders die römische Kirche gesündigt; aber sie thut darüber Buße. Der Mohammedanismus thut keine Buße über den Sklavenhandel und er kann es auch nicht, denn seine **Institutionen** (vornehmlich die Polygamie) hängen mit dem Sklavenhandel fast notwendig zusammen u. s. w. So aber focht er mit einem halbgebrochenen Schwerte. Die weitere Verfolgung der Kontroverse: wieweit der Mohammedanismus als solcher bezw. der Koran für den Sklavenhandel verantwortlich zu machen sei, gehört nicht hierher. Die L'indépendance Belge brachte übrigens noch einen dritten Artikel in ihrer Nr. 243 vom 31. August.

kriegerische Spielereien in Afrika gefährlich sind — so dürfte es nach den Erfahrungen gerade des letzten Jahres kaum gelingen, eine solche Streitmacht, wir wollen nicht sagen ins Herz Afrikas hinein zu bringen, obgleich schon das wahrscheinlich nicht gelingt, sondern im Herzen Afrikas dauernd zu erhalten. Wir bezweifeln, daß dies möglich ist, selbst in dem Falle, daß diese Streitmacht sich auf den Tanganyika und seine nächste Umgebung konzentriert, was doch nur zur Folge haben würde, daß die Sklavenkarawanen andre Wege einschlügen. Sollen die „hundert Freiwilligen“, wie es doch wohl gemeint ist, Europäer sein, so decimiert sie schon das Klima. Aber die Eingebornen werden unter der Führung der interessierten Sklavenhändler gar nicht warten, bis das Klima seine mörderische Wirkung thut.

Es kann jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß durch ganz Ost- und Mittel-Afrika eine gegen die Europäer feindselige Bewegung geht und daß dieselbe ihren Grund hat in dem allseitigen überhastigen Vordringen der europäischen Kolonialmächte. Der im vorigen Jahre mißlungene und in diesem Jahre mit besserem Erfolg wiederholte Angriff der Araber bezw. araberisierten Suahili von der Ostküste gegen die Handelsstationen der englischen African Lakes Company im Norden des Nyassa ist deutlicher Beweis dafür, daß die afrikanischen Händler in dem vordringenden europäischen Handel ihren Feind erblicken und vermutlich auch Wind davon bekommen haben, daß England seine kolonialen Fangarme nach Nyassaland ausstreckt.

Seit der Ermordung Barttelots und wie es scheint jetzt auch Casatis ist als ziemlich sicher sowohl der Untergang der großartigen Stanley-Expedition in den Sudan wie die Verräterei des mohammedanischen Sklavengroßhändlers Tippu Tip anzunehmen.[1]) In naiven europäischen Kreisen mag man vielleicht des Glaubens gewesen sein, daß es sich bei dieser Expedition um eine uneigennützige That barmherziger Samariterliebe gehandelt; in Afrika hat man jedenfalls die Sache anders angesehen. Schon die unverständig hastige Ausdehnung des Kongostaats in das Herz Afrikas hinein mußte über kurz oder lang eine verhängnisvolle Reaktion der afrikanischen Gewalthaber herbeiführen, welcher erfolgreich zu begegnen zur Zeit jeder europäischen Macht die Mittel fehlen. Und nun gar die Stanleysche Emin Bei-Expedition! Sie mußte den Afrikanern klar machen, daß es sich bei ihr um einen Wettkampf zwischen ihren eignen und den europäischen Handelsinteressen handle, und es hätte

[1]) Köln. Z. 263 und 264; die Korrespondenzen aus London vom 19. und 20. Sept.

merkwürdig zugehen müssen, wenn die klugen Afrikaner den ungeheuren Vorteil nicht hätten ausnutzen sollen, welchen ihnen eine so weit in das unwirtliche Innere sich vorwagende und durch ihre zahlreiche Gefolgschaft so schwerfällige Expedition darbot. Lieutenant Wißmann hat die große Bedeutung der deutschen Emin Bei-Expedition dahin klar gelegt, daß es gelte eine Verbindung zwischen der mohammedanischen Macht im Sudan mit den central-afrikanischen Arabern zu hindern. Sollten kluge Leute wie der Mahdi und Tippu Tip das nicht gleichfalls erkannt und Maßregeln ergriffen haben, diese Pläne der Europäer zu vereiteln? Nach glaubwürdigen Nachrichten hat bereits der Mahdi von Chartum aus eine Streitmacht von 4000 Mann gegen Emin Bei gesandt und in diesem Falle dürfte jede Rettungsexpedition zu spät kommen. Ich zweifle nicht, daß die Operationen der Afrikaner im Sudan mit denen in Centralafrika im Zusammenhang stehen — eine verhängnisvolle antieuropäische Koalition.

Und wie über die Stanleysche Emin Bei-Expedition so denkt man sicher in Afrika auch über die jetzt geplanten, demselben Zwecke dienenden Expeditionen, speciell über die deutsche. Alle diese Expeditionen bedeuten doch nur einen Wettstreit der kolonialpolitischen bezw. der Handelsinteressen. Jedenfalls hat man in Afrika Kunde auch von den neuen Unternehmungen und rüstet sich auf ihren Empfang. Die Aufregung in Afrika wird so beständig vermehrt und es steht sehr zu fürchten, daß die deutsche Emin Bei-Expedition, falls sie wirklich zur Ausführung kommt, einen blutigen Weg haben wird. Bekanntlich haben die kolonialpolitischen Vorgänge besonders im Osten ihre Wellenschläge bis tief ins Innere, speciell nach Uganda hinein geschlagen und auch schon ihre Opfer gefordert. Die Parole: „die Europäer kommen unser Land aufzuessen“ geht durch ganz Ost- und Centralafrika. Es ist daher ganz natürlich, daß in den Augen der Afrikaner die neuen Expeditionen den Charakter von Eroberungs- und Rachezügen haben müssen und daß die Abwehr derselben als patriotische Notwehr gilt.

Dazu kommen die neusten traurigen Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika. Zur Stunde sind wir noch auf sehr lückenhafte Mitteilungen beschränkt, die noch dazu, sie mögen kommen von welcher Seite sie wollen, gefärbt sind. Sicher ist nur: ein großer Teil Deutsch-Ostafrikas hat sich gegen die deutsche Herrschaft aufgelehnt und es ist hüben und drüben bereits Menschenblut geflossen. Wie weit diese feindselige Stimmung sich ins Innere hinein erstreckt, ist augenblicklich unbekannt. Ohne Zweifel hat die Deutsche Kol.-Z. (Nr. 40) recht, wenn sie in den Arabern die Rädelsführer vermutet; ob sie aber auch darin recht hat, daß die eigent-

liche afrikanische eingeborene Bevölkerung deutschfreundlich sei, das ist sehr die Frage. Man ist in den Kreisen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auch in vielen andern Dingen sehr sanguinisch, sicher, ja prahlerisch und schnell gegen jede Kritik sachverständiger Männer mit dem Vorwurf bei der Hand gewesen, es mangle ihnen an Patriotismus. Was wird nun geschehen? Vermutlich was die Deutsche Kol.-Z. sagt: „daß den Unthaten der Insurgenten die furchtbare Rache auf dem Fuße folgen wird;" hoffentlich aber nicht, ohne daß vorher eine unparteiische Untersuchung stattgefunden hat und Vorsorge getroffen ist, daß diese Rache nicht auf Unschuldige falle. Jedenfalls wird sie die Aufregung mehren. Vielleicht wird durch eine Rachepolitik an der Küste Ruhe geschafft; aber kann durch sie auch im Innern der Sturm besänftigt werden?

Und nun denken wir uns in all diese Aufregungen hinein den Kreuzzug des kriegslustigen französischen Prälaten! Wenn noch irgend etwas fehlte, um die afrikanische Leidenschaft gegen die Europäer zur Siedehitze zu bringen, so wäre es die Ausführung der romantischen Ide Lavigerie's. Es liegt auf der Hand, daß gegen einen solchen, von einem römischen Kirchenfürsten ins Werk gesetzten Kreuzzug nicht bloß die afrikanischen Handelsinteressen sich verbinden, sondern der religiöse Fanatismus mobil gemacht werden wird. Der Kardinal mag das wollen oder nicht: sein Kreuzzug entzündet den Religionskrieg in Afrika, und ob der Krieg überhaupt das geeignetste Mittel ist zur Beseitigung der afrikanischen Sklavenjagden, das ist uns sehr fraglich; der Religionskrieg ist jedenfalls ein sehr zweischneidiges Schwert. Wir fürchten, er verschlimmert nur das Übel, das er beseitigen will.

Sklavenjagd — Sklavenhandel — Sklaverei hängen aufs genauste mit einander zusammen. So lange die Nachfrage nach Sklaven noch immer eine große, wird auch Sklavenhandel getrieben werden; und so lange der Sklavenhandel noch sehr gewinnbringend ist, wird es auch Sklavenjagden geben. Dieser jahrtausend alte Knäuel von Übeln wird nicht wie der Gordische Knoten einfach mit dem Schwerte durchhauen. Wie die Sklaverei selbst mit den gesamten afrikanischen socialen und wirtschaftlichen Verhältnissen aufs engste zusammen gewachsen ist, so hängt auch der Sklavenhandel mit der ganzen Art des afrikanischen Handelsbetriebs zusammen. Livingstone, in diesen Dingen doch wohl ein kompetenter Beurteiler, hat wieder und wieder darauf hingewiesen, daß neben der von innen heraus die socialen Verhältnisse umwandelnden Kraft des Evangelii wesentlich eine Umgestaltung des Handels, begleitet von einer Straßenschaffung, den Sklavenhandel beseitigen könne. Der vornehmlich in arabi-

schen Händen liegende afrikanische Handel tauscht nicht nur die Waren, welche er *importiert*, gegen Sklaven ein, sondern diese Sklaven sind zugleich die keinen Tagelohn kostenden Träger der *ausgeführten* Waren an die Küste und selbst wieder Ware. Das ist jedenfalls ein gewinnbringendes Geschäft und so lange man Sklaven als Ware begehrt, die Afrikaner selbst am liebsten mit Sklaven die Waren bezahlen und wegen des Mangels an andern Kommunikationsmitteln Sklaven die billigsten Träger sind, wird *Gewalt* gegen den Sklavenhandel nicht viel ausrichten. Jedenfalls wird man mit dieser Gewalt im *Innern* zur Zeit nicht weit kommen. Man kann, wie auf Livingstones Rat geschehen ist, die Küsten streng überwachen und die erreichbaren Sklavenmärkte schließen; dann sind aber die Gewaltmittel gegen den Sklavenhandel vorläufig wesentlich am Ende, da diese Gewaltmittel die Sklaverei selbst und die Polygamie nicht zu entwurzeln vermögen, auch den Handelsbetrieb nicht umgestalten. Wie alle die großen Fragen, welche Afrika uns zu lösen giebt, so wird auch die Sklavenfrage nur allmählich durch **Geduld** gelöst; von Geduld will aber die Hast nichts wissen, welche die moderne koloniale Ära charakterisiert; von Geduld scheint auch der kreuzzugpredigende Kardinal gerade kein Freund zu sein.

Wir haben aber noch andre sehr gewichtige Bedenken gegen den ganzen Plan; nämlich die, *daß dieser Kreuzzug ausgebeutet werden wird zu gunsten der römisch-katholischen Mission, daß er ganz im mittelalterlichen Stil eine Schwertmission in Afrika einführt, und daß dann auch die evangelische Mission schwer leiden wird* unter der Feindschaft wider das Christentum, welche notwendig durch solche Kreuzzugsmission bewirkt werden muß.

Es wird kaum nötig sein, diese Befürchtungen umständlich zu begründen. Den französischen Prälaten scheint die Kriegslust im Blute zu liegen. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie der Bischof Freppel in der französischen Kammer den Krieg gegen Madagaskar als einen Krieg zwischen der katholischen und protestantischen Mission empfahl. Weniger bekannt dürfte sein, daß es die central-afrikanischen Missionare des Kardinal Lavigerie waren, welche im Ernst den Vorschlag machten päpstliche *Ex-Zuaven als militärische Begleitung* mit ins Innere Afrikas zu nehmen. „In diesem Gedanken," erklärten sie, „*liegt eine große Zukunft. Gewalt allein herrscht in der afrikanischen Welt und wer wäre so geeignet, es mit derselben aufzunehmen als Ex-Zuaven?*"[1] Jetzt will der Herr Kardinal an die Stelle der

[1]) Miss. Cath. 1879, 155. Int. 1880, 149.

x-Zuaven nur ein *Kreuzheer* von Freiwilligen stellen. Wir glauben m unbedingt, daß er dieses Kreuzheer gegen die Sklavenhändler zu ihren gedenkt; aber es würde eine große Naivität sein zu bezweifeln, daß s ihm zugleich als une sorte de garde du corps für seine römische Nission am Tanganyika und weiterhin, vielleicht sogar zu militärischen Vorstößen gegen die evang. Mission, in die sie sich eingedrängt, dienen oll, ganz nach dem Vorbild seines kriegerischen Kollegen in der Südsee, des famosen Bischof Bataillon, der eine besondere Vorliebe für solche „Bluttaufen" hatte.[1]) Wie sehr die mittelalterliche Schwertmission auch heute noch der römischen Kirche und speciell den französischen Missionaren derselben, wo immer sich Gelegenheit zu ihr bietet, sympathisch ist, beweisen in der Südsee wie in Tonkin und überhaupt auf allen französischen Schutzgebieten die Dienste, welche man das „Schwert" Frankreichs der kathol. Mission leisten läßt.

Daß man in Afrika einen Kreuzzug gegen den Sklavenhandel, welchen ein *römischer Kardinal* zustande gebracht hat, *der zugleich der Begründer und Leiter der centralafrik. römischen Missionen ist*, notwendigerweise mit der *Mission* in Zusammenhang bringen *muß*, ist so selbstverständlich, daß jedes weitere Wort darüber überflüssig erscheint. Die in Centralafrika bereits in Kurs gesetzte verhängnisvolle Parole: die christliche Mission sei nur die Wegbahnerin für europäische Eroberungen, muß durch einen solchen Kreuzzug eine neue Bestätigung erhalten und das Christentum, nicht bloß das römische, in einen bösen Verdacht und Mißkredit gebracht werden, unter welchem auch die evangelische Mission leiden muß. Die traurigen in Tonkin gemachten Erfahrungen werden sich in Afrika wiederholen: daß *wer das Schwert nimmt, auch durchs Schwert umkommen soll*. Es ist schon schlimm genug, daß am Ende des 19. Jahrhunderts die christliche Mission, zum teil ohne es hindern zu können, wieder der kolonialen Interessen- und Eroberungspolitik dienstbar gemacht wird, und daß in dieser Dienstbarmachung mehr oder weniger alle europäischen Kolonialmächte aus Eifersucht mit einander wetteifern besonders in Afrika; Gott bewahre sie wenigstens davor, daß sie nicht auch noch unter den Bann eines — *römischen Kreuzzugs* zu stehen kommt.

---

[1]) Meine Protest. Beleuchtung, 342.

Islam und Christentum.

Von F. M. Zahn.

II.

Außer solchen Stimmen, die vorwiegend von pathologischem Interesse sind, hat man in dem Kampf, den Kanonikus Taylor veranlaßt hat, andere gehört, die, obgleich sie nicht alle der evangelischen Mission, wie sie bisher getrieben wurde, freundlich gesinnt, doch beachtenswert sind. Meine Absicht war, mir den Weg zu einem kurzen, selbständigeren Vergleich der Schatten- und Lichtseiten der mohammedanischen und christlichen Mission zu bahnen, indem ich zunächst einige dieser beherzigenswerteren Kritiken zur Besprechung brächte. Ich muß leider gestehen, daß bei näherem Eingehen meine Hoffnungen sowohl in bezug auf Quantität, als Qualität dieser Kritiken enttäuscht sind.

Zunächst ist es mir zu meinem Bedauern nicht möglich gewesen, die Urteile eines Mannes, der an der Diskussion sich beteiligt hat, aus erster Hand kennen zu lernen, da sein Buch in erster Auflage vergriffen und trotz wiederholter Versuche in zweiter Auflage noch nicht zu haben war.[1] Ich bedauere dies um so mehr, als der Verfasser, Dr. Blyden, ein Afrikaner ist. Herr B. Smith hat ihn schon länger gekannt. Nachdem die erste Auflage von Smith' Buch: Mohammed und Mohammedanismus 1873 erschienen war, hatte Dr. Blyden Herrn Smith, dem er damals nicht persönlich, sondern nur durch „seine Schriften und seinen Ruf" bekannt war, schriftlich seine Freude ausgedrückt, daß Smith aus Büchern dasselbe Urteil über den Islam gewonnen habe, welches Blyden aus lebendiger Anschauung und Erfahrung sich gebildet. Selbstverständlich hat Smith diesen Afrikaner gerne gehört, und außer dem Brief konnte er auch einen Artikel citieren, den derselbe unterdes 1875 November in Frasers Magazin geschrieben, einen Artikel über „Mohammedanism and the Negro Race", der, wie Smith urteilt, mit „Originalität, mit Ernst und tiefem Pathos" geschrieben ist. Jetzt ist er nun mit seinem Buch über „Christentum, Islam und die Negerrassen" in die Debatte eingetreten. Mit welchen

[1]) Der Titel des Buches ist: Christianity, Islam and the Negro Race. By E. W. Blyden. L. L. D. etc. London. 1887. Ich muß mich jetzt an das halten, was B. Smith in seinem Buche (II. Aufl. S. 49—51. 53. 248) und im Nineteenth Century 1887. Dez. S. 793. 794 und was der Church Miss. Intelligencer 1873 S. 855 ff. gelegentlich und 1887 in der Novembernummer in ausführlicher Besprechung des Buches bringt. Vielleicht ist mir, wenn ich das Buch gesehen und beachtenswert gefunden habe, erlaubt, noch einmal später darauf zurückzukommen.

Hoffnungen Smith dieses Buch begrüßt, hat er im Ninet. Century ausgesprochen. „Bisher, so lesen wir da, schien kein Licht, ertönte keine Stimme, wenigstens vernehmbar für die äußere Welt, aus Afrika selbst. In den Blättern von Herrn Blydens Buch geschieht es, daß der große stumme Kontinent endlich zu reden anfängt und zwar in Tönen, welche, wenn ich nicht irre, auch die, welche von seinen Schlüssen abweichen, gerne hören werden.“ Smith hält H. Edmund Blyden für „einen der beachtenswertesten Männer, sein Buch für eines der beachtenswertesten Bücher, denen er je begegnet.“ Schon seine literarische Tüchtigkeit, unter deren Vorzügen auch „pathos and passion“ genannt werden, wird ihm die Bahn brechen. Das mag langsam gehen, aber Smith „wagt es zu glauben, daß dies Buch einen neuen Wendepunkt in der Geschichte seiner (der Neger) Rasse schaffen und ernstlich und dauernd die Anschauungen beeinflussen wird, welche Europäer bisher von ihr und ihrer Zukunft gehabt haben.“

Das macht einen begierig von dem Mann zu hören. Allerdings wird schon bei dieser Probe Smithscher Redeweise der Gedanke aufsteigen, der Verfasser thäte wohl, dem von einem unserer Schriftsteller vorgeschlagenen „Antisuperlativverein“ beizutreten. Und vollends wenn man hört, daß sein Afrikaner mit pathos redet, wird man erst recht besorgt. Wer die Afrikaner kennt, wer insbesondere Gelegenheit hat, ihre Äußerungen in fremder Sprache zu lesen, würde dankbar sein, wenn statt des Pathos, dessen sie übergenug zu haben pflegen, der common sense des Buches gerühmt würde. Aber auch der Ch. Miss. Intelligencer rühmt die literarische Tüchtigkeit und bezeugt ausdrücklich, daß Dr. Blyden sich von „Bombast“ freigehalten. Und immerhin soll man hören, wenn ein Afrikaner über Afrikaner redet. Warum freilich der „stumme“ Erdteil erst in diesem Afrikaner seine Stimme gefunden haben sollte, ist nicht abzusehen. Warum nicht schon im Bischof D. Crowther, der hin und her in den Städten Englands seit bald fünfzig Jahren sein Zeugnis ablegt und so sehr mit common sense begabt ist, warum nicht in seinem Sohn und den beiden Johnsons, warum nicht in den zahlreichen Afrikanern, die seit Jahrzehnten in englischen Zeitschriften von ihrem Land und ihrer Arbeit geredet haben? Doch nicht, weil jene Wolke afrikanischer Zeugen gegen, dieser eine Afrikaner für die Urteile von Herrn Smith ihre Stimme erhoben?

Um seiner Person willen verdient Dr. Blyden nicht mehr gehört zu werden, als die anderen, eher vielleicht weniger. Denn er ist zwar ein Vollblutneger wie sie, aber kein Afrikaner d. h. nicht in Afrika, sondern in Amerika,

in St. Thomas geboren. Da auf den dänischen Inseln seit 1804 kein Sklaven eingeführt wurden, so ist vermutlich schon sein Vater in Amerika geboren; ob er vor oder nach dem 28. Juni 1847 d. h. als freies oder als Sklavenkind geboren, ist nicht bekannt. Im 17. Lebensjahr soll er nach Liberia ausgewandert sein, und wird somit seine Bildung in Amerika, wie es scheint in den Vereinigten Staaten, wo er „vor und nach der Emanzipation“, also vor und nach 1864 gewesen, empfangen haben. Diese Bildung ist nach Smith sehr umfassend, da Blyden „gleich vertraut ist mit dem Hebräischen wie den Arabischen“ und außerdem „Griechisch und Latein, fünf europäische und verschiedene afrikanische Sprachen“ kennt. Er hat also die Sprachbegabung des Afrikaners behalten, hoffentlich aber die Schwäche, vielerlei, aber nichts Rechtes zu lernen, in den amerikanischen Schulen verloren. Dort wird er nämlich die europäischen und asiatischen Sprachen gelernt haben, während er die afrikanischen in Afrika muß erlernt haben. Dort hat er, als Smith 1876 schrieb, seine „körperliche Kraft, seine literarische Befähigung und seine geistige Begabung“ seinen Landsleuten gewidmet, „als ein christlicher Missionar, der die Energie seines Lebens daran setzte, Bildung zu verbreiten und im Innern Liberias Schulen zu gründen.“

Er war nämlich damals Vorsteher „der presbyterianischen Hochschule in Monrovia“ und „Reverend.“ Sonst wissen wir noch von ihm, daß er schon 1862 eine Professur an einem College in Liberia bekleidete. 1871 finden wir ihn nicht mehr dort, sondern nach Sierra Leone hat er „seine Zuflucht genommen.“ Zwei Gouverneure haben ihn dort beauftragt mit Reisen ins Innere, die übrigens nicht sehr ausgedehnt waren, die ihn aber mit mohammedanischen Völkern in Berührung brachten. 1876 muß er dann wieder, wie erwähnt, „als Missionar die Energie seines Lebens“ seinen Landsleuten gewidmet haben. Da er nach 1862 auch in Amerika war, dann auch einmal Diplomat gewesen, indem er als Gesandter der Republik Liberia England besuchte, so ist seine Energie, wie es scheint, wohl nicht von der Art, die lange an einem Orte aushält. Nach der Seite hin scheint mir die Beharrlichkeit von Bischof Crowther, der über 50 Jahre Missionar ist, einen größeren Anspruch als Autorität gehört zu werden, zu begründen.

Er ist aber jedenfalls ein Mann, der um seiner Bildung willen und als *ἀνὴρ πολύτροπος* wohl verdient gehört zu werden. Auch als Specimen für die Bildungsfähigkeit seiner Rasse kann er gelten. Dagegen als Vertreter Afrikas vor andern zu gelten, darf er nicht beanspruchen. Er ist kein Mann, der denkt, empfindet, urteilt, wie ein Afrikaner. Es liegt zu nahe, anzunehmen, daß die Vorsehung Gottes Millionen Neger nach Amerika in den Schoß der Christenheit geführt hat, damit Afrika durch sie gesegnet werde. Und es ist nicht ganz zu verstehen, warum der Gedanke, nicht ungebildete, aber wohl sorgfältig erzogene, wohl vorbereitete Negermissionare von Amerika nach Afrika zu senden, nicht kräftiger verfolgt wird. Allein wenn man glaubt, daß dann Afrikaner zu Afrikanern kommen, und dadurch die Mission sehr erleichtert werde, so irrt man. Daß Lehrer wie Schüler gleiche schwarze Haut haben, ist gewiß nicht unwichtig. Ob diese in Amerika geborenen und erzogenen Schwarzgesichter besser als die weißen Gesichter das Klima vertragen, ist noch

abzuwarten. Daß sie die große Kunst des Missionars, allen alles zu werden, den Negern also ein Neger zu werden, sehr viel leichter erlernen, als der Weiße, ist dagegen nicht wahrscheinlich. Diese Amerikaner sind, wenn sie gebildet sind, und je mehr sie es sind, um so mehr „Kaukasier" geworden in ihrer Denkart. Dr. Blyden ist kein Afrikaner seiner Geistesrichtung nach, er ist es jedenfalls viel weniger als D. Crowther und die vielen Negermissionare, die wir haben. Dr. Blyden ist ein modern gebildeter Mann, der in Afrika gelebt und dort manches gesehen und erfahren hat.

Dies letztere giebt ihm Anspruch, so weit es geht, gehört zu werden und zwar um so mehr, je selbständiger er in seinen Beobachtungen und Urteilen ist. Dies muß aber bezweifelt werden, er scheint vielmehr in Abhängigkeit von Sir Hennessy Pope zu stehen. Denn daß dieser umgekehrt von Blyden abhängig sei, ist nicht anzunehmen. Wie wir erwähnten, ist Blyden von 1871 an einige Jahre in Sierra Leone gewesen. Damals war Sir Arthur Kennedy dort Gouverneur, ein der Mission wohlgesinnter Mann. Um mit den innern Stämmen in Verbindung zu treten, sandte er Blyden zu ihnen. Das war die erste Reise, von welcher ein Bericht herauskam, in welchem viel von den Unruhen und der schlechten Wirtschaft in den mohammedanischen Ländern die Rede war, aber nichts von ihrer Wissenschaft und Religion. Dem Sir A. Kennedy folgte P. Hennessy, jetzt Sir P. H. Er ist ein vom Protestantismus übergetretener Katholik und Verehrer seiner Kirche. Er glaubt an den Segen, den der Islam verbreitet. Er ist der Meinung, daß die evangelische Mission ihre Sache nicht verstehe. Er meint, die Schule bedürfe einer Umbildung und hatte für Sierra Leone eine weltliche Universität vorgeschlagen. Und nach dem, was ich von Blyden gelesen, zu urteilen, ist dies alles auch dessen Meinung. Unter dem neuen Gouverneur ist der Bericht von der 1871 unternommenen Reise noch einmal erschienen, ein „autorisierter Auszug", aber merkwürdigerweise mit verschiedenen Einschiebseln über mohammedanische Gelehrsamkeit und Religion, die in jenem ersten Bericht ganz fehlten. Der neue Gouverneur sandte ihn dann auf eine zweite Reise nach Timbo, diesmal mit der ausdrücklichen Instruktion zu erkunden, „wie viele Leute arabisch lesen und schreiben können" und was der „Charakter der Schulen und religiösen Einrichtungen sei." Der Bericht von dieser Reise kann von den Schattenseiten nicht ganz schweigen, aber er ist doch voll Lob des Islam, d. h. seiner wohlthätigen Wirkungen. In demselben wird auch eine Politik empfohlen, wie sie Holland früher befolgte, nämlich von seiten der christlichen Regierung die mohammedanische Propaganda zu unterstützen zur Pazifierung des Landes. Sir P. Hennessy ist noch heute der Freund von Dr. Blyden, und wir nehmen wohl nicht mit Unrecht an, daß in dessen Buch nicht Afrika zu uns redet, sondern daß eine von Sir P. Hennessy angenommene verkehrte europäische Geistesrichtung durch den Mund eines gelehrigen Afrikaners hier das Wort führt.

Die vier oben genannten Punkte werden wohl die Summe des Buches von Blyden sein. Einzelne Urteile werden wir gelegentlich noch erwähnen. Hier möchten wir nur noch drei Bemerkungen machen. Der Intelligencer spricht seine Verwunderung darüber aus, daß Dr. Blyden „zwei ganz

antagonistische Systeme" nämlich den Islam und römisch-katholisches Christentum für Afrika anpreise. Es liegt mir ferne, zu behaupten, die beiden Systeme seien nicht antagonistisch, aber es läßt sich doch begreifen, wie Sir P. Hennessy und Dr. Blyden für beide eine Vorliebe haben, während sie an der evangelischen Mission Anstoß nehmen. Der Islam und das Christentum überhaupt, die römisch-katholische Auffassung des Christentums und die evangelische stehen sich so gegenüber, daß auf der einen Seite vornehmlich die äußere Aufnahme in die Glaubensgemeinschaft, auf der anderen die innerliche Gewinnung eines Menschen als das erste und höchste Ziel angesehen wird. Darum wird auf jener Seite auf die Dressur, auf dieser Seite auf Bildung in der Erziehung der Völker das Hauptgewicht gelegt. Die Erfolge der Dressur sind augenfälliger als die der Herzensbildung, darum gewinnen der Islam und Rom aus der großen Schar derer, die nur sehen, was vor Augen ist, so viele Lobredner, und unter diese zählen vermutlich auch die beiden Freunde.

Noch aus anderm Kreise rekrutieren sich die Bewunderer der mohammedanischen und römisch-katholischen Mission, aus dem Kreise derer, die dem Afrikaner die Gleichberechtigung absprechen. Wenn die Afrikaner Kinder zu bleiben bestimmt sind, dann sind sie am besten unter dem Schwerte des Islam und im Schoße der römisch-katholischen Kirche aufbewahrt. Die evangelische Mission ist nur berechtigt, wenn die Afrikaner Männer werden können. Das will auch Dr. Blyden, aber weil er den rechten evangelischen Weg mißachtet, führt ihn sein afrikanisches Selbstgefühl auf Irrwege. Die evangelische Mission soll, so will er, die Afrikaner allein lassen. Er lobt Liberia, wo man sie allein gelassen, gegen Sierra Leone, wo man sie bevormundet. Es würde hier zu weit führen, die Berechtigung dieser Forderung darzulegen. Die ganze Frage verdiente eine besondere Behandlung, aber meines Erachtens würde heutzutage das Gewicht dabei nicht darauf zu legen sein, daß man die Afrikaner schon für sich lassen, sondern daß man sie viel länger noch unter altchristlicher Leitung lassen sollte. Der evangelische Weg ist ein langsamer. Die Mission in Westafrika würde nach menschlichem Ermessen heute weiter sein, wenn man nicht zu früh die Gemeinden sich selbst überlassen hätte. Nur eine große Unkenntnis kann Liberia auf Kosten Sierra Leones loben. Liberia, das man sich überließ, ist fast ohne Einfluß auf Westafrika; Sierra Leone, um das man sich kümmerte, ist zwar durchaus nicht tadellos, hat aber den wesentlichsten Einfluß ausgeübt. Auch die unglücklichen Sierra Leoneleute, welche die Westküste entlang ein Spott und eine Schande sind, dienen als „Kulturdünger",

um den häßlichen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen. Und wo giebt es eine christliche Gemeinschaft von vielleicht 40000 Seelen, die solche Pflanzungen wie die im Yorubaland und am Niger aufzuweisen hat? Wenn nicht die Völker Afrikas höher begabt sind als andere Nationen, beispielsweise die germanischen, dann bedürfen sie noch viel länger der Pflege altchristlicher Hände, ehe die Gottespflanze des Christentums nur afrikanischen Händen anvertraut werden kann.

Noch wunderlicher ist die Emanzipierung der afrikanischen Schule, welche Dr. Blyden vorschlägt. Auch die Schule ist ihm zu fremdländisch gewesen, und er hat gewiß recht zu klagen. Wenn aber seine echt afrikanische Erziehung vornehmlich „klassische Sprachen und Mathematik" geben, wenn Englisch, Französisch, Deutsch ausgeschlossen bleiben, wenn mit der Reformationszeit abgebrochen werden soll, weil von da an so viel gesagt ist, was den Neger verletzen kann, so ist das doch eine sonderbare Frucht eines gereizten Rassengefühles. Sollen etwa die alten Griechen und Römer und der Euklid wieder auferstehen, um Afrika zu lehren, oder sollen die Araber, wie sie uns vorzeiten ähnliche Dienste gethan haben, auf ihren „proselytisierenden Expeditionen" die „classics and mathematics" bringen, nur damit der Kanal, durch welchen jetzt das Evangelium und mit ihm christliche Bildung nach Afrika fließt, versperrt werde? Dr. Blyden mag eine große „geistige Begabung" haben, aber von viel common sense zeugt es nicht, wenn er die Bildung, welche es ihm möglich machte sein „beachtenswertes Buch" zu schreiben, seinen Landsleuten verbieten will.

Doch wenden wir uns von diesem schwarzen Eideshelfer zu dem Hauptzeugen Herrn Bosworth Smith selbst. Als ich die mannhaften und entschiedenen Worte las, mit welchen dieser den leichtfertigen Plagiator Taylor in den Times abfertigte, hoffte ich etwas Tüchtiges von dem Mann zu lernen, der sich allem Anschein nach jahrelang mit der Sache beschäftigt hatte. Auch die Ausführungen in dem Nineteenth. Century, obgleich ich ihnen nur selten zustimmen konnte, waren maßvoll und mit einer gewissen Autorität vorgetragen. Als ich mich dann aber seinem Buche „Mohammed and Mohammedanism" zuwandte, bin ich grausam enttäuscht worden.

Vielleicht ist es nicht so hoch anzuschlagen, daß der Verfasser kein Arabisch kann, also von andern abhängig ist. Augustin ist ein großer Lehrer der Christenheit, obgleich er die Urkunden derselben in der Ursprache nicht und nur ungenügend lesen konnte. Dagegen ist es schon bedenklicher, daß Smith seinen Autoritäten so oft in wesentlichen Dingen widerspricht.

So nennt er unsern Landsmann Sprenger, der den Islam aus Büchern und aus dem Leben studierte, die „größte europäische Autorität.“ Aber wenn Sprenger Mohammed einen „Betrüger“ nennt, wenn er behauptet, daß „Omar auf die Entwicklung des Islam mehr Einfluß gehabt habe als Mohammed, wenn er urteilt, daß Mohammed in Medina zum wollüstigen Theokraten und blutdürstigen Tyrannen, Papst und König“ wurde, so kündigt der Schüler dem Lehrer den Gehorsam und findet solche Behauptungen ganz unbegreiflich. Kaum minder hoch steht die Autorität von Sir William Muir, der dazu „unparteiisch“ ist. Auch er kennt den Islam aus Büchern und nach dem Leben. Wenn Sir W. Muir nun aber den Propheten „arger Gotteslästerung“ beschuldigt, weil er den „Namen Gottes gefälscht“, so ist das höchst auffallend bei einem so „unparteiischen Schriftsteller.“ Sir W. Muirs Theorie, der Prophet sei vom Satan inspiriert worden, ist natürlich für Smith ganz unannehmbar. Aber auch wenn diese hohe Autorität, wo Smith erhabene Tugend sieht, nur schlaue Politik finden kann, so ist das nur ein Beweis, „wie turmhoch Mohammed auch seine besten Geschichtsschreiber überragt.“

Aus diesen Proben ist schon zu sehen, wie sehr der Verfasser geneigt ist beim Islam alles zum besten zu kehren. Der Zug geht durchs ganze Buch, welches keine ruhige, wissenschaftliche Untersuchung über Mohammed und seine Religion, sondern eine Apologie und zwar eine advokatische Apologie des Islam ist. Das erkennt man schon an den wenigen Notizen, welche freilich keine Geschichte der Meinungen geben wollen, welche die Christen von dem Islam gehegt haben, aber doch etwas Licht darüber bringen sollen. Wie interessant wäre es, wenn einer uns belehren wollte, wie die Christenheit durch alle Zeiten hindurch über eine Religion gedacht hat, die ihr große Gebiete abgenommen, andre ihr versperrt hat und noch heute wie keine andere mit ihr rivalisiert in Gewinnung der Welt! Es ist mir nicht bekannt, ob schon jemand dieser Geschichte nachgegangen ist, aber jedenfalls sind diese wenigen mokanten Bemerkungen, welche nur zeigen, wie borniert die Christen waren, keine geschichtliche Darstellung.

Nur ein kurzes Wort von Johannes von Damaskus, keines von Theodorus Abukura, den ersten christlichen Apologeten oder Polemikern gegen den Islam; kein Wort von Raimundus Lullus, und seinen theoretischen und praktischen Berührungen mit dem Islam! Einige höhnische Bemerkungen über die Sagenbildung, welche sich an die immerhin nicht unwichtige Gründung der spanischen Mark durch Karl den Großen angeheftet, aber kein Wort über seinen Verkehr mit Harun al Raschid. Von dem ersten Übersetzer, Kommentator und Widerleger des Koran Maraccius nur die Bemerkung, daß der „Beichtvater eines Papstes“ eine „voluminöse und kaluminiöse refutatio Alcorani“ beigegeben habe. Nicht einmal von „Nathan dem Weisen“ und der mehrhundertjährigen

Geschichte der drei Ringe ein Wort! Die wenigen Bemerkungen, die gegeben wurden, sind ebenso einseitig wie nutzlos.

Wie diese Partie, so ist das ganze Buch. Zwar spricht der Verfasser offen aus, daß er die Lichtseiten mehr berücksichtigen wolle, als die Schattenseiten. Das ist auch unter Umständen berechtigt. Aber wenn man aus einem Buch z. B. aus Waitz die guten Zeugnisse vom Lerntrieb in den mohammedanischen Ländern anführt, aber verschweigt, was dazwischen steht von der Äußerlichkeit des Lernens, von dem damit verbundenen Aberglauben u. s. w., so giebt man ein falsches Zeugnis. Oder wenn man aus einem Buch wie Dr. Schweinfurths „Im Herzen Afrikas“ die einzige Stelle, die sich wohl finden läßt, die einzige Stelle günstiger Art herauspickt und von allen Greueln der muselmännischen Welt, von denen das Buch massenhaft erzählt, schweigt, so ist damit der Wahrheit nicht gedient. Herr Smith war damals in einem Eifer für den Islam, der ihn ganz blind machte. Der Intelligencer hatte 1874 die erste Auflage seines Buches einer eingehenden Besprechung unterzogen. Dieselbe war etwas provokatorischer Art und hie und da meines Erachtens auch zu weitgehend, aber sie war voller Zeugnisse von Palgrave, Lander, Barth, Baker, Schweinfurth, Townsend, Hughes, die es Herrn Smith hätten unmöglich machen sollen, seine zweite Auflage erscheinen zu lassen, wie sie erschien.

Doch wäre auch der Verfasser weniger geblendet gewesen von seiner Vorliebe für den Islam, er hätte doch auf seinem Wege nicht zu einem guten Ziele kommen können. Statt eine zusammenfassende Darstellung des Islam zu geben und dann zu sehen, wie sich diese Religion in der Wirklichkeit gestaltet hat und gestaltet, hat er seinen Gegenstand zerhackt und Stück für Stück — man weiß nicht nach welcher Ordnung — vorgenommen. Es fehlt ihm auch sehr die Gabe, den Punkt ins Auge zu fassen, auf den es gerade ankommt. So kann er kurz zugeben, daß der Islam den Religionskrieg gebietet, während ihn das Christentum verbietet, aber das hindert ihn nicht lange davon zu reden, wie viel die Christen darin gesündigt. Oder er kann zugeben, daß der Islam sein Paradies mit Huris bevölkert, also die Polygamie in den Himmel verpflanzt, aber dann lange davon reden, daß alle Religionen, auch die christliche die Bilder für die andere Welt aus dieser Welt nehmen. So kann er den Islam, wenn man ihn verklagt in Asien und Afrika das Christentum verdrängt zu haben, verteidigen, indem er sagt, dies Christentum sei nichts wert gewesen, wenn man aber sagt, hie und da sei der Islam nichts wert, antworten, er bedarf eben, wie alle Religion, auch das Christentum der

fortgehenden Erneuerung. Wenn der Verfasser seinen Gegenstand hätte zusammenfassend behandeln können, so konnte die Hälfte des Buches ungeschrieben bleiben.

Diese Art der Behandlung hat Smith gehindert, den Islam richtig zu fassen, sie hat es ihm aber möglich gemacht, sein Apologet zu werden und von der Christenheit und ihren Missionaren zu fordern, was er fordert. Eine bessere Anerkennung des Islam und dann eine andre Missionsmethode ihm gegenüber wollte er mit seinem Buche erzielen. Man sollte denken nach seinen neusten Äußerungen, Smith sei viel maßvoller denn Taylor. Aber dieser hat ihn in der That ausgeschrieben, nur daß er nicht einmal so weit geht wie Smith.

Dieser verlangt nämlich, daß man Mohammed als einen „Propheten Gottes" anerkenne. Er ist der „größte aller Reformatoren", natürlich geringer als Christus, aber „nach ihm kommt er in der langen Reihe der großen Lehrer und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes, zunächst nach ihm, longo intervallo sicherlich, aber doch zunächst." Mohammed hat „in der That Christi Werk" gethan; er ist ein „mächtiger Freund des Christentums." Seine Lehre „nähert sich dem Christentum, vielleicht so nahe, als es überhaupt in dem unprogressiven Teil der Menschheit möglich ist." Deshalb kann denn auch der Verfasser mit Hoffnung dem entgegen sehen, „was wie es scheint die Bestimmung Afrikas ist, daß der Hauptteil des Erdteils, wenn er nicht christlich werden kann, was das nächst beste ist, mohammedanisch wird." Es ist ihm auch „schwer zu glauben, daß der Islam im Osten je dem Christentum weichen werde." Er schlägt eine Weltteilung vor, wonach Europa und Amerika der Christenheit verbleibt, „der Islam aber die Religion der besten Teile von Asien und Afrika" werde; er kann dies auch mit einiger Gemütsruhe, da er anerkennt und von den Christen anerkannt sehen will, daß Mohammed „ein Prophet, ein wahrer Prophet Gottes" sei.

Wir bleiben hier einen Augenblick stehen, um zu sagen, daß diese Stellung für den Christen aus historischen wie dogmatischen Gründen unhaltbar ist. Auch der Christ, selbst wenn er wie Sir W. Muir und viele andere in Mohammed Kräfte der Finsternis wirksam zu sehen glaubt, kann sagen, dieser Geist kam von Gott, wenigstens in dem Sinn, wie die Bibel bei Saulus sagt: „ein böser Geist von Gott." Es ist auch nicht dasselbe, ihn nicht als Prophet Gottes und in ihm, in seiner Lehre gar keine Samenkörner der Wahrheit anzuerkennen. Und wiederum ist es gar nicht nötig, daß ein Missionar, der den Islam für eine teuflische Lehre

hält, dies dem Mohammedaner gleich ins Gesicht schleudert. Smith scheint dies zu meinen. Dagegen ist es wie gesagt unmöglich, ihn als einen wahren Propheten Gottes anzuerkennen, zunächst aus historischen Gründen.

Das heilige Buch des Islam und des Mohammed eigenstes Werk ist der Koran. Nun heißt es z. B. in diesem Buche: „Wir wollen dir durch Offenbarung dieser Sure des Koran eine der schönsten Geschichten erzählen, auf welche du früher nicht aufmerksam gewesen." Es folgt dann die Geschichte Josephs nach biblischer und jüdischer Überlieferung. Und zum Schluß heißt es: „Diese Geschichte, welche wir dir da erzählen, ist eine geheime; denn du (o Mohammed) warst ja nicht dabei . . . Doch die meisten Menschen werden dir nicht glauben, so sehr du es auch wünschest." — Soll nun der Christ glauben, der christliche Missionar es eventuell sagen und zugestehen, daß dieser Mann ein wahrer Prophet Gottes sei, dem eine Geschichte, die er anderswo her wußte, von Gott offenbaret sei, oder soll er eventuell sagen: Dieser Prophet Gottes „log aber", wie es 1 Kön. 19, 13 von einem andern heißt? Oder ein anderes Beispiel. Dem Mohammed gefiel das Weib seines Adoptivsohns Zeid; dieser schied sich von ihr, und Mohammed heiratete sie. Darüber empfing der Prophet folgende Offenbarung: Als du zu dem, dem Gott und du Gnade erzeigt, sagtest: Behalte dein Weib und fürchte Gott, da suchtest du die Liebe in deinem Herzen zu verheimlichen . . ., da sich endlich Zeid hinsichtlich ihrer entschlossen, da gaben wir sie dir zur Frau, damit die Gläubigen sich kein Vergehen mehr daraus machen . . ., wenn sie die Frauen ihrer angenommenen Söhne heiraten" (Sure 33). Ist das ein wahrer Prophet Gottes? Oder wie ist es möglich, eine Offenbarung Gottes und seiner Propheten zu erkennen, wenn es (Sure 4) heißt: „Nehmet nach Gutbefinden eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen." Oder: „Ihr könnet euch nach dem Verhältnis eures Vermögens Frauen nehmen." „Gott will es euch leicht machen, denn der Mensch ist ein schwaches Geschöpf." Damit nicht zufrieden offenbart ihm dann Gott, daß er, der Prophet, noch mehr darin thun dürfe, und brach in wiederholten Offenbarungen eine Schranke nach der anderen für diesen Gottesmann nieder. Oder es ward ihm offenbart, daß die Gläubigen für den Glauben Kriege führen sollten. Sollen wir nun wirklich anerkennen, daß es ein wahrer Prophet Gottes ist, der dies alles und noch viel mehr als ihm von Gott offenbart, verkündigt hat. Das ist unmöglich. Damit ist nicht gesagt, wie schon bemerkt, daß nicht im Koran göttliche Wahrheiten enthalten und von Mohammed verkündigt sind. Aber welche dieser Wahrheiten bedurfte im siebenten Jahrhundert nach Christo, in Arabien, wo es Juden und Christen gab, einer besonderen Offenbarung? War ihm die christliche Trinität anstößig, so konnte er von den Juden den einen Satz nehmen, der seine Lehre von dem Heidentum scheidet: Es ist nur ein Gott. Dazu bedurfte es keiner neuen Offenbarung.

Diese Anerkennung aber, die trotz der historischen Zeugnisse dem Islam zu teil werden soll, wurzelt tiefer in einer verkehrten dogmatischen oder philosophischen Anschauung. Smith mit vielen anderen ist der Meinung, daß „keine Religion ganz (exclusively) gut, keine ganz schlecht"

sei. Auch der Islam ist nicht ganz schlecht, durchaus nicht, aber auch das Christentum nicht ganz gut. Darum ist er auch dagegen, daß man sich bemühe, die Anhänger des Islams, wie die Redensart lautet, „zum Christentum herüber zu bringen“; die Missionare sollen vielmehr „das Christentum zu ihnen bringen, einen christlichen Geist dem einflößen, was im schlimmsten Fall doch kein antichristlicher, sondern nur ein nicht christlicher oder vielleicht ein halbchristlicher Glaube ist.“ So hat es Paulus gemacht. Obgleich er z. B. in Athen ein heruntergekommenes Heidentum fand, „ließ er dennoch kein Wort der Verachtung fallen.“ „Er sprach nicht von falschen Göttern oder von Teufelsdienst, von Betrug oder von Aberglaube. Die, welche unsre Übersetzung „abergläubisch“ nennt, nennt er „Gottesfürchtige.“

Hier wie auch sonst zeigt der Verfasser keine besondere Bekanntschaft mit der Bibel. Aus dem Alten Testament liest er sonderlich Dinge heraus, aber auch ein eingehenderes Studium des Neuen Testamentes würde ihm zeigen, daß er nur die halbe Wahrheit giebt, wenn er dies Bild christlicher Toleranz zeichnet. Bezeichnend sind die Worte, welche er der Einleitung als Motto vorsetzt. Es ist Ciceros Wort: Sua cuique genti religio est, nostra nobis und Petri Wort: Unter allerlei Volk wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Das sind beides Worte der Toleranz, aber das eine das Wort der Toleranz, die gleichgiltig ist, das andere der Toleranz, die Missionseifer hat, das eine der Toleranz, die laufen läßt, das andere der Toleranz, die nicht wehren will, daß jedermann getauft werde. Der christliche Missionar wird überall nach den Gottesfunken suchen, die vielleicht noch da sind, um sie anzufachen; er wird als ein Diener des sanftmütigsten Lehrers nicht schelten und schmähen. Aber wie ein Paulus wird er „ergrimmen, wenn er die Stadt so gar abgöttisch sieht“ (Act. 17, 16). Er wird sich, wenn es not thut, nicht scheuen von „falschen Göttern“ zu reden (Act. 14, 15) auch vom Dämonendienst (1 Kor. 10, 20. 2 Kor. 6, 15. 16) oder von Narrheit (Röm. 1, 21 ff.) u. s. w. Das Evangelium will wirklich die absolut gute Religion bringen, es erträgt keine Konkurrenz, es gestattet keine Weltteilung. Der Eifer um Gottes Haus, zu dem auch die fernsten kommen sollen, wird nicht ruhen, bis alles andere verdrängt und die ganze Welt Gottes und seines Christus geworden ist.

Herr Smith hat in Ninet. Cent. gesagt, daß er manches jetzt anders ansieht, als vor zwölf Jahren und hat einiges zurückgezogen, anderes mäßiger ausgedrückt als früher. Aber in bezug auf die Stellung, die wir zum Islam einnehmen und auf die Weise, wie wir ihm gegenüber

missionieren sollen, behauptete er derselbe geblieben zu sein. Das muß er auch, wenn er nicht eine andere Anschauung vom Christentum gewonnen hat. Der Rat von Bischof Lightfoot, den wir anführten, ist gut: hüten wir uns Methoden zu Grundsätzen zu machen. Aber sehr oft kommt doch in der Missionsmethode nur die Grundanschauung zu Tage. Diese Missionsgedanken von Smith, nicht von ihm allein vertreten, wurzeln darin, daß man doch nicht ernstlich glaubt, daß die Offenbarung Gottes in Christo absolut vollkommen ist, in welcher alle andere wahre Offenbarung ihr Ja und Amen findet.

Die allgemeine Missionskonferenz in London

vom 9.—19. Juni 1888.

Von A. Merensky.

(Schluß.)

„Mission und Literatur" beschäftigte die Konferenz in drei Sitzungen. Zunächst „Allgemeines", dann „Traktat- und Buch-Gesellschaften", endlich „Bibelgesellschaften".

Zur allgemeinen Behandlung des Gegenstandes wurde ein Referat des Dr. Weitbrecht (Pandschab. C. M. S.) verlesen, welches sich über die literarischen Verhältnisse in Indien verbreitete.

Mit der christlichen Bevölkerung vermehrt sich dort fortwährend das lesende Publikum. Wenn auch das Lesebedürfnis der unterrichteten Hindu kein großes genannt werden kann, so lesen sie doch fast alle Zeitungen. Durch Verbreitung von guten christlichen Büchern müsse man die Übersetzungen schlechter, gottloser europäischer Bücher zu verdrängen suchen. Als notwendig und zweckdienlich sei die Errichtung von guten Volksbibliotheken für Schulen und Gemeinden zu empfehlen und die Herausgabe christlicher Zeitungen in den verschiedenen Landessprachen. Denen, die englisch lesen wollen, seien immer wieder gute englische Bücher zu empfehlen. Ältere Missionare, nicht Neulinge, sollten sich literarischen Arbeiten widmen, und Eingeborne müßten ermutigt werden, in solche mit einzutreten.

Über die in betracht kommenden chinesischen Verhältnisse handelte ein Referat des Dr. A. W. Williamson (Shanghai), welches ebenso wie das vorerwähnte in Abwesenheit des Verfassers verlesen wurde. Der Verbreitung christlicher Literatur kommt die Lern- und Lehrbegierde der Chinesen zu statten, welche jetzt auch die fremden Bücher achten und mit der Wissenschaft des Westens bekannt werden wollen. Bilderbücher sind besonders beliebt. Die Lesekunst ist so verbreitet, daß wohl in jeder chinesischen Familie sich ein Glied findet, welches lesen kann. Im Wenli

verfaßte Bücher werden überall verstanden, da dieser Dialekt von den Chinesen überall benutzt wird, um sich miteinander zu verständigen. Durch christliche Bücher und Zeitschriften könne man ganz China beeinflussen. Rev. Dr. Young Allan (Am.-meth.-epifk. Kirche. Süden), welcher neunzig Bände europ. wissenschaftlicher Literatur im Auftrage der chinesischen Regierung übersetzt hat, bestätigte, daß Wenli in allen Teilen des chinesischen Reiches und vielen Nachbarstaaten, im ganzen unter 500 (?) Millionen Menschen, verstanden wird. Über den Einfluß christlicher Bücher auf die Bevölkerung Madagaskars berichtete Clarke (Quäker) und Mrs. Nind (Meth.-ep. Kirche) über Schriftenverbreitung unter dem weiblichen Geschlecht Indiens. Bei der Diskussion wurde betont, daß es sich nicht empfehlen dürfe, wenn einzelne Missionare nur schriftstellerisch thätig sein wollten. Solche, die für das Volk schreiben, müßten auch mit dem Volk in beständigem Verkehr bleiben. Von beachtenswerter Seite (Lord Northbrook, Vorsitzender einer Gesellschaft für christl. Erziehung durch das Mittel der Volkssprache, und Rev. W. Stevenson, F. C. S. F. M. u. a.) wurde die gemeinsame Arbeit verschiedener Missionsgesellschaften auf litterarischem Gebiet empfohlen und die Bildung einer allgemeinen Gesellschaft für Verbreitung christlicher Schriften in fremden Ländern in Anregung gebracht.

„Traktat- und Buch-Gesellschaften" kamen demnächst in einer Sitzung zur Besprechung, und es wurde in bezug hierauf ein Vortrag des Dr. John Murdoch (Madras) verlesen, welcher des Beachtenswerten viel enthielt.

Der Verfasser empfiehlt, daß besonders dafür begabte Missionare mit dem Abfassen von christlichen Schriften betraut werden, diese sollen es sich zur Aufgabe machen, auch Eingeborne dazu anzuleiten, da solche es verstehen werden, Schriften zu verfassen, die das Herz ihrer Landsleute treffen. Missionspressen sind nur noch unter besonderen Verhältnissen notwendig. Kostenfreie Verteilung ist nur in bezug auf Flugblätter und kleinere Traktate zu billigen. Der Verkauf von Schriften ist eine Probe auf ihren Wert und sichert das Bewahren und sorgsame Behandlung der Bücher. Was ein Hindu kauft, liest er auch, und allein durch Verkauf der Schriften kann man den Anforderungen, die in bezug auf massenhafte Verbreitung gestellt werden müssen, entsprechen. Die Pflicht, christliche Schriften zu verbreiten, liegt zunächst dem Missionar ob, er benutze aber die Mithilfe von Katecheten, Colporteuren und eingebornen Buchhändlern. Folgende besondere Winke wurden gegeben: 1. Die Gesellschaften sollen Missionare, die dafür begabt sind, zu literarischen Arbeiten ermutigen. 2. Die Missionspressen sollen billige Bücher liefern. 3. Die Traktatgesellschaft stelle zunächst einen Agenten in Indien an, mit der Aussicht, ihm später andere Agenten zur Seite zu stellen. 4. Mit den Predigtsälen sind Buchläden zu verbinden. 5. Jedes größere Missionscentrum stelle Colporteure an.

Diese Vorschläge fanden Beifall bei den Anwesenden, von denen noch H. Morris dringend bat, dem Suchen der Japanesen nach Wahrheit durch Verbreitung christlicher Schriften entgegenzukommen, denn auch in Japan finde die schädliche europäische Literatur bereits Eingang. Zugleich empfahl er für Indien den Gebrauch der richtigen Volkssprache bei Veröffentlichungen, wobei er von Miss. Ziegler (Basel) unterstützt wurde, welcher bemerkte, daß viele Bücher von dem Volke nicht verstanden würden. Auf das Unheil, welches schlechte europäische Bücher besonders in Indien anrichten, wurde noch von mehreren Seiten hingewiesen. Es wurde bemerkt, daß die indischen Frauen besonders viel schmutziges Zeug lesen, und Dr. Pringle forderte auf, Schritte zu thun, um dem Verkauf von solchen schädlichen Büchern auf Gouvernements-Eisenbahnstationen zu wehren.

In einer andern Sitzung wurde das Werk der Bibelgesellschaften in Beziehung zur Mission besprochen. Stiftsherr Edmonds von der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft sprach über den Wert der h. Schrift, deren Übersetzung in die Volkssprachen und Verbreitung im allgemeinen, während Dr. Gilman die Hilfe betonte, welche der Mission durch Verbreitung der h. Schrift geleistet wird. Ihm erscheint diese ebenso notwendig, als die mündliche Verkündigung des Evangeliums. Wenn die römische Mission es am Kongo und in Japan erlebt hat, daß ihre Arbeit nach scheinbarer Blüte zusammenbrach, so daß fast jede Spur davon verschwand, so muß man den Grund dafür darin suchen, daß den Bekehrten nicht die Bibel gegeben worden war. In Madagaskar dagegen, wo die evang. Christen die Bibel besaßen, ist die Kirche auch in den Zeiten der Verfolgung und des Verlassenseins gewachsen. Mr. Sloman that in seinen Mitteilungen über die schottische National-Bibelgesellschaft den Ausspruch: „Eine Mission, die auf die Bibel gegründet ist, ruht auf dem Felsen, die, welche sich nicht auf die Bibel gründet, ruht auf Sand.“

Rev. J. C. Gibson (China, E. P. C.) hatte ein Referat eingesandt, in welchem er ausführt, daß die Schrift in der Buchsprache von unendlich vielen Chinesen nicht verstanden und gedruckt mit chinesischen Zeichen nicht gelesen werden kann. Die Buchsprache, behauptet er, sei keine lebende Sprache mehr. Die eingebornen Prediger verdolmetschten die Schrift beim Lesen in den betreffenden Volksdialekt. In die Volksdialekte müsse sie übertragen und die Übersetzung mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden, wenn die Landbevölkerung die Schrift lesen lernen sollte.

Das siebente Thema lautete: „Arbeit der heimischen Kirche für die Mission“ nach ihrer geistigen und materiellen Seite.

Der Vorsitzende, Rev. Cavaliere Prochet, ein Waldenser, bemerkte

in seinen einleitenden Worten, wie sehr er auf dieser Konferenz den Eindruck gewonnen habe, daß die Arbeit an den Heiden mit der Arbeit an den römischen Katholiken viele Berührungs- und Vergleichungspunkte zeigt. Dann folgte der Hauptvortrag des Rev. Dr. Pierson von Philadelphia über die Frage, wie die heimische Kirche zur Arbeit für die Mission anzuregen sei. Wir können den Inhalt seiner warmen Ausführungen nur kurz skizzieren.

Was die Quelle für den Fluß, die Krafterzeugung für die Maschine und das Herz für den Blutumlauf des Leibes ist, das ist das Leben der heimischen Kirche für das Missionsfeld. Man hat gesagt, daß der Mensch zwei Bekehrungen durchmachen müsse, die erste, die ihn zu Christo führe, dem Sünderheilande, die zweite zur Mission, damit er vor der Selbstsucht bewahrt bleibe. Die Kirche soll nicht nur sammeln, sondern leuchten, nicht nur ein Heim, sondern eine Schule sein, nicht nur beten, sondern auch arbeiten. Jeder Jünger Christi hat die Verpflichtung, für die Verlornen zu arbeiten, allen voran der Pastor, welcher die Mission studieren soll, damit er in bezug auf sie Autorität und Leiter sein kann. Er soll der Herde vorangehen, seine persönliche Begeisterung muß anfeuern und predigen. Als Mittel, den Missionssinn zu beleben, ist in erster Linie das Bekanntwerden mit den Thatsachen der Missionsgeschichte zu nennen, denn ein Beweis für die Berechtigung der Mission ist nicht notwendig, da die Kirche nach Wellingtons Wort ihre klare „Marschordre" hat. Unter diesen Thatsachen sind hervorzuheben die Eröffnung von Thüren (Japan 1854, China 1856, Indien 1857 (Meuterei), Türkei 1856, Inner-Afrika 1870—1880), die Erfolge in der Südsee, Britisch Kolumbia, Madagaskar, Sierra Leone u. a. Ländern. Hilfsmittel zur Belebung des Missionssinns sind hauptsächlich kleine Schriften, welche die großen Missionsthatsachen in kondensierter Form bringen. Besonders wirkungsvoll sind gleichzeitige Versammlungen an verschiedenen Orten, bei welchen Missionare oder bekehrte Eingeborne auftreten. Von der Schule „Mount Hermon" in Massachusets (Moody's) ist im Jahre 1885 eine Bewegung ausgegangen, welche unter der Jugend Amerikas so um sich gegriffen hat, daß jetzt in Amerika etwa 3000 gebildete junge Männer und Frauen bereit stehen, in den Dienst der Mission zu treten. In der Familie soll die christliche Frau für die Mission wirken, sie gewinnt der Kinder Herzen für die heilige Sache und überwindet manchmal der Männer Widerstreben. Opfer und Gebet müssen zunehmen, dazu ist die Pflege der monatlichen gemeinsamen Missionsstunde zu empfehlen. Der Geist Gottes muß aber der Hauch sein, der alles Missionswerk belebt und vom himmlischen Altar müssen wir das Feuer holen, wenn unsre Herzen kalt werden wollen gegen dieses Werk.

Ebenso eindringlich war der Vortrag des Rev. F. F. Emerson (Amerika) über die „Verantwortlichkeit des Reichtums". Er wies auf Christi Worte über den Reichtum und sein Handeln mit den Reichen hin und betonte, daß, wenn man den Zeitraum von 1870—1880 überblickt, die Überzeugung wach wird, daß das Opfern der Christen weder mit der

Zunahme des Reichtums, noch mit dem Fortschritt der Mission gleichen Schritt gehalten habe.

Rev. Dr. Noble wies darauf hin, daß die Verhandlungen dieser Konferenz für längere Zeit eine Quelle der Anregung für Geistliche und Gemeinden bieten könnten und betonte den Segen der monatlichen gemeinsamen Betstunden. Amerikaner empfahlen als durchgreifende, außerordentliche Mittel Missionssinn zu wecken, Wochen gemeinsamen Gebets und gemeinsamer Versammlungen. Miss. Armstrong (Birma) will einen Kreuzzug gepredigt wissen, denn „die Zeit ist kurz". Rev. G. Wilson (Edinburgh) bittet die Missionare mehr zu schreiben, besonders besser, anschaulicher zu schreiben. Nicht nur Missionare sollten aber berichten, christlich gesinnte reiche Leute sollten die Missionsgebiete besuchen und dann Zeugnis ablegen über das Werk. Auch der Pinsel des Künstlers möge mehr als bisher gebraucht werden, und ein Missionspanorama könne gute Dienste thun.

Rev. F. E. Wigram (C. M. S.) bedauert, daß Eltern immer noch häufig ihre Kinder zurückhalten, wenn sie in den Missionsdienst treten wollen, und Rev. McMurtrie (C. S. F. M.) will, daß Christen ermutigt werden, auf eigene Kosten dem Werk zu dienen. Er erwähnte die rührende That dreier Schwestern, von denen eine nach Afrika gegangen ist um dem Herrn zu dienen, während die beiden zurückgebliebenen für ihren Unterhalt sorgen und als Putzmacherin und Lehrerin für die dritte arbeiten.

Der Bischof von Nelson schloß die gesegnete Versammlung, indem er auf das Wort des Herrn hinwies: „Ihr werdet größere Dinge denn diese thun, denn ich gehe zum Vater."

Über die materielle Seite der heimischen Arbeit wurde an demselben Tage in einer anderen Sitzung verhandelt. Nachdem der Vorsitzende den Wert des Gebens aus der Schrift begründet hatte, gab Miss. Romig eine Schilderung der Art, wie in der Brüdergemeinde die Leute von früher Kindheit an zum Geben für die Mission ermuntert werden und das Geben organisiert ist. Der Bericht des Amerikaners John Macdonald sprach die Überzeugung aus, daß der Reichtum der Welt zumeist in den Händen gläubiger Christen ist und verlangte, daß man versuchen solle, die Missionsbeiträge im nächsten Jahre 50% höher zu bringen. Dr. Grundemann betonte dann die Notwendigkeit regelmäßiger Berichterstattung von seiten der Missionare und Gesellschaften, da man ohne solche nicht die Missionsarbeit der Missionsgemeinde schildern könne. Missionsliebe wachse nur auf dem Boden wirklicher Bekanntschaft mit der Arbeit und könne nicht gedeihen, wo man bloße Neugierde durch Anekdoten befriedigen will,

und Dr. Schreiber hob hervor, daß es desto besser sei, je weniger man von dem Gelde rede. Wo eine Thür offen ist, soll man eingehen, mit neuen Unternehmungen pflegen auch durch das gesteigerte Interesse die Mittel zu ihrer Durchführung zu kommen. Rev. A. Gring berichtete über die Art, wie die Gemeinden der unierten Kirche in Japan zur Opferwilligkeit erzogen worden sind, und mehrere Redner verbreiteten sich über die Mittel, durch welche man bei den Kindern, besonders in Sonntagsschulen, Missionsliebe wecken kann. Mrs. Mary C. Nind (amerikanisch. Wesleyan.) erzählte in fesselnder Weise von der Art, wie sie zur Arbeit für das Reich Gottes erzogen sei und wie sie ihre eignen Kinder dafür erzogen habe. Ihr Rat: „Laßt Begeisterung für Mission im Hause spürbar sein, gedenkt der Mission im Familiengebet, sprecht von Mission über Tisch und lebt täglich ein Missionsleben" ist gewiß beherzigenswert für alle, denen das Kommen des Reiches Gottes am Herzen liegt.[1])

Weiter folgte in zwei Konferenzen die Behandlung des wichtigen Themas: Missionarisches Wohlverhalten zu einander (missionary comity), wobei zunächst die gegenseitigen Beziehungen zur Sprache kamen. Der Hauptvortrag, den der abwesende Dr. Warneck eingesandt, kam infolge verschiedener widriger Umstände leider nicht zur Verlesung; hoffentlich wird er wenigstens den gedruckten Konferenzverhandlungen einverleibt.[2]) Das zweite Referat über denselben Gegenstand hatte Rev. A. C. Thompson, was passend erscheint, denn die Gesellschaft, an deren Leitung er beteiligt ist, der Am. Board of F. M., hat bisher überall nach Kräften wahrhaft brüderliches Verhalten gegen andere Missionsgesellschaften geübt.

Es wurde ausgeführt, daß die Achtung vor dem Rechte, auf welches alle Anspruch hätten, und auch die Rücksicht auf Sparsamkeit Rücksichtnahme der Gesellschaften auf einander fordere. Das Recht, welches die Besetzung eines Feldes verleihe, müsse geachtet werden. Große Hafenstädte freilich dürften eine Ausnahme bilden, da sie für die Arbeit vieler Gesellschaften die Basis abgeben, auch könnten Ausnahmen gemacht werden, wo sich verschiedene Nationalitäten in einem Lande oder einer Stadt finden, oder wo verschiedene Gesellschaften in einem großen, dicht bevölkerten Lande zusammen arbeiten, weil da die Arbeit viele Kräfte erfordere, aber man vermeide in jedem Falle Verletzen des Nachbars.

---

[1]) An dem Abend, welcher diesen Versammlungen folgte, wurde auf einer großen Missionsversammlung „die Pflicht der Kirche und ein neuer Aufschwung in Missionsunternehmungen" besprochen. Der Bischof von Exeter, Rev. Webb Peploe, Dr. Taylor von New-York, Rev. C. Jenkins, Rev. Dr. Bruce und Dr. A. S. Gordon legten bei dieser Gelegenheit den versammelten Tausenden die Missionspflicht in wärmster und beredter Weise an das Herz. D. Verf.

[2]) Leider nur verkürzt! D. H.

Kein eingeborner Arbeiter dürfe von einer Gesellschaft in die Dienste der andern treten, ohne daß beide Teile sich darüber verständigt hätten, ebenso müsse Verständigung stattfinden über Gemeindezucht. Niemals sollte eine Gesellschaft sich die Frucht der Arbeit anderer aneignen wollen. Damit gleichzeitige Bewegungen nach ein und derselben Richtung vermieden werden, solle der Plan neuer Unternehmungen bekannt gemacht werden. Verteilung der Länder sei überall anzustreben und zu achten. Zum Schluß empfiehlt der Redner die Bildung eines gemeinsamen Schiedsgerichts mit warmen Worten.[1])

Die in diesem Vortrage ausgesprochenen Grundsätze wurden bei der Diskussion allgemein gebilligt, besonders wurde der geographischen Abgrenzung der Arbeitsgebiete der einzelnen Gesellschaften durch gegenseitiges Übereinkommen das Wort geredet, weil dadurch nicht nur unliebsame Kollisionen vermieden werden, sondern auch neue Kräfte für neu zu besetzende Gebiete verfügbar bleiben. In bezug auf herrschende Mißstände hob Rev. J. E. Padfield (C. M. S.) hervor, daß in Indien die Anstellung entlassener Hilfsarbeiter durch andere Gesellschaften nicht selten sei, und zwar gegen höhere Bezahlung, das heiße aber Prämien auf schlechte Führung setzen. Rev. J. Hudson Taylor wies darauf hin, daß solche Behandlung auf die Betreffenden seelenverderblich wirken müsse und mißbilligte es, daß auf dem Missionsgebiet Schriften im Umlauf sind, welche diese oder jene Kirche (presbyterianische, methodistische oder baptistische) als die allein wahre christliche Kirche preisen. Von Brasilien berichtete Rev. Emanuel Vanorden, daß es auch dort an Schwierigkeiten dieser Art nicht fehle, welche vermieden werden könnten, wenn man sich gegenseitig verständige. Sup. Merensky teilte mit, daß die Berliner und Hermannsburger Mission ihre Gebiete in Transvaal gegen einander geographisch abgegrenzt hätten, wodurch beiden Teilen Vorteile und der Arbeit Förderung erwachsen wäre. Die Schweizer Brüder von Lausanne hätten sich bei ihrer Ankunft in Transvaal willig bedeuten lassen, daß die Berliner Missionare die Bassuto Transvaals als ihr Arbeitsfeld ansähen und hätten deshalb in brüderlicher Rücksichtnahme unter den zumeist in sehr ungesunden Gegenden wohnenden Makwamba (Knopneusen) ihre Arbeit angefangen, wofür sie Gott reichlich gesegnet habe. In beklagenswertem Gegensatz zu solchem Handeln stehe das Eindringen anderer (Wesleyaner) Missionare in das Berliner Gebiet; selbst vor dem Lande Sekukunis, in welchem die Berliner unter schweren Drangsalen die Arbeit angefangen und fortgeführt hätten, seien sie nicht umgekehrt, und die Folge wäre eine Störung der Entwicklung des ganzen Werks gewesen. Erfreulich war es, daß Rev.

[1]) Die Errichtung eines Welt-Missionsrats empfiehlt auch Dr. Pierson in seinem Buche The Crisis of Missions. Kapitel XXXV und XXXVI. D. Verf.

W. E. Malaher berichten konnte, wie auf Fernando Po die Arbeit durch brüderliches Übereinkommen seiner Gesellschaft (Primitive Methodist M. S. überlassen worden wäre, obwohl mit ihr zugleich die Baptistenmission und die englisch kirchliche Mission die Besetzung der Insel ins Auge gefaßt hatte. Bischof Crowther legte 200 Lst., welche er an Ort und Stelle für den Zweck eines Kirchbaus gesammelt hatte, in die Hände der Methodisten zur Verwendung für ihre Arbeit.

„Gemeinsame Arbeit“ stand auf der Tagesordnung der zweiten Sitzung. Der Vortrag des Rev. J. R. Taylor (Amerikanisch holländisch ref. Kirche) beantwortete viele Fragen, welche bezug hierauf haben.

Missionare, welche den Herrn und ihr Werk aufrichtig liebten, hätten überall in der Welt, so führte er aus, in Freundschaft miteinander gearbeitet. Union könne man nicht machen, aber an verschiedenen Orten Chinas (z. B. in Amoy) und neuerdings besonders in Japan, sei es zur Einigung zwischen Gemeinden, die von verschiedenen Gesellschaften gesammelt sind, gekommen. In bezug auf das Selbständigwerden von Heidenkirchen und Gemeinden wurde wieder darauf hingewiesen, daß es sich verschiedenartig gestalte, je nach dem Bildungsstande des betreffenden Volkes und der Fähigkeit, Kirchen und Schulen selbst zu erhalten. Gemeinsame Arbeit werde gefördert durch gemeinsame Konferenzen der Arbeiter, welche in China und Indien wie auch in Amerika in den letzten Jahren unendlich viel Segen gestiftet hätten. Die Welt aufteilen könnten wir nicht mehr, denn viele Gebiete seien bereits vergeben, aber eine Konföderation verschiedener Nationen und Kirchen sei möglich zu dem Zwecke, das Evangelium in die bisher noch unerreichten Gegenden zu tragen!

Den zweiten Vortrag hielt einer der Sekretäre der engl. kirchl. Gesellschaft, Rev. C. C. Fenn. Es wurde betont, daß die Gesellschaften in Wirklichkeit weniger einander beeinträchtigten, als man erwarten sollte. Doch sei hervorzuheben, daß, wenn man Arbeitsgebiete suche, man solche wählen müsse, in denen man anderen nicht ins Amt falle. Die eingebornen Gemeinden dürften nur so lange unter der Leitung der Gesellschaften stehen, als sie Geld-Unterstützungen erhielten. Über die Verwendung der von Europa aus gezahlten Gelder müßten die Komitees die Kontrolle behalten. Die Zuschüsse müßten mit der Zeit verringert werden. „Lebensgemeinschaft mit Christus“, so schloß der Redner, „wird auch Gemeinschaft der Kirchen untereinander schaffen, die trennenden Hindernisse werden eins nach dem andern fallen, bis endlich eine Herde und ein Hirte ist.“ In dem Sinne der Referenten sprachen sich noch mehrere Redner aus. Einige Missionare (Rev. W. F. Swanson, Rev. W. McGregor, China, und Dr. Gladdon von New-York) betonten, daß es leider an Zwiespalt und Reibungen nicht fehle. Das veranlaßte Lord Radstock zu der Mahnung, man solle nicht vergessen, daß die Kirche ein Leib und ein Geist ist, Hilfe

solle man nicht von Methoden erwarten, sondern von dem Herrn, der das Haupt der Kirche ist.

Am letzten Tage der Konferenz (Dienstag, 19. Juni) kam auch das Thema: „Verhältnis von Handel und Diplomatie zur Mission"[1]) zur Sprache. Rev. Dr. Ellinwood (Amerik. Presbyterianer) wies in seinem Referat darauf hin,

daß der neue Impuls, den europäische Kolonisation genommen hätte, sicherlich das Missionswerk beeinflussen werde. Die Franzosen hätten ja auch bereits in Westafrika den Befehl gegeben, daß aller Unterricht auf Missionsstationen innerhalb ihres Gebietes in der französischen Sprache erteilt werden müsse, die amerikanisch presbyterianische Mission habe ihre Arbeit nur dadurch fortsetzen können, daß sie diesem Befehl gehorchte. Es sei wahrscheinlich, daß auch andere Regierungen, sobald die Arbeit größeren Einfluß ausübt, den Missionaren Schwierigkeiten bereiten werden. In der Türkei zeige sich der Wille dazu und in Korea sei all und jeder christliche Unterricht verboten worden. Möchte unser Werk sich auf kommende Stürme vorbereiten!

Die Mission habe aber auch mit den einzelnen Kolonisten in den fremden Ländern zu thun. Nur Liebe und Freundschaft könne diese gewinnen. Bei der sich stetig mehrenden Zahl von Europäern in den fremden Ländern sei ihre Haltung von großer Wichtigkeit.

Bei der Diskussion wurde hauptsächlich, ja fast ausschließlich, die Frage des indischen Opiumhandels besprochen, sie bewegt die Herzen der englischen Christen bis auf den tiefsten Grund. Schon am 13. Juni hatte „Handel und Mission" auf der Tagesordnung der großen offenen Abendversammlung gestanden. Bei dieser Gelegenheit hatte der Wesleyanische Missionar Whitehead auf die Schrecken des Opiumrauchens und auf die Einmütigkeit hingewiesen, welche in bezug auf Verdammung des Opiumhandels unter allen Missionaren herrscht. Ihm war Dr. Cust entgegengetreten, ein früherer indischer Beamter, um die Förderung der Missionsarbeit hoch verdient. Er fand allgemeinen Widerstand.[2]) Auch auf der

---

[1]) Bei dieser Sitzung hätte der bereits erwähnte Vortrag des Miss.-Insp. Dr. Schreiber über deutsche Kolonisation und ihre Folgen für das Missionswerk seine Stelle finden müssen. D. Verf.

[2]) Dr. Custs Ausführungen gipfelten in folgenden Sätzen: Indien wird nicht von Philistern, sondern Christen regiert. 1. China muß die Freiheit haben, das Opium auszuschließen und hat diese Freiheit. Man fürchtet, es werde, wenn es ausschließe, auch die Missionare ausschließen. 2. Das Monopol der indischen Regierung auf Anbau des Opiums muß abgeschafft werden, aber China wird davon keinen Vorteil haben, denn ein Syndikat von Kaufleuten wird das Geschäft in die Hand nehmen. 3. Wenn Indien die Ausfuhrsteuer auf Opium abschafft, wird China mit billigem Opium vergiftet werden. 4. Die Ausfuhr von Opium aus Indien kann nicht verboten werden, schon um der Ausdehnung der indischen Küsten

heutigen Versammlung vereinten sich alle in der Verdammung des Handels. Der Wesleyaner Miss. Piercy sagte, wenn man Branntweinhandel und Opiumhandel ansehe, frage man sich, ob England nicht mehr Fluch als Segen für die Welt sei. Die Entwicklung dieses Handels schilderte Mr. David Maclaren. Verurteilt wurde besonders, daß die indische Regierung Prämien auf den Anbau von Opiumpflanzen setzt, sie möge die Prämien für Weizenbau zahlen. Betont wurde, daß die Einnahme, die Indien von dem Opiumhandel zieht (5—7 Millionen Lst.), den Grund abgiebt, ihn festzuhalten. Freilich wurde auch berichtet, daß jetzt in China selbst eine Menge von Opium erzeugt wird.

Über den Handel mit Branntwein hatte Rev. W. Allen bei der erwähnten großen Versammlung einen ausgezeichneten Vortrag gehalten. Er enthielt Facta in Menge, welche der Redner bei Gelegenheit einer Visitationsreise in Westafrika persönlich gesammelt hatte, ebenso bedeutend waren die Mitteilungen des Dr. Ellinwood über den Branntweinhandel am Kongo gewesen. Heut wurde nur wenig Neues über diese Quelle von Unsegen hinzugefügt. Rev. W. Walker machte Mitteilungen über die in betracht kommenden Zustände von Alt-Kalabar. Mrs. Nind und der farbige Geistliche Taylor protestierten gegen die Vergiftung der Afrikaner durch den Branntwein, und erfreulich war es, daß wenigstens aus Schanghai von einem freundlichen Verhältnis vieler Kaufleute zu den Missionaren berichtet wurde. Rev. Dr. Phraner aus New-York betonte aber, daß er über das wenig gute Einvernehmen zwischen Kaufleuten, Kolonisten und Missionaren, welches er auf seinen Reisen selbst wahrgenommen habe, nicht befremdet sei, beide Klassen wären verschiedenen Geistes. Die Kaufleute wollten so schnell als möglich ein Vermögen erwerben und die Missionare müßten ihr Thun notwendigerweise oft verurteilen.

Auf fünf „öffentlichen“ Konferenzversammlungen wurden Fragen von allgemeiner Wichtigkeit behandelt, und man muß anerkennen, daß die Wahl der bezüglichen Gegenstände eine gute war. Es standen nämlich auf der Tagesordnung

1. Das Anwachsen des Mohammedanismus. (Montag, den 11. Juni.)

2. Der Zustand der Welt vor hundert Jahren und in der Jetztzeit, im Verhältnis zu den Aussichten der Mission. (Dienstag, den 12. Juni.)

---

willen. 5. Den Anbau des Mohns kann und darf man nicht verbieten. Die Hälfte des Opiums werde obenein in unabhängigen indischen Staaten produziert.

D. Verf.

3. **Charakter und Einfluß des Buddhismus und anderer heidnischer Religionen, verglichen mit dem des Christentums,** (Mittwoch, den 13. Juni.)

4. **Missionen der röm.-kath. Kirche in heidnischen Ländern, ihr Charakter, ihre Ausdehnung und ihr Einfluß, nebst Lehren. die daraus zu ziehen sind.** (Donnerstag, den 14. Juni.)

5. **Verhältnis zwischen der Heidenmission und der Mission in der Heimat, oder Rückwirkung der äußeren Mission auf das Leben und die Einheit der Kirche.** (Freitag, den 15. Juni.)

So interessant die Mitteilungen waren, welche bei der ersten Versammlung dieser Art über das **Anwachsen des Mohammedanismus** gemacht wurden, so war doch zu bedauern, daß sie sich ausschließlich auf Asien bezogen, so daß die brennende Frage über die Fortschritte, welche der Halbmond in Afrika macht, gar nicht zur Erörterung kam. Schon der Vorsitzende, Sir William Hunter, bezog sich in seinen Ausführungen allein auf Indien. Er erwähnte, daß über die in betracht kommenden indischen Zustände in der Times eine Diskussion stattgefunden habe, er wolle kurz wiederholen, was von ihm bereits in dem Weltblatte ausgeführt worden sei. Neuerdings sei eine Vermehrung der Mohammedaner in Indien um ein Prozent über die Zunahme der Bevölkerung konstatiert, es sei das aber durch die Einwirkung der Hungersnot zu erklären, welche die Hindus verderbt, dagegen die Mohammedaner in den nördlichen Provinzen kaum berührt habe. Dieser geringen Vermehrung der Mohammedaner stehe die Thatsache gegenüber, daß die Christen in den letzten 9 Jahren vor dem Census um 64 Prozent sich vermehrt haben, bei einer Vermehrung der Bevölkerung um 10½ Prozent. Im Hinblick auf die vorliegende Frage trete hervor, wie wichtig es sei, daß von seiten der Missionsarbeiter die nötige Sorgfalt auf die Statistik verwendet werde. Der erste Vortrag wurde darauf von dem Rev. Dr. Bruce (C. M. S. Persien) gehalten, und zwar über den Einfluß des Islam auf Verstand, Sitte und geistiges Leben seiner Bekenner. Der Vortragende wich aber von dem Thema ab, und zwar aus dem nicht stichhaltigen Grunde, daß man eine Religion nicht nach dem Leben, welches die Mehrzahl ihrer Bekenner führt, beurteilen dürfe, und er deshalb den Islam an dem Charakter seines Gründers und dem Einfluß des Korans prüfen wolle. Er wies darauf hin,[1]) wie das Leben, welches Mohammed elf Jahre lang als Prophet in Medina führte, im Gegensatz gegen sein früheres, verhältnis-

[1]) Redner empfahl: **Sir William Muir, Life of Mohammed. London, Tract Society.** D. Verf.

mäßig reines Leben stehe. Er habe elf Weiber gehabt, vierzehn Verbrechen begangen, Karawanen beraubt und Attentate verübt. Auch das grausame Abschlachten von 750 Juden, welches auf seinen Befehl geschah, wurde erwähnt. Der Koran sei kein Volksbuch, da er in die Sprachen anderer Völker nicht übersetzt worden sei. Unter den Mohammedanern sei daher weder von Erziehung noch Unterricht die Rede, und deshalb sei ihre Unwissenheit schrecklich groß.

Auf die Verhältnisse holländisch Indiens lenkte darauf Dr. Schreiber die Aufmerksamkeit der Versammlung.

Nach seinen Ausführungen findet besonders auf Sumatra und Java eine Vermehrung der Mohammedaner durch häufige Übertritte von Heiden zum Islam statt, dabei erstarkt der Mohammedanismus auch innerlich, indem er an Entschiedenheit und Fanatismus zunimmt. Die Zahl der Kinder, welche mohammedanische Schulen besuchen, hat auf Java in drei Jahren sich um 55 Prozent vermehrt. Von bedeutendem Einfluß ist die jährliche Zunahme der Hadji an Zahl; die Wallfahrt nach Mekka ist durch die häufige und schnelle Dampfschiffverbindung sehr erleichtert. Hoffnungerweckend ist daneben aber die wachsende Zahl der christl. Missionare, von denen 1888 doppelt so viele hier in der Arbeit standen, als im Jahre 1878. Getauft werden auf diesem Missionsgebiet mehr Mohammedaner, als sonst irgendwo auf Erden.

Den Redner beglückwünschte Dr. F. L. Cachet (Rotterdam), weil ein von ihm vor zehn Jahren veröffentlichter Aufsatz die Aufmerksamkeit in Holland auf diesen wunden Punkt des hinterindischen Koloniallebens gerichtet habe. Es sei infolgedessen eine Bewegung entstanden, die gute Frucht getragen habe. Ein Wechsel im Ministerium habe Gutes gewirkt, der gegenwärtige Minister für Kolonien sei dem christlichen Missionswerk freundlich gesinnt.

Dann hielt Dr. Post (Beirut) einen ausgezeichneten Vortrag über den Einfluß des Islam auf das politische und sociale Leben, in dem er die entwürdigte Stellung des Weibes in der mohammedanischen Welt schilderte.

Über die Geburt eines Mädchens klagt und weint die Mutter mit Recht, denn ohne jeden Unterricht muß es aufwachsen, bis es zwischen dem 10. und 15. Jahre verheiratet wird. Eine zwanzigjährige Großmutter findet sich in Damaskus. Dem kurzen Rausch der Hochzeit folgt das öde Haremleben, unter dessen Einflüssen auch die Knaben leiden. Der Redner kennzeichnete den Einfluß des Islam als einen das Wohl der Völker verheerenden. Auf politischem Gebiet erzeuge er den absolutesten Despotismus. Durch Begünstigung der Kriege entvölkere er Länder. Besiegte Völker vernichte er. Es wohne ihm keine schöpferische Kraft inne, er zerstöre nur, wie die Ruinen der Städte im Orient bewiesen. Wohlstand werde durch Luxus mißbraucht und vernichtet, wo er herrsche, während Fortschritt und Emporblühen durch Lehnsdienst und Abgaben

erstickt werden. Das Vorhandensein von Resten der früheren christlichen Bevölkerung, den Kopten, Maroniten, Armeniern und Nestorianern, sei aber ein Grund für die Hoffnung, daß der Orient dem Christentum wiedergewonnen werden wird.

Daß in Indien eine freisinnige Richtung unter den Mohammedanern Boden gewinne, teilte Rev. E. Sell (C. M. S. Madras) mit. Ihre Anhänger verwerfen die wörtliche Inspiration des Koran und sehen Polygamie, Konkubinat und Sklaverei als Zustände an, die nur als Übergänge zu dulden sind. Interessant waren die Ausführungen des Herrn Glenny (N. A. M.) über die Zustände in Nord-Afrika, welche er als entsetzliche in sittlicher Hinsicht schilderte. Aber auch hier, wo vor sieben Jahren kein Missionar zu finden war, stehen jetzt sechzig Missionare in der Arbeit und stehen überall Thüren der weiteren Ausdehnung des Werkes offen. Nachdem noch Graf Limburg-Stirum ein erfreuliches Zeugnis davon abgelegt hatte, wie er bei einer vierjährigen Reise in Indien durch die an Ort und Stelle gewonnenen Anschauungen und Beobachtungen zu einem lebendigen Missionsfreund geworden sei, schloß der ehrwürdige Bischof Crowther die Sitzung mit Gebet und Segen.

„Der Zustand der Welt vor hundert Jahren und jetzt in Beziehung zu den Aussichten der äußeren Mission“ beschäftigte die zweite „offene“ Konferenzversammlung. Eingeleitet wurden die darauf bezüglichen Vorträge durch Bemerkungen allgemeinerer Art des Präsidenten und einen Aufsatz des Hon. A. H. Colquit (Kanada), welcher in Abwesenheit des Verfassers zur Verlesung kam. Er verfolgte die Entwicklung und Verwirklichung des Missionsgedankens von der Reformation an und erwähnte bei Charakterisierung unserer Zeit die Thatsache, daß während der letztverflossenen zwei Jahre zweitausend Zöglinge von amerikanischen „Kolleges“ in den Missionsdienst getreten sind.[1]) Als Hindernisse, welche jetzt zu überwinden seien, wurden genannt: Weltlichkeit der alten Christenheit, die Gegenbestrebungen der Jesuiten und Planlosigkeit der Gesamtarbeit, welche einem Vorstoß auf der ganzen Linie Platz machen müsse. Rev. Dr. Wright (B. F. B. S.) verglich dann die Verbreitung der Bibel in der Welt vor hundert Jahren mit ihrem heutigen Stande.

Als die britische und ausländische Bibelgesellschaft ins Leben trat (1804) waren fünfzig Übersetzungen der heil. Schrift vorhanden, durch die genannte Gesellschaft allein sind seither 161 Übersetzungen veranstaltet, davon in den letzten zehn Jahren 56. Am Anfang des Jahrhunderts waren fünf bis sechs Millionen Exemplare der Bibel verbreitet, so viel als jetzt durch diese Gesell-

[1]) So viel wir wissen: zum Eintritt in den Missionsdienst sich bereit erklärt haben. D. H.

schaft jährlich in Umlauf kommen, welche im ganzen seit ihrem Be[...] 34'512 517 Exemplare verbreitet hat. Alle Missionare sind Bibelverbr[...] mit ihnen zusammen arbeitet ein Heer von 5—6000 Colporteuren, in [...] Zenanas Indiens auch 200 Bibelfrauen. Zum Schluß erwähnte der Re[...] noch den Unterschied in dem Preise der h. Schrift, den man früher bez[...] und der jetzt gefordert wird.

Dr. G. Smith (F. C. S.) verglich die Zeit vor hundert Jahren m[...] der Gegenwart, indem er folgende Punkte hervorhob:

Damals habe die ev. Kirche in ihrer Gesamtheit, was ihre Missi[...] pflicht angehe, geschlafen, jetzt sei sie erwacht. Heidnische und christliche Re[...] gierungen, die jetzt kein Hindernis mehr in den Weg legten, wären der Arb[...] feindlich gewesen, desgleichen die Presse, welche heut die Missionare als Pi[...] niere der Wissenschaft und Handelsbeziehungen anerkenne. Unter 731 Million[...] Menschen seien vor hundert Jahren 218 Millionen Christen gewesen, un[...] diesen nur 44 Millionen evangelische Christen. Heut gäbe es unter der dopp[...] Zahl Menschen 450 Millionen Christen, von denen 165[1]) zu den evangeli[...] Christen zählten. Die Zahl der Missionsgesellschaften sei auf 150[1]) gewachs[...] Während es damals nur wenige Missionare gab und diese meist den ung[...] bildeten Ständen angehörten, träten jetzt die besten Kräfte in den Missions[...] dienst[2]) und stünden 7000 Arbeiter (europäische und amerikanische, Frauen ei[...] gerechnet) auf dem Missionsfelde, denen 35000[1]) eingeborne Helfer und 300[...] ordinierte Eingeborne zur Seite getreten seien. Nicht nur durch Predigt arbe[...] man, wie früher, sondern mit ihr seien Unterricht, ärztliche Thätigkeit, Apolo[...] getik und Gemeindepflege Zweige der Missionsarbeit geworden. Vor hundert [...] Jahren hätte man kaum 300 (?) Bekehrte[3]) gezählt, jetzt zähle man deren dr[...] Millionen. In Indien vermehre sich in zehn Jahren die Zahl der eingeborne[...] Christen um 81 Prozent. Damals aber, so schloß der Vortrag, sei von de[...] wenigen Freunden ernster gebetet und mehr geopfert worden als heut, deshal[...] sei es an der Zeit das „bete und arbeite" recht eindringlich den missions[...] freundlichen Gemeinden zuzurufen.

Durch den wohlbekannten Dr. R. N. Cust (früher Beamter in In[...] dien) kam dann der Standpunkt des englischen liberalen, aber christlichen [...] Politikers zum Ausdruck.

Er wies darauf hin, wie Gottes Walten unter den Reichen der We[...] seinem Reiche Bahn bereite. Der Zerfall der Türkei, die Gründung des deutschen Reiches und die Erschließung von China und Japan seien Zeichen der Zeit. Wir hätten manches gelernt, zunächst, daß mit der Ausbreitung des Evangeliums die Aufrichtung politischer Freiheit Hand in Hand gehe, weiter,

---

[1]) Zu hoch gegriffen. D. H.

[2]) Das mag in Amerika und Britannien der Fall sein, in Deutschland ist in dieser Hinsicht wohl alles beim alten geblieben. D. Verf.

[3]) Mit den Zahlen geht der Referent gerade nicht sorgfältig um. Allein die Brüdergemeinde und die luth. Mission in Indien zählten damals zehntausende von Heidenchristen. D. H.

daß der Staat mit Mission nichts zu thun haben solle, und daß die einzelnen Kirchen nicht ihre Macht ausbreiten, sondern daß sie Christo allein dienen sollten. Indessen sei mit dem Sinken des Jahrhunderts ein Nachlassen im Ernst und Eifer bei den Missionaren zu spüren. Manche vergäßen die erste Liebe und kehrten in die Heimat zurück, obwohl sie sich noch voller Gesundheit erfreuten, andere sähe man zu häufig hier zum Besuch und wieder andere verursachten durch unnötig frühe Heirat der Missionskasse Kosten, die erspart werden könnten.

Die Diskussion, an welcher sich Dr. Gilman, Miss. Haegert, Herr G. W. Clarke und Herr Eugene Stock beteiligten, förderte neue Gesichtspunkte nicht zu Tage.

„Charakter und Einfluß des Buddhismus und anderer heidnischer Religionen verglichen mit dem des Christentums" kam am dritten Konferenztage zur Behandlung.

Sir Monier-Williams, Professor des Sanskrit, verglich in einem sehr eingehenden und interessanten Vortrage den Buddhismus mit dem Christentum, und wies den Gegensatz, in welchem beide Religionssysteme zu einander stehen, im einzelnen nach an den Lehren von Sünde und Leiden, vom inneren Leben (resp. Ersterben), von Heiligung und Gerechtigkeit, von Erlösung, Rechtfertigung und ewigem Leben und kam zu dem Schluß, daß das Christentum keinesfalls als weitere Ausgestaltung des Buddhismus angesehen werden dürfe, und deshalb nicht die Rede davon sein könne, daß letztere Religion eine Vorstufe zur Annahme des Christentums sei.

Dr. Shoolbred sprach dann über den Jainismus (Dschainismus), welche Religion älter als der Buddhismus sein soll. Sie zählt jetzt weniger als eine halbe Million Anhänger, von denen 400 000 in Rajapotana leben. Der Redner, welcher dort fast dreißig Jahre lang gearbeitet hat, schilderte dieses System als atheistische Moral-Religion ohne Trost und sittliche Lebenskraft, die deshalb auch keinerlei befruchtenden Einfluß auf das Volksleben ausüben könne. Dr. Ellinwood (Am. Presb. B. F. M.) war die Aufgabe zu teil geworden über den Hinduismus zu sprechen. Er wurde ihr gerecht, indem er in einem längeren Vortrage dieses System, welches sich aus einer einfachen Naturreligion durch Aufnahme anderer Religionselemente und durch Priesterherrschaft zu einem wahren „Dschungel von Aberglauben" entwickelt habe, als Religionsphilosophie und nach seinem Einfluß auf das Volksleben schilderte. Trotz aller Anklänge, die sich in der indischen Mythologie an Erzählungen der Bibel fänden, sei zwischen dem Hinduismus und dem Christentum ein „Abgrund", den er im einzelnen nachwies. Dann sprach noch Dr. Murray Mitchell über die Religion Zoroasters, welche er als die beste und reinste aller heidnischen Religionen anerkannte, da ihr Dienst durch keine Beigaben von Grausam-

keit, Unsittlichkeit und Bilderverehrung entstellt sei, und sie den Menschen verpflichte, am Kampfe zwischen der guten und bösen Welt sich zu beteiligen. Der Inhalt der Zendavesta wurde von dem Vortragenden nüchtern, trocken, oberflächlich, ja kindisch genannt.

Die Diskussion beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Buddhismus, für welchen in Europa die Sympathie im Wachsen zu sein scheint. Alle Redner (Rev. G. Smith, China, Rev. J. Kennedy, Benares, Mr. S. Leisching und Rev. J. R. Wilkin, Ceylon) stimmten darin überein, daß der Buddhismus überall in groben Götzendienst und Dämonendienst ausgeartet ist.[1] Die Priester leben unsittlich, in China frönen sie dem Opiumrauchen, deshalb wird der Buddhismus von chinesischen Staatsmännern als ein Unsegen angesehen. Rev. M. Stevenson wies noch darauf hin, wie Brahmaismus und Buddhismus als pessimistische und nihilistische Systeme im tiefsten Grunde übereinstimmen, und der Vorsitzende erinnerte daran, daß zu den Unterthanen Englands in Asien Bekenner aller heidnischen Religionssysteme zählen, denen das Licht des Evangeliums zu bringen es verpflichtet sei.

Das wichtige Thema: „Die Missionen der römisch-kath. Kirche in heidnischen Ländern, ihre Eigenart, Ausdehnung, Einfluß und daraus zu ziehende Lehren" beschäftigte die „offene" Konferenz am 14. Juni. Selbstverständlich war es unmöglich, während der Dauer nur einer Versammlung, der römischen Mission über die ganze Erde zu folgen. Eingehendere Mitteilungen wurden deshalb nur über ihre Arbeit in Indien gemacht, doch war es zu billigen, daß die Aufmerksamkeit der Konferenz überhaupt auf die römische Missionsarbeit gelenkt wurde, welche überall der evangelischen Mission störend und hemmend gegenüber zu treten sucht.

Ein Vortrag des Rev. D. H. Mc Vicars (Montreal) leitete ein. Er wies auf die gewaltige Ausdehnung hin, welche die römische Mission nach dem letzten Bericht der Propaganda erreicht habe, der von 2'742461 Bekehrten rede.[2] In Wahrheit seien die Fortschritte der röm. Kirche auf dem Missionsfelde langsamer, als die der evangel., doch seien Fortschritte nicht zu bestreiten. Begünstigt würden solche durch Accommodation an den heidnischen Kultus (Indien), Einheit des Planes, Zwangsmaßregeln, kirchliche Suprematie und daheim durch Anwendung aller Arten von Mitteln, um Gaben zusammenzubringen. Auch Propst Vahl (Kopenhagen) besprach die Frage

[1]) „In Ceylon sind neunzig Prozent der Buddhisten, die Priester eingeschlossen, Dämonen-Anbeter." Rev. J. R. Wilkin. D. Verf.

[2]) In der ganzen Welt? Die römischen Berichte registrieren viel größere Zahlen. D. H.

im allgemeinen. Er glaubte die Verdienste der römischen Missionspriester, ihre Tapferkeit, ihre Bereitwilligkeit zu dienen und zu sterben hervorheben zu müssen, welche man evangelischen Missionaren zum Vorbilde stellen könne und bemängelte an der römischen Missionsmethode als schlimmsten Fehler, daß sie keine selbständigen Gemeinden schaffe, es gebe keinen eingebornen Bischof und nur wenig eingeborne Priester. Dann folgten Berichte über römische Arbeit in einigen Ländern Asiens. Rev. Mr. Stott erzählte, daß in Japan als Rest der römischen Arbeit früherer Jahrhunderte, welche einst eine Million Christen gesammelt haben wollte, sich hie und da ein im geheimen neben dem Götzendienst geübter Marienkultus erhalten habe. Jetzt sei dort die Zahl der römischen und evang. Christen einander gleich (30 000).[1] Dr. Post (Beirut) berichtete, wie die Jesuiten in Syrien die Methode der ev. Mission möglichst kopierten. Sie errichten ärztliche Stationen, gründen Erziehungsanstalten für Mädchen und benutzen nach Möglichkeit Presse und Schriftenverbreitung, ja sie haben sogar eine „ausgezeichnete" Übersetzung der Bibel in arabischer Sprache herausgegeben, welche wider ihren Willen evangelische Erkenntnis verbreiten hilft. Von den römischen Priestern in Bengalen behauptete Rev. H. Williams (C. M. S.), daß sie niemals versuchten Hindu und Mohammedaner zu bekehren, daß sie aber Protestanten durch alle Mittel zu gewinnen suchten. Eine gleiche Anklage erhob Graf Limburg-Stirum gegen die römische Mission auf Celebes, wo sie besonders in der Minahassa die evangelische Arbeit störe.

Dr. Murray Mitchell teilte über die römische Arbeit im westlichen Indien mit, daß sie nicht durch Predigt wirke, sondern durch andere Mittel, Erziehung, Eheschließungen und besonders Prozessionen, bei denen man um Heiligenbilder umherzuführen selbst Götzenkarren der Heiden borge und benutze. Dem Wandel der Priester zollte auch dieser Redner Lob. Nachdem noch Dr. Jenkins darauf hingewiesen, daß die römische Propaganda auch in Indien von der ev. Missionspraxis gelernt und sich demgemäß in den letzten dreißig Jahren umgestaltet habe, sprach zum Schluß noch der Baseler Missionar Hesse. Die Selbstverleugnung römischer Missionare erkannte auch er an, sonst aber hätten wir von der römischen Methode nur zu lernen, wie wir es nicht machen sollten, er warnte deshalb vor dem Gebrauche äußerer, menschlicher Mittel bei Bekehrung der Heiden, mit denen die evangelische Mission unverworren bleiben sollte.

Auf der letzten öffentlichen Konferenzversammlung kam „das Verhältnis von Heidenmission zu der Mission in der Heimat, oder die Rückwirkung der äußeren Mission auf das Leben und die

[1]) Die der evangelischen ist ohne Zweifel bereits größer. D. H.

Einheit der Kirche" zur Besprechung. Es liegt auf der Hand, daß hierbei nur Wahrheiten aufs neue ausgesprochen werden konnten, welche bereits Gemeingut der gesamten evangelischen Kirche geworden sind, die aber immer wieder auf den Leuchter gestellt werden müssen, damit sie überall anerkannt und bethätigt werden. Der Vorsitzende wies darauf hin, daß das Interesse für äußere Mission niemals das für die innerkirchliche Arbeit beeinträchtige, beide Lebensäußerungen der Kirche seien miteinander geboren und stärkten einander. Aber die Erfahrung, daß Namenchristen die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden hinderten, richte den Blick der Missionsarbeiter immer wieder auf die Zustände in der heimischen Kirche. Dann behandelte Rev. G. Wilson (Edinburgh) in einem Vortrag „die Rückwirkung der Missionsarbeit auf das kirchliche Leben der Heimat", und führte den Gedanken aus, daß mit dem Erwachen wahrhaft christlichen Lebens in der Kirche auch der Missionsgeist wach werden müsse, und daß wahres kirchliches Leben nicht erhalten werden könne, wenn es sich nicht ausbreite. Das kirchliche Leben, wie es früher geartet war, welches sich in engen Grenzen bewegte, habe eine Predigtsprache geschaffen, welche für die Welt mehr oder weniger unverständlich sei, und habe die Ausgestaltung des schädlichen kirchlichen Partikularismus zur Folge gehabt. Mission nach außen solle und müsse Lebensbethätigung jeder evangelischen Kirche sein.

Professor Aiken (Princeton, Amerika)

wies darauf hin, wie die Missionsarbeit sich auf den Befehl des Königs Jesus Christus gründet, durch sie tritt uns die Herrlichkeit des Reiches Christi vor die Seele, welcher herrscht und herrschen muß über die ganze Welt. Jetzt zeigt der Herr durch Erleichterung des Weltverkehrs, daß seine Zeit gekommen ist, wir sollen deshalb wuchern mit dem anvertrauten Pfund. Bei der Missionsarbeit treten die großen evangelischen Wahrheiten leuchtend in ihrer Kraft hervor, während vor der Macht der heidnischen Religionssysteme kleinere Unterschiede der verschiedenen Kirchen in den Hintergrund gestellt werden.

In demselben Sinne sprachen Professor Lindsay (Glasgow) und Dr. Noble (Chikago). Andere Redner wiesen auf die Waffenrüstung hin, welche der Kirche zur Bekämpfung des in der alten Christenheit erstandenen Unglaubens durch die Mission geschenkt worden sei. Lebensführungen einzelner Missionare, die Erfahrungen von der Kraft des Evangeliums, die sichtbaren Erfolge der Arbeit könnten gegen die Gleichgiltigkeit und den Unglauben jederzeit in wirkungsvoller Weise ins Feld geführt werden. Br. La Trobe erinnerte zum Schluß noch daran, daß die Brüdergemeinde ein lebendiges Beispiel dafür sei, wie die Kirche ihrer Missionspflicht gerecht werden solle, und welcher Segen durch Bethätigung dieser Pflicht ihr fort und fort zu teil werde.

III.

Außer den geschlossenen und öffentlichen eigentlichen Konferenzversammlungen fanden noch viele andere Zusammenkünfte statt, welche sehr verschiedener Art waren. Unter ihnen nahmen an Bedeutung die großen allgemeinen Volksversammlungen den ersten Platz ein, von denen während der fünf ersten Konferenztage täglich drei und am sechsten Tage zwei abgehalten wurden. Sie trugen im ganzen das Gepräge der Nachfeiern, wie sie sich bei uns in Verbindung mit Missionsfesten oder Missionskonferenzen ausgestaltet haben. Außer zwei oder drei Hauptrednern kamen dabei öfter noch mehrere andere mit Ansprachen, die zehn Minuten dauerten, zu Wort. Die Zahl dieser Versammlungen war aber augenscheinlich selbst für die Verhältnisse Londons zu groß, denn der große Saal war dabei niemals recht gefüllt, allein es wurde dadurch möglich, daß viele bedeutende Männer zu Wort kamen und über den Stand der Arbeit auf allen besonders wichtigen Missionsgebieten berichtet werden konnte. Die Berichte hätten freilich mehr Wert gehabt, wenn die Redner sich bemüht hätten, mit Vermeidung aller Gemeinplätze und rhetorischen Zuthaten von dem Stande der Arbeit auf den einzelnen Gebieten in systematischer Weise Rechenschaft abzulegen; so aber litt die Behandlung des vorliegenden Stoffes im einzelnen an Planlosigkeit. Trotzdem haben diese Versammlungen, von denen die im großen Saale stattfindenden durch die Mitwirkung eines Gesangchors belebt waren, ihren Zweck, größere Mengen von Missionsfreunden zu belehren, anzuregen und zu erbauen, sichtlich erfüllt.

Die Berichte, welche bei Gelegenheit dieser Versammlungen über „ärztliche Mission“ (Dienstag, den 12. Juni), „Handel und Mission“ (Mittwoch, den 13. Juni) und „Frauenmission“ (Donnerstag, den 14. Juni) erstattet wurden, sind bereits (Artikel II) erwähnt worden, wie auch schon der Versammlung gedacht wurde, bei welcher am Abend des 18. Juni das Thema behandelt wurde: „Die Pflicht der Kirche und ein neuer Aufschwung in den Missionsbestrebungen“, so bleibt uns noch die Aufgabe über die Zeugnisse zu berichten, welche auf den übrigen Versammlungen dieser Art von dem gegenwärtigen Zustand der Heidenwelt und den Erfolgen der bisherigen Missionsarbeit abgelegt wurden. Auf der Tagesordnung standen 1. Der Zustand und die Zunahme der Heiden und ihre Ansprüche an die Christenheit (Montag, 11. Juni); 2. China, die achtzehn Provinzen (Montag); 3. Japan, das chinesische Reich und seine Vasallenstaaten (Dienstag, 12. Juni); 4. Das türkische Reich und Central-Asien (Dienstag); 5. Afrika.

a) Nord- und West-Afrika. Nil, Niger (Mittwoch, 13. Juni).
b) Ost- und Central-Afrika. Die Seen, Kongo, Sambesi
c) Süd-Afrika und Madagaskar (Donnerstag, 14. Juni). 6.
Oceanien, Polynesien, Australien (Mittwoch, 13. Juni).
7. Indien. a) Nord- und Central-Indien. b) Süd-Indien.
Ceylon, Birma (Freitag, 15. Juni). 8. Nord- und Süd-Amerika
(Montag, 18. Juni).[1]

Das erstgenannte Thema: „Der Zustand und die Zunahme der Heiden und ihre Ansprüche an die Christenheit“ kam erst in einem Vortrage des Dr. Pierson (Philadelphia) zu seinem Recht, nachdem einige Redner die Not Indiens und Chinas betont hatten, und auch einige Mitteilungen über südafrikanische Mission gemacht worden waren, die streng genommen nicht hiehergehörten.[2]

Dr. Pierson hat vor kurzem ein Buch veröffentlicht: „The Crisis of Missions,“ dessen Inhalt gab er in dem Vortrage dieses Tages im Auszuge wieder.

Der Grundton seiner Ausführungen war die Klage, daß die ev. Kirche sich ihrer Missionspflicht so spät bewußt geworden sei, und daß sie ihr auch gegenwärtig so wenig genüge. Er widersprach dem Einwande, daß die Resultate der Missionsarbeit gering sind, meinte aber doch, daß unsere gegenwärtige Missionsmethode der Aufgabe, die Welt mit dem Evangelium zu erfüllen, nicht gewachsen sei. Gegen die Zunahme der heidnischen Menschheit blieben unsere Bemühungen, sie zu christianisieren, zurück.[3] Wir müßten deshalb unsere Praxis ändern. Die ev. Mission sei in den Fehler verfallen, sich zu sehr zu konzentrieren,[4] während in der ersten Christenheit „Ausbreitung“ Hauptsache gewesen sei. Durch das System der Stellvertretung werde das Ziel nicht erreicht werden. Christen könnten sich nicht durch Geldgaben von der Verpflichtung, persönlich Mission zu treiben, loskaufen. Wie in der apost.

---

[1]) Am 11. Juni wurde auch eine Versammlung für „Judenmission“ abgehalten, deren Besprechung nicht in unserer Aufgabe liegt. In bezug auf sie verweisen wir auf den officiellen Bericht, der bald erscheinen wird. Der Verf.

[2]) Auf die hierbei erwähnten Thatsachen kommen wir bei Besprechung der Versammlungen zurück, bei denen Indien, China und Süd-Afrika auf der Tagesordnung standen. Der Verf.

[3]) Die hierbei in Betracht kommenden Verhältnisse sind in dem interessanten Buche: A century of christian progress by James Johnston. London, John Nisbet ausführlich behandelt. Der Verf.

[4]) Dieser Vorwurf ist mir unbegreiflich. Im Gegenteil: die evang. Mission ist nicht konzentriert genug. Gerade darin liegt ein Hauptgrund, daß ihre Erfolge nicht bedeutender sind. Es wäre sehr zu beklagen, wenn die mit so viel Beredtsamkeit vertretene Anschauung Dr. Piersons eine Vermehrung der individual missionaries zur Folge haben sollte. D. H.

Kirche alle Christen Missionare waren, so müßten sie es jetzt wieder werden. Die Kirche solle sich durch Kolonisation ausbreiten, wie die Reiche der Welt es thun. Mehr Glaube thue uns not an übernatürliche Hilfe und brünstigeres Flehen um solchen Glauben. Mit beweglichen Worten empfahl der Redner den Versammelten, zu vergessen, was sie von einander trennte, zu betonen, was sie einte, damit noch vor Ablauf des Jahrhunderts das Evangelium jedem lebenden Menschen gepredigt werde.[1])

Über die Mission in China berichtete schon bei Gelegenheit dieser Versammlung Rev. Hudson Taylor (C. I. M.). Er schilderte die Bevölkerung des ungeheuren Reichs als sehr begabt und lebenskräftig. Von der chinesisch inländischen Mission seien in dem letzten Jahre 102 Missionare ausgesendet worden. China sei offen für das Evangelium. Auf den Hauptstraßen könnten selbst Schwestern zu Land und Wasser sicher reisen, und die Herzlichkeit, mit welcher man die Missionare überall willkommen heiße, zeige, daß das Volk für das Evangelium reif sei. Bei der eigentlichen Versammlung für chinesische Mission (an demselben Tage) entwarfen mehrere Missionare Bilder von dem Volksleben und Missionserfolgen, ohne daß ein klarer Überblick gegeben wurde. Erwähnenswert ist, daß nach Miss. Francis James (Baptist) in Innern von Nordchina (240 engl. Meilen von der Küste) 1200 evang. Christen gesammelt sind, und 19 Schulen nebst einem Predigerseminar bestehen. Revd. W. S. Swanson berichtete von 106 presbyterianischen Gemeinden, von denen der Beweis erbracht ist, daß sie sich selbst erhalten und selbstthätig ausbreiten können. Miss. Baller (C. I. M.) that den befremdenden Ausspruch, daß die Chinesen nicht so tief heruntergekommen (depraved) seien, als die Engländer. Der Chinese sei nicht halb so schlecht als der Londoner, und Redner, obwohl er 13 chinesische Provinzen besucht habe, kenne keine Stadt in China, die so unreinlich und so voller Sünde als London sei. Nirgends sähe man in chinesischen Städten so abscheuliche Scenen, als bei Nacht in den Straßen der englischen Hauptstadt. Über die Fortschritte des Evangeliums im Innern Chinas sprach sich auch

[1]) Auch dieses Ziel ist mir unverständlich: daß jedem lebenden Menschen bis Ende dieses Jahrhunderts das Evangelium solle gepredigt werden! In solchem potenzierten Dampfriesenschritt gehts im Reich Gottes nicht. Abgesehen davon, daß hierzu noch die Vorbedingungen fehlen: nämlich daß ganz Centralasien, Centralafrika u. s. w. bis dahin geöffnet sei, daß die tausend Sprachen bemeistert wären, in denen die Verkündigung geschehen müßte, und daß in 10 Jahren die Zahl der Missionare sich vertausendfacht haben müßte, was selbst, wenn der Missionseifer in bisher ungeahnter Weise wüchse, nicht eintreten wird, so steht ein Fortschritt, wie er hier gefordert wird, im grellsten Widerspruch zu allen göttlichen Entwicklungsgesetzen. D. H.

dieser Redner hoffnungsvoll aus. Über die Mission in der Mantschurei gab (Dienstag, 12. Juni) Rev. John Roß einen interessanten Bericht. Kaum sei dort eine Stadt ohne Christen zu finden, zu denen Gelehrte wie Handwerker zählten. Weder durch Schulen noch durch ärztliche Missionen werde man die Chinesen bekehren, sondern nur durch die Predigt vom Kreuz. In derselben Versammlung berichtete auch Rev. W. Shaw über die Arbeit in den Gebieten der Mongolen, unter denen der Missionar John Gilman abgeschnitten von der europäischen Welt sich aufhalte.

Die Berichte, welche an demselben Tage über die Arbeit in der Türkei und Centralasien abgestattet wurden, boten kaum etwas Neues. Die Bibelverbreitung hat sich bis Bokchara und Samarkand ausgedehnt, wohin man von London aus jetzt in 15 Tagen gelangen kann.

Über afrikanische Zustände und Missionen wurde in drei Versammlungen gehandelt. Zunächst gab Mr. Grattan Guinneß einen hoffnungerweckenden Bericht über die Mission in den Berberländern, dann folgten weniger günstige Mitteilungen über die Zustände auf der Westküste, gemacht durch Rev. W. Allan (C. M. S.) welcher vor kurzem von einer dorthin unternommenen Inspektionsreise zurückgekehrt war. Das Klima, welches die Missionare hinrafft, und der Verkehr der dortigen Eingeborenen mit schlechten Europäern sind große Hindernisse (Branntwein!). In Liberia finde man großen Respekt vor den Äußerlichkeiten des kirchlichen Lebens, die Gottesdienste seien gut besucht und der Sonntag werde geheiligt, auch die Opferwilligkeit der Gemeinden sei zu rühmen. Der Militärarzt Dr. Gunn gab den Missionaren und Eingeborenen der Westküste ein gutes Zeugnis. Zweimal sei er Gefangener in den Händen der Neger gewesen und habe doch Respekt vor ihnen. Ein Sklavenjunge, den er befreit hat, ist Kaufmann geworden und bezieht von einem Liverpooler Hause Güter bis zum jährlichen Betrage von 30 000 Lst. In Lagos hat dieser Herr als einziger Weißer einer „Bibelversammlung“ beigewohnt, welche von 1200 Schwarzen besucht war, bei welcher die Kollekte 60 Lst. (eine Mark pro Kopf) betrug. Schwarze Geistliche, welche dann das Wort ergriffen (Bischof Crowther und Rev. J. Fuller von Kamerun) waren lebendige Zeugen von dem Wert, den die Mitarbeit der Eingeborenen hat. Interessant war, was Rev. Dr. Chambers (A. B. C. F. M.) über den Versuch des Bischof Colenso (Natal) berichtete, Sulujünglinge erst zu civilisieren und danach sie im Christentum zu unterrichten. Nachdem sie jahrelang an civilisiertes Leben gewöhnt worden waren, ließen sie alles, auch die Kleider, liegen und machten sich

fort. Der Bischof kam gleich darauf zu einem amerikanischen Missionar, gab ihm 50 Lst. für seine Station und erklärte: „Sie hatten recht, und ich war auf unrechtem Wege!"

Daß die „Seen-Mission" dem christlichen Publikum Englands am Herzen liegt, bewies der gute Besuch der Versammlung, welche diesem wichtigen Werke galt, über welches Mr. Eugene Stock (C. M. S) eine geschichtliche Übersicht gab, wobei er die Zustände in Uganda besonders berücksichtigte. Professor Drummond, welcher selbst den Njassa bereist hat, warf die Frage auf, ob es recht sei, wenn man in der bisherigen Weise es versuche, die Barriere, welche Gott durch das Fieber aufgerichtet hat, zu durchbrechen. Beachtenswert war sein Zeugnis, daß die Versuchung, welche dem geistlichen Leben und dem Charakter eines afrikanischen Missionars durch die Einsamkeit und das erschlaffende Klima drohe, „wahrhaft furchtbar" sei. Wichtiger für den Missionar sei die Gabe der Liebe, als die des Glaubens, mehr sei ihm ein fester Charakter nötig als vieles Wissen. Rev. Dr. Charters (Congo M.) wies darauf hin, wie die Eingeborenen im Innern viel weniger entartet sind als an der Küste, und wie das Christentum deshalb bei ihnen leichter Eingang findet. Rev. A. Hetherwick (Blantyre) rühmte die Förderung, welche der Mission aus dem Zusammengehen mit der nach christlichen Grundsätzen verfahrenden lake-company (Handelsgesellschaft) erwächst und forderte Intervention Englands gegen die portugiesischen und arabischen Sklavenhändler.

Über das Werk in Süd-Afrika hatte schon am Montage Rev. Ezekiel Lones gesprochen. Nach ihm zählen die wesleyanischen Missionsgemeinden in diesem Lande 30000 erwachsene Mitglieder, 293 wesleyanische Kirchen und Kapellen sind errichtet, 2280 Laienprediger stehen in Dienst dieser Kirchengemeinschaft, und 14000 Kinder werden in ihren Schulen unterrichtet. Die Abgeordneten der Pariser Gesellschaft Insp. Bögner und Past. Appia berichteten über die französische Arbeit unter den Süd-Bassuto. Leider nahmen sie Veranlassung an einer Äußerung des Präsidenten, die Berechtigung des „Patriotismus in der Mission" in einer Weise zu betonen, welche viele Anwesende unangenehm berührte. Sup. Merensky berichtete über die Berliner Mission in Transvaal, speciell im Lande Sekukunis, und Miss. Creux (Lausanne) konnte Erfreuliches über den Fortgang der schweizerischen Arbeit unter den Makwamba (Knopneusen) mitteilen. Die Gemeinden zählen 700 erwachsene Mitglieder, von Soutpansberg bis Delagoabai wird das Evangelium verkündet, und an dem letztgenannten Ort, welchen mancher Reisende,

dank der portugiesischen Mißwirtschaft, „eine Hölle auf Erden“ genannt hat, blüht christliches Leben auf.

Über die Missionsarbeit auf Madagaskar gab Rev. Cousins einen geschichtlichen Überblick, und der Quäker Clarke rühmte es, daß das Christentum der Eingeborenen die Anfechtung überdauert hat, welche ihm durch den Krieg mit Frankreich bereitet worden ist.

Am Mittwoch den 13. Juni wurde von Oceanien, Polynesien und Australien gehandelt. Bischof Stuart (Waiapu) rühmte die beständigen Fortschritte, welche das Christentum unter den Eingeborenen Neuseelands macht, überall im ganzen Lande bekenne man sich zu dem christlichen Glauben. Ebenso erfreulich lauteten die Nachrichten von den Viti-Inseln, welche Rev. S. Calvert gab. „Vor fünfzig Jahren gab es hier keinen einzigen Christen, jetzt giebt es auf diesen Inseln keinen eigentlichen Heiden mehr.“ Die dortigen Gemeinden der wesleyanischen Methodisten zählen 27 097 erwachsene Mitglieder, 4264 Katechumenen, 3500 eingeborene Arbeiter und besitzen 1260 Kirchen und Kapellen. 40 000 Kinder besuchen die Schulen, und fünfzig eingeborene Evangelisten stehen bereit nach Neu-Guinea zu ziehen. Rev. Dr. Tinman berichtete über die Arbeit des Amerik. Board auf den Sandwichinseln. Die Gemeinden zählen 5000 vollberechtigte Glieder und 10 000 Glieder in weiterem Sinne (adherents). Die Schulen werden von 3000 Kindern besucht. Von den Schwierigkeiten, mit denen die Mission in Neu-Guinea zu kämpfen hat, sprach Rev. S. Macfarlane. Das Klima ist äußerst ungesund. Seit 1871 sind hundert Todesfälle von Missionsarbeitern zu verzeichnen, und die große Mannigfaltigkeit der Sprachen tritt der schnellen Ausbreitung des Evangeliums hindernd in den Weg. Trotzdem giebt es dort jetzt 170 (?) Stationen, sechs Sprachen sind zu Schriftsprachen gemacht, und „viele“ sind getauft. Von Dr. Schreiber wurde auch der Anfänge der deutschen Arbeit auf dieser Insel Erwähnung gethan.

Wenig Neues enthielten die Berichte über die Mission in Indien, welche in zwei Versammlungen abgestattet wurden. Rev. E. S. Summers (Baptist) nannnte die römischen Gemeinden dieses Landes tot (very nearly lifeless) und schilderte den Skeptizismus eines großen Teils der indischen Jugend als ehrenwerten Charakters. Wertvoll waren die Mitteilungen des Rev. R. Wades über die hoffnungsvolle Arbeit im Pandschab, des Rev. J. Traills (U. P. S.) über die Einflüsse, welche dem Evangelium in weiteren Kreisen den Boden bereiten und des Rev. W. Burgeß über Erziehung und ihre Erfolge. Rev. A. H. Arden erzählte von dem Zustand der Kirche in Tinneweli. 100 000 Christen werden dort von ein-

geborenen Predigern und Lehrern versorgt, da jetzt fast sämtliche europäische Missionare zurückgezogen sind.

Auch die Mitteilungen über die Arbeit in Nord- und Süd-Amerika waren lückenhaft. Rev. F. E. Wigram berichtete über eine Inspektionsreise zu den Stationen unter den Blackfoot-Indianern. Br. La Trobe sprach über die Arbeit in Alaska und Labrador. Dr. Welsh brachte den Zustand der Negerbevölkerung, welche in der Union auf acht bis neun Millionen angewachsen ist, zur Sprache und Mr. A. Pite hielt einen Vortrag über die Arbeit der südamerikanischen Missionsgesellschaft, welche die Schwierigkeit zu überwinden hat, die die vielen verschiedenen Sprachen der südamerikanischen Indianer bieten. Rev. S. Vanorden (Brasilien) ermahnte, der befreiten Neger in Brasilien zu gedenken. In Brasilien bestehe Preßfreiheit und Glaubensfreiheit, nach christlichen Predigern und Lehrern sei ein großes Bedürfnis vorhanden.

Dienstag, den 19. Juni, war die Schlußversammlung. Im Namen des Komitees sprachen zunächst die Herren Rev. J. Johnston (der Generalsekretär) und Mr. Matheson. Ersterer erwähnte, daß viele Briefe und Telegramme im Laufe der Konferenztage eingegangen seien, welche bezeugten, daß in den weitesten Kreisen rege Teilnahme herrsche an den Arbeiten der Konferenz. Dann kamen die Sprecher der einzelnen Delegiertengruppen zu Wort. Sie dankten für die Einladung zu der Konferenz, erkannten den empfangenen reichen Segen an und rühmten die Gastfreiheit der englischen Freunde. Im Namen der Amerikaner sprachen Dr. Ellinwood, Dr. Shaff und Rev. Sutherland (Canada), im Namen der Kontinentalen Inspektor Rappard und Insp. Boegner. Endlich ermahnte der Präses, der Earl of Aberdeen, zu einem fröhlichen „sursum corda!“ und teilte mit, daß es Absicht des Komitees sei, im Namen der Konferenz ein Schreiben an alle Gemeinden zu richten, welche durch den Dienst der neueren evangelischen Mission gesammelt seien. Hiermit hatten die offiziellen Versammlungen ihren Abschluß gefunden, aber am Mittwoch fanden sich viele Konferenzmitglieder noch einmal im großen Saale zusammen und feierten mit einander das heilige Abendmahl. Diese Feier war nicht in dem Programm vorhergesehen, sie wurde von einigen Freunden privatim ins Werk gestellt. Gewiß hat mancher der Teilnehmer davon reichen Segen gehabt, allein da viele Mitglieder der Konferenz sich von der Teilnahme ausschlossen und dies von anderen wieder mit Schmerz bemerkt wurde, konnte diese Feier des heiligen Mahles ihren Zweck, das Bewußtsein der Einheit und Einigkeit bei den Mitgliedern der Konferenz zu stärken, nicht erfüllen.

Am Abend des 20. Juni fand in dem großen Saale noch eine großartige Demonstration gegen eine „Dreiheit von Übeln“ statt, welche in engem Zusammenhange mit der Konferenz stand, obwohl sie nicht von dem Vorstande als solchem veranstaltet worden war. Sir Arthur Blackwood leitete die Verhandlungen durch eine Ansprache ein, in welcher er auf einen Artikel der „Times“ hinwies, der sich folgendermaßen über die Konferenz ausgelassen hatte:

„Der Fortschritt des Missionswerkes ist, laßt uns das hoffen, sicher, unzweifelhaft aber ist er langsam. Ein Kongreß wie der gegenwärtige würde besser thun, den Ursachen für den Mangel an Erfolg nachzuspüren als das bescheidene Maß zu rühmen, welches erreicht worden ist. Die Sache schreitet in einem Tempo vor, welches als das eines Leichenzuges erscheint, wenn es nicht mit dem Enthusiasmus von Exeterhall gemessen wird. Für Augen, welche nicht das zweite Gesicht der Plattform haben, wehen noch immer die Banner auf den Hauptcitadellen des Heidentums. Wenn manche Leute sagen, daß sie zu viel von der äußeren Mission hören, so ist dies dadurch erklärt, daß sie zu wenig von ihren Resultaten sehen.“

Der Redner erwiderte, daß das Verlangen des Blattes, über die Ursachen aufgeklärt zu werden, weshalb die Erfolge unserer Arbeit noch immer gering zu nennen seien, ganz gerecht genannt werden müsse und deshalb erfüllt werden solle. Heut abend sei man versammelt, um den Opiumhandel in China, den Branntweinhandel mit heidnischen Völkern und die Regulierung des Lasters[1]) in Indien zu bekämpfen.[2]) Die genannten Übel wurden dann durch Ansprachen verschiedner Herren gekennzeichnet und schließlich durch einstimmiges Votum aller Anwesenden verurteilt. Wenn man auch Bedenken haben kann, ob es geraten war, eine so große gemischte Versammlung zum Protest gegen das drittgenannte Übel aufzufordern, da man über seine Natur sich öffentlich nicht deutlich aussprechen konnte, so muß man den Mut anerkennen, der das unsittliche Leben so vieler Europäer in den heidnischen Ländern als ein Hindernis für die Ausbreitung des Evangeliums so offen brandmarkte.

---

[1]) Gemeint ist das Bestehen von öffentlichen Häusern der Unzucht, deren Konzessionierung und Beaufsichtigung von seiten der indischen Regierung.

[2]) Gewiß liegt in dieser „Dreiheit von Übeln“, die leicht noch vermehrt werden könnte, eine Hauptantwort auf die in der Times aufgeworfene Frage. Allein es wäre doch auch der Mühe wert gewesen, in einer solchen Versammlung sich einmal mit der Frage ernstlich zu beschäftigen: „Entspricht der bisherige Missionserfolg den aufgewendeten Mitteln bezw. liegt nicht etwa an uns, den Missionaren und Missionsleitern, an unsern Methoden u. s. w. eine Schuld, daß er nicht größer ist?“

D. H.

Praktisch war der Weg, welchen mehrere Gesellschaften einschlugen, um die Mitglieder der Konferenz mit ihrer Arbeit bekannt zu machen und sie dafür zu interessieren. Die Temperancegesellschaft und die Traktatgesellschaft luden sämtliche Delegierte zum Frühstück ein. Herren aus den betreffenden Vorständen berichteten dabei kurz über den Zweck und Stand ihrer Arbeit, und die Gäste hatten Gelegenheit ihrer Zustimmung zu den Bestrebungen dieser Gesellschaften Ausdruck zu geben. Bei dem Frühmahle, welches die Temperancegesellschaft gab, führte der Bischof von London den Vorsitz, und die Anwesenden vernahmen mit lebhaftem Beifall, daß das Komitee erklärte, es wolle mit nachdrücklichem Ernst den Kampf gegen den Branntweinverkauf unter heidnischen Völkern aufnehmen. Von dem vereinzelten Vorgehen einer der beteiligten Mächte sei kein Erfolg zu erwarten, denn wenn nur ein Kanal verstopft werde, würden die anderen um so mehr sich füllen. Ein internationaler Kampf müsse organisiert werden, wie er gegen den Sklavenhandel unter Gottes Segen wirkungsvoll gewesen sei, bis durch internationales Übereinkommen dem verderblichen Handel ein Ende bereitet sei.[1])

Nach dem Hause der engl. kirchlichen und Londoner Missionsgesellschaft, wie nach dem „Bibelhause" und von dem Komitee der Evang. Allianz wurden die Konferenzmitglieder zum Thee eingeladen; nach Dollis-Hill, dem Londoner Wohnsitz des Earl of Aberdeen, wurde ein Nachmittags-Ausflug gemacht, während Lord Radstock zu einer Abendgesellschaft einlud. Von den deutschen Delegierten wohnten am Mittwoch, den 21. Juni, einige dem Gottesdienste bei, welcher am Bord der Harmony (des Labradorfahrers der Brüdergemeinde) vor ihrer Abreise unter starker Beteiligung englischer Mitglieder der Gemeinde abgehalten wurde. Auch der deutsche Verein christlicher junger Männer in London benutzte mit richtigem Takt die Gelegenheit und veranstaltete in den Vereinsräumen einen Missionsabend. Mehreren deutschen Herren war dadurch die willkommene Gelegenheit geboten, vor Londoner Deutschen von dem Erfolge deutscher Missionsarbeit berichten zu können.

Diese verschiedenen Zusammenkünfte brachten die Konferenzmitglieder einander näher und ermöglichten es den Delegierten von außerhalb, mit den englischen Freunden und Gastgebern persönlich Bekanntschaft zu machen.

[1]) Die englischen Freunde sind seither bemüht gewesen, die Agitation in Fluß zu bringen. Am 27. Juni fand im Grosvenor-Hause eine Konferenz des Native races and Liquor Traffic united Comitee statt, und eine Konferenz der englischen Bischöfe hat beschlossen, die Angelegenheit nach Kräften zu fördern. Der Verf.

Das Band brüderlicher Gemeinschaft wurde auch durch die täglich stattfindenden Gebetsandachten gestärkt, und auch das gemeinsam eingenommene Mittagbrot bot in erfreulicher Weise Gelegenheit zu freundschaftlichem Verkehr. In der großen Turnhalle des christlichen Vereins junger Männer speisten täglich 5 bis 600 Personen. Das Mahl hatte den Charakter des englischen Luncheon, genügte aber auch deutschem Bedürfnis vollkommen, obwohl es nur kalte Speisen gab. Wie das in England selbstverständlich ist, wurde dabei Bier oder Wein nicht getrunken, sondern nur Selterwasser oder Limonade. Dabei genossen die auswärtigen Delegierten für die ganze Dauer der Konferenz freie Bewirtung. Es heißt, daß die dadurch verursachten großen Ausgaben für jeden Tag von einem Mitgliede des Konferenz-Vorstandes getragen worden seien. Stets wurden gegen Ende des Mahles einige Gäste, unter ihnen auch Damen, aufgefordert, die Anwesenden durch einige passende Worte zu begrüßen. Den amerikanischen Abgeordneten wurde die Ehre zu teil, von dem Lord-Mayor im Namen der Stadt London nach dem Mansionhouse eingeladen zu werden. Es könnte auffallen, daß dabei die Delegierten vom Kontinent unberücksichtigt blieben; man wollte dadurch wohl zeigen, die Aufmerksamkeit gelte nicht der Missionskonferenz, sondern dem amerikanischen Brudervolke, welches man in seinen Vertretern ehren wollte. Der Akt trug also einen national-politischen Charakter. Mit Freuden begrüßten es die Abgesandten vom Festlande, als auch ihnen Gelegenheit geboten wurde, sich enger aneinander zu schließen. In einem Zimmer des Versammlungshauses wurde bald täglich für die neu gebildete Körperschaft ein gemeinsamer Vesperthee serviert, dessen Ausgaben Londoner Freunde bestritten. An das Mahl schloß sich eine der Form nach ganz ungezwungene freie Konferenz, kurze Ansprachen fehlten dabei nicht, und einigemale bildete eine geistdurchwehte Gebetsandacht den Schluß dieser gesegneten Stunde, die allen Teilnehmern sehr lieb geworden ist.

Die Bedeutung der Londoner Konferenz wird in vollem Umfange erst in der Zukunft gewürdigt werden. Während ihrer Dauer ist ihr selbst in England zu wenig Beachtung geschenkt worden. Nur vier englische Bischöfe beteiligten sich an den Verhandlungen, und die Geistlichkeit Londons hielt sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, von den Sitzungen fern. Auch die übrigen Londoner Missionsfreunde wurden nicht in dem Maße von den Versammlungen angezogen und folgten ihnen nicht mit der Ausdauer, wie man erwartet hatte. So ist die Hoffnung der englischen Freunde, welche die Konferenz in das Leben riefen, daß von ihr sofort eine bedeutende Stärkung des Missionslebens auf die heimische Kirche

ausgehen werde, zunächst nicht in Erfüllung gegangen,[1]) und man hat auch hier wieder die Erfahrung machen müssen, daß die Liebe zur Mission sich durch Gewaltmaßregeln nicht erwecken und anfachen läßt. Aber ein gewaltiges Zeugnis von der Bedeutung, welche das Missionswerk in unseren Tagen gewonnen hat, war diese Konferenz. Durch die hunderte von Missionaren, die aus allen Ländern hier zusammengekommen waren und die vielen andern Missionsarbeiter von Beruf, unter denen sich viele geistesfrische, begabte und hochgebildete Leute befanden, wurde die evangelische Mission in würdiger, ja imponierender Weise vertreten. „Mehr Sprachen hätte man in diesen Versammlungen sprechen können, als sich am Tage der babylonischen Verwirrung hören ließen," sagte richtig ein Beobachter, und für das christliche Bewußtsein ist der Gedanke erhebend, daß auf diesem Gebiete der neueren Sprachforschung christlicher Glaube und christliche Liebe als treibende Kräfte dem weltlichen Wissensdrang den Vorrang abgewonnen haben; denn die unendlich vielen Sprachen, deren die Teilnehmer an der Konferenz mächtig waren, sind zu dem Ende studiert und erlernt worden, daß allen Völkern das Evangelium gepredigt werden könne. Auch freute man sich bei diesen Erwägungen über das große Stück grundlegender Arbeit, welches auf diesem Gebiet bereits als Unterlage für weiteren Ausbau fertig gestellt werden konnte.

Der Verlauf der Verhandlungen hat gezeigt, daß die Berufung einer solchen allgemeinen Konferenz zeitgemäß war, denn es war hohe Zeit, daß ein gemeinsames Besprechen der bei der praktischen Arbeit gemachten Erfahrungen stattfand. Mit Sicherheit und Bestimmtheit sprachen die Redner, meist Vertreter größerer Körperschaften, ihre Ansichten über die behandelten Fragen aus. Überraschend und hoffnungserweckend war die Wahrnehmung, daß auch in solchen Fragen oft Übereinstimmung herrschte, bei deren Erörterung man das Hervortreten eines Dissensus erwartet hatte. Die Gefahr, daß Differenzen in schroffer Weise geltend gemacht und dadurch um so mehr gestärkt und befestigt werden konnten, wurde vermieden. Der Zug, der durch die Verhandlungen hindurchging, war nicht der Zug nach Trennung, sondern nach Einigung. Wenn auch nicht sofort Übereinstimmung erreicht wurde, so haben die Verhandlungen doch das Material zu weiterer Klärung und Verständigung geliefert, dessen möglichste Nutzbarmachung die Arbeit der nächsten Zukunft sein muß.

---

[1]) Nach unsrer Auffassung war das gar nicht der eigentliche Zweck der Konferenz; dieser bestand vielmehr darin: Missionsfachleuten zur sachlichen Verständigung über wichtige missionstechnische bezw. missionsmethodische Fragen Gelegenheit zu geben und möglichste Einigung unter den verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften herbeizuführen. Alles andere blieb Nebenzweck. D. H.

Hoch erfreulich ist auch die Thatsache, daß von keiner Seite ein Ton der Mutlosigkeit, ja selbst keine Klage über Erfolglosigkeit der Arbeit laut geworden ist. An Klagen fehlte es freilich nicht, aber es waren Klagen über Mangel an innerer und äußerer Kraft, Klagen über Hindernisse, welche Namenchristen dem Werke bereiten, oder die man sich gegenseitig selbst bereitete. Man hörte immer wieder von offenen Thüren, und allgemein war das fröhliche Zeugnis: „Gott hat auch den Heiden Buße gegeben zum Leben!“

Ein anderes erfreuliches Zeichen der Zeit sehen wir in dem Umstand, daß bei dieser Gelegenheit Vertreter der verschiedensten Richtungen evangelischen Glaubens und der verschiedensten Gestaltungen evang. kirchlichen Lebens zehn Tage lang in brüderlicher Liebe über den gemeinsamen Kampf gegen die Macht des Heidentums beraten konnten, ohne daß sich ein Mißton bemerkbar machte. War ein solcher überhaupt spürbar, so war er politisch-nationalen, nicht kirchlichen Charakters.[1]) Liebe, Vertrauen und gegenseitige Achtung walteten in solchem Maße, daß man auch Tadel und Ermahnung von einander annahm. Durch die gemeinsame Arbeit ist solche gegenseitige Achtung bei den verschiedenen Kirchengemeinschaften auch sicher gewachsen; in der Kirchengemeinschaft, welche man in der Heimat als einen Gegner anzusehen gewohnt war, erkannte man hier einen Bundesgenossen im großen Weltkampfe. Christi Person, Werk und Wort war der Grund, auf dem alle standen, und alle waren darin einig, daß Christus den Heiden verkündet und von den Heiden geglaubt werden müsse.[2]) Deshalb konnte Dr. Ellinwood der Wahrheit gemäß in der Schlußversammlung sagen: „Wir haben fast vergessen, daß wir verschiedenen Kirchen und Gesellschaften angehörten, wir fühlten uns wirklich eins!“ und nicht unberechtigt ist der Ausspruch, der sich hören ließ: „Solche Kongresse sind die besten direkten Antworten auf die ökumenischen Konzile Roms!“

Ebensowenig als zwischen einzelnen Kirchengemeinschaften machte sich Eifersucht zwischen den verschiedenen Missionsgesellschaften bemerkbar, so

[1]) Daß die amerikanischen Abgeordneten wegen der Einheit der Sprache, der Sitten und Anschauungen den englischen Freunden sympathischer waren als die Delegierten vom Festlande, ist natürlich. Es verletzte aber, wenn man, wie es geschehen ist, die Folge, in welcher Redner sich an der Diskussion beteiligen sollten, zu Gunsten eines englischen oder amerikanischen Redners und zum Nachteil kontinentaler Redner unterbrach. Der Verf.

[2]) Am nächsten standen einander innerlich die Presbyterianer, die evangelisch gesinnten Glieder der englischen Kirche und die Vertreter der Kirchen und größeren Gesellschaften des Kontinents. Der Verf.

daß angesichts dieser fördernden gemeinsamen Beratungen und Verhandlungen die Bildung eines evang. Weltmissionsrats, welche neuerdings zum öftern angeregt worden ist, nicht unthunlich erscheint. Wohlthuend berührte es auch, daß bei dieser Gelegenheit Missionare und Leiter der Missionsgesellschaften zwanglos und brüderlich das Wohl und Wehe ihrer Arbeit mit einander berieten. Solches Zusammenwirken von Missionaren und Vorständen der Gesellschaften scheint in England und Amerika selbstverständlich zu sein. In bezug auf die Teilnahme von Frauen an den Beratungen dürfte es ersprießlicher sein, wenn man in Zukunft den Frauen, die in der Missionsarbeit stehen, Gelegenheit geben wollte, über ihre Thätigkeit in besondern Sektionen, also unter sich, Beratung zu pflegen, über deren Resultate sie ja vor größeren Kreisen in Wort und Schrift später berichten könnten.

Die Missionsarbeit der evangelischen Kirche ist in einer Krisis begriffen. Sie hat die Kinder- und Jünglingsjahre hinter sich, sie ist im Begriff, in das Mannesalter zu treten, sie hat sich ausgebreitet und ihre Netze sind weit gespannt. Die Sorge, ob die Kirche Kraft haben wird, das erweiterte Werk so mit dem Hauch des Geistes und der Kraft zu erfüllen, daß der gewaltige Organismus lebenskräftig bleibt und vor der Routine bewahrt wird, bewegt manches Herz. Neue Kraft thut allen Arbeitern an diesem Werke not! Deshalb wollen wir von Herzen für den Segen und die Förderung danken, welche die einzelnen Teilnehmer und die gesamte evang. Kirche durch die allgemeine evang. Missions-Konferenz empfangen hat. Möchte die Wirkung dieser Beratungen mehr und mehr sichtbar werden und nachhaltig sein![1]) Die nächste zehnjährige Konferenz soll, wills Gott, 1898 in Amerika stattfinden. Wenn dann auch noch nicht erreicht sein sollte, was als Ziel unseres Strebens bei der diesjährigen Versammlung von manchen hingestellt worden ist, näher wird man ihm jedenfalls gekommen sein, daß noch vor Ablauf des Jahrhunderts allen Menschen die Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus gebracht werde.[2])

[1]) Binnen kurzem wird der offizielle Bericht über die Konferenz erscheinen. Herr Johnston hat sich der Redaktion desselben mit großem Eifer unterzogen. Der Bericht wird in Groß-Oktav 1200 Seiten umfassen, und wird nicht nur alle Vorträge, sondern auch alles Wesentliche enthalten, was die Diskussion zu Tage förderte. Das Ganze wird eine Fülle des wertvollsten Materials enthalten, welches der sorgfältigen Beachtung aller Missionsarbeiter empfohlen werden muß. Der Verf.

[2]) Man sollte doch lieber nicht als Ziel hinstellen, was bei nüchterner Erwägung nicht erreichbar ist. Thut man das, so gerät man in die rhetorische Phrase, und die rhetorische Phrase hat der Mission schon vielen Schaden gethan; das Strohfeuer, welches sie anzündet, gewährt nicht die nachhaltige Kraft opfervoller Selbstverleugnung und besonnener gesunder Arbeit, welche gerade ein Werk wie die Evangelisierung der Welt nötig hat. D. H.

Missionsrundschau.

IV.

Asien.

Vom Herausgeber.

Von dem gesamten asiatischen Missionsgebiete sind diesmal wenig hervorragende Ereignisse zu melden. Im Unterschiede von den wesentlich durch die kolonialpolitischen Interessen verursachten Bewegungen, welche Afrika in Atem halten und auch die afrikanischen Missionen in verhängnisvolle Mitleidenschaft ziehen, geht es auf den asiatischen Missionsfeldern augenblicklich einen verhältnismäßig ruhigen Gang, der im ganzen als Fortschritt zu bezeichnen ist. Überall treue und nicht ungesegnete Kleinarbeit, wie ein Londoner Missionar treffend schreibt: „wir sind wie die Korallentiere im weiten Meere des Heidentums, unser Werk wächst langsam.“ (Lond. M. S. Rep. 48). Wohl enthalten die Spezialberichte eine große Fülle von mehr oder weniger charakteristischen Einzelzügen; aber da eine Generalrundschau, zumal wenn ihr wie am Schluß dieses Jahres nur ein kleiner Raum gewidmet werden kann, sich nicht in diese Kleinmalerei verlieren darf, so trägt sie unter solchen Umständen einen gewissen monotonen Charakter.

Wir beginnen mit dem interessantesten asiatischen Missionsgebiete, mit **Japan**. Zunächst einige statistische Mitteilungen, welche sich auf den Missionsbestand im Jahre 1887 beziehen.[1]).

Evangelische Missions-Gesellschaften .	26
Auswärtige Missionare	148
Selbständige Arbeiterinnen	253
Eingeborne ordinierte Pastoren . . .	102
Theologie Studierende	216
Organisierte Gemeinden	221
Völlig sich selbst erhaltende Gemeinden	73
Selbständige Gemeindeglieder . .	19 829[2])

Die sog. Anhänger sind in unsern Quellen nicht angegeben; vermutlich übersteigt ihre Zahl 50 000, so daß die evang. Mission schon heute sowohl die römische wie die griechische auch numerisch überflügelt hat.

Diese Statistik bestätigt, was fast alle Berichte melden:

1. daß der Fortschritt der Evangelisierung Japans ein bedeutender ist. Die Zahlen reden hier ohne Kommentar. Es gab selbständige Gemeindeglieder (Kommunikanten)

1859	. . . 0	1882	. . . 4 987
1876	. . 1 004	1886	. . . 14 815
1879	. . 2 965	1887	. . . 19 829

2. daß der Selbständigkeitstrieb der jungen japanischen Christen stark und das Christentum bereits wurzelhaft im Lande geworden ist. Dies

---

[1]) Charakteristischerweise hat die Ausbreitungs-Gesellschaft (P. G. S.) bei Aufstellung dieses Census sich geweigert, Angaben zu machen, sodaß die sie betreffenden Zahlen haben geschätzt werden müssen!!!

[2]) Miss. Her. 169. Wo in den Quellenangaben die Jahreszahl nicht angegeben, ist stets 1888 gemeint.

zeigt nicht nur die wachsende Zahl der eingebornen Pastoren (1887: 102; 1886: 93; 1882: 49) und Studenten der Theologie (1887: 216; 1886: 169; 1882: 71) sondern auch die der sich völlig selbst erhaltenden Gemeinden (1887: 73; 1886: 59; 1882: 13).

Diese steigenden Zahlen, die ja freilich absolut genommen und im Verhältnis zu den 37 Millionen Japanern noch sehr klein aber als Anfangsergebnisse einer jungen Mission bedeutend sind, widerlegen am besten die hämische Bemerkung in einem mit W. J.[1]) gezeichneten Artikel des „Globus“ (Bd. LI. Nr. 23. S. 364): „daß in keinem heidnischen Lande die Missionare aller Nationen und aller Bekenntnisse so verschwindend wenige Proselyten machen, dabei aber ein ungemein angenehmes sorgloses Dasein führen wie gerade in Japan“!

Was Missionsinspektor Zahn S. 458 dsr. Z. den geographischen Forschungsreisenden so ernst zugerufen, daß es ihre sittliche Pflicht ist, sich genau zu informieren ehe sie über Dinge urteilen, die sie nicht verstehen, das gilt doppelt und zehnfach den leichtfertigen Feuilletonisten, die darum die Welt durchjagen, um dem Zeitungspublikum pikanten[2]) Unterhaltungsstoff zu liefern! Aber wir fürchten, daß diese Ermahnung bei denjenigen Reportern sehr wenig ausrichten wird, welche sich beleidigt fühlen, weil in einer für sie peinlichen Weise die Unwahrheit ihrer Berichte öffentlich aufgedeckt worden ist.

Selbstverständlich ist aber dies statistische Ergebnis nicht das wirkliche Maß des Missionseinflusses. Dieser Einfluß geht gerade in Japan weit über die Zahlen hinaus. Zwar das ist eine bedauerliche Übertreibung phrasenhafter Missionsrhetorik, wie sie besonders in gewissen amerikanischen Kreisen geübt wird, denen sowohl eine wirkliche Missionssachkenntnis wie ein gesundes Missionsurteil fehlt, daß bereits bis Ende dieses Jahrhunders die Mission in Japan ihre Aufgabe gelöst haben werde, wenigstens in dem Sinne, daß die dann etwa noch restierende Christianisierungsarbeit lediglich von eingebornen Evangelisten besorgt werden könne. Abgesehen davon, daß heute von den 37 Millionen Bewohnern Japans, wie ein nüchterner, 25 Jahre im Lande thätiger Missionar bemerkt, vielleicht kaum eine Million das Evangelium auch nur gehört hat (The Missionary 173) und daß in zehn Jahren weder die Zahl der selbständigen Kirchenglieder noch die der eingebornen Pastoren sich auch nur ver-

[1]) Wir glauben den Herrn zu kennen!

[2]) Im weiteren Verlaufe seines Spottartikels über die Mission schreibt der Herr W. J.: „Die christliche Religion paßt nicht für Ostasien (sic?) ebensowenig wie der Lackstiefel oder der Cylinderhut. Der Japaner hat nun einmal andere Anschauungen wie der Europäer. Dinge, die uns ganz selbstverständlich erscheinen, berühren den Japaner aufs peinlichste, während wiederum vieles, was in Japan alltäglich, für Europa einfach unmöglich ist. So fand mein Dolmetscher kürzlich in einer der bedeutendsten Zeitungen Japans folgende Annonce: „40 Sen (1,20 Mk.) Preis für Prostituierte I. Klasse. Umsonst wird verabreicht ein Stück Odai, 1½ Pfd. besten Reisbranntweins. Dieses Haus ist Tag für Tag von Herren begünstigt worden, denen wir dafür unsern besten Dank sagen. Deshalb haben wir den Preis der Freudenmädchen gegen früher herabgesetzt und bieten außerdem eine Portion Fisch, wie oben angegeben. Wir hoffen, daß Herren in doppelter Anzahl wie früher nach unserm Hause kommen werden. Wir zeichnen“ . . u. s. w.

Es ist doch merkwürdig, daß die Dolmetscher gerade auf solche Dinge die Herren Feuilletonisten sofort aufmerksam machen!!

hundertfacht, so würde es, selbst wenn das geschähe, eine große pädagogische Unweisheit sein, eine so junge Missionskirche lediglich sich selbst zu überlassen. So ist es uns auch, nebenbei bemerkt, unverständlich, wie in amerikanischen Missionskreisen der japanischen Regierung reaktionäre Tendenzen zum Vorwurf gemacht werden können, weil sie das Land nicht mit solchen liberalen Institutionen überschütten will, für die es eben nicht reif ist (Bapt. Miss. Mag. 90. 285). Die amerikanischen politischen Einrichtungen sind doch nicht das allgemeine Menschheitsideal und wären sie es auch, so würde ein weiser Pädagog diese Einrichtungen doch nicht ohne weiteres auf ein Volk übertragen zu sehen wünschen, welches so zu sagen erst aus einem langen Winterschlafe erwacht ist. Japan hat an dem Maße der Selbstregierung, welches es nach dem Zeugnisse eines nüchternen eingebornen Missionars bereits besitzt (Sp. of Miss. 219), vorläufig genug; das Volk als ganzes ist politisch noch ebenso unreif wie zur völligen kirchlichen Selbstregierung und in den verhältnismäßig doch ziemlich kleinen gebildeten Kreisen, hat der Selbständigkeitstrieb wenigstens teilweise noch etwas knabenhaftes.

Auf keinem Missionsgebiete der Gegenwart hat sich in so kurzer Zeit eine gewisse christliche Atmosphäre gebildet, oder um uns noch nüchterner auszudrücken, ist eine dem Christentum so günstige Wendung in der öffentlichen Meinung eingetreten wie in Japan. Diese Begünstigung des Christentums geht so weit, daß die japanische heidnische Presse immer wieder den Gedanken bespricht, die christliche Religion zur offiziellen Staatsreligion zu machen (Her. 416). Wir haben bereits früher bemerkt, daß diese Gunst weniger in einem religiösen Bedürfnis als in politischen bezw. kulturpolitischen Erwägungen ihren Grund und daher auch ihre Gefahren hat. Aber jedenfalls entkräftet sie das alte Heidentum, das trotz mancherlei Reform- und Oppositionsversuchen (Her. 25. 217) immer ohnmächtiger, um nicht zu sagen verachteter wird und bricht der Evangelisationsarbeit breite Bahn. Wieder ist es der bekannte Professor und Literat Toyama, welcher, obgleich selbst noch kein Christ, mit immer neuen Ratschlägen zur Beförderung der Christianisierung seines Vaterlandes hervortritt. So plädiert er jetzt sowohl für die christliche Erziehung des weiblichen Geschlechts in Missionsschulen, um durch Vermittlung der Frauen das Christentum in die Familien einzuführen als auch für die Begründung christlicher Gymnasien, um durch die in diesen Lehranstalten für das Christentum gewonnenen Zöglinge die Studentenschaft und so allmählich die kaiserliche Universität zu erobern. Es giebt ja natürlich bereits christliche Mädchenschulen und christliche Gymnasien, aber der Herr Professor will diesen Teil der missionarischen Hilfsarbeit in viel größerem Stile und in viel ausschließlicherer Weise als bisher getrieben haben, besonders der Predigt gegenüber, der er nur eine dürftige Wirksamkeit zuschreibt. Ob er darin völlig recht hat ist eine andre Frage; aber charakteristisch bleibt es, daß ein noch nicht christlicher einflußreicher Mann durch das Mittel der höheren Schulbildung ein schnelleres Tempo in die Christianisierung seines Vaterlandes bringen und derselben einen sicheren Weg weisen möchte (der ganze Artikel im Int. 92).

Auf diese Anregung ist denn auch bereits in der Hauptstadt durch mehrere Universitätsprofessoren und unter Begünstigung etlicher Staatsminister mit einem Stiftungskapital von über 400 000 Mk. eine höhere Mädchenschule begründet worden, deren Leitung und Unterricht ganz in die Hände christlicher

Damen gelegt worden ist, obgleich sie nicht eigentlich eine Missionsschule sein soll (M. Field 146), während die Missionsopponenten für eine höhere Mädchenschule kollektieren, welche völlig religionslos sein soll (Her. 414). Auch außerhalb der Hauptstadt mehrt sich das Verlangen nach christlichen Schulen (Her. 333). Die bedeutendste höhere Lehranstalt der evangelischen Mission in Japan ist das unter dem Namen Doshisha bekannte Gymnasium zu Kyoto. Dasselbe wurde im Mai dieses Jahres von dem japanischen Minister des Auswärtigen, Grafen Inouye, eines Besuches gewürdigt und in einer bei dieser Gelegenheit von ihm gehaltenen Rede, in welcher der christliche Charakter der Anstalt nachdrücklich betont wurde, durch hohes Lob geehrt (Her. 332. 376.). Im Laufe des vergangenen Jahres sind 141 Schüler dieses Gymnasiums getauft worden (Ebd. 372). Wenn die christlichen Schulen Japans in dieser Weise missionierend wirken, was von den indischen leider nicht gesagt werden kann, dann verdienen die Ratschläge Toyama's allerdings die ernsteste Beherzigung seitens der evangelischen Missions-Gesellschaften. Und sie finden dieselbe auch. So hat der anglikanische Missionsbischof Bickersteth der Church M. S. dieselben sehr eindrücklich empfohlen (Int. 91) und Mr. Nisima, der Direktor der eben erwähnten Doshisha hat ihnen bereits dadurch praktische Folge gegeben, daß er die oberen Klassen seiner Schule (das theologische Seminar und die Selekta für andre Wissenschaften) zu einem Universitäts-Departement gemacht hat mit dem Ziele der Begründung einer christlichen Universität. Zwei Staatsminister haben jeder 3000 Mk. für dieses Unternehmen beigesteuert, für welches in Summa bis jetzt aus angesehenen japanischen Kreisen 85 500 Mk. eingegangen sind (Her. 413). Daß die Predigt, auch die Reisepredigt über die Schulthätigkeit nicht hintan gesetzt werden darf, ist selbstverständlich. Wie die sämtlichen Berichte zeigen, wird sie auch energisch gepflegt.

Von besonderer Bedeutung für ein Kulturland wie Japan ist natürlich auch die literarische Missionsthätigkeit. Es wäre lehrreich, einmal eine Zusammenstellung ihrer sämtlichen Erzeugnisse zu erhalten. Für diesmal bringen unsre Berichte nur Mitteilungen über die vollendete Bibelübersetzung. Gelegentlich der besondern Feier, welche am 3. Febr. wegen dieses wichtigen Ereignisses stattfand, gab Missionar Dr. Hepburn eine interessante Geschichte der 10jährigen Übersetzungsarbeit (Her. 190). Das Neue Testament ist bereits in kleinem Format gedruckt und wird für 10 Pf. verkauft. Die Regierung hat angeordnet, daß es in allen ihren Schulen gelesen werden sollte. Es giebt aber im ganzen Lande etwa 30 000 Regierungsschulen, die von c. 3 Millionen Schülern besucht werden (Kalw. M.-Bl. 72).

Als eine besonders erfreuliche Thatsache ist schließlich noch hervorzuheben, daß die Einigungsbestrebungen unter den verschiedenen evangelischen Missions-Gesellschaften und den zu ihnen gehörigen Gemeinden der eingebornen Christen sich immer weiter ausdehnen. Bekanntlich haben sich bereits die presbyterianischen Kirchengemeinschaften zu einer „christlichen Kirche in Japan“ (Church of Christ in Japan) zusammengeschlossen, der über ein Drittel der sämtlichen japanischen evangelischen Christen angehören. Jetzt verhandeln die Kongregationalisten über den Anschluß an diese Kirchengemeinschaft. Als gemeinschaftliches Bekenntnis sollen das Apostolicum, das Nicänum und die Artikel der evangelischen Allianz angenommen werden, mit Berücksichtigung des Westminster- und Heidelberger Katechismus (Her. 330). Wenn diese Mitteilung in die Hände unsrer

Leser komt, wird die Vereinigung vermutlich bereits vollzogen sein und dann die geeinigte Kirchengemeinschaft fast 2 Drittel der japanischen Christen umfassen. — Auch die Bischöflichen erstreben zunächst unter sich einen Zusammenschluß und (wenigstens die amerikanischen) einen Anschluß an die „vereinigte Kirche Christi in Japan" (M. F. 18. Sp. 353), doch fürchten wir, daß es so bald zu dem letzteren nicht kommen wird. Ähnlich steht es mit den Baptisten; aber hier findet der Einigungsgedanke fast noch weniger Entgegenkommen (The Miss. 127).

China. Auch hier liegt eine neuste Statistik vor. Nach derselben gab es in China 1887 (Miss. Rev. 313):

Evangelische Missions-Gesellschaften .	37
Evangelische Auswärtige Missionare .	489
Selbständige weibliche Arbeiterinnen .	221
Eingeborne ordinierte Missionare . .	175
Eingeborne sonstige Helfer	1316
Christliche Kommunikanten . . .	32 260
Schüler in Missionsschulen . . .	13 777

Auch diese Zahlen konstatieren in allen Rubriken einen erfreulichen Fortschritt, die der Kommunikanten gegen das Vorjahr um 4260, gegen vor 10 Jahren um 18 745. Die Zahl der sog. Anhänger wird sich also wohl jetzt auf c. 100 000 belaufen. Mittlerweile wird sich die Zahl der Missionare wieder bedeutend vermehrt haben, da allein die China Inland M. im vorigen Jahre deren 100 (incl. Frauen) neu ausgesandt hat. Diese äußerst eifrige Mission arbeitet jetzt in 15 Provinzen des weiten chinesischen Reichs wesentlich durch Reisepredigt; in 11 Provinzen hat sie 129 Stationen mit zusammen 2105 Kommunikanten; allein in der Provinz Schansi sind durch ihre Arbeiter über 300 Personen während des Vorjahres getauft worden (Chinas Millions 44. 54. 76). Nach den neusten amtlichen statistischen Angaben beträgt übrigens die Gesamtbevölkerung China's c. 379 Millionen (Ausland, 818) eine Summe, gegen welche freilich die bisherige Zahl der chinesischen Christen noch nicht einmal wie ein Tropfen am Eimer erscheint.

An der allgemeinen Situation ist wenig geändert. Das kaiserliche Toleranzedikt[1]) hat die Stimmung des Volkes bezw. der Mandarinen gegen die Mission nicht günstiger gemacht; die Chikanen, Feindseligkeiten, und selbst Verfolgungen gehen fort, hier häufiger dort seltener, je nach dem Verhalten der Obrigkeit. Im einzelnen mancher schöne Erfolg, z. B. in den Provinzen Schansi und Fukiehn, selbst in Peking (Her. 356. 394. 215. 312. Ch. M. Rep. 87, 201 ff.); aber von einer Änderung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Christentums läßt sich noch nichts berichten (Baseler Jahresb. pro 1887, 65—68). Daß die durch die Überschwemmung des Gelben Flusses besonders über die Prov. Honan gekommene furchtbare Heimsuchung mit dem Massenelend, das sie im Gefolge gehabt, den Boden für die Aussaat des Evangelii bereitet habe, wird in unsern Quellen wenigstens nicht gemeldet, nur das hat man aus ihr gelernt, daß China der technischen Hilfsmittel nicht länger entbehren kann,

[1]) Eine eingehende Beleuchtung dieses Edikts, welche zum teil unsre Darstellung in der letzten Rundschau berichtigt, bringt soeben die Oktober-Nummer der Missions évangeliques au XIX. siècle S. 294 ff.

welche die abendländische Wissenschaft und Kultur darbietet (Her. 374). Diese Erkenntnis beginnt jetzt die Vorurteile des chinesischen Aberglaubens, namentlich der sog. Wind- und Wasserlehre und was mit ihr zusammenhängt, überhaupt ein wenig zu überwinden. China hat seine erste Eisenbahn, vorläufig allerdings nur ein kurzes Bähnchen von Tientsin bis Tung chau, einige Meilen von der Hauptstadt, aber die Fortführung derselben bis Peking soll schon in sichrer Aussicht stehen (Indep. v. 20./9.) und mit ihr tritt der folgenreichste Wendepunkt ein in der Geschichte Chinas. So viel ist sicher: der chinesische Riese erwacht, und was das für die asiatische Politik und für den Welthandel bedeuten wird, das wird dem staunenden Europa das nächste Jahrhundert offenbaren. Aber wir hoffen, daß es auch für die Christianisierung des himmlischen Reichs von epochemachender Bedeutung sein und dem Evangelio Christi hier in ähnlicher Weise Bahn bereiten wird wie es seit einem Vierteljahrhundert in Japan geschehen ist. Derweilen übt freilich der Aberglaube noch eine große Macht, wie beispielshalber folgender von der Londoner Times mitgeteilter Vorfall beweist. Die Götzen eines Tempels standen in dem Verdacht, den Tod der Feinde ihrer Anbeter zu bewirken. So wurde auch der Tod eines höheren Offiziers ihnen schuld gegeben. Darauf kam auf Befehl des Vicekönigs der Präfekt zu dem Tempel und nahm 15 dieser (hölzernen 5 Fuß hohen) Götzen gefangen. Weil es nun aber die Herren Beamten für gefährlich hielten, solche machtvolle Götzen zu verhaften, so stachen sie ihnen zuerst die Augen aus, damit sie ihre Richter nicht erkennen könnten. Dann wurde Gericht gehalten und der Vicekönig befahl, daß die Götzen enthauptet, ihre Leiber in einen Sumpf geworfen und ihr Tempel versiegelt werden sollte (Her. 418).

Wie in Japan so beginnt sich jetzt auch in China eine Vereinigung der verschiedenen protestantischen Missions-Gesellschaften anzubahnen. Die 9 presbyterianischen Missionen haben damit den Anfang gemacht (The Miss. 366).

Einen großen Verlust hat nicht nur die Londoner M.-G. sondern die gesamte chinesische Mission erlitten durch den Tod des von Gott besonders begnadeten Missionsarztes Dr. Mackenzie in Tientsien. Sein letzter im Jahresbericht der Londoner M.-G. (S. 49—57) veröffentlichter Überblick über seine Thätigkeit im Jahre 1887 schließt mit der Erzählung des seligen Heimgangs eines unter der ärztlichen Pflege des teuren Mannes bekehrten Chinesen, welcher mit den Worten starb: „Doktor, ich werde auf dich im Himmel warten, ich gehe dir voran." „O," fügt er dann hinzu, „das ist in der That mein Kommen nach China wert." Unter der Überschrift: „ein geliebter Arzt" bringt der Chronicle S. 309—323 ein schönes Lebensbild des „gesegneten" Mannes, den Gott leider so früh, schon in seinem 38. Jahre, heimgeholt hat.

Aus der Mantschurei, wo die vereinigten schottischen Presbyterianer eine wesentlich durch den trefflichen Missionar Roß begründete Mission unterhalten, die jetzt auf 4 Stationen 632 Kommunikanten zählt (Unit. Presb. Rec. 194), ist jüngst ein charakteristischer in chinesischen Lettern schön geschriebener Brief der „presbyterianischen Kirche der Mantschurei" in Schottland eingetroffen, der mit Dank gegen Gott konstatiert, welche großen Veränderungen das Evangelium Christi im Lauf von zehn Jahren dort hervorgebracht und welcher heilige Eifer die jungen Christen (gegen 1000 Getaufte) beseelt (Ebd. 313).

Betrübende Nachrichten kommen aus Korea, wo die amerikanischen

Presbyterianer (und Methodisten) unter der Gunst des Königs seit einigen Jahren eine hoffnungsvolle Mission begonnen haben und noch vor einigen Monaten gemeldet wurde: „Die Thore sind offen.“ Durch den amerikanischen Gesandten wurde den „in Seul wohnenden amerikanischen Missionaren“ plötzlich die amtliche Mitteilung gemacht, daß auf Befehl der Regierung jede Verbreitung des Christentums durch Predigt oder Schulthätigkeit hinfort unterbleiben müsse. Die Schuld an diesem unerwarteten Verbot tragen die römischen Missionare, welche den Zorn des Königs dadurch erregt haben, daß sie beabsichtigten auf einem Hügel der Stadt Seul angesichts des Königlichen Palastes ein großes Schulgebäude aufzuführen. Der König, dem dieser Anblick ärgerlich war, erbot sich einen andern, weniger hoch gelegenen Platz für die Schule herzugeben und die bereits gehabten Auslagen zu erstatten; aber die römischen Priester wiesen dieses Anerbieten schroff zurück und bestanden auf ihrem Bau und die Folge war das erwähnte Verbot, gegen das natürlich die geeigneten Schritte gethan worden sind (Indep. 19./7. u. Church at home and abroad 168).

Indien. Über die indischen Missionen ist bisher von 10 zu 10 Jahren eine authentische Statistik veröffentlicht worden, die letzte pro 1881 (vergl. A. M. Z. 1883, 275). Wie wir erst jetzt erfahren, ist seitdem in dem Indian Missionary Directory eine neue Statistik pro 1885 erschienen, welche also den Fortschritt in 4 Jahren zahlenmäßig darstellt. Nach derselben (Her. 222) gab es 1885 in Indien mit *Ausschluß* von Barma und Ceylon

Evangelische Auswärtige Missionare 791 (mehr als 1881: 133)
Eingeborne ordinierte Pastoren 530 (mehr als 1881: 169)
Eingeborne evangelische Christen 449 755 (mehr als 1881: 32 383)
Kommunikanten 137 504 (mehr als 1881: 24 179).

Die Steigerung der Christen- bzw. Kommunikantenzahl kommt hier der in Japan und China lange lange nicht gleich, was um so überraschender ist, da ja der bereits vorhandene Christenbestand in Indien ein viel größerer ist und schon die Zahl der Kindertaufen eine bedeutende sein muß. Ist die mitgeteilte Statistik vollständig, was sich unsrer Kontrolle entzieht, so kann man den Fortschritt in der Christianisierung Indiens in diesen 4 Jahren einen *befriedigenden nicht* nennen. Selbst die Mehrung der Kommunikantenzahl, die ja einen höheren Prozentsatz aufweist als die der „Christen“, entspricht den Erwartungen kaum. Während dieselbe in Japan sich in einem Jahre um c. 33%, in China um 15% vermehrt hat, beträgt die Zunahme in Indien in dem Zeitraum von 1881—85 *pro Jahr* durchschnittlich nur $5^{1}/_{2}$%[1]), eine Ziffer, die sich übrigens keineswegs gleichmäßig über das ganze Land verteilt. In Bengalen z. B. nennt der Bapt. Miss. Herald S. 384, nachdem er eine genaue Statistik über sämtliche Religionen der Präsidentschaft gegeben, das Ergebnis derselben für die christliche Kirche lamentably small. Es verlohnt sich der Mühe, daß die in Indien arbeitenden Missions-Gesellschaften dieser wenig erfreulichen Thatsache nachdenken, und möchten wir speziell der ja in einigen Jahren wieder tagenden *allgemeinen indischen Missionskon-*

[1]) Wenn Sir Hunter (vergl. den Artikel: „Islam und Christentum“) für die 9 Jahre 1872—1881 die Vermehrung der eingebornen Christen auf 64% berechnet, so ist 1. der berechnete Zeitraum neun mal größer, 2. Barma eingeschlossen und 3. war der Vermehrungs-Prozentsatz im vorigen Jahrzehnt ein größerer als er nach der vorliegenden Statistik in diesem Jahrzehnt zu werden scheint.

ferenz als Beratungsgegenstand das Thema vorschlagen: „Ist der Prozentsatz der Zunahme der eingebornen Christen Indiens ein befriedigender und wenn nicht, worin liegt der Grund?“

Nach Bapt. Miss. Mag. S. 376 teilt sich die gesamte Bevölkerung Indiens den Religionen nach folgendermaßen.

Hindu	187 937 438
Mohammedaner . .	50 121 598
Dämonendiener u. dergl. .	6 426 511
Buddhisten	3 418 895
Christen (aller Konfess.) .	1 862 626
Sikhs	1 853 426
Dschains	1 221 855
Parsen	85 397
Juden	12 009
Andre	952 066
Summa:	253 891 821.

Schon diese Zahlen zeigen, daß es enthusiastische Rhetorik ist, von einer in etwa 2 Generationen vollendeten „Bekehrung Indiens“ zu reden oder zu behaupten: bis Ende dieses Jahrhunderts werde jedes in Indien lebende Individuum das Evangelium wenigstens gehört haben. Auch das ist eine durch massenhafte Thatsachen widerlegte Phrase, daß die heidnischen Tempel zerfallen und nirgends restauriert oder neu gebaut werden. Hier und da ist das ja zutreffend; aber eine Einzelerfahrung zu generalisieren und gar sofort auf ein ganzes ungeheures Reich wie das indische auszudehnen, dessen einzelne Distrikte unter sich so grundverschieden sind, das ist mildest gesagt eine — rhetorische Voreiligkeit. Das indische Heidentum ist noch immer eine gewaltige Macht und die Unterminierarbeit noch lange nicht soweit vorgeschritten, daß man den Fall der Festung schon jetzt vorausberechnen könnte.

Seit einiger Zeit rafft sich dieses Heidentum zu einer immer mehr organisierten Gegenwehr gegen die christliche Mission auf, bei der es sich derselben Mittel wie diese bedient: der Presse, der Predigt und der Schule. So erschien zuerst in kanaresischer und dann auch in verschiedenen andern indischen Sprachen von einem gelehrten Brahmanen ein „Aufruf an diejenigen Herren Hindu, welche der alten Wissenschaft und Literatur noch Pietät zollen“, in welchem zur Unterstützung eines von ihm geplanten wissenschaftlichen Unternehmens: zur Herausgabe und Verbreitung alter indischer Handschriften behufs der Wiederbelebung der Hinduwissenschaft aufgefordert wird. Der Autor hat zu diesem Zweck eine besondere Anstalt in Puna gegründet, die er „Wonnesiedelei“ nennt und für die er Gaben sammelt (Ev. M. Mag. 36) — In Madras ist eine Hindu-Traktatgesellschaft ins Leben gerufen worden, welche populäre Schmähschriften gegen das Christentum im Umlauf setzt. (Indep. v. 30./8. Ch. M. S. Rep. 149. 151. London M. S. Rep. 120). „Fahren wir so fort zu schlafen“, heißt es in einem Traktat, „so wird alles christlich und unsre Tempel werden zu Kirchen gemacht, denn der Hinduismus nimmt täglich ab“ (Leipz. M. Bl. 271). Ebd. 46 wird eine dieser Schmähschriften abgedruckt, welche den Titel führt: „Etwas von der Unvernunft des Christentums“. Diese Hindu-Traktatgesellschaft scheint ihre Thätigkeit über den ganzen

Süden Indiens auszudehnen und mit großer Energie zu Werke zu gehen, wie z. B. seitens der amerikanischen Missionare gemeldet wird, daß in ihrem Auftrage gegen 10 Colporteure und Reiseprediger nach Madura gekommen. „Ich habe“ — heißt es in dem betreffenden Berichte, „alle ihre Traktate gelesen und nicht eine einzige Sentenz oder ein einziges Argument zu gunsten des Hinduismus, nicht eine einzige Stelle gefunden, welche nachwies, daß der Hinduismus Seelen selig machen könne. Diese Traktate enthalten nichts als schlechte Witze und blasphemische Tiraden über das Christentum und man hat mir erzählt, daß es mit den Predigten gerade so ist. Besonders feindselig sind sie gegen die padres, die sie in so schwarzen Farben malen, daß es geradezu lächerlich wird für alle diejenigen, welche mit Missionaren bekannt sind. Die Bibel ist die nächste Festung, gegen welche sie ihre Batterie richten und die Munition, welche sie gegen dieselbe verschießen, entlehnen sie dem Arsenal englischer Ungläubiger wie Bradlaugh und Ingersell“ (Her. 438). Ja selbst bis zum Norden Indiens erstreckt sich diese Bewegung, welche man geradezu als ein revival des Hinduismus bezeichnen kann (Ch. M. S. Rep. 99. 101. Her. 438). So wurde auf einer Mela in Allahabad in tausenden von Exemplaren ein geradezu gemeines Pamphlet verbreitet, welches sich „Jsu Charitra“ d. h. Leben Jesu betitelte (Bapt. Her. 388).

Neben dieser literarischen Bekämpfung des Christentums her geht eine eifrige Predigtthätigkeit, welche in Angriffen auf das Christentum, in denen sie wesentlich besteht, jene noch überbietet. Man hält Versammlungen zu gleicher Zeit mit den christlichen, meist ganz in der Nähe derselben, unterbricht die Missionare und verursacht Störung auf Störung. Der Inhalt der sog. Predigten dieser Hindugegner ist wesentlich derselbe wie der vorhin geschilderte der Traktate: „Die Christen sind eine böse Bande, das Christentum eine verabscheuungswürdige Religion, die Bibel ein nichtswürdiges Buch voller Lügen, Jesus ein großer Betrüger. Die Missionare sind in mancher Beziehung keine übeln Leute, nämlich soweit sie Bildung im Lande verbreiten, aber hinterlistig; glaubt ihrer Sophistik nicht und schickt eure Kinder nicht in ihre Schulen, sie werden euch sonst geraubt. Auch die Bibelfrauen sind gefährliche Leute, sie verführen eure Frauen, laßt sie nicht in eure Häuser“ u. s. w. (M. F. 66). Andre male wird mit ernsteren Argumenten operiert, welche aus der Werkstätte der abendländischen ungläubigen popularisierten Wissenschaft entnommen sind. Es fanden auch große öffentliche Disputationen in Madras statt vor einem nach tausenden zählenden Publikum, vornehmlich über die Gottheit Jesu, in welchen von den Brahmanen zugestanden wurde, Jesus sei vielleicht ein Engel vom Himmel, aber nicht göttlich (Church of Sc. Rep. 35). Durch diese systematischen Angriffe ist leider auch mancher Christ zum Abfall bewogen worden, so z. B. der durch einen über ihn veröffentlichten Traktat bekannte tamulische Zemindar Jogi Surappen (Leipz. M. Bl. 272). Im ganzen kann man sich aber dieser heidnischen Opposition eher freuen als über sie betrübt sein. Sie ist ein Zeichen davon, daß das Heidentum sich ernstlich bedroht sieht; zudem ist Kampf immer besser als Indifferentismus zumal die christliche Mission durch ihn jedenfalls zu neuen Anstrengungen angeregt wird.

Auch der Mohammedanismus Indiens scheint in Ähnlichkeit dieser Hindu-Gegenmission operieren zu wollen. Wie Missionar Clark aus Amritsar (Pandschab) schreibt, senden die nordindischen Mohammedaner seit einiger Zeit

Missionare aus, welche in englischer Sprache predigen und englisch geschriebene Traktate (z. B. über das mohammedanische Gebet) und Schmähschriften (z. B. eine Dissertation über die Dogmen des Christentums) verbreiten (Int. 519). Hat schon die durch den Kanonikus Taylor in Kurs gesetzte Verherrlichung des Islam auf Kosten des Christentums eine bedeutende Stärkung der christlichen Mission unter den Mohammedanern zur Folge gehabt (Int. 577. 648), so wird die mohammedanische Gegenmission diese Stärkung nur vergrößern.

Aber nicht nur die Methode entlehnen diese Gegenmissionare der christlichen Mission; sie eignen sich auch den Inhalt des Evangeliums an und geben ihn für hinduistische u. s. w. Lehre aus. Ein höchst charakteristisches Plagiat dieser Art wurde vor kurzem in Allahabad entdeckt. Ein Hindupundit, Raghunath Rao, der „Dewan“ von Indore, hatte einen Katechismus der arisch-indischen Religion herausgegeben, auf Grund dessen diese Religion in einem sehr idealen, dem Christentum überraschend ähnlichen Lichte erschien und — bewundert wurde. Da stellt sich plötzlich heraus, daß dieser Katechismus fast Wort für Wort eine Übersetzung des „Westminster Kurzen Katechismus“ ist, nur mit Weglassung aller auf Jesus Christus sich beziehenden Stellen und mit einigen Zuthaten aus den Veden (Int. 508). Es hätte nun bloß gefehlt, daß sich unter den abendländischen Gelehrten ein moderner Voltaire gefunden hätte, welcher aus diesem Plagiate des Hindupundit den wissenschaftlichen Beweis geführt hätte, daß die arisch-indische Religion dem Christentum wenn nicht weit überlegen, so doch mindestens ebenbürtig sei! Bekanntlich hat s. Z. Voltaire sich unsterblich blamiert, da er aus den gefälschten Veden Robert's de Nobili den gleichen Schluß zog. Übrigens zog sich der „Dewan“ aus der für ihn sehr peinlichen Affaire dadurch, daß er erklärte, die in dem bez. Katechismus enthaltenen Wahrheiten seien eben beiden Religionen gemein.

Ein noch merkwürdigerer Vorfall wurde in der Indian Evang. Rev. (Juli 1888) berichtet. „Die Thuma Bhagats sind eine hervorragende und interessante Klasse von Fakiren, bis jetzt unbekannt und noch nicht beschrieben. Wir trafen sie bei dem Heiligenschrein des Nanak in Dera Nanak im Gardaspur Distrikte. Die Art wie wir mit ihnen zusammenkamen war eigentümlich. Einige Fakire, die in ihrem Äußeren Sikhs glichen, hörten einige Zeit aufmerksam der christlichen Predigt zu, die dort gehalten wurde. Als der Prediger zufällig eine Stelle aus der Bergpredigt anführte, riefen sie aus: „Was! das ist's ja gerade, was unser Guru lehrt“! — und sie recitierten die Seligpreisungen, wie sie im 5. Kapitel des Matthäus stehen. Auf weiteres Befragen fanden wir, daß ihre Religion in der That ein verdorbenes Christentum ist, vermischt mit dem Sikhismus des Nanak. Sie sagten, sie hätten zwei Gurus, von denen der eine „Thuma“ heiße und vor langer Zeit gelebt habe; sie wußten nicht woher er gekommen sei. Der andere sei Nanak. Sie hatten auch zwei „heilige Bücher“, Nanaks Religionsbuch und „Das Buch des Thuma“. Letzteres sei das Buch, das mit der Predigt übereinstimme. Man stelle sich unsere Überraschung vor, als sich bei Besichtigung das genannte Buch als das Matthäus-Evangelium in Hindi-Sindhi auswies. Ihre Wohnsitze befinden sich in Scinde bei Suckhur und nur jährlich einmal kommen sie wallfahrtend zum Heiligenschrein des Nanak. Niemals, sagten sie, hätten sie von Christen gehört noch seien sie je mit Missionaren zusammengekommen. Ihre Bücher, die sie in Seide gewickelt hielten und hoch verehrten, seien Abschriften

alter Bücher, die im Besitze des Hauptes ihrer Sekte seien und ihnen von Thuma gegeben. Thuma ist das Urduwort für Thomas und Bhagat bedeutet „Heiliger". Sie sind demnach die Heiligen des Thomas. Der Name der Sekte, ihre Wohnplätze die Thatsache, daß sie im Besitze eines Teiles der Bibel sind und daß sie sich zu einer korrumpierten Form des Christentums bekennen, öffnet der weiteren Forschung ein sehr interessantes Feld."

Wir enthalten uns vorläufig des Urteils über diesen seltsamen Fund. Wenn hier nur nicht auch eine — Mystifikation vorliegt!

Von Bedeutung für die Mission war auch der Ende 1887 zu Madras tagende dritte indische Nationalkongreß, welcher zahlreich, vorwiegend von englisch sprechenden Eingebornen besucht war. Dieser Kongreß soll eine Art indischer Volksvertretung der britischen Regierung gegenüber darstellen, „den stummen Millionen Indiens Sprache verleihen", um die Regierung mit den wirklichen Interessen des Landes bekannt zu machen. Unter den 700 Delegierten befanden sich auch 35 Christen. Bemerkenswert war, daß der Kongreß es anerkannte, er verdanke diese Zusammenkunft zum teil der Arbeit der Missionare, denn ohne Schulbildung könnten sie sich nicht untereinander verständigen. Charakteristisch war auch, daß die Mitglieder desselben der Einladung des Gouverneurs von Madras zu einer Abendgesellschaft folgten und sich in derselben mit Thee, Eis u. s. w. traktieren ließen — also ihre Kastenregeln übertraten.

„Wir Missionsleute", so schreibt das Leipz. M. Bl. 90, „sehen in diesem Kongreß 1. ein Zeichen der Lebens- und Entwicklungsfähigkeit des indischen Volkes. Wenn Europäer mit wilden Naturvölkern zusammentreffen, so werden erstere immer weiter zurückgedrängt und sterben oft aus. Dagegen die Indier halten schon seit drei Jahrhunderten den Europäern stand, ja sie erstarken im Verkehr mit ihnen, wie das Eisen durch den Magnet gestärkt wird. 2. während die Mission nur langsam vorschreitet, hat die politische Bewegung die religiöse überholt, — ein Beweis dafür, daß einesteils die religiöse Wiedergeburt eines Volkes viel langsamer, weil tiefer geht; und daß andererseits auch dort in Ostindien die irdischen, materiellen Interessen viel eher und allgemeiner Berücksichtigung finden, als die ewige Wohlfahrt der Seele. 3. Daneben zeigt uns aber doch diese ganze Bewegung, daß durch die Berührung mit dem Abendland jene ungeheure Menschenmasse des indischen Festlandes aus dem Stillstand und Schlummer von Jahrhunderten zu erwachen und in Gärung zu geraten anfängt. Der West-Arier, der europäische Schulmeister, findet an den Ost-Ariern, seinen indischen Vettern, gelehrige Schüler, die bald mit ihm wetteifern werden. Was giebt jenem hauptsächlich seine Überlegenheit über diese? Das Christentum allein. Das giebt uns Hoffnung, daß auch die christlichen Ideen und Kräfte noch durchdringen und den indischen Volksgeist ergreifen und heiligen werden. 4. Immerhin darf man aber eins nicht vergessen: die große Redefertigkeit der Orientalen. Die Zungengelenkigkeit steht hier oft im entgegengesetzten Verhältnis zur Muskulatur der andern Glieder. Darum darf man sich durch schöne Reden ebensowenig bestechen lassen, als durch die vielen, schönen Aussprüche der indischen „Weisen", die schon so oft selbst christliche Gelehrte irre geführt haben, daß sie meinten, hier sei besseres Gold als das der heiligen Schrift."

Wiederholt ist uns bereits auch gelegentlich der diesmaligen Rundschau die große Wertschätzung entgegengetreten, mit welcher selbst die heidnischen Hindu die christlichen Missionsschulen ehren. Im ganzen befinden sich diese Schulen, namentlich die höheren, welche im Englischen als Unterrichtssprache für die Universität vorbereiten, in einem blühenden Zustande und ihre Schüler zählen nach tausenden. Aber das Ergebnis derselben, wenigstens das direkte für die Verbreitung des Christentums ist ein unverhältnismäßig geringes, obgleich selbstverständlich in allen christlicher Religionsunterricht erteilt wird. Als Anfang Mai dss. Jahres in Madras ein brahmanischer Schüler des christian college der großen freikirchlich-schottischen Missionsschule sich bekehrte und taufen lassen wollte, brach eine förmliche Revolte unter den Herren Gymnasiasten aus; sie hielten in Nachahmung des nationalen Kongresses förmliche Protestversammlungen und blieben von der Schule fern. Da das Lehrerkollegium fest blieb, die Rädelsführer mit Geldstrafe belegte, einige sogar relegierte und die Regierung zum Schutze desselben energisch mit der Erklärung eintrat, daß keiner der Strikenden, der nicht zu seiner Pflicht zurückkehre, zum Universitätsstudium und zum Regierungsdienst zugelassen werden würde, so ging der Sturm bald vorüber (Free Ch. Monthly 213). Einige der über diesen Ausgang Mißvergnügten wollen aber eine Hinduschule gründen. Hoffentlich gereicht dieser Vorfall der Sache der Missionsschulen zur Klärung. Man bekommt fast aus allen Berichten über diese höheren Schulen den Eindruck, als sei das Hauptziel derselben die Vorbereitung auf die Universitätsgrade, und das ihr Hauptruhm: möglichst viele ihrer Schüler durch solche Grade ausgezeichnet zu sehen. Ob dieser Ehrgeiz, in welchem sie alle wetteifern, nicht etwa ein Grund mit ist dafür, daß diese Schulen so wenig christliche Täuflinge liefern?

Die Staatsschulen müssen in Indien bekanntlich religionslos sein, da die Regierung ihre religiöse Neutralität auch auf dem Gebiet der Erziehung streng wahren zu müssen glaubt. Neben den Staatsschulen giebt es aber eine Menge Privatschulen und die Regierung unterstützt dieselben durch einen Zuschuß (grant-in-aid), wenn sie den staatlichen Lehrplan annehmen und sich der staatlichen Revision unterwerfen. Diesen von der Regierung unterstützten Schulen ist es erlaubt, neben den im Lehrplan festgestellten Fächern auch religiösen Unterricht zu erteilen und daher genießen auch die meisten Missionsschulen eine Regierungsunterstützung. Von großer Bedeutung für das indische Schulwesen ist nun eine am 31. Dez. 1887 erlassene amtliche Erklärung des Vicekönigs, in welcher es heißt: „In den unterstützten Schulen kann natürlich religiöser Unterricht ohne Hinderung gegeben werden; ja der Vorsitzende des Erziehungs-Departements (er selbst) wird sich aufrichtig freuen, wenn die Zahl der unterstützten niedern und höhern Schulen, in denen der religiöse Unterricht einen hervorragenden Platz einnimmt, bedeutend vermehrt wird. Dies ist der Weg, auf welchem dies schwierige Problem (Stellung der Regierung zur christlichen Erziehung) am besten gelöst werden kann“ (Free Ch. Rec. 19). Ein weises und wahres Wort, dem hoffentlich viel praktische Folge gegeben wird.

Wie die höhere Schulthätigkeit, so scheint auch die Senanamission bis jetzt wesentlich eine Saat auf Hoffnung zu sein. An Umfang wächst dieser ganz in den Händen der Frauen liegende Zweig der indischen Frauenmission

von Jahr zu Jahr, aber selten liest man von einer Taufe. Als im Nov. vor. Jahres zu Berhampur (nördl. von Kalkutta) als erste Frucht der Senanaarbeit im Dienste der Londoner Mission eine 27jährige Frau getauft wurde, so galt das als ein außerordentliches Ereignis (Lond. M. S. Rep. 78).

Einen für die socialen Verhältnisse Indiens höchst bedeutungsvollen Beschluß haben im März dieses Jahres die Fürsten bzw. Vertreter der Staaten von Radschputana (östlich vom Indus in seinem Unterlaufe, ein mit c. 10 Millionen bevölkerter Distrikt) gefaßt, nämlich die Kinderheiraten abzuschaffen durch ein Gesetz, welches dem Mädchen nicht unter 14, dem Jüngling nicht unter 18 Jahren in die Ehe zu treten gestattet. Dieser völlig freiwillig wenn auch unter missionarischem Einfluß gefaßte Beschluß wurde am 10. Juli im englischen Oberhaus zur Sprache gebracht und seitens des Staatssekretärs für Indien ausdrücklich als wirkliche Thatsache bezeichnet und für einen der größten Fortschritte dss. Jahrhunderts in der indischen Gesellschaft erklärt (Unit. Presb. Rec. 260). Möchten diesem Beispiele die übrigen indischen Staaten bald folgen. Es scheint aber kaum, als ob fürs nächste dazu Aussicht wäre. Die Agitation ist ja ordentlich im Gange (Ind. Evang. Rev. Jan. 88, 312), aber solange sogar noch gebildete eingeborne Christen, die eine hervorragende kirchliche Stellung inne haben, in christlichen Konferenzen und angesehenen kirchlichen Zeitschriften sich öffentlich gegen die Beseitigung der Kinderheiraten erklären, wie dies erst jüngst der zur freischottischen Mission in Kalkutta gehörige Advokat Babu Shome gethan (The Miss. 140), so lange ist die indische öffentliche Meinung für diese einschneidende Reform nicht reif.

Ein großes leider durch die Regierung bezw. deren Organe selbst gegebenes Ärgernis, das den Christennamen nicht wenig geschändet hat in Indien, ist infolge energischer Agitation seitens der christlichen Kreise Englands endlich beseitigt. Aus wie man sagt sanitätlicher Rücksicht auf die vielen jungen unverheirateten englischen Männer, besonders Soldaten, welche in Indien sich aufhalten, bestand nämlich ein gesetzlicher Schutz der öffentlichen Unzucht, die sog. contagious diseases act, d. h. die Prostitution stand nicht nur unter der Aufsicht, sondern unter der Fürsorge und Begünstigung der Regierung. Es waren bezüglich dieser Fürsorge unglaubliche Dinge an den Tag gekommen, alle durch amtliche Schriftstücke belegt, nämlich daß der General-Quartiermeister bereits 1886 in einem offiziellen Cirkularschreiben aufgefordert hatte, die Soldatenbordelle mit hübschen, anziehenden, jungen Prostituierten in genügender Anzahl zu versorgen und ev. die Beihilfe der Ortsbehörden in der Herbeischaffung derselben in Anspruch zu nehmen, und daß dieser Oberbefehl in vielen Aufforderungen der Offiziere und Militärärzte ein ans Schamlose grenzendes Echo gefunden; z. B. daß man nicht recht eifrige Kupplerinnen durch neue ersetzen müsse, welche reichlichere und bessere Beute herbeischafften und dergl. Am 18. Mai dss. Jahres fand nun eine große Versammlung in Exeterhall statt, welche alle diese Dinge schonungslos ans Licht zog, mit christlichem Freimute das Verhalten der amtlichen Organe in Indien kritisierte, eine Resolution an das Parlament beschloß und fest erklärte, die Agitation nicht eher einstellen zu wollen, bis das Ärgernis aus der Welt geschafft sei. (Die betreffenden Dokumente und Verhandlungen in The Christian, Extra Number vom 25. Mai.) Die Folge war, daß am 5. Juni das Parlament sämtliche anstößige Gesetzesbestimmungen und Verordnungen bedingungslos aufhob (Miss. Rev. 623), ein Beschluß, für welchen in der Extraversammlung

am Schlusse der Allg. Miss.-Konferenz dem Parlamente Dank gesagt und die Versicherung gegeben wurde, daß man scharf darauf achten werde, ob er in Indien auch thatsächlich zur Ausführung komme (Ebd. 651).

Gemeiniglich erfährt man über diese Dinge wenig; aber Verhandlungen dieser Art lassen einen Blick thun hinter die Koulissen der Kolonialmoral. Ein doppeltes unterliegt keinem Zweifel: 1. daß diese Kolonialmoral ein großes Hindernis für die Ausbreitung des Christentums bildet und 2. daß die Mission, indem sie dieser himmelschreienden Unsittlichkeit entgegentritt, sich die Vertreter derselben zu Feinden macht. Wenn nun die Praktiker dieser Kolonialunsittlichkeit, welche durch ihr Verhalten den Heiden selbst, unter denen sie leben, zum Anstoß gereichen, die Missionare in der öffentlichen Meinung herabsetzen, und der Mission Erfolglosigkeit vorwerfen, so frage ich jeden gerecht denkenden Mann: verdient ihr Zeugnis Glauben? und wäre es nicht endlich an der Zeit, daß der Unwille der öffentlichen Meinung sich gegen sie selbst wendete?

Statt einer Reihe von Einzelnotizen über den Fortgang der Missionsarbeit in ihren verschiedenen Verzweigungen und auf den unter sich sehr verschiedenen Gebieten Indiens wollen wir dies mal zum Schluß einige Auszüge geben aus der kurzen Selbstbiographie eines der bedeutendsten Missionare in Südindien, des im Dienst der Ausbreitungs-Gesellschaft stehenden Missionsbischofs Caldwell, welcher im Januar dieses Jahres das seltene Fest eines 50jährigen Missionsjubiläums feierte. Dieselbe findet sich in extenso im Miss. Field 170—174, der Auszug, den wir im wesentlichen reproduzieren im Leipz. M. Bl. S. 170.

Als 24jähriger Jüngling landete Caldwell am 8. Januar 1838 in Madras, wo er 3½ Jahre blieb. Seine erste Arbeit war dort das Sprachstudium. Er eignete sich die zwei Dialekte des Tamulischen, den klassischen Dialekt und die Volkssprache, rasch an und legte ein besonderes Gewicht auf eine richtige Aussprache, welche ja einer englischen Zunge doppelte Schwierigkeiten bereitet. „Diese Kenntnisse sind mir," schreibt er, „von dem größtmöglichen Nutzen gewesen." Weil er, wie es ja jeder Missionar mehr oder weniger thun muß, seine Sprachstudien immer mit Erfolg fortsetzte, so kam er endlich so weit, daß er seine „Vergleichende Grammatik der dravidischen Sprachen" anfangs der fünfziger Jahre herausgeben konnte, welche in der Gelehrtenwelt eine sehr günstige Aufnahme fand. — Seine erste praktische Arbeit war unter den eingeborenen Hausdienern der Engländer. Sehr bald aber ging seine Thätigkeit weiter. Er erkannte sofort die hohe Bedeutung der missionarischen Schularbeit, für die niedern Klassen in der Volkssprache, für die höheren im Englischen. Bemerkenswert ist die Missionsmethode, die er schon damals als die richtige erkannte und sein Leben lang beibehielt: „Mein Plan war, die Gemeinde zum Mittelpunkte meiner ganzen Missionsthätigkeit zu machen. Mit Hilfe meiner eingeborenen Gehilfen machte ich mich daran, einzelne aufzufordern, sich unsrer Gemeinde anzuschließen. Sobald wir einen Proselyten gewonnen, unterrichtet und getauft hatten, veranlaßte ich ihn, alle seine Verwandten und Freunde zu uns zu bringen. So hofften wir, daß auf diese Weise jeder neue Proselyt ein scheinendes Licht werden werde, um das sich andere sammeln. Der Plan gelang über Erwarten und bald war die Gemeinde zu zahlreich für das Gebäude." Wenig hält er

von den Straßenpredigten in großen Städten. „Man erreicht die höheren Kasten nicht und die direkte Frucht steht nicht im Verhältnis zur aufgewandten Mühe. Ich habe niemals von einem Beispiel gehört, daß irgend ein bleibender Segen aus dieser Art von Arbeit hervorgegangen sei.“ Im Jahre 1841 siedelte er nach Tinnewely über. Er machte die Reise zu Fuß und berührte dabei auch Trankebar.

In Tinnewely machte er Ideyengudy (d. h. Hirtenheim) nahe bei dem Kap Komorin zum Mittelpunkt seiner erfolgreichen Thätigkeit. Er sammelte eine große Anzahl Christen aus den umwohnenden Heiden. Die Gemeinden seines Distrikts haben sich unter seiner Leitung verzehnfacht, sie stiegen von 14 auf 129, und die Seelenzahl verachtfacht: von 1201 auf 8167. Die Gesamtzahl der mit der Ausbreitungsgesellschaft verbundenen Christen in Tinnewely stieg von 4352 im Jahre 1841 auf 39 577. Zu diesem Wachstum hat das Hungersnotjahr 1877/78 nicht wenig beigetragen; denn während desselben hat sich die Seelenzahl dieser Mission ebenso wie der englisch-kirchlichen Mission beinahe verdoppelt. Seine ihm gleichgesinnte Gattin, eine Missionarstochter, trug nicht wenig zu diesem großen Erfolge bei. Sie half besonders zur Erziehung der Mädchen und Hebung des weiblichen Geschlechts. Sie führte in ihrer Mädchenschule das Spitzenklöppeln ein, worin es ihre Schülerinnen zu einer ziemlichen Fertigkeit brachten. Dr. Caldwells Beispiel zeigt, was in Indien der rechte Mann am rechten Orte leisten kann, wenn er längere Zeit daselbst bleiben und einwurzeln kann. 1877 wurde er mit seinem Kollegen, Missionar Sargent, der zur Church M. S. gehört, in Calkutta zum Missionsbischof konsekriert. Er hat seitdem 51 eingeborne Pastoren ordiniert und seinen Sitz nach Tuticorin verlegt.

Er sagt, daß er niemals ganz gesund war. Und doch hat er gerade in einem der heißesten Distrikte von Indien so lange ausgehalten. Denn von Tinnewely pflegt man zu sagen: „Hier ist's drei Monate heiß und neun Monate noch heißer.“ Merkwürdigerweise bekam er einmal während einer Urlaubsreise in England bei einer Fahrt auf offenem Wagen den Sonnenstich. — Er hat sein Teil Trübsal getragen und hat besonders seit seiner Ernennung zum Bischofsamt so viel Feindschaft und Lästerung von seiten seiner eigenen Christen, welche sich durch seine Berichte in ihrer Kastenehre verletzt glaubten, auszustehen gehabt, daß es einen nicht wundert, wenn er sich mit dem Baume von Jothams Parabel vergleicht, der zum König über alle Bäume gemacht werden sollte. Dennoch schließt er seine Erzählungen mit dem Satze: „Jedes Jahr in Gottes Dienste zugebracht, sollte man als ein Jubiläum ansehen.“ —

Statt des Beiblattes Nr. 6 enthält diese Nummer des Hauptblattes 1 Bogen mehr.

Der Romanismus des 19. Jahrhunderts im Lichte der Statistik.

Vom Herausgeber.

Unter dem Titel: A Century of Christian Progress and its Lessons[1]) ist von dem unsern Lesern bekannten Sekretär der diesjährigen Allgemeinen Missions-Konferenz, James Johnston, soeben ein lehrreiches Buch erschienen, welches auf Grund sorgfältiger statistischer Daten (außer andern Ergebnissen) den überraschenden Beweis erbringt, daß im Laufe dieses Jahrhunderts auf jedem Lebensgebiete der Protestantismus den Romanismus weit überholt hat.

„Das Papsttum ist die Religion der stationären und verhältnismäßig nicht fortschreitenden Rassen und Nationen. Es zeigt sich, daß die stolzen (lofty) Anmaßungen des Papstes in unsern Tagen hohl sind und seine Herrschaft im Abnehmen. Wir kümmern uns hier nicht um seinen Einfluß auf seine Gläubigen; aber diese sind, verglichen mit den protestantischen Mächten Europas, jährlich im Niedergang bezüglich ihrer Macht, ihres Wohlstands und ihrer Weltherrschaft. Der Anspruch des Papsttums und die Stellung, die es prätendiert, stehen thatsächlich in keinem Verhältnis zu seiner wirklichen Macht. Nur Unwissenheit und abergläubische Reverenz der Staatsmänner und Politiker vor einer antiquierten Autorität stellt den „Thron St. Peters" auf eine die protestantischen Kirchen überragende Höhe."

Bei dem Beweise, den er führt, liegt dem Verfasser jeder Gedanke an eine Selbstberäucherung des Protestantismus fern; er läßt einfach die Zahlen reden und erkennt in dieser unwiderleglichen Sprache der Zahlen ein göttliches Gesetz, nämlich, daß es nicht der Wille Gottes ist, die Weltherrschaft für die Zukunft in römische Hände zu legen. Gegenüber der dreisten Anmaßung, mit welcher Rom jetzt überall die Herrschaft be-

[1]) London. Nisbet & Co. — Wir geben aus dem inhaltreichen Buche nur die den Romanismus betreffenden Partien und auch diese ohne Reproduktion der Johnstonschen Reflexionen. Das Buch zerfällt in 9 Kapitel, welche folgende Überschriften tragen: I. The Family or birth-rate progress. II. Nationalities of Europe. III. Progress of christian nations compared with those under the dominant religions of the world. IV. Christian progress and national conquests. V. Increase of the heathen during the century of missions. VI. Dangers from the increase of population. VII. The consecration of commerce a means of christian progress. VIII. Statistics a sacred science. IX. A dissertation of the population of China.

anspruckt, den Papst als Weltregenten bis hinaus in die entferntesten Missionsgebiete proklamiert und den protestantischen Kirchen den Krieg erklärt, ist diese Sprache der Zahlen sehr lehrreich. Sie ist ebenso eine ironische Beleuchtung der ultramontanen Großsprechereien wie eine gewaltige Gewissensmahnung an die protestantischen Kirchen und Mächte, der hohen Verantwortung sich bewußt zu werden, welche ihr Wachstum an Zahl, Wohlstand, Bildung und Weltmacht ihnen auflegt.

Doch geben wir den Zahlen selbst das Wort. Johnston vergleicht zunächst die konfessionelle Statistik der Bevölkerung Europas im Jahre 1786 mit der im Jahre 1886 und berechnet die christliche Bevölkerung dieses Erdteils pro 1786 auf ca. 150, die pro 1886 auf ca. 330 Millionen. Indem er dann die Verteilung dieser Zunahme der christlichen europäischen Bevölkerung um 180 Millionen im Laufe von 100 Jahren auf die verschiedenen Länder dieses Erdteils untersucht, kommt er zu dem Ergebnis, daß die protestantische Bevölkerung in einem viel höheren Prozentsatz gewachsen ist wie die römisch-katholische. Es gab in Europa:[1])

	1786	1886
Protestanten:	37 000000	85 000000
Katholiken:	80 000000	154 000000
Griech. Kath.:	ca. 40 000000[2])	83 000000

Während sich also die protestantische Bevölkerung Europas in hundert Jahren 2,30 mal und die griechisch-katholische 2,07 mal vermehrte, nahm die römisch-katholische nur 1,92 mal zu[3]).

[1]) Die Verteilung auf die einzelnen Länder Europas führt uns hier zu weit, wir verweisen deshalb bezüglich ihrer auf das Buch selbst, p. 22. — Für Frankreich giebt Johnston pro 1886 nur ca. 28 Millionen Katholiken, weil bei dem letzten Census sich 9 684 906 Franzosen als nicht zur katholischen (überhaupt zu keiner) Kirche gehörig bezeichnet hatten!!!

[2]) Diese Zahl erscheint uns als zu niedrig; was vermutlich darin seinen Grund hat, daß es in den Gebieten dieser Konfession damals nur sehr unsichere Census gab.

[3]) Wenn der Ultramontanismus trotzdem mit großer Dreistigkeit fortgehend eine sieghafte Zunahme der Katholikenzahl behauptet, so beruht das auf einer doppelten großen Täuscherei, nämlich 1, daß etwaige Konversionen besonders vornehmer Leute, mit Pauken und Trompeten stets in die Welt posaunt — dagegen alle Verluste verschwiegen werden, welche die römische Kirche erleidet und 2, daß die römische Statistik nur ruck- und lückenweise die Kirchengliederzahlen bringt, nämlich da, wo sie mit ihnen prahlen kann. Wo sie das nicht kann, giebt sie an ihrer Statt eine imponierende hierarchische Registratur, d. h. die Zahl der Erzbistümer, Bistümer, Vikariate, Diöcesen, Priester, Kapellen u. s. w., eine Blendung, welche alle

Anders scheint sich das Verhältnis zu stellen in den Vereinigten Staaten. Hier und in den britischen Kolonien Nordamerikas gab es nach unserm Autor:

	1786	1886
Protestanten:	2 700000	47 000000
Katholiken:	190000[1])	9 930000[2])

Demnach hätte sich die dortige protestantische Bevölkerung in 100 Jahren 17,41, die katholische gerade 3mal mehr, nämlich 52,25mal vermehrt. Da diese Vermehrung aber ganz wesentlich durch Einwanderung geschehen ist, so ist sie wenig beweisend. Für die Vereinigten Staaten allein stellt sich nach einer andern Quelle (Reichsbote 1888 Nr. 214 Beilage) die Vermehrung der Konfessionen folgendermaßen:

---

diejenigen täuschen muß, die nicht wissen, daß in dieser Registratur viele leere Schubkästen sind.

Besonders große Prahlerei wird z. B. gemacht von dem Fortschritt des Katholizismus in England. Versteht man darunter Zunahme der Katholikenzahl, so befindet man sich in einer großen Täuschung. Katholische Kirchen, Klöster, Priester, Diöcesen, ja die mehren sich, aber mit der Katholikenzahl im ganzen ist das durchaus nicht der Fall.

Nach Johnston giebt es römische Katholiken (1886):

in Irland	3 650000
in England-Wales	1 300000
in Schottland	300000
	5 250000

unter einer Gesammtbevölkerung von ca. 37 Millionen. Nach den später zu erwähnenden hochoffiziellen Missiones Catholicae betrug die Katholikenzahl (1886)

in Irland	3 788 163
in England	1 353 574
in Schottland	325 334
	5 467 071

Johnston weist aber nach, daß diese von der Propaganda gegebenen Zahlen überall zu hoch sind. In Irland hat die katholische Bevölkerung absolut abgenommen und in England und Schottland hat sie sich — zumal wenn man die fast 1 Million betragende irische Einwanderung in Rechnung setzt — lange nicht vermehrt im Verhältnis zur Vermehrung der Gesamtbevölkerung. In den Jahren 1861—84 betrug die Vermehrung der Katholiken (auf Grund der katholischen Quellen) 0,40, die der Gesamtbevölkerung 0,93 Prozent. Jedenfalls ist die Vermehrung durch Konversionen aufs ganze gerechnet unbedeutend. Ende des vorigen Jahrhunderts machten die Katholiken 1/3 der Bevölkerung Gesamtbritanniens aus, 1886 nur noch 1/7.

[1]) Die 190000 Katholiken sind viel zu niedrig, da der Verfasser die damaligen französischen Kolonien Nordamerikas unberücksichtigt gelassen.

[2]) Nach den Missiones Catholicae pro 1888 nur 9 354 751.

	1800	1850	1870	1880
Protestanten	1 277 052	12 723 158	24 041 486	36 031 974
Katholiken	100 000	1 614 000	4 600 000	6 367 000
Unklassifizierte	3 305 000	8 854 000	9 916 000	7 753 000
Gesamtbevölker. ca.	5 305 925	23 191 876	38 558 371	50 152 892

Hiernach ergiebt sich 1, daß die in den ersten Dezennien des Jahrhunderts rapid steigende Zunahme des Katholizismus seit 1870 stark abfällt und 2, daß die Zahl der Unklassifizierten sich von 1870—1880 um mehr als 2 Millionen vermindert hat. Diese Verminderung bedeutet aber fast ausschließlich eine Vermehrung des Protestantismus.

Anders gruppiert ergiebt sich folgende Vermehrungstabelle. Es gab unter je 100 Einwohnern

	1800	1850	1870	1880
Protestanten:	24	54,7	63	71,25
Katholiken:	2	7	12	12,5

d. h. während des letzten Jahrzehnts hat der Protestantismus in den Vereinigten Staaten um 8,25, der Katholizismus um 0,50 Prozent zugenommen.

Addiert man (nach Johnston) die Bevölkerungsziffern für Europa und Nordamerika, so ergeben sich

	1786	1886
Protestanten:	39 700000[1])	134 000000
Katholiken:	80 190000	ca. 164 000000

In Summa haben sich also in den genannten Ländern von 1786—1886 vermehrt:

die Protestanten 3,376[2])
die Katholiken 2,04mal.

Nimmt man dazu die Bevölkerung des übrigen Amerika, so stellt sich das Vermehrungsverhältnis für die Katholiken noch weit ungünstiger. Es gab daselbst:

	1786	1886
Protestanten:	?	500000
Katholiken:	ca. 30 000000	37 000000

[1]) Hier findet sich bei Johnston ein sehr unangenehmer Druckfehler. S. 24 ist die Gesamtsumme der Protestanten in Europa und Nordamerika pro 1786 nur auf 37 700000 angegeben, statt auf 39 700000.

[2]) Johnston giebt infolge seines Druck- und Rechnungsfehlers „beinahe 4fache“ Vermehrung an.

Also in Europa und Amerika zusammen:

	1786	1886
Protestanten:	39 700000	134 500000
Katholiken:	110 190000	201 000000

d. h. die Protestanten Europas und Amerikas haben sich in 100 Jahren 3,36, die Katholiken 1,81mal, die ersteren also beinahe um noch einmal so viel vermehrt.

Rechnen wir endlich die eingewanderte koloniale Bevölkerung in Südafrika, Australien und Ozeanien hinzu, welche unser Autor ganz außer Ansatz gelassen hat, so betrug dieselbe[1])

	1786	1886
Protestanten	?	ca. 3 000000
Katholiken	?	ca. 650000

und veranschlagen wir mit Ausschluß der Missionschristen dieses Jahrhunderts, auf die wir speziell zurückkommen, den in der übrigen Welt zerstreuten Rest der Protestanten nur mit 1, der Katholiken auf 7—8 Mill., so erhalten wir für 1886 als Gesamtsumme

Protestanten	ca. 138 000000
Katholiken	ca. 209 000000

und die Vermehrung verhält sich wie 3,7 zu 1,9, d. h. die Protestanten haben sich um noch einmal soviel als die Katholiken vermehrt.

Von gleich großem Interesse ist die Statistik der Bevölkerung der hauptsächlichsten katholischen und protestantischen Staaten mit Einschluß ihrer Kolonien, ohne Berücksichtigung des Konfessionsstandes. Sie betrug in Millionen:

		1786	1886
Katholische Mächte	Frankreich	26	38
	französische Kolonien	2	25
	Östreich und Ungarn	31	38,8
	Italien	17,5	30,2
	Spanien	10,5	17
	spanische Kolonien	20	8
	Portugal	2,3	4,9
	portugiesische Kolonien	12	6,5
	Belgien	3,5	5,9
	Amerikanische Staaten	30	43
		154,8	217,5

[1]) Nach den Angaben des Official Handbook of the Cape of good hope, Jung, der Weltteil Australien, den Katholischen Jahrbüchern und den Missiones Catholicae.

		1786	1886
Protestantische Mächte	Großbritannien mit Irland	14	37,5
	britische Kolonien	1,5	16,5
	Indien	? 70	208,5
	Schutzstaaten	30	57,8
	Deutschland	24[1]	48
	deutsche Kolonien	—	? 1[2]
	Holland	2,7	4,5
	holländische Kolonien	20	29
	Schweden und Norwegen	6	6,5
	Dänemark	2,4	2,3
	Vereinigte Staaten	3,5	57,5
		174,1	469,1

Die Bevölkerung der unter protestantischer Herrschaft stehenden Gebiete hat sich also in der gesamten Welt im Laufe von 100 Jahren 2,7 mal vermehrt; die der unter katholischer Herrschaft stehenden nur 1,5 mal; d. h. die protestantischen Mächte haben im Laufe des letzten Jahrhunderts in der Weltherrschaft die katholischen etwa um das doppelte überholt.

Wir streifen nur das Kapitel über den verschiedenen Wohlstand der in betracht stehenden Völker als uns zu weit abführend; nur die Tabelle Johnstons wollen wir mitteilen über Anzahl und Tonnengehalt der Schiffe, welche den Anteil an dem Welthandel einigermaßen veranschaulicht. Es hatten Schiffe 1886:

die protestantischen Mächte: 26 633 mit 17 321 350 Tonnen
die katholischen Mächte: 5 800 „ 3 176 513 „

Leider fehlt hier die Angabe von 1786 oder gar von 1586; das müßte ein ungeheurer Kontrast sein!

Ungefähr in diesem wenn nicht in einem noch ungünstigerem Verhältnisse dürfte überhaupt der Nationalwohlstand der europäischen katholischen Staaten zu dem der protestantischen stehen. Welchen ganz ungeheuren Niedergang hat nicht bloß die Macht, sondern auch der Nationalreichtum z. B. der Spanier und Portugiesen genommen! Wie arm und in der Kultur zurückgeblieben sind die viel älteren katholischen Staaten Südamerikas im Vergleich zu den jungen protestantischen Vereinigten Staaten des Nordens; wie arm und in der Kultur zurückgeblieben auch die alten

[1]) Hier hat Johnston in seiner Tabelle die unbegreifliche Zahl 7,5

[2]) Jedenfalls größer, aber schwer zu schätzen.

spanischen Kolonien Asiens (Philippinen) im Vergleich zu den aufstrebenden protestantischen Kolonien der Südsee!!

Und wenn man nun gar, was unser Verfasser leider unterlassen hat, den sehr verschiedenen Stand der allgemeinen Volksbildung statistisch darstellen wollte durch Angabe der höheren und niederen Schulen, des Prozentsatzes der Schüler bezw. der Schreib- und Lesefähigen zur Bevölkerung, der Produktion und Verbreitung wissenschaftlicher und populärer Bücher und dergl. — welch ein riesiger Abstand würde sich da zeigen zwischen den katholischen und protestantischen Völkern! Also auch auf dem Gebiet des Welthandels, des Nationalwohlstands, der wissenschaftlichen Leistungen und der Volksbildung haben die Katholiken nicht nur längst die Führung verloren, sondern sich von den Protestanten weit weit überholen lassen, obgleich sie sich der Zahl nach zu diesen noch immer wie 3 zu 2 verhalten. Geht in den nächsten 100 Jahren in ähnlicher Weise die Entwicklung fort, so wird auch dieses Zahlenverhältnis sich vielleicht umgekehrt haben. Es scheint, als gebe es ein weltgeschichtliches Gesetz: der Protestantismus lebt den Romanismus tot.

Wir kommen endlich zu den katholischen und protestantischen Missionen, auf welche das genannte Buch Johnstons nicht eingeht, da derselbe Autor erst vor kurzem in seinem Handbook of foreign missions (London 1888) eine Statistik der römisch-katholischen Missionen gegeben, welcher wir uns im folgenden teilweise anschließen. Die Vergleichung der gegenseitigen Missionen ist unerläßlich zur Beurteilung der Lebenskraft beider Konfessionen. Freilich ist hier selbst die statistische Vergleichung, die doch den innern Wert der gegenseitigen Missionsleistungen nicht darzustellen vermag, sehr schwierig, da bis auf den heutigen Tag alle römische Statistik nicht bloß ein oratorisches und tendenziöses Machwerk, sondern auch ein wildes Gewirr widerspruchsvoller Zahlen ist, wie ich in meiner „Protestantischen Beleuchtung" vornehmlich S. 482 ff. an hunderten von Einzelbeispielen bewiesen zu haben glaube. Nun würde es ein purer statistischer Hokuspokus sein, wollte man einfach die beiderseitigen statistischen Missionsergebnisse etwa um das Jahr 1886 herum nebeneinanderstellen. Und zwar aus verschiedenen Gründen. In der römischen Kirche hat man einen ganz andern Missionsbegriff als in der evangelischen. Man betrachtet nämlich auch alle diejenigen christlichen Länder, in welchen die römische Kirche nicht die herrschende ist, als Missionsgebiet, und es liegt auf der Hand, daß dadurch die römische Missionsstatistik ungeheuer anschwillt. Ja, es wird auf die Propaganda unter den „Ketzern", ganz besonders in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten, und „Schismatikern" weit mehr Arbeit

und Geld verwendet, als auf die eigentliche Heidenmission, die übrigens auch zu einem großen Teil nur Proselytenmacherei unter bereits protestantischen Heidenchristen ist. Bei einer Vergleichung der gegenseitigen Heidenmissionsthätigkeit müssen wir also diese Propaganda vollständig ausschließen. Ferner ist die römische Missionsstatistik, welche die Heidenmissionsgebiete betrifft, niemals beschränkt auf die durch die Mission gewonnenen Heiden, sondern sie stellt die katholische Bevölkerung dar, schließt also immer die eingewanderten Katholiken ein. Wir sind also genötigt die letzteren wieder zu subtrahieren. Zum dritten werden die römischen statistischen Tabellen ungeheuer angeschwellt durch die jährlich sich auf hunderttausende belaufenden angeblich in Sterbensgefahr befindlichen getauften Heidenkinder, von denen viele zehntausende leben bleiben. Endlich — um von den gegenseitig sehr verschiedenen Missionszielen und Missionsmitteln und daher auch sehr verschiedener Qualität der Missionschristen ganz abzusehen — ist die römische Mission im ganzen um ca. 2½ Jahrhunderte älter als die evangelische. Will man also zu einem wenigstens einigermaßen korrekten statistischen Ergebnis kommen, so muß man jedenfalls bei einer Vergleichung das verschiedene Alter bezw. den Missionsbestand von vor 100 Jahren in Rechnung setzen.

Nun ist es freilich wieder nicht leicht den Missionsbestand pro 1786 auf katholischer Seite statistisch zu fixieren. Wenn man die summarischen großen Zahlen, mit welchen die römische Kirche immer zu prahlen pflegte, ernst nehmen wollte, so würde sich pro 1786 eine so hohe Summe katholischer Missionschristen ergeben, daß die Vergleichung mit 1886 nicht nur keine Zunahme, sondern eine sehr bedeutende Abnahme aufweisen würde. Ohne Zweifel ist diese Abnahme wirklich und zwar in bedeutendem Grade da, wenn man die völlig zu Ruinen gewordenen katholischen Missionen in Japan, Abessinien, West- und Ostafrika und Paraguay in Ansatz bringt, deren Zahlenergebnis die katholischen Panegyriker auf **Millionen** berechneten. Da aber der Zusammensturz dieser Missionen noch vor 1786 stattfand, so wollen wir sie aus unsrer Berechnung fortlassen.

Nach den Angaben des von Janssen für einen „klassischen" katholischen Missionshistoriker erklärten Marshall gab es — nach den pyramidalen Zahlen! mit welchen seine verschwenderische Rhetorik die frühere Mission beweihräuchert hatte — Ende des vorigen Jahrhunderts in Indien noch „mehr als eine Million" Katholiken. Beiläufig bemerkt ein sehr dürftiges Ergebnis in 2½ Jahrhunderten!! Heute

(1886) giebt es in Indien nach offizieller[1]) katholischer Statistik 1 185 142 kath. Christen (adherents). Demnach hätte die Vermehrung in 100 Jahren noch nicht 200000 betragen, während sie sich schon einfach durch Geburten hätte verdoppeln müssen. Man sieht: die statistische Phrase rächt sich.

Übertreibt man die Zahlen, so wird dann der Vermehrungsprozentsatz desto geringer. Das ist die unerbittliche Strafe für die oratorische Flunkerei in der Statistik. Nein, es gab Ende des vorigen Jahrhunderts keine Million Katholiken mehr in Indien. Auch in Indien hat die alte römische Mission einen ziemlichen Bankrott gemacht. Die Gesamtzahl der katholischen Namenchristen in Indien und Ceylon betrug gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur noch etwa 700000. In den letzten hundert Jahren also hat sie sich kaum verdoppelt! Wir sehen demnach, was übrigens katholische Statistiker selbst erklären[2]), daß sich die Katholiken Indiens mehr durch Geburten als durch Neubekehrungen Erwachsener vermehren.

Die evangelische Mission hatte in Gesamtindien Ende des vorigen Jahrhunderts einen Bestand an Heidenchristen von höchstens 30000 und im Jahre 1881 von 528500 (1886 mindestens 600000), das heißt also, ihre Anhänger haben sich in 100 Jahren verzwanzigfacht. Ver-

[1]) Ich folge bei diesen statistischen Angaben in der Hauptsache, soweit sie mir zu Gebote stehen, amtlichen katholischen Quellen, den verschiedenen Directories, oder doch wenigstens katholischen Organen, als z. B. den Jahrbüchern, den Katholischen Missionen, dem Atlas des Jesuiten Werner u. s. w. Seit 1886 erscheinen aber von der leitenden Stelle der gesamten römischen Mission, der Propaganda, herausgegeben die Missiones Catholicae ritus latini, die von jetzt ab als die eigentliche offizielle Quelle zu gelten haben werden. Ich werde in einem späteren Artikel auf diese Statistik der Propaganda zurückkommen. Für die kath. Hauptmissionsgebiete, nämlich die asiatischen (und teilweise auch die ozeanischen) nehme ich die in den Miss. Cath. mitgeteilten Zahlen, wie sie dastehen, obgleich fast durchgehends eine Reduktion notwendig wäre. Ich unterlasse sie aber, um jeden Schein einer Parteilichkeit zu vermeiden. Freilich für die afrikanischen und amerikanischen katholischen Missionsgebiete ist die katholische Missionsstatistik ohne sehr erhebliche Abzüge ganz unbrauchbar. — Für die evangelische Mission benutze ich die offiziellen Berichte der Missions-Gesellschaften und verschiedene amtliche Regierungscensus. Da ich bei der Aufstellung der folgenden Zahlen eine große Menge von einzelnen statistischen Daten benutzen und diese oft kombinieren muß, um zu festen Ergebnissen zu gelangen, so ist eine detaillierte Quellenangabe unangänglich. Schließlich sei noch bemerkt, daß infolge fortgesetzter Studien auf diesem Gebiete die hier mitgeteilten Resultate von denen im Schlußkapitel meiner „Protest. Beleuchtung“: „Die römische Missionsstatistik“ nicht unerheblich abweichen. Die in der bekannten Grundemannschen Statistik unter der Rubrik „Christen“ gegebenen Zahlen sind wiederholt zu niedrig.

[2]) Kath. M. 1875, 215.

doppelt haben sie sich in etwa 15 Jahren, denn von 1861 bis 18.. stieg ihre Zahl von 213370 auf 528590![1]) Die evangelische Mission hat also (wenn wir uns an das letztere Vermehrungsverhältnis halten) im Laufe dieses Jahrhunderts in Indien einen etwa 7mal größeren numerischen Erfolg als die katholische, obgleich absolut genommen, die katholische Statistik heute noch größere Zahlen aufweist als die evangelische. Ja damit ist das Verhältnis immer noch nicht korrekt ausgedrückt. Denn da die katholische Mission einen Vorsprung von 2½ Jahrhunderten vor der evangelischen hat und der numerische Missionserfolg mit der Dauer der Missionszeit progressionsmäßig wächst, auch die Zahl der katholischen Missionsarbeiter weit größer gewesen ist als die der evangelischen, so war das Wachstum der evangelischen Mission ein schwierigeres als das der katholischen, so daß man wird getrost sagen dürfen: der numerische Erfolg der evangelischen Mission in Indien ist acht mal größer als der der katholischen.

In bezug auf die übrigen Missionsgebiete steht es nicht wesentlich anders. Auch die chinesische katholische Mission ist alt, ca. 3 Jahrhunderte alt, während die evangelische chinesische Mission noch kein halbes Jahrhundert alt ist. Auch über den Erfolg der alten katholischen Chinamission nahm die römische Rhetorik den Mund sehr voll. Es soll sogar 5 Millionen Katholiken in China gegeben haben. Nun desto schlimmer, denn nach offizieller katholischer Statistik giebt es ihrer heute (1886) nur 483403![2]) Wo sind denn die übrigen 4½ Millionen geblieben? Angenommen: es habe in China um die Wende des Jahrhunderts noch 200—250000 Katholiken gegeben, so zeigt sich hier ungefähr das gleiche dürftige Vermehrungsverhältnis wie in Indien: in den letzten 100 Jahren eine Verdoppelung, welche notabene noch lange nicht wieder die Zahlenhöhe erreicht, die schon vor 200 Jahren in der katholischen Chinamission erreicht gewesen sein soll!!

[1]) Die Vermehrung der katholischen Heidenchristen Indiens in demselben Zeitraume kann man nicht nachweisen, weil eine zuverlässige nach sich gleich bleibenden festen Grundsätzen erhobene Statistik fehlt. — Wenn, wie Johnston mitteilt (Handb. 334), der offiz. (?Regierungs-)Census 1880 963000 katholische Heidenchristen angegeben, bis 1886 also die Vermehrung 217000 betragen habe, so steht dem entgegen, daß nach dem offiziellen Madras Cath. Directory schon 1875 die Gesamtzahl der indischen Katholiken (ohne die Goachristen) auf 1210351 berechnet wird. Demnach hätte also bis 1886 eine Verminderung stattgefunden.

[2]) Dieselbe Quelle: Miss. Cath., geben pro 1888 541358 an. Das plus bedeutet aber keineswegs die reine Vermehrung, sondern die Gruppierung ist etwas anders; Tibet, die Mantschurei 2c. ist dazu gekommen.

Die evangelische Mission, welcher erst seit den 40er Jahren China einige Häfen geöffnet und der anfangs eine nur sehr kleine Zahl von Missionaren zu Gebote stand, zählt chinesische selbständige Christen, Komunikanten:

1853: 351
1863: 1974
1872: 8000
1877: 13035
1884: 26287
1887: 32260 oder ca. 90—100000 christliche Anhänger.

Während also die katholische Mission in China ihre Anhänger in den letzten 100 Jahren nur verdoppelt hat, trotz einer Arbeitszeit von 300 Jahren, hat die evangelische die ihren allein in den letzten 10 Jahren weit mehr als verdoppelt. In noch nicht einem halben Jahrhundert hat sie ca. den 5ten Teil der christlichen Anhänger, welche das Ergebnis einer katholischen Mission von 3 Jahrhunderten sind, gewonnen. Geht die Vermehrung der evangelischen Missionschristen in China im ähnlichen Verhältnis fort, so wird es bereits nach einer Arbeitszeit von etwa noch 30 Jahren (also etwa im Jahre 1920) eben so viel evangelische Christen dort geben als jetzt katholische.

Eine große Anhängerzahl nimmt die römische Mission für sich in Anspruch in Indochina (Barma, Kambodscha, Cochin, Siam und Tonkin) nämlich 628276.[1]) Ich habe genügende Gründe zu der Annahme, daß diese Zahl viel zu hoch ist; ich will sie aber stehen lassen, auch ohne auf die Gewaltmittel Rücksicht zu nehmen, mit denen hier zum Teil in Verbindung mit dem französischen Schwert missioniert worden ist. Diese fast fortgehend unter dem politischen Gesichtspunkte geführte Mission ist über 2½ Jahrhunderte alt; bereits 1650 zählte man allein in Tonkin 420000 Katholiken (Ausland, 1888, 921). Im letzten Census (pro 1888) giebt die Propaganda für Tonkin in Summa 437000 Katholiken an. In 240 Jahren hätte sich also die Katholikenzahl so gut wie nicht vermehrt. Aber nehmen wir nur an, daß die gesamten Missiones Indo-Sinicae 1786 400000 katholische Missionschristen gezählt, so würde die Vermehrung auf diesem renommierten katholischen Missionsgebiete trotz der französischen Kanonen im Laufe des letzten Jahrhunderts nur 50 Prozent, also noch nicht einmal eine Verdoppelung betragen! Eine nennenswerte evangelische Mission in diesen Regionen existiert nicht.

---

[1]) Die Miss. Cath. geben pro 1888 nur noch 601256.

Auch die von der Propaganda angegebene Zahl für Korea, Mandschurei, Mongolei, Tibet und Japan in Summa 77254 wollen wir ohne Abstrich passieren lassen. Nur ein Wort über Japan. Hier betrug nach unsrer amtlichen Quelle (1886) die Zahl der Katholiken 30231. Beim Wiederbeginn der katholischen Mission vor ca. 25 Jahren sollen sie noch gegen 20—25000 versteckte Christenreste aus der alten kath. Missionsperiode gefunden haben.[1]) Demnach ist entweder seitdem der Fortschritt ein sehr mäßiger gewesen, oder man hat bezüglich jener 20000 geflunkert. Die evangelische Mission in Japan, die keine alten Christenreste vorfand, zählte 1887 (nach gleichfalls ca. 25 Jahren) 19829 selbständige Gemeindeglieder, d. h. etwa 50—60000 Anhänger; sie hat also die katholische um das doppelte überholt, trotzdem diese ihr am Anfang mit 20000 Christen im Vorsprunge war.

In Niederländisch-Indien soll es nach unsrer Quelle jetzt 46041 Katholiken geben, ohne Zweifel eine zu hohe Zahl, wenn unter derselben nur Heidenchristen sollen verstanden sein. Die neuere römische Mission ist hier etwas später gekommen als die evangelische, deren Zahlenergebnis für das genannte Gebiet ca. 160000 sein mag, also ein etwa 4mal größeres. Beide Kirchen haben hier allerdings auch eine ältere, an Äußerlichkeit und Gewaltthätigkeit sich ziemlich gleichende Mission gehabt. Insofern sind sie hier mit einander quitt.

Die Philippinen, auf welche die katholische Mission übrigens sehr wenig Grund hat stolz zu sein, streichen wir mit der Propaganda, die sie in ihren Missiones Cath. nicht aufzählt, aus der Missionsstatistik, da sie bereits 1579 bezw. 1595 vollständig kirchlich organisiert waren.

Stellen wir nun das statistische Ergebnis der asiatischen Missionen zusammen, welche in der römischen Statistik ja die Hauptrolle spielen, so ergiebt sich in runden Zahlen folgende Tabelle:

	Römische		Evangelische	
	1786	1886	1786	1886
Indien	700000	1190000	30000	600000
China	225000	485000	—	90000
Indochina	400000	628000	—	—
Niederl. Indien	?	46000	?	160000
Übriges Asien	?	77000	—	65000
	1325000	2426000	30000	915000

[1]) Pius IX. schrieb bezüglich dieser Christen an den apostolischen Vikar von Japan, daß „sie ein bewunderungswürdiges Abbild des alten Geistes der Urkirche wieder aufrichten." Jahrb. 1868 V 49.

Das annähernd richtige absolute Ergebnis der römischen asiatischen Missionen im Laufe des letzten Jahrhunderts beträgt also 1101000; der Vermehrungsprozentsatz 0,83 Prozent. Wir wollen hier nicht den Vermehrungsprozentsatz der evangelischen Mission in 100 Jahren (29,50 Prozent) dagegenstellen, weil dies trügerisch, da selbstverständlich dieser Prozentsatz bei den Anfangszahlen am größten ist. Zu einer korrekten statistischen Vergleichung kommen wir aber, wenn wir die gegenseitigen numerischen Ergebnisse auf ungefähr die gleiche Zeitdauer bringen. Die römische Mission in Asien ist durchschnittlich 300 Jahre alt, die evangelische ca. 100[1]). Nun hat die letztere durchschnittlich ihre Anhänger im Laufe von 10—15 Jahren verdoppelt. Nehmen wir jedoch nur an, daß diese Verdoppelung in 20 Jahren einträte, also daß die Anhängerzahl in 100 Jahren sich bloß verfünffachte[2]). Demnach würde in 200 Jahren die evangelische Mission Asiens ein statistisches Ergebnis von 4575000 u. in 300 Jahren von 22875000 liefern, d. h. sie würde einen 9mal größeren numerischen Erfolg aufweisen, als die römische.

Für das gesamte Ozeanien berechnet die Propaganda pro 1886: 74845 katholische Christen. Die Berechnung ist aber wenigstens um 15000 zu hoch, wenn es sich um Heidenchristen handelt. Hier haben wir es wieder mit einer römischen Mission zu thun, welche der evangelischen nicht an Jahren voraus, ja welche ca. 30—40 Jahre jünger ist als diese; ein Nachteil für sie, den sie reichlich dadurch ausgeglichen, daß sie fast überall in Ozeanien in evangelische Missionsgebiete sich mit List und Gewalt eingeschlichen und zum Teil unter dem Schutz der franz. Waffen geerntet hat, wo sie nicht gesäet. Die ev.-ozeanische Mission ist jetzt ca. 90 Jahre alt und zählt 290—300000 Anhänger, d. h. ihr numerischer Erfolg ist 5mal größer als der der römischen Mission.

Aber nun kommen wir in den statistischen Urwald, durch dessen Gewirre zu führen, einen Aufwand von vielen Seiten erfordern würde. Was zunächst Afrika betrifft, so gab es hier im Osten und im Westen alte römische Missionen, welche angeblich nach Millionen zählten. Heute

[1]) Sie ist ja streng genommen in Indien älter. Aber die dänisch-hallesche Mission war sehr klein und die Mission dieses Jahrhunderts begann auch sehr klein. Die römische Mission hat von Anfang an mit großen Mengen von Missionaren gearbeitet.

[2]) Ich weiß sehr wohl, daß das eine mechanische Rechnung ist und daß die Vermehrungen in der ev. Mission nicht genau nach solchen Rechenexempeln sich vollziehen. Es kann einen Aufhalt geben, aber es kann auch, und das ist das wahrscheinlichere, viel schneller gehen, wie die Analogie der gesamten Missionsgeschichte zeigt. Will man aber einmal die Missionen beider Kirchen statistisch vergleichen, so bleibt kein anderer Weg als dieser.

weist die römische Missionsstatistik für ganz Afrika mit Einschluß der Inseln höchstens 210000 Heidenchristen auf!! Wie viel von den alten sogenannten Katholiken (aus der Kongomission u. s. w.) Ende des vorigen Jahrhunderts noch vorhanden gewesen sein mögen, ist unmöglich anzugeben; man könnte ebenso gut sagen 1000 wie 1000 mal 1000, denn in Wahrheit waren diese alten „Katholiken“ alle nur katholisch angestrichene Heiden gewesen. Das prius der Katholiken wird dadurch ausgeglichen, daß wir in diesem Jahrhundert in die afrikanische Arbeit später eingetreten sind als wir, aber ähnlich wie in der Südsee meist erntend, wo sie nicht gesäet hatten, z. B. in Madagaskar. Die evangelische Mission in Afrika und den zugehörigen Inseln, die noch kein Jahrhundert alt ist, zählt heute ca. 630000 Anhänger, also 3mal so viel als die katholische.

Besonders wild wuchernd ist die Statistik der römischen Mission über Amerika. Auch hier ist diese Mission älter als ein Jahrhundert. Abgesehen von den alten mexikanischen, westindischen und südamerikan. Gewaltmissionen, von denen nur die mittlere heute noch einige missionsstatistische Berücksichtigung beanspruchen kann, hat die römische Kirche auch unter den Indianern des Nordens eine ziemlich ausgedehnte Mission gehabt. Über das Zahlenergebnis derselben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fehlen aber zuverlässige Angaben. In die zehntausende muß es gegangen sein. Es mag sich das gegenseitig ausgleichen dadurch, daß auch die evangelische Mission in Nordamerika und Westindien älter ist als ein Jahrhundert und 1786 etwa 20—25000 Anhänger zählen mochte. Die nordamerikanischen Neger, die jetzt fast sämtlich dem Namen nach christlich sind, lassen wir gegenseitig außer Rechnung. Wenn Johnston heute für ganz Amerika nur 40000 katholische Missionschristen aus den Heiden ansetzt, so ist das jedenfalls zu niedrig. Ich schätze die Zahl auf Grund der mir vorliegenden katholischen Quellen auf ca. 200000, während die der evangelischen Mission in gesamt Amerika gegen 650000 betragen mag.

Es ergiebt sich nun folgendes Gesamtresultat:

	Römische Mission		Evangelische Mission	
	1786	1886	1786	1886
Asien	1325000	2426000	? 30000	915000
Ozeanien	—	60000	—	290000
Afrika	? 100000	210000	?	630000
Amerika	? 100000	200000	25000	650000
	1525000	2896000	55000	2485000
Nach Johnston:		2742961[1])		2750000

[1]) Im Handbook; während er in A Century etc. gelegentlich 3250000 Katholiken verrechnet, ohne die Differenz zu erklären.

Bei der großen Schwierigkeit, welche die vergleichende Missionsstatistik bietet, wird man es im ganzen als ein zuverlässiges Ergebnis ansehen dürfen, daß die Zahl der katholischen Heidenchristen heut ca. 3 Millionen, die der evangelischen 2½ Millionen beträgt, Zahlen, welche durch die vorhergegangenen Auseinandersetzungen ja nun wohl in das richtige Licht gesetzt sein werden. Dem großsprecherischen Rühmen des Ultramontanismus gegenüber steht die statistische Thatsache, daß die Vermehrung in seiner gesamten Heidenmission während des letzten Jahrhunderts kaum 0,90 Prozent betragen hat (während die der evangelischen Mission sich auf 44 Prozent beläuft).

Ich will für diesmal die Statistik nicht weiter führen. Sehr lehrreich würde es sein z. B. die Anzahl der Schüler und der eingeborenen ordinierten Geistlichen, auch die Höhe der freiwilligen Missionsbeiträge mit einander zu vergleichen. Nur wo die Konkurrenz mit der protestantischen Mission dazu drängt, ist die römische Mission schuleifrig[1]); nirgends aber erzieht sie selbständige Kirchengemeinschaften! Ich verspare mir das aber auf ein andermal.

Unter der Überschrift: „Unfruchtbarkeit protestantischer Missionen" hat jüngst wieder ein boshafter Artikel die Runde durch die ultramontane Presse gemacht, auf den wir im nächsten Jahre noch speziell zu sprechen kommen werden. Noch vor kurzer Zeit war es stehende Phrase in der ultramontanen Literatur: die Erfolge der protestantischen Missionen seien numerisch Null, ja unter Null. Die vorstehende Statistik ist die Antwort auf diese römischen — Albernheiten. Lassen wir die Frage jetzt ganz beiseite, ob die numerischen Erfolge der protestantischen Missionen im Laufe eines Jahrhunderts (notabene ihres Anfangsjahrhunderts!) berechtigten Erwartungen entsprechen oder nicht, so ist es jedenfalls ebenso ungehörig wie thöricht, wenn der Romanismus der protestantischen Mission Unfruchtbarkeit vorwirft. Die vorgeführten Zahlen haben den Beweis erbracht, daß nicht nur in Europa und Amerika, sondern auch auf allen Missionsgebieten der Protestantismus weit fruchtbarer ist als der Ultramontanismus. An dieser Thatsache ändert ebensowenig die dreiste Großsprecherei Roms etwas, wie seine lächerliche Verleumdung des Protestantismus. Auch die Jesuitische Tendenzstatistik kann nur dem Unkundigen Sand in die Augen streuen. Auf die Dauer helfen alle diese Kunstgriffe nichts; tot bleibt tot trotz allen Behanges

[1]) Und wie auf dem Missionsgebiete, so ist es daheim. Nur wo protestantische Konkurrenz vorhanden, ist der Romanismus rührig.

mit Sammt- und Seidenphrasen. Es wird dem modernen Ultramontanismus, wenn die Zeit erfüllet ist, ergehen, auch in der Heidenmission, wie es dem alten Jesuitismus schon einmal gegangen ist: er schafft Ruinen.

Islam und Christentum.

Von F. M. Zahn.

III.

Die durch Kanonikus Taylor veranlaßte Diskussion ist eine sehr allgemeine geworden. Von sehr vielen Seiten hat man sich an dem Für oder Wider beteiligt. Auch die Missionsblätter haben ihr Wort gesagt, vor allen der Church Missionary Intelligencer, in welchem der Redakteur, sonstige Mitarbeiter und Missionare der Gesellschaft sehr vortreffliche, reichhaltige Beiträge geliefert haben. Unter so allgemeiner Beteiligung ist aber auch das Schlachtfeld ein sehr ausgedehntes geworden; eine große Menge von Fragen, wichtiger Missionsfragen sind erörtert worden, so daß in dem zugestandenen Raume es kaum möglich wäre, viel mehr zu thun, als sie kurz zu nennen.

Wir müssen uns deshalb beschränken, drei Fragen nacheinander etwas eingehender zu besprechen, drei Fragen, um die es sich vornehmlich gehandelt hat. Es sind folgende:

1. Macht der Islam größere Fortschritte, als das Christentum?
2. Sind die Fortschritte des Islam, relativ betrachtet oder gar absolut Segnungen für die Menschheit?
3. Sind diese Fortschritte in Vorzügen der Missionsmethode des Islam oder in Nachteilen des christlichen Missionsbetriebes begründet?

Unter diese drei Fragen werden sich einige der wichtigsten Punkte, die zu erörtern sind, sammeln lassen.

Für unsere Zwecke trägt es nichts aus, in die vergangenen Jahrhunderte zurückzukehren und zu fragen, wer hat die größten Fortschritte gemacht, der Islam, welcher in 12 Jahrhunderten 180 Millionen oder das Christentum, welches in 18 Jahrhunderten 430 Millionen Anhänger sammelte. Es würde überdies schwer sein, einen Maßstab für das Urteil zu finden. Auch das kommt nicht in Frage, ob der Islam heute noch, wie er es in seinen ersten Jahrhunderten vornehmlich that, unter den Christen Proselyten macht, mehr macht, als das Christentum unter den Mohammedanern. Denn bisher hat das Christentum kaum noch einen Angriff auf den Islam gemacht. Der auf die direkte Mission unter dem

Islam verwandten Kräfte sind noch so wenige, und sie sind erst so kurze Zeit an der Arbeit, daß ein Urteil nicht angebracht ist. Und andrerseits werden der Bekehrungen vom Christentum auch nur wenige sein. Der Kampfplatz, auf dem die beiden Religionen sich messen, ist die außerchristliche und außermohammedanische Welt. Welche von beiden macht da die größten Fortschritte?

Der Streit ist zwischen Engländern geführt, und so ist nicht das ganze Feld bei dem Vergleich herangezogen. Niederländisch-Indien z. B. ist nur, soviel mir bekannt, in einem Vortrag von Dr. Schreiber auf der allgemeinen Missions-Konferenz behandelt worden, obgleich dort wohl mehr als sonstwo ein Wettrennen zwischen den beiden Bewerbern stattfindet. Aber die beiden andern wichtigsten Gebiete, Vorderindien, wo unter christlicher Herrschaft c. 45 Millionen, also ein Viertel der Mohammedaner leben und Afrika, wo 41 Millionen (?), ein anderes Viertel meist unter mohammedanischem Scepter wohnen, sind in den Vergleich gezogen worden.

Von Indien hatte Taylor behauptet, daß in unsern Tagen, zwischen dem Census von 1871 und 1881, die mohammedanische Bevölkerung um 9239062 gewachsen sei, d. i. um 25 Proz. Nach Abzug des natürlichen Bevölkerungszuwachses blieben nach seiner Rechnung noch wenigstens 600000 jährlich übrig für Bekehrungen von Heiden und Christen zum Islam. Die Bekehrungen zum Christentum betrügen nur ein Zehntel dieser mohammedanischen Erwerbungen. Vollends in Staaten, wo der Islam seine Stärke habe, seien „die Bekehrungen zum Mohammedanismus etwa 1/2 Million jährlich und die Bekehrungen zum Christentum in Wirklichkeit gleich null.“

Das wäre allerdings niederschlagend. Nun hat aber schon der Ch. M. Intelligencer nachgewiesen, daß der Kanonikus übersehen hat, daß in dem Census von 1871 acht unabhängige unter englischem Protektorat stehende Staaten nicht gezählt wurden, wohl aber in 1881; das macht einen Unterschied von 4794068 Mohammedanern. Taylors 9 Millionen vermindern sich also um die Hälfte; der Zuwachs der Mohammedaner ist nur, die Richtigkeit des Census vorausgesetzt, 10,91 Proz., und da die Bevölkerung um 7,83 Proz. sich gemehrt hat, so würden der Bekehrungen nur 3,08 Proz. sein. Dabei ist aber noch nicht berücksichtigt, daß die Zählung von 1871, was die Religionen angeht, sehr ungenau war. Dr. M. Mitchell hatte schon 1872 die Mohammedaner von Bengalen allein um 1 1/2 Millionen höher angegeben, als der Census. 300000 Mohammedaner in Oudh waren gar nicht gezählt. Wenn man nun diese 1800000 zu dem Census von 1871 zuzählt, so fällt der Zuwachs der

mit Sammt- und Seidenphrasen. Es wird dem modernen Ultramontanismus, wenn die Zeit erfüllet ist, ergehen, auch in der Heidenmission, wie es dem alten Jesuitismus schon einmal gegangen ist: er schafft Ruinen.

Islam und Christentum.

Von F. M. Zahn.

III.

Die durch Kanonikus Taylor veranlaßte Diskussion ist eine sehr allgemeine geworden. Von sehr vielen Seiten hat man sich an dem Für oder Wider beteiligt. Auch die Missionsblätter haben ihr Wort gesagt, vor allen der Church Missionary Intelligencer, in welchem der Redakteur, sonstige Mitarbeiter und Missionare der Gesellschaft sehr vortreffliche, reichhaltige Beiträge geliefert haben. Unter so allgemeiner Beteiligung ist aber auch das Schlachtfeld ein sehr ausgedehntes geworden; eine große Menge von Fragen, wichtiger Missionsfragen sind erörtert worden, so daß in dem zugestandenen Raume es kaum möglich wäre, viel mehr zu thun, als sie kurz zu nennen.

Wir müssen uns deshalb beschränken, drei Fragen nacheinander etwas eingehender zu besprechen, drei Fragen, um die es sich vornehmlich gehandelt hat. Es sind folgende:

1. Macht der Islam größere Fortschritte, als das Christentum?

2. Sind die Fortschritte des Islam, relativ betrachtet oder gar absolut Segnungen für die Menschheit?

3. Sind diese Fortschritte in Vorzügen der Missionsmethode des Islam oder in Nachteilen des christlichen Missionsbetriebes begründet?

Unter diese drei Fragen werden sich einige der wichtigsten Punkte, die zu erörtern sind, sammeln lassen.

Für unsere Zwecke trägt es nichts aus, in die vergangenen Jahrhunderte zurückzukehren und zu fragen, wer hat die größten Fortschritte gemacht, der Islam, welcher in 12 Jahrhunderten 180 Millionen oder das Christentum, welches in 18 Jahrhunderten 430 Millionen Anhänger sammelte. Es würde überdies schwer sein, einen Maßstab für das Urteil zu finden. Auch das kommt nicht in Frage, ob der Islam heute noch, wie er es in seinen ersten Jahrhunderten vornehmlich that, unter den Christen Proselyten macht, mehr macht, als das Christentum unter den Mohammedanern. Denn bisher hat das Christentum kaum noch einen Angriff auf den Islam gemacht. Der auf die direkte Mission unter dem

Islam verwandten Kräfte sind noch so wenige, und sie sind erst so kurze Zeit an der Arbeit, daß ein Urteil nicht angebracht ist. Und andrerseits werden der Bekehrungen vom Christentum auch nur wenige sein. Der Kampfplatz, auf dem die beiden Religionen sich messen, ist die außerchristliche und außermohammedanische Welt. Welche von beiden macht da die größten Fortschritte?

Der Streit ist zwischen Engländern geführt, und so ist nicht das ganze Feld bei dem Vergleich herangezogen. Niederländisch-Indien z. B. ist nur, soviel mir bekannt, in einem Vortrag von Dr. Schreiber auf der allgemeinen Missions-Konferenz behandelt worden, obgleich dort wohl mehr als sonstwo ein Wettrennen zwischen den beiden Bewerbern stattfindet. Aber die beiden andern wichtigsten Gebiete, Vorderindien, wo unter christlicher Herrschaft c. 45 Millionen, also ein Viertel der Mohammedaner leben und Afrika, wo 41 Millionen (?), ein anderes Viertel meist unter mohammedanischem Scepter wohnen, sind in den Vergleich gezogen worden.

Von Indien hatte Taylor behauptet, daß in unsern Tagen, zwischen dem Census von 1871 und 1881, die mohammedanische Bevölkerung um 9239062 gewachsen sei, d. i. um 25 Proz. Nach Abzug des natürlichen Bevölkerungszuwachses blieben nach seiner Rechnung noch wenigstens 600000 jährlich übrig für Bekehrungen von Heiden und Christen zum Islam. Die Bekehrungen zum Christentum betrügen nur ein Zehntel dieser mohammedanischen Erwerbungen. Vollends in Staaten, wo der Islam seine Stärke habe, seien „die Bekehrungen zum Mohammedanismus etwa 1/2 Million jährlich und die Bekehrungen zum Christentum in Wirklichkeit gleich null.“

Das wäre allerdings niederschlagend. Nun hat aber schon der Ch. M. Intelligencer nachgewiesen, daß der Kanonikus übersehen hat, daß in dem Census von 1871 acht unabhängige unter englischem Protektorat stehende Staaten nicht gezählt wurden, wohl aber in 1881; das macht einen Unterschied von 4794068 Mohammedanern. Taylors 9 Millionen vermindern sich also um die Hälfte; der Zuwachs der Mohammedaner ist nur, die Richtigkeit des Census vorausgesetzt, 10,91 Proz., und da die Bevölkerung um 7,83 Proz. sich gemehrt hat, so würden der Bekehrungen nur 3,08 Proz. sein. Dabei ist aber noch nicht berücksichtigt, daß die Zählung von 1871, was die Religionen angeht, sehr ungenau war. Dr. M. Mitchell hatte schon 1872 die Mohammedaner von Bengalen allein um 1 1/2 Millionen höher angegeben, als der Census. 300000 Mohammedaner in Oudh waren gar nicht gezählt. Wenn man nun diese 1800000 zu dem Census von 1871 zuzählt, so fällt der Zuwachs der

Mohammedaner auf 6,26 Proz.; sie würden dann unter der Bevölkerungszunahme bleiben.

Soviel wir sehen, hat Sir W. Hunter in der Rede, die er in der Society of Arts vor der indischen Sektion gehalten über „die Religionen Indiens“, auf diese Ungenauigkeit des Census von 1871 keine Rücksicht genommen, aber er hat auf einen andern Fehler des Kanonikus aufmerksam gemacht. In den 9 Jahren, welche zwischen den beiden Zählungen liegen, ist Indien von einer schrecklichen Hungersnot heimgesucht worden, und es geht nicht an, die Länder, die von ihr betroffen und die, welche von ihr verschont blieben, zu vergleichen, wenn letztere zugleich die sind, welche die meisten Mohammedaner zählen. So ist z. B. das Gebiet des Gouverneurs von Bengalen, in dem fast die Hälfte der 45 Millionen Mohammedaner wohnt, verschont geblieben, während die Präsidentschaft Madras, die vornehmlich von Hindus bevölkert ist, schwer betroffen wurde. Sir W. Hunter vergleicht nun fünf solcher Gebiete, die 1871 und 1881 gezählt wurden und in welchen die Hungersnot nicht ihre Opfer gefordert, und von allen fünf ist nur in Bengalen (wie schon bemerkt 1871 mit 19500000 Mohammedaner) die Zunahme der Mohammedaner größer, als die einfache Bevölkerungszunahme, und zwar um 0,07 Proz. Durchschnittlich ist in diesen fünf Ländern die Zunahme der Bevölkerung 14,24 Proz., der Mohammedaner 13,15 Proz. Sie wären danach auf dem Wege, in die Minorität zu kommen, und die Beamten, welche den Census besorgten, erklärten, daß in Bengalen und in den Nordwestprovinzen von mohammedanischer Mission und vollends von großen Erfolgen derselben nichts zu bemerken sei. Bleibt hier der Islam zurück, so nimmt Sir W. Hunter für ganz Indien eine Bevölkerungszunahme von 8 Proz., eine Zunahme der Christen von 30 Proz. an. Doch ist dies nicht ganz sicher. Dagegen ist Bengalen, wo die Christen fast nur protestantische sind, wo, um es nochmals zu sagen, die Hälfte der Mohammedaner Indiens lebt, wo die evangelische Mission erst 90 Jahre alt ist, ein sicheres Terrain. „Nimmt man,“ sagt Sir W. Hunter, „diese größte Provinz, die von der Hungersnot nicht berührt wurde, wo eine wirklich zuverlässige Statistik vorliegt, so ist der Census klar.“ Die Bevölkerung überhaupt nahm in der Zeit von 1871 bis 1881 um 10,89 Proz., die Mohammedaner um 10,96 Proz., die Hindus um höchstens 13,64 Proz., die Christen von allen Rassen (d. h. auch Europäer und Eurasier) um 40,71 Proz. und die eingebornen Christen allein um 64,07 Proz. zu. Das ist unter der Hand einer statistischen Autorität aus den Zahlen des Kanonikus Taylor geworden.

In bezug auf Afrika, den andern großen Kampfplatz, haben wir, wie Taylor mit Recht bemerkt, nicht so „genaue Statistik“. Was würde sie auch dem Herrn nutzen? Er würde sie falsch benutzen, wie die von Indien. Wir haben aber nicht nur keine „genaue Statistik“, sondern überhaupt keine. Woher sollten wir sie auch haben? Von hierher und daher hören wir, von Reisenden und Missionaren, daß die Mohammedaner vordringen, es findet offenbar eine große Vorwärtsbewegung des Islam statt, aber alle Zahlen, die einen Vergleich möglich machen, fehlen. Von Sierra Leone hören wir, daß es wohl eine mohammedanische Einwanderung giebt, aber keine Proselytierung weder der eingebornen Christen noch der Heiden. Wenn man von Lagos, wo 12000 Mohammedaner neben 9300 Christen leben, oder von Abeokuta, wo gleichfalls beide Religionen nebeneinander stehen, Zahlen hätte, die den Zuwachs ihrer Bekenner und der Bevölkerung durch Geburt und Einwanderung uns ansagten, dann könnte man einen Vergleich anstellen. Jetzt kann man nur sagen, daß der Islam, der 641 zuerst den Erdteil betrat, in den 12 Jahrhunderten 41 Millionen, also $^1/_5$ der Afrikaner genommen hat, und daß er seit einigen Jahrzehnten Fortschritte macht; ob größere als das Evangelium, das seit bald 100 Jahren in den Erdteil kam, ob unter Berücksichtigung der Verhältnisse größere, darüber läßt sich nichts sagen.

Dies führt uns darauf, daß ein solcher Vergleich überhaupt recht wertlos ist. In Indien wie in Afrika ist der Islam alteingesessen, das Christentum ein Neuling. In Indien freilich, wie in Afrika missionierte allerdings das Christentum seit etwa 400 Jahren; aber ein entstelltes Christentum, das seine Kraft verloren hatte. B. Smith und Dr. Blyden fragen: Was hat die vierhundertjährige Berührung mit dem Christentum für Afrika ausgerichtet? Wir protestieren vom evangelischen Standpunkt aus gegen diese Fragestellung. Dies war ein Christentum, welches seinem Namen nur Schande gemacht. Das muß man so lange wiederholen, bis die römische Kirche gelernt hat, über jene alte Mission Buße zu thun. Das evangelische Christentum ist seit einem (oder die kleinen Versuche mitgerechnet höchstens zwei) Jahrhunderten in Indien wie in Afrika auf dem Kampfplatz, und ein Vergleich daher gar nicht angebracht. Man denke sich, die Protestanten besäßen Ägypten oder Sansibar, sie säßen in Bengalen mit $19^1/_2$ Millionen Bekennern, sie hätten nicht den Nachteil mit ihrer weißen Haut von der schwarzen oder braunen Haut der Eingebornen sich zu unterscheiden, sie könnten, wie die Mohammedaner, das Klima des Landes vertragen, die Sprachen des Landes reden, die Bekenner des Islam dagegen wären, wie jetzt die Protestanten in Indien und praeter

propter wohl auch in Afrika mit etwas über einer halben Million Bekennern vertreten, was würde dabei herauskommen? Wer sich die Sache so vorstellt, muß gestehen, es ist wunderbar, daß der Islam nicht längst ganz Indien wie Afrika zu seiner Domäne gemacht hat.

Der Islam hat in den genannten Ländern den großen Vorteil, daß er Massenwirkung ausüben kann. Sir W. Muir hat in einer Missionsrede gesagt: „Nach meiner bescheidenen Meinung liegt der Fehler nicht an den Methoden unsrer Missionare, sondern daran, daß ihre Zahl durchaus unzureichend ist.“ Das scheint eine triviale Wahrheit, die, seit Matth. 9, 37 gesprochen ist, immer wiederholt werden kann, bis das Werk vollendet ist. Aber sie ist sehr am Platz und übersehen worden bei dem Vergleich. In Indien stehen 45 Millionen Mohammedaner gegenüber 1800000 Christen, und in Afrika ist das Verhältnis ähnlich. Was Wunder, wenn jene mehr ausrichten! Niemand ist gerne in der Minorität. Das angenehme Gefühl: derer ist mehr, die *bei uns* sind, denn derer, die bei ihnen, hat von alters her auch in den *Kämpfen* des Reiches Gottes seine Bedeutung gehabt. Es ist darum der denkbar schlechteste Rat, den Herr Smith nach Vorgang von Dr. Blyden der evangelischen Mission giebt, der nämlich, aus den Küstengegenden Westafrikas wegzugehen. Der Islam hat den Norden und Osten Afrikas in seiner Gewalt. Im Süden und Westen hat er einen mehr oder weniger breiten Rand gelassen, wo sich die evangelischen Truppen aufstellen können, und so ist es geschehen nicht nach vorbedachtem Rate der Menschen, sondern wie ich glaube, Gottes. Im Westen wird zunächst die evangelische Christenheit sich mit dem Islam messen. Hier hat es ihr Gott gelingen lassen, in Sierra Leone, auf der Goldküste, im Yorubaland, im Nigerdelta christliche Gemeinschaften zu bilden, die mit einigen Zehntausenden bereits eine Macht bilden. Kann man einen verkehrteren Rat geben als den, diese ersten Anfänge einer möglichen Massenwirkung zu vernachlässigen? Meines Erachtens ist es sehr zu bedauern, daß die englisch-kirchliche Mission große Unternehmungen in Centralafrika begonnen hat, statt alle ihre Kraft in Yoruba und am Niger einzusetzen, damit aus den zehntausend hunderttausende würden, eine Macht, die dem andringenden Islam imponiert. Wir haben in unsern Tagen allen Anlaß, uns zu hüten, daß nicht ein Tagesgeschrei, eine Mode, die auch in der Mission grassiert, uns verführt, die Kräfte zu zersplittern.

Doch damit haben wir vorgegriffen. Wir sehen, daß ein Vergleich zum Teil nicht möglich ist, zum Teil nicht zum Nachteil des evangelischen Christentums ausfällt. Aber damit ist die Thatsache nicht aus der Welt

geschafft, daß der Islam zahlreiche Anhänger hat, daß er wenigstens in einem Erdteil große Fortschritte macht. Was ist davon zu halten? Wäre es nicht sehr erfreulich, wenn man denen recht geben könnte, die in diesem Fortschritt einen Segen für die Menschheit erkennen, sei es, daß sie glauben, der Islam bringe doch den heidnischen Völkern mehr, als sie hatten, oder vielleicht, was allerdings ein Christ nicht zugeben kann, für gewisse Völker, für Afrikaner und Asiaten das Höchste, was für sie möglich ist?

Ehe wir auf diese Frage eingehen, möchten wir bemerken, daß es für den Christen, der an Gott als an einen weisen Weltregenten glaubt, feststeht, daß auch der Islam in seinen großen Weltplan hineingehört, und daß es zum besten dienen muß, wenn er dem Christentum Länder abgewonnen, diese noch in Besitz hat und seinen Besitz sogar mehrt. Das ist ein Postulat christlichen Glaubens, wenn auch die Antwort auf die Frage: wozu denn? noch nicht gegeben werden kann. Die Antwort, welche die Christen meistens gegeben, welche auch Luther hatte, welche im Ch. M. Intelligencer verschiedene Male als die richtige genannt wird, daß nämlich der Islam Gottes Geißel für ein faules Christenvolk sei, ist gewiß auch eine Antwort, aber schwerlich die ganze Antwort. Daß der Islam das kleine Horn sei Daniel 7, 8, wie mehrere englische Missionare annehmen, scheint mir, auch wenn die Deutung richtig wäre, wenig auszutragen. Plath hat s. Z. in dieser Zeitschrift eine Reihe von Antworten wohl nicht gegeben, aber doch angedeutet. Es mögen ihrer noch mehrere sein. Wir wollten nur sagen, daß es kein christliches Interesse ist, zu bestreiten, daß der Islam sein Gutes gewirkt habe. Wenn man nachweisen kann, daß die Lehre Mohammeds diesen und jenen Segen der Menschheit gebracht, so hindert uns nichts, dies anzuerkennen. Der Islam muß dennoch vor dem Besseren weichen.

Man wird freilich etwas skeptisch, wenn man auf die Geschichte des Islam zurücksieht und sich erinnert, was er denn aus Arabien, aus den Ländern Vorder-Asiens, Nordafrikas gemacht hat. Ist etwa Arabien unter seinem Einfluß ein Arabia felix geworden? Haben die Länder Asiens, hat Ägypten, hat Karthago jemals unter der Herrschaft des Islam die Stellung eingenommen, die sie in heidnischen und christlichen Zeiten gehabt? Nach einer kurzen Blüte hie und da sind sie alle in Verfall geraten.

Aber vielleicht hat der Islam seinen Beruf verkannt, als er sich den alten Kulturländern zuwandte und sogar Europa sich zu unterwerfen versuchte. Dort zurückgewiesen, hat er vermutlich sein rechtes Arbeitsfeld

unter den geringer begabten Völkern Afrikas und Asiens gefunden, wo er in unsren Zeiten sich seine Anhänger wirbt. Und in der That hier sollen sich die Segnungen finden, welche seine Freunde ihm nachrühmen. Wir zählen nur einige auf, wenn wir sagen, der Islam bringe ihnen den einen Gott statt der vielen, er bringe ihnen Rechtspflege, Civilisation, Wissenschaft. Wo er hinkommt, da hören Menschenopfer und Kannibalismus auf. Er lehre die Völker reinlich zu sein und nüchtern und nicht dem Glücksspiel sich hinzugeben. Ja, alle seine Bekenner verbinde er in eine große Bruderschaft, und auch dem Sklavenhandel mache er ein Ende.

Auch dem Sklavenhandel? ja auch dem, sagt Herr Joseph Thomson, „würde die Ausbreitung des Mohammedanismus" ein Ende machen. Nun wissen wir freilich, daß, nachdem die christlichen Völker von der Sünde des Sklavenhandels frei geworden, nur noch die mohammedanischen Völker den Sklavenhandel treiben; wir wissen, daß vom Sambesi bis nach Marokko, vom Nil bis zum Kongo, kurz überall da, wo die Christen nicht hinkommen können, um es zu verhindern, Mohammedaner mit ihren Sklavenjagden den Erdteil verwüsten. Aber Herr Thomson sagt, das ist so nicht weil, sondern trotzdem sie Moslim sind. Eben weil sie wissen, daß der Islam gegen ihr scheußliches Gewerbe ist, darum lehren sie ihn nicht, darum treiben sie keine Mission. Es ist so. Auch Livingstone, der so lange mit diesen mohammedanischen Sklavenhändlern gelebt hat, bezeugt, daß er von dem viel gerühmten Missionseifer der Mohammedaner so gut wie nichts bemerkt. Und wirklich werden sie außer durch ihre Gleichgiltigkeit auch durch die Erkenntnis von der Mission abgehalten, daß sie Mohammedaner nicht mehr zu Sklaven machen dürfen. Sehr deutlich ist das Zeugnis von Dr. Schweinfurth, der auf seinen Reisen im „Herzen Afrikas" fand,

daß „verbrannte menschliche Gebeine und verkohlte Hüttenpfähle die Etappen des Islam" bilden. (Im Herzen von Afrika I, S. 375/6.) „Jedesmal, erzählt er, so oft ich den Mohammedanern meiner Umgebung Vorwürfe darüber machte, daß sie es dulden könnten, daß solche Dinge (Kannibalismus nämlich) sich unter ihren Augen und unter dem Schutze der Fahne mit den Insignien des Propheten ereigneten, ward mir erwidert, sie, die Gläubigen, könnten daran nichts ändern, die Niamniam seien Heiden, und so lange Gott dies dulde, dürften sie sich nur in seinen Willen ergeben; als Heiden könnten sie sich untereinander auffressen, soviel sie wollten. Ihnen wäre nichts daran gelegen und ihre Sittenrichter und Lehrmeister seien sie auch nicht. Überhaupt fand ich Gelegenheit, wiederholt die Bemerkung zu machen, daß die Elfenbeinexpeditionen der Chartumer — durchaus nicht das Mindeste dazu beitrugen, Propaganda für den Islam zu

machen. Negervölker, einmal zum Islam bekehrt, würden hinfort nicht mehr als Sklaven betrachtet werden können, sondern wären sofort eo ipso Brüder.“ (I. H. A. II, S. 239.)

Es ist eine wunderliche Rede, daß der Islam den Sklavenjagden ein Ende macht, wenn man sieht, daß die eine Hälfte der mohammedanischen Welt den Sklavenmarkt bildet und die andre den Markt mit Ware versieht und eben deshalb von Ausbreitung ihres Glaubens absieht. Thomson wird ganz wild, wenn man den Islam beschuldigt, daß er die Sklavenjagden befördere, während er, wenn er sieht, daß christliche Händler den Branntwein bringen, nicht nur, wie billig ist, über diese zürnt, sondern auch über die christliche Mission, welche nicht imstande sei, das zu hindern. Ist es ein Vorwurf nicht für die Christen, sondern für das Christentum, daß es Branntweinhändler nicht bekehrt, so ist es doch auch ein Vorwurf gegen den Islam, daß er seine Anhänger nicht abhält, die stärksten, ja heute die einzigen Beförderer des Sklavenhandels zu sein.

Wir haben eine der angeblichen Segnungen des Islam herausgegriffen. Bei allen andern ist es auch so, daß sie bestritten sind. Wenn seine Lobredner sagen, daß die Mohammedaner die Heiden von der Abgötterei zu dem einen Gott bekehren, so erzählt uns ein Palgrave von dem ersten Sonnenaufgang, den er mit den Beduinen in dem Vaterland des Islam erlebt. Sowie die Sonne sich zeigt, neigen sich seine Begleiter, um dieselbe anzubeten. „Sonnenanbeter, was sie waren vor den Tagen Mohammeds, sind sie noch heute geblieben. . . Die Thatsache ist, daß auf die große Masse der nomadischen Bevölkerung der Mohammedanismus im Laufe von 12 Jahrhunderten nur wenig oder gar keinen Eindruck gemacht hat, weder zum Guten noch zum Bösen.“ Die Freunde rühmen uns, welche Bildung der Islam verbreitet, daß er allen den unwissenden Völkern eine reiche Literatur in arabischer Sprache bringe, und dann hört man Zeugnisse, daß sie, eine kleine Zahl, wohl den Koran lesen, aber weder Lehrer noch Schüler ihn verstehen, und daß die Kunst des Schreibens von diesen „Missionaren“ hauptsächlich dazu benutzt wird, Zauberzettel zu schreiben, mit welchen diese Sendboten, die angeblich keine „Tasche“ mitführen, ein Geschäft machen. Rühmen die einen die Reinlichkeit, welche der Islam verbreitet, so hält Dr. Schweinfurth den Mohammedanern vor, daß bei ihnen alles verkehrt und voll Widerspruch sei. „Ihr unterscheidet so streng zwischen rein und unrein und seid so schmutzig.“ (l. c. II, S. 174.) Und nicht einmal der Ruhm, welcher nach einem Studentenlied den höchsten Vorwurf gegen den Islam bildet, daß der

Moslim keinen Wein trinkt, ist unbestritten. Nicht überall findet man, wie Dr. Schweinfurth in Gurfala eine „Aktienbrennerei“; aber Zeugnisse, daß getrunken wird, zuviel, manchmal maßlos getrunken wird, kann man aus der ganzen mohammedanischen Welt sammeln.

So könnte man ein Buch schreiben und Zeugen wie Gegenzeugen in endloser Reihe verhören. Vermutlich würde aber ein unparteiischer Gerichtshof Protest einlegen gegen dieses verwirrende Verfahren und einen ganz andern Weg einschlagen. Was hilft es, daß jeder Zeuge irgend einen Punkt an irgend einem Orte heranzieht und nun sein Zeugnis pro oder contra generalisiert? Wenn jemand in der Lage ist, wie Missionar Townsend in Abeokuta und Ilorin nebeneinander Heiden, Mohammedaner, Christen an demselben Orte, aus demselben Volke, mit derselben Vorgeschichte zu sehen und zu vergleichen, so hat er ein Recht, gehört zu werden. Wenn sein Zeugnis (Ch. M. Int. 1874, S. 245 ff.) zu ungunsten der Mohammedaner ausfällt, wie es denn der Fall ist, so kann man wohl seine Beobachtungsgabe und andres anfechten, aber giebt man zu, daß er meldet, was dort vorliegt, so kann man ein Urteil fällen, jedoch nur für Abeokuta und Ilorin, nicht für die ganze mohammedanische Welt. Wie Reisende und oft auch Missionare von Afrika reden, wenn sie den Teil nennen sollten, vielleicht einen sehr kleinen, den sie kennen, so sollten die Zeugen pro und contra die Segnungen des Islam etwas vorsichtiger sein, was vielleicht für hier und da gilt, auf das ganze Gebiet auszudehnen. Wir haben noch nicht vorsichtig genug untersucht, wir wissen noch nicht genug, um Vorteile und Nachteile des Islam im einzelnen gegeneinander abwägen zu können.

Wir haben schon bemerkt, daß es kein apologetisches Interesse ist, alle Vorzüge des Islam abzuleugnen. Vielmehr kann man an den Segnungen selbst den großen Unterschied beider Religionen erkennen. Nehmen wir einen Segen, der am wenigsten bestritten werden kann, der ganz ungemein groß ist, daß der Islam nicht absolut, aber relativ die Völker vor dem Branntwein bewahrt. Ist das nicht ein Segen? Er hat dies erreicht, indem Mohammed eine göttliche Offenbarung brachte, welche den Gebrauch von „Berauschendem“ verbot. Sollen wir das nicht nachmachen? In der Christenheit und in der Mission ist eine große Neigung, dem Islam hierin zu folgen. Da ist es wohl an der Zeit, zu erinnern an das Wort, welches ein großer Missionar seinem Schüler schrieb. „Der Geist aber saget deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel durch die, so euch verbieten ehelich

zu werden und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat zu nehmen mit Danksagung den Gläubigen und denen, die die Wahrheit erkennen." Es wird niemand ein solcher Buchstäbler sein, daß er neben Speise auch noch „Trank", womöglich eine Liste von erlaubten und verbotenen Getränken fordert. Der große christliche Missionar wußte sehr wohl und verschwieg es nicht, daß die „Trunkenbolde" das Reich Gottes nicht ererben werden und gebot, daß man mit einem Bruder, der Trunkenbold sei, auch nicht einmal essen solle (1 Kor. 5, 11; 6, 10), aber so groß ist der Unterschied zwischen ihm und dem Propheten, daß dieser im Namen Gottes, um dem Mißbrauch zu wehren, den Gebrauch verbietet, jener aber solches Verbot eine dämonische Lehre nennt. Damit sind wir auf einen Hauptunterschied der beiden Religionen und darum der beiderseitigen Mission geführt, der von den Bewunderern des Islam, zuweilen auch von den Freunden der christlichen Mission übersehen wird. Der Islam ist und bringt ein Gesetz; das Christentum hat ein Evangelium.

Sir W. Muir sagt, daß Mohammed wenn überhaupt, dann nur eine sehr blasse Idee davon gehabt habe, daß der Islam Weltreligion werden solle. Er dachte nur an Arabien. Wie Christi letzte Worte einen Missionsbefehl brachten, der sich auf alle Völker erstreckte, so hat Mohammed kurz vor seinem Tode gesagt: „Treibt die Ungläubigen aus Arabien!" Erst seine Nachfolger haben die Grenzen Arabiens überschritten und versucht, den Islam zur Weltreligion zu machen. Das war ein Mißverständnis; der Islam kann wegen seines Wesens nie Weltreligion werden; auch nicht der Teile, welche H. B. Smith in früheren Jahren ihm großmütig überlassen wollte. Er kann es nicht, weil er nicht nur Religion, sondern Gesetz ist. Das Christentum ist kein Gesetz; es ist allerdings die Vollendung der israelitischen Religion. Diese israelitische Religion trat in der Form auf, daß sie zugleich Gesetz war, aber sie hat auch nicht missioniert. Erst in der Zeit des Verfalles hat Israel ein fremdes Volk durch die Beschneidung in die Glaubensgemeinschaft aufgenommen; es war gegen den Geist der Religion. Sie hatte Missionsweissagungen, aber keine Missionsthat. Auf die mußte Israel warten, bis der kam, welcher wohl ein Abrahamssohn war, aber so hoch über dieser Nation stand, wie der Himmel, von dem er gekommen, über der Erde. Und auch sein Missionsbefehl wurde erst zur That, als das Weizenkorn in der Erde seine israelitische Schale durchbrochen, als er erhöht über alle, auch alle zu sich ziehen konnte. Das Wort, welches er seinen Missionaren auftrug, über die Welt zu tragen, sagt ihnen nicht,

wie man am besten das staatliche und bürgerliche Leben einrichtet, wie man essen, trinken, sich kleiden soll; es sagt ihnen nur, wie man mit Gott in Gemeinschaft treten darf, und eben darum ist diese Religion fähig, Weltreligion zu sein. Der Islam dagegen hat nicht nur ein Wort über Gott, sondern viele Worte über das, was vergeht, was heute so ist und morgen anders, was hier gilt, aber dort nicht, und darum war es ein Mißverständnis, als man versuchte, den Islam zur Weltreligion zu machen.

Selbst der Prophet hat lange genug gelebt, um zu erfahren, daß sein Wort oder was er als Gottes Wort ausgab, nicht mehr ausreichte, er hatte auch die Stirn, Gott sich selbst korrigieren zu lassen. Er mutete es seinen Leuten zu, Gott sich vorzustellen als einen Menschen, „den etwas gereuet“ (4 Mos. 23, 19). Nach den mohammedanischen Auslegern giebt es 225 Verse des Korans, in welchen frühere Dogmen und Gesetze seiner eigenen Offenbarung widerrufen werden. (Weil, Mohammed der Prophet 2c. S. 355.) Aber der Prophet starb, der Koran wurde gesammelt, und nun steht er da unveränderlich. Alle seine Anhänger sind darum verurteilt, entweder ihrem Propheten abtrünnig zu werden oder für immer auf demselben Standpunkt stehen zu bleiben. Und dies letztere ist nach dem vielstimmigen Urteil der Kenner das Unheil der mohammedanischen Welt. Der Islam ist die Religion des Stillstandes.

Eine sehr bezeichnende Anekdote erzählt Dr. Hughes. Er berichtet nämlich von einem der vielen Reformatoren, welche der Islam gehabt hat, von dem Mulla von Manki. Dieser hatte seine Laufbahn wie gebräuchlich unter dem Islam begonnen, indem er eifrig zu der Einfachheit des Korans zurückrief. Seine Missionare trieben mit einem Durrah d. h. einer ledernen Peitsche bewaffnet ihr Werk. Die Leute ließen sich auch mit Schlägen zu den vorgeschriebenen Gebeten treiben, aber dem Reformator fiel es ein, auch den Tabak zu verbieten. Da war der Zauber gebrochen. Eine Versammlung von Doktoren entschied, daß der Tabak vom Koran nicht verboten sei, sei er ja doch zu Mohammeds Zeit noch nicht eingeführt gewesen. Aus demselben Grunde soll Abdul Aziz, der türkische Sultan, sich den Genuß des Champagners erlaubt haben. (Int. 1883, S. 529.) Eine Religion, die zugleich Gesetz ist und bringt, muß ihrer Natur nach auf eine Zeit und ein oder einige Länder beschränkt bleiben. Weil sie nicht einen Keim pflanzt, der sich entwickelt, dessen Gewächs immer und überall aus derselben Wurzel stammend sich anpaßt, sondern eine äußere Form, die unbeweglich ist, darum ist eine

solche Religion, wie Palgrave vom Islam sagt, der Tod. Er erlaubt darum auch keine Verbesserung, wie seine Freunde sie hoffen. Ein rationalisierter Islam, wie Sir W. Muir sagt, ein reformierter ist überhaupt kein Islam mehr.

Aus diesem organischen Grundfehler fließen aber auch eine Menge andrer augenscheinlicher Gebrechen. Sogleich der Fehler, daß diese Religion das Schwert gebraucht. Es ist merkwürdig, daß einige ihrer Freunde dies mit einer gewissen Heftigkeit ableugnen, wenigstens von diesem oder jenem Lande leugnen. Es mag ja wohl auch Ausbreitung des Islam auf friedlichem Wege geben, aber seine Geschichte ist wesentlich eine Kriegsgeschichte. Das Schwert ist seine Macht. Der Koran, sein h. Buch, befiehlt: „Bekämpfet die Ungläubigen, bis jeder Widerstand aufhört und die Religion des Herrn die einzige ist.“ (Sure 8.) Will ein Mohammedaner heute tolerant sein, so ist er seinem Propheten ungehorsam. Ein Gesetz kann man ja auch aufzwingen. Daß einer in seinem Herzen Gemeinschaft hat mit Gott, vermag keine Macht der Erde zu erzwingen. Erzwungenes Christentum ist kein Christentum.[1])

Damit hängt ferner zusammen der Fehler — oder sollen wir es vielleicht einen Vorteil nennen, daß der Islam so schnell missioniert. H. Smith führt an, daß in Afrika ganze Völker mit einem Sprung mohammedanisch werden, und Kanonikus Taylor fand das so schön, daß er es nebst anderm abschrieb. So rasch geht es nun freilich nicht, aber allerdings geht es sehr rasch. Eine neue Mode kann man schnell annehmen, aber um ein Herz zu ändern, einen ganzen Menschen in seinem Leben und Wandel neu zu gestalten, dazu bedarf es Zeit.[2])

---

[1]) Man kann sagen: auch das Christentum habe zu Zeiten mit dem Schwerte missioniert. Das war aber ein entstelltes Christentum, welches im Widerspruch mit dem klaren Worte seiner heiligen Urkunde handelte. Der Mohammedanismus, wenn er mit dem Schwerte missioniert, handelt im Einklang mit seiner Urkunde. D. H.

[2]) Sehr gut wird in einem Artikel der Contemp. Rev. bemerkt, daß einige Missionsfreunde nicht „warten wollen, bis die Eiche wächst.“ Es wird erzählt von einem Schotten, der einmal, zweimal seine Gabe für die Judenmission giebt. Als aber zum drittenmal sein Jahresbeitrag eingeholt wurde, rief er aus: den K..... auch! Sind diese Juden noch nicht bekehrt? Wenn aber der Verfasser selbst klagt, daß noch so wenig Christen in Indien, daß noch keine „Nation“ in Indien das Christentum annimmt, daß noch keine „unabhängige Kirche“ Millionen anzieht, scheint er selbst unter die Ungeduldigen geraten zu sein. Hat die apostolische, altkatholische Mission nach einem oder auch zwei Jahrhunderten mehr erreicht, als die protestantische Mission in gleicher Zeit in Indien? Oder war jene Mission auch a great miss. failure?

In diesem Grundfehler wurzelt es auch, daß der Islam keine selbständige und bleibende Kultur gepflanzt hat. Wir wollen nur eines nehmen, was die religiöse Kultur betrifft. Der Stifter der christlichen Religion — wenn man diesen Titel, der auf Menschen angewandt, eine Impertinenz ist und auf Christum angewandt, viel zu wenig sagt — hat kein Buch geschrieben. Wir haben dennoch ein heiliges Buch; zahlreiche Verfasser haben es geschrieben; Jahrhunderte hindurch zieht sich seine Entstehungsgeschichte. Es ist dieses Buch in sich ein Reichtum mannigfaltigen Lebens. Und wohin die Christen gehen, dahin bringen sie das Buch und übersetzen es. Den ersten Heiden, der getauft ist, traf der erste Missionar beim Lesen eines Teiles dieses Buches, das durch Gottes Vorsehung übersetzt war. Der Missionar hat ihn gefragt: Verstehst du auch, was du liesest? Beides ist die Übung der christlichen Mission, besonders der protestantischen, geblieben. Sie geben ein Buch und sorgen, daß es verstanden wird. Wer will aussagen, wie reich das Kulturleben, das aus der Bibel geflossen! Der Islam hat auch ein h. Buch; der Prophet selbst hat es geschrieben. Seine Kenner rühmen den Schwung seiner Sprache, die Poesie seiner Gedanken, obgleich ich die gerühmten Stellen unsäglich arm finde, auch in dieser Hinsicht, verglichen mit Davids oder Jesaias Worten. Aber jedenfalls ist es nur eines Mannes Erzeugnis, und dieser eine Mann, sein Buch ist das Textbuch, welches alle andern heiligen Bücher nur kommentieren dürfen. Welche Armut! Dieser Koran aber ist so herrlich, daß man ungebührlich handelt, wenn man ihn übersetzt und druckt. In der Christenheit sind für die Wißbegierigen viel früher und viel mehr Übersetzungen des Korans erschienen, als unter den Gläubigen. Der Islam erwartet, daß die Welt Arabisch lerne, und lieber sieht er sein h. Buch unverstanden, als übersetzt. So stehts mit seinen bildenden Einflüssen.

Der Grundfehler liegt aber noch tiefer. Die Kultur und alles andere ist nicht der Zweck religiöser Missionare; diese wollen das Verhältnis des Menschen zu Gott ändern und können dies nur, wenn sie eine andre und bessere Erkenntnis von Gott bringen. Das thut auch der Islam, indem er denen, die „Gott Gefährten geben", den einen Gott verkündet. In dieser abstrakten Wahrheit stimmt er mit Judentum und Christentum. Aber der eine Gott, der „keine andern Götter neben sich" duldet, ist bei Israel der Gott, der aus dem Diensthause geführt hat, der erlöst, der mit den Menschen Gemeinschaft haben will. Er ist für die Christen der Vater Jesu Christi, der aus dem Wege räumte, was uns hindert, mit ihm Gemeinschaft zu haben. Davon weiß der Islam nichts. So oft Gott der „barmherzige" genannt wird, daß er die

Liebe ist, daß wir ihn lieben dürfen, mit ihm leben sollen, davon weiß der Islam nichts und noch viel weniger von dem Weg, der zu dieser Gemeinschaft führt. Da liegt der letzte Schaden.

Das vergessen die, welche den Islam und seine Mission dem Christentum und seiner Mission gegenüber rühmen. Einige ihrer Ratschläge sind um deswillen ganz unbrauchbar. Nur einige Worte über zwei dieser Ratschläge, die von verschiedenen Seiten mit besonderem Nachdruck gegeben sind.

Das Christentum, heißt es, kommt den Heiden in einem „fremden Gewand“, während der Islam wie etwas Einheimisches ihnen entgegentritt. Unter englischen Christen hat dieses Bedenken augenblicklich viel Gewicht, da nach einem geflügelten Worte Gladstones ihre große irische Schwierigkeit vornehmlich darin begründet ist, daß den Irländern gute Gesetze in „foreign garb“ kommen. Für einen Fernerstehenden sieht es so aus, als ob die Gebote: du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, im nationalen irischen Kostüm lauten würden: du darfst töten und stehlen. So ist auch zu befürchten, daß, wenn das Christentum aus dem Semitischen ins Japhetitische und jetzt wieder aus diesem ins Hamitische übersetzt werden soll, sehr viel verloren geht. Das ist wohl auch die Meinung vieler Ratgeber. Darauf kann die christliche Mission nicht eingehen. Wenn aber das nicht beabsichtigt, wenn der Rat nur in dem paulinischen Sinne gemeint ist: „Allen alles werden,“ so kann man nur zustimmen. Er ist zwar schon oft vorgebracht, allein ihn zu befolgen fordert so viel fortgehende Selbstverleugnung des Missionars, daß man ihn wohl nicht zu oft hören kann. Nur möchten wir dem Rat, nicht in fremdem Gewande, sondern im Negergewand oder im Hindugewand das Christentum zu bringen, doch zur Seite stellen, daß der Missionar nichts dafür kann, wenn seine Botschaft fremdes Gewand trägt. Das Christentum ist nun einmal keine einheimische Pflanze. Es hat die merkwürdige Art, daß es unter jedem Himmel und auf jedem Boden in dem großen Weltacker fortkommt, aber einheimisch ist es nur im Lande der Juden. Durch Gottes Vorsehung ist es so gefügt, daß von den Juden das Wort zu uns gekommen ist. Da ist es gar nicht anders zu machen, als daß „Weißgesichter“ das Wort bringen. Das soll auch so sein, und es ist eine leere Phantasie, zu meinen, es gehe anders.

Das Ziel der Mission ist eine einheimische Christenheit, in der dann auch das Christentum einheimische Form findet. Sind nur einmal einige zehntausend Christen gewonnen, so werden sie sich schon nicht mehr nach einem europäischen Modejournal kleiden. Und so in allem andern. Aber

mit diesem Ziele anfangen, ist eine Modekrankheit, die uns nur schadet. Es ist meines Erachtens heute nicht die Gefahr, daß wir die Gemeinde zu spät selbständig machen, sondern im Gegenteil, daß wirs zu früh thun. In dem gegenwärtigen Alter der protestantischen Mission national selbständige Kirchen zu erwarten, ist viel zu früh. Es mag hier und da Ausnahmen geben, aber im großen und ganzen bedürfen die jungen heidenchristlichen Gemeinden noch der altchristlichen Leitung, wie auch die europäische Christenheit sie jahrhundertelang bedurft hat.

Wie die christliche Mission vom Islam lernen soll, sich um ein einheimisches Gewand zu bemühen, so wird sie auch ermahnt, ihm zu folgen in der Einfachheit seiner Lehre. Gott ist groß; es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Das ist alles. In der Wirklichkeit ist zwar diese Einfachheit nicht vorhanden, sondern um die Dürftigkeit der Lehre ein Heer von Satzungen gelagert, deren Befolgung dem frommen Mohammedaner nötig ist. Es ist auch ganz und gar nicht der Fall, was rationalisierende Freunde der Mission so oft befürchten, als ob das komplizierte Dogma der christlichen Lehre eine große Schwierigkeit böte und ein Anstoß sei. „Es wird behauptet, heißt es in der Cont. Review, das Christentum sei ein zu komplizierter und schwieriger Glaube, und seine Lehrer bestünden zu sehr darauf, daß der Neophyt seine verwickelten und schwierigen Lehren annehme. Ich finde diese Behauptung ganz und gar unbegründet. Die Schwierigkeiten des Christentums für den Christen sind keine Schwierigkeiten für den Hindu." Dasselbe wird für den Heiden überhaupt gelten.

Dennoch möchte es sehr gut sein, daß der Missionar sich besinnt, wie er seine Predigt möglichst einfach gestalte, wie er die Hauptsache auch als Hauptsache hervortreten läßt. Die Hauptsache sind aber nicht die einzelnen Dogmen, sondern daß der Heide und Mohammedaner in Gemeinschaft mit Gott kommt, wozu die christliche Lehre in ihren einzelnen Sätzen den Weg weist. Nach einigen Missionsberichten könnte es den Anschein gewinnen, als ob sich z. B. der Kampf mit dem Islam zumeist um die Frage nach der Gottheit Jesu drehe. Ohne Zweifel wird es zur Diskussion des zweiten Artikels und des dritten kommen müssen, aber zunächst will doch etwas andres gepredigt sein. Wenn je, so hat die Christenheit in der Mission, wo sie überall Elementarunterricht zu treiben hat, sich zu fragen: Was ist das Eine, das not ist, und dies [illegible] zu predigen. Wenn je, so hat die Christenheit in der Mission [illegible] zu sagen, daß das Himmelreich für die Kinder da ist, und daß

auch die Alten nur hineinkommen, vielleicht auch, daß man andre nur hineinzubringen versteht, wenn man wie ein Kind wird.

Unsers Erachtens ist übrigens das beste, empfehlenswerteste Arbeitsfeld für die christliche Mission nicht die mohammedanische Welt. Wer wird sich nicht freuen, wenn das Liebäugeln mit dem Islam, welches einigen Christen Freude macht, die Christenheit treibt, sich ernster der Mohammedaner anzunehmen. Je älter man wird, desto mehr erkennt man auch, daß die Missionsbewegung, so viel menschlicher Unverstand darin waltet, doch von Gottes Hand geleitet wird und lernt darum stille zu sein, wenn sie auf einen anscheinend falschen Punkt geleitet wird. So mag es auch Gottes Wille sein, daß ein Angriff auf die Festungen des Islam gemacht werde. Allein unmaßgeblich nach menschlicher schwacher Einsicht scheint es doch zweckmäßiger, die von der mohammedanischen Propaganda gefährdete Welt vor ihr zu retten und ihr zuvorzukommen, als den Islam selbst jetzt anzugreifen. Ob man mit B. Smith den Islam für eine Vorstufe des Christentums hält oder wie Sir W. Muir annimmt, daß nichts so sehr gegen das Christentum verschließt, als der Islam — darüber kann keine Frage sein, daß ein frisch bekehrtes mohammedanisches Volk doppelt schwer für das Christentum zu gewinnen ist. Sir W. Hunter scheint es für Indien so anzusehen, daß die 50 Millionen, welche in Indien weder mohammedanisiert, noch hinduisiert, noch christianisiert sind, das nächste Missionsfeld seien. Es wird sich gewiß überall empfehlen, wo das Christentum mit dem Islam konkurriert, die Kraft auf die neutralen Gebiete zu wenden. Je mehr wir da retten, desto besser gerüstet treten wir seinerzeit in den Entscheidungskampf mit dem Islam selbst, der unzweifelhaft dahin ausfällt, daß alle Knie auf Erden sich im Namen Jesu beugen zur Ehre des Vaters.

Literatur-Bericht.

1. **Merensky:** „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südost-Afrika (Transvaal) 1859—1882.“ Mit 20 Abbildungen und einer Karte in Farbendruck. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1888. Geb. 7 M. — Das ist eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der neueren Missionsliteratur. Zwar die Geschichte selbst, welche dargestellt wird: die Mission in Sekukunis-Land und die Gründung und erste Entwicklung der Station Botschabelo, ist in weiten Kreisen bereits bekannt; aber die Art und Weise, wie es diese bekannte Geschichte darstellt, macht das Buch bedeutend. Unter dieser Art und Weise verstehe ich nicht bloß die Lebendigkeit

der Schilderung, auch nicht nur die Anschaulichkeit im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern die lebensvolle Abbildung des Selbsterlebten bis in die scheinbaren Kleinigkeiten hinein, die von allem Phrasenhaften und Abstrakten freie konkrete Zeichnung von Menschen, Arbeiten, Organisationen u. s. w., so daß man, ich möchte sagen ein wirklich handgreifliches Bild von dem afrikanischen Missionsleben bekommt. Und das keineswegs in einer einseitigen Weise. Dieses Bild befindet sich in dem großen Rahmen des afrikanischen Gesamtlebens, des geographischen, ethnologischen, wirtschaftlichen, kolonialen, politischen; aber nicht in der langweiligen Form voraufgeschickter allgemeiner Schilderungen von Land und Leuten u. s. w., sondern wie sich das Leben lebt, in leibhaftigen Bildern, thatsächlichen Geschehnissen, in Gestalten von Fleisch und Blut. Besonders auf zwei Vorzüge des Buches möchte ich speziell hinweisen: nämlich was man aus ihm lernen kann bezüglich der Behandlung der Eingebornen und bezüglich der Missionsmethode. Beiden Gegenständen ist kein besonderes Kapitel voll allgemeiner Anweisungen gewidmet, sondern wir sehen an einer Reihe konkreter Fälle, wie der Schreiber der Erinnerungen gehandelt hat, z. B. S. 122. 126. 130. 132. 134. 186. 263. 268. 272. Und man muß sagen: er hat mit großer Weisheit, mit Takt, Geschick, Achtung vor der väterlichen Sitte und viel Verständnis für die berechtigte Eigentümlichkeit der Eingebornen gehandelt. Missionare und wenn anders sie überhaupt lernen wollen: Kolonialpolitiker können hier viel lernen. Man kommt weiter mit der verständnis- und rücksichtsvollen Schonung der Eingebornen und der Volkssitte als mit Brutalität. Die Achtung ist wahrhaft wohlthuend, welche der Verfasser vor seinen Afrikanern hat. Ebenso gesund wie seine Praxis in der Behandlung der Eingebornen ist seine Missionsmethode. Was wir gelegentlich erfahren über Stationsanlage, Bauten, Sprachstudium, Verbindung der Mission mit Handwerk, Ackerbau und Handel, Missionsreisen, Missionspredigt, Missionsunterricht, Missionszucht, Gemeindeorganisation, Ehepraxis und dergl., das ist alles nicht nur sehr anschaulich, sondern es hat auch Hand und Fuß. Man kann hier und da in Kleinigkeiten mit dem Verf. differieren, aber im ganzen muß man seine Missionspraxis als vorbildlich bezeichnen. Ich habe noch wenige Missionsberichte oder Erinnerungen aus dem Missionsleben gelesen, die mir gerade in dieser Hinsicht so lehrreich gewesen wären. Nur bezüglich eines Punktes habe ich die ernstesten principiellen Bedenken gegen die Handlungsweise Merenskys, nämlich bezüglich seiner politischen Wirksamkeit. Das Buch schildert auch hier die Verhältnisse äußerst anschaulich und bewirkt dadurch allerdings ein Verständnis für die hervorragende politische Rolle, welche seinem Verfasser durch die Umstände zugewiesen wurde, aber keine Rechtfertigung derselben. Jedenfalls erhält man aus dem vorliegenden Buche mit einem klaren Einblicke in das vielgestaltige Missionsgetriebe zugleich eine lebensvolle Anschauung von dem afrikanischen Leben und Treiben, die in sehr wesentlichen Punkten von den oberflächlichen Schilderungen der Reisenden und [illegible] Kolonialpolitiker sich unterscheidet. Hier redet ein Mann, der zeugt, was er gesehen, und der jahrzehntelang mit offenen und klaren Augen gesehen hat. Und wie für den Missionsfreund lehrreich, so ist das Buch auch für den Missionsgegner überzeugend; die Thatsachen, die es reden läßt, sind eine [illegible] beredte Apologie der Mission, speciell der evangelischen Mission. Eine

Station wie Botschabelo kann sich sehen lassen, und wer sie gesehen, der wird sich auch nicht mehr täuschen lassen durch die Dressur und Scheinkultur, mit welcher die römische Mission besonders an einigen Küstenorten Parade macht. Schließlich sei nur noch darauf aufmerksam gemacht, daß das Buch Merenskys auch darüber verschiedene charakteristische Mitteilungen macht, wie unzuverlässig, weil auf Mangel an Verständnis und genügender Erforschung beruhend oft die Berichte sog. Augenzeugen sind, Reisender, Kolonisten, Offiziere u. dgl., die wirklich an Ort und Stelle gewesen sind und nun in der Heimat für Autoritäten gelten. Da hat z. B. einer die Missionare als „Geldmenschen" verschrien, weil die Missionar-Bank-Cheques das sicherste Papiergeld im Lande seien. Der Mann wußte nicht, daß in diesen Cheques den Missionaren ihr geringes Gehalt ausgezahlt wurde und daß sie mit denselben an Stelle von Metallgeld ihrerseits ihre Waren bezahlen mußten (S. 426). Ein anderer (S. 430) glaubte, die anständig einhergehenden Leute in Botschabelo würden von der Missionsgesellschaft gekleidet, und er erstaunte sehr, als er zufällig erfuhr, daß sie aus dem Ertrag ihres Verdienstes sich nicht nur selbst kleideten, sondern auch sparten. Wäre ihm dieser Irrtum nicht zufällig aufgeklärt worden, so hätte er sicher in Europa als „Augenzeuge" über Verschleuderung von Missionsgeldern berichtet.

2. **Hesse**: „Die Mission auf der Kanzel. — Texte, Themata, Dispositionen und Quellennachweise für Missionsvorträge." Kalw. 1889. Geb. 2,75 M. Als ich den Titel dieses Buches las, glaubte ich, es solle ein Seitenstück sein zu meiner „Mission in der Schule", allein der Einblick in seinen Inhalt überzeugte mich bald, daß dies nicht eigentlich der Fall ist. Allerdings wird S. 5 auch „die gelegentliche Erwähnung der Mission auf der Kanzel, so oft der Text es mit sich bringt," gefordert und S. 11—20 an einigen Missionspredigten über die Perikopen gezeigt, daß es den sonntäglichen Evangelien und Episteln an Missionsstoffen nicht fehle, aber der Hauptnachdruck wird nicht auf die organische Einwebung der Missionsgedanken der Schrift in die ordentliche sonntägliche und festtägliche Gemeindepredigt, Bibelstunde rc. gelegt, woran unsrerseits so oft erinnert worden ist, und insofern entspricht das Buch nicht unsern Erwartungen. Wir halten die homiletische Verwertung der biblischen Missionsgedanken in der Gemeindepredigt für wichtiger als alle außerordentlichen Missionsvorträge und alle außerordentlichen Missionsgottesdienste. Das vorliegende Buch hat es aber wesentlich mit den außerordentlichen (biblischen und geschichtlichen) Missionsvorträgen und den außerordentlichen Missionsgottesdiensten zu thun. Und was es hierüber sagt und giebt, ist ebenso reichhaltig wie treffend und brauchbar. Es gliedert sich in 7 der Länge nach sehr verschiedene Kapitel: 1. das Recht der Mission auf die Kanzel S. 1—6; 2. das jährliche Missionsfest in der Kirche S. 6—10, wobei zu bemerken ist, daß in der ganzen preußischen Landeskirche seit geraumer Zeit ein solches Fest gefeiert wird; 3. die Missionspredigt S. 10—20, die bereits oben erwähnten Missionspredigtentwürfe über einige Perikopen enthaltend; 4. die Missionsstunde (Art und Weise derselben) S. 21—31; 5. Dispositionen zu Missionsvorträgen aller Art S. 32—166, über eine große Menge alt- und neutestamentlicher Texte mit einer Fülle von missionsgeschichtlichen Hinweisungen;

6. Missionsgebete S. 166—198 und 7. Missionsgeschichtlicher Datumkalender mit Quellennachweisen S. 199—324, nicht nur das mühsamste und längste, sondern auch für den, der's zu benutzen versteht, vielleicht das wertvollste Kapitel des ganzen Buchs, denn es enthält für jeden Tag im Jahre den Text so zu sagen zu einem kasuellen Missionsvortrag. Der Preis ist überraschend billig für das auch freundlich ausgestattete Buch.

3. **J. Johnston**: A handbook of foreign missions. Containing an account of the principal Protestant missionary societies in Great Britain with notices of the Continent and in America also an appendix on Roman Catholic missions. London, Relig. Tract. Soc. 1888. Der ausführliche Titel giebt eine vollständige Inhaltsangabe des Buchs. Auf Grund seiner in der introduction gegebenen Bestimmung des Begriffs Mission als der Evangelisierungsarbeit unter Nichtchristen giebt der Verfasser eine sorgfältig gesammelte von einem mehr oder weniger umfangreichen Text begleitete Missionsstatistik über folgende Missionen:

1. 27 selbständige britische (als 27. die Heilsarmee);
2. 9 britische Frauenmissionen;
3. verschiedene Missionshilfsgesellschaften, z. B. die Cambridge *M. to* Delhi; the M. to lepers in India; the Kabyle oder wie sie jetzt heißt die North African M.; das East London Institute for home and foreign missions etc., die jedoch teilweise auch völlig selbständig Mission treiben;
4. 19 kontinentale (darunter 8 deutsche);
5. 17 nordamerikanische (die kanadischen sind nur angedeutet, ebenso einige Frauenmissionen);
6. 3 medizinische Missionen;
7. 4 Judenmissionen (eine Anzahl anderer werden nur genannt);
8. 9 Bibel- und Traktatgesellschaften;
9. die römischen Missionen.

Es ist überaus schade, daß diese mit so viel Fleiß gesammelte Statistik nicht vollständig ist, wodurch sie natürlich einen großen Teil ihres Wertes verliert. Es fehlen nicht nur viele Gesellschaften, sondern es sind auch manche statistische Übersichten über die einzelnen Gesellschaften ziemlich lückenhaft. Man sollte fast wünschen, der Verfasser hätte mit der Publikation seiner Sammlungen gewartet, bis er das gesamte Material nicht bloß aus Europa und Amerika, sondern auch aus Südafrika, Australien und Indien, wo es gleichfalls selbständige Missionen giebt, beisammen gehabt hätte. Was wir brauchen, das ist eine möglichst vollständige lückenlose Übersicht über die gesamte evangelische Mission, die auf zuverlässigen und kritisch gesichteten Daten ruht. — Der Anhang über die römische Mission ist lehrreich; aber weder kritisch gesichtet noch vollständig genug, so daß er eigentlich auch nur als ein Fragment bezeichnet werden kann. — Dagegen sind die auf die einzelnen Gesellschaften bezüglichen Mitteilungen und Zahlen zuverlässig, so daß in dieser Beziehung die Arbeit als ein gutes „Handbuch" gelten darf. Wck.

4. Missionssänger. Missionslieder zum Gebrauch der schwedischen Gemeinden, herausgegeben vom studentischen Missionsverein zu Upsala (Stock-

holm 1887, nebst einem Melodienhefte). Eine Sammlung von 100 in 8 Abschnitten geordneten Missionsliedern, welche, ursprünglich aus dem Bedürfnis des studentischen Missionsvereins für seine eigenen Versammlungen entstanden, nun eine Gabe an die schwedischen Missionsfreunde geworden ist. Sie enthält ältere und neuere Lieder, meist schwedischen Ursprungs, etwa zum fünften Teil Übersetzungen oder Bearbeitungen aus andern Sprachen, überwiegend aus dem Deutschen. Uns interessieren namentlich die letzten. Wir finden hier Luthers „Es wolle Gott uns gnädig sein“, J. Heermanns „O Jesu Christe, wahres Licht“, Bogatzkys „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen“; von neueren Dichtern sind Barth, Spitta, Zeller, Bahnmaier, F. W. Krummacher u. a. (auch Goethe mit dem Osterliede aus Faust) mit einzelnen oder mehreren Liedern vertreten. So ist auch diese Sammlung ein Zeugnis, daß man in Schweden durch deutsches Missionsleben sich anregen läßt; es kann aber andrerseits auch dieses Werk des studentischen Missionsvereins in Upsala unseren studentischen Missionsvereinen zu einer Anregung dienen. B.

5. **Reinecke**: „Die Einführung des Christentums im Harzgau im 8. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der Gründungsgeschichte des Bistums Halberstadt.“ Osterwieck, Zickfeld. 1888. 1 M. Eine auf fleißigen Studien beruhende Monographie, welche ein bedeutendes Detail-Material zusammenträgt, das sich auch für Missionsvorträge speziell innerhalb des bezeichneten geographischen Gebiets fruchtbar verwenden läßt, zumal wo ihm eine lokale Färbung gegeben werden kann.

6. **Schneller**: „Kennst du das Land?“ Bilder aus dem gelobten Lande. In Kommission bei der Buchhandlung des ev. Vereinshauses (Wallmann) in Leipzig. 5 M., geb. 6,20 M. Das Buch ist wichtig für Freunde der Mission in Palästina. In demselben Frühjahr 1884, als P. Rinck aus Hamburg seine Orientreise machte, die er nachher in seiner frischen und herzlichen Art unter dem Titel „Auf biblischen Pfaden“ schilderte, trat der Pastor L. Schneller, nach längerem Aufenthalt im Berliner Dom-Kandidatenstift und kurzer Verwaltung einer ländlichen Pfarrstelle bei Freienwalde, im Missionshause Bethlehem an die Stelle des früheren Missionars Müller. Jetzt nach mehr als 4 Jahren, die er in Gemeinschaft mit Vater und Mutter, Bruder und Schwester als erster theologisch gebildeter Araber und Deutscher zugleich im heiligen Lande auf die Evangelisationsarbeit verwendet hat, tritt er mit seinen Illustrationen der Geschichte des Heilands und des Propheten Elias, sowie mit der Erzählung seiner Wanderungen nach dem See Genezareth, nach dem toten Meere und Jericho, nach dem Kanal von Suez durch die Wüste Paran zum ersten Male an die Öffentlichkeit. Daß er Frische und Volkstümlichkeit mit Rinck gemein hat, wird jeder aus seinen Arbeiten erkennen — in der Anschaulichkeit übertrifft er ihn fast durch die ihm angeborne orientalische Phantasie. Als Eingeborner, der nun wieder 4 Jahre in seinem Heimatlande geweilt, sich in die Gedanken und Sitten des Volkes eingelebt hat und zu beobachten versteht, verdient er mehr Beachtung als ein schnell durchreisender Europäer, der nicht einmal Arabisch versteht. Seine Sammlungen für ein neues Gotteshaus in Bethlehem haben wie durch ein Wunder 80000 Mark

hervorgezaubert — und der Bau der neuen Kirche hat begonnen. Wir wollen deshalb seinem Buche die Frucht wünschen, daß er immer mehr Herzen für Palästina erwärmt. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo es nicht mehr für eine Chimäre gilt, von der Evangelisation des ganzen heiligen Landes zu sprechen.

Wg.

7. Endlich seien noch folgende Missions-Traktate notiert und empfohlen:

a) aus dem Verlage des Missionshauses zu Barmen:

„Reiseerlebnisse eines Hereromissionars“;
„Johanne Kariko, ein Bild aus der Hereromission“;
„Wie der Herero lebt und stirbt, oder die Gottlosen haben keinen Frieden“:

b) aus dem Verlage der Baseler Missionsgesellschaft:

„Evangelischer Missionskalender pro 1889“ 3. Aufl.;
Bohner: „Wie ich den Heiden predige“;
„Wie die Heiden beten“;
„John Wood, ein Lebensbild aus der westafrikanischen Mission“;
„Abraham und seine Trommel“;
„Der Häuptling von Fallangia“;
„Odusima, der befreite Negerknabe“;
„Drei Hindu auf der Suche nach einem Heiland“;
„Die Schanar in Tineweli“;
„Tschin, der arme Chinesenknabe“;
„Ein australischer Erstling“;
„Ernstes und Heiteres aus der Südsee“;
„Weg hat Gott allerwegen, oder wie die Insel Nukulälä christlich wurde“.

Aus Mangel an Raum kann der Schluß der Missionsrundschau erst in den Anfangsnummern des nächsten Jahres folgen.

Inhalt.

I. Geschichtliches und Ethnologisches.

II. Theoretisches und Apologetisches.

III. Literarisches.

Beiblatt:

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1888.

Georg Schmidt,
der Bahnbrecher der Mission unter den Hottentotten.

Ansprache, gehalten auf dem Missionsfeste zu Schreiberhau, den 20. Juli 1887 von P. Koelbing-Fischbach[1]).

In diesem Monat waren gerade 150 Jahre vergangen, seit in der Tafelbai, dem Hafen der Kapstadt in Südafrika, ein Mann an's Land stieg, der mit Absichten und Plänen, wie noch niemand vor ihm, sich dorthin eingeschifft hatte. Zwar war jene Bucht, seit Bartholomäus Diaz mit seinen Portugiesen 1486 das südliche Vorgebirge Afrikas, — von ihm „Sturmkap“, von seinem König „Kap der guten Hoffnung“ genannt, — umsegelt hatte, und nach Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch seinen Landsmann Vasko de Gama (1497) von portugiesischen, englischen und holländischen Ostindienfahrern regelmäßig angelaufen worden. 1652 hatte dann die holländische ostindische Handelsgesellschaft dort eine Feste errichten lassen, das Land in Besitz genommen und zu besiedeln angefangen. In den folgenden 85 Jahren waren tausende dort gelandet: Beamte und Soldaten der Gesellschaft, zur Verwaltung und Verteidigung der Besitzung, Ansiedler, die das Land einnehmen und bebauen wollten, das mit seinem glücklichen Klima und dem reichen Pflanzenwuchs zu solcher Unternehmung lockte. Abenteurer aller Art kamen, um ihr Glück zu machen; ausgediente Soldaten und Seeleute wollten hier den Lohn für ihre Leistungen an den Staat empfangen; verschickte Verbrecher sollten ein neues Leben beginnen. Auch fehlte es nicht an ehrenfesten Niederländern, welche mit der treuen Biederkeit ihres Stammes und dem zähen Festhalten an streng reformierter Frömmigkeit den Grundstock der rechtgläubigen „Buren“ (Bauern, Ansiedler) bildeten. Dazu kamen zahlreiche französische Hugenottenfamilien, welche um ihres Glaubens willen ihre Heimat verlassen hatten und hier eine neue suchten. Auch Geistliche für die eingewanderten Europäer waren herübergekommen. Aber, obgleich die Urkunde der Besitzergreifung des Kaplandes mit einem Gebet um Ausbreitung der christlichen Lehre unter den heidnischen Eingebornen beginnt, so ist doch Georg Schmidt —

[1]) Als Quellen sind benützt worden: Lebenslauf Georg Schmidts in den „Nachrichten aus der Brüdergemeine“ 1836, S. 467 ff. (mit eigenhändigen Berichten, Briefen u. s. w.) Gnadau, Unitätsbuchhandlung. — Büdingische Sammlungen 1740—1744. Leipzig, Korte. — Burkhardts Missionsbibliothek (v. Grundemann) II, 2. — Vormbaum, Georg Schmidt. Düsseldorf 1858. — Wangemann, Reisejahr in Südafrika 1866/67 S. 32 ff.

so hieß jener Mann, der am 9. Juli 1737 bei der Kapstadt landete — der erste gewesen, welchen die Absicht nach Südafrika führte, den verachteten Urbewohnern des Landes das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen. Und weil er mit apostolischer Glaubenseinfalt, mit apostolischem Zeugengeiste und mit apostolischem Opfermut Hand an dies schwere Werk gelegt, — so hat man ihn den Apostel der Hottentotten genannt. Durch seine Arbeit aber ist er zugleich der Bahnbrecher der evangelischen Mission in Afrika überhaupt geworden, und so wollen wir durch die hundertundfünfzigste Wiederkehr des Gedenktages des Beginnes der afrikanischen Mission uns anregen lassen, den Anfängen derselben auf seinem Zeugengang zu begleiten.

Derselbe war für Georg Schmidt in der Kapstadt zuerst ein Weg durch Spott und Hohn. Wie man sein Unternehmen beurteilte, das konnte er gleich am ersten Tag erfahren. Als er in seine Herberge kam und sich niedersetzte, hörte er, wie die Anwesenden, wohl beim Glas Branntwein und der holländischen Gipspfeife, über den Domine (Geistlichen) ihre Witze machten, der gekommen sei, um die Hottentotten zu bekehren. Das müsse ein rechter Narr sein, meinte einer, und auch Schmidt, den freilich niemand in seinem ärmlichen Aufzug für einen Domine halten konnte, sollte seine Ansicht über den einfältigen Menschen sagen. Der sprach aber nur ganz schlicht und ruhig: „Der Mann bin ich“ und die Spötter waren zum Schweigen gebracht. Wo er aber nicht selbst die gegen seine Absichten gemachten Einwände widerlegen konnte, da mußte man ihn mindestens für völlig überspannt halten und hatte nichts als Kopfschütteln und Achselzucken für dergleichen unsinnige Gedanken. Man hatte sich daran gewöhnt, die Hottentotten nur noch als Gegenstände der Ausbeutung anzusehen. Man nahm ihnen gegen Bränntwein und Tabak Land und Vieh weg, machte sie zu rechtlosen Hörigen und wenn sie sich in diese Zwangslage nicht finden wollten, schoß man sie wie wilde Tiere nieder. Schließlich wurde von vielen dieser unerhörten Behandlung noch ein christlicher Mantel umgehängt, indem man erklärte, die Hottentotten, die vom lebendigen Gott nichts wüßten und in Sünden und Schanden lebten, seien von Gott dem Fluch und der Verdammnis zugesprochen. Man müsse sie ausrotten, wie Israel die Kanaaniter. Schließlich nannte man sie kaum mehr noch Menschen, sondern nur noch „schwarze Kreaturen“, „schwarzes Vieh“, und an einer Kirche soll sogar die Inschrift zu lesen gewesen sein: „Hunde und Hottentotten dürfen nicht eingelassen werden!“ — Auch die Bestmeinenden glaubten, daß die Eingeborenen vollständig unempfänglich, wie für jede geistige Regung, so insbesondere für jeden religiösen Gedanken seien. Und da wollte Schmidt zu ihnen ziehen, ja es zu seinem Lebensberuf machen, sie im Christentum zu unterweisen! Wer war überhaupt dieser Schmidt, daß er sich solches zutraute?

Nun freilich, in der Bildung konnte er sich mit den Beamten der ostindischen Gesellschaft in der Kapstadt nicht messen und auf den Besuch von Universitäten und wohlbestandene theologische Prüfungen, wie die hochwürdigen Domines, vermochte er nicht hinzuweisen. Als armer Leute Kind 1709 in Kunewalde in Mähren geboren, wird er eine harte Jugend und

ehr dürftige Schulbildung gehabt haben. Dafür nahm ihn aber in seinem 16. Jahre der Geist Gottes in seine Schule; er wurde zu einem ernsten Christenleben erweckt, und da die römische Kirche alle Regungen evangelischen Glaubens, wie sie sich damals in Böhmen und Mähren besonders unter den Nachkommen der alten Brüderkirche zeigten, mit eiserner Gewalt niederzwingen wollte, wanderte Schmidt, wie viele seiner Volks- und Glaubensgenossen, 1726 nach Herrnhut in Sachsen aus, wo der Graf von Zinzendorf alle um des Glaubens willen Verfolgten aufnahm. Hier suchte der Jüngling sein äußeres Durchkommen als Hausknecht der Gräfin Zinzendorf — der er übrigens ohne Lohn diente — und fand für sein Herz reichen Segen in der neugegründeten christlichen Gemeinschaft; aber eine wissenschaftlich-theologische Ausbildung hat er sich freilich auch da nicht angeeignet. Jedoch hat er bald darauf eine Hochschule durchgemacht, die ihn besser als alle Universitäten auf sein künftiges Zeugenleben vorbereitete, die Hochschule des Leidens um des Evangeliums willen. Mit seinem älteren Freunde Melchior Nitschmann, auch einem ausgewanderten Mähren, machte er sich 1728 mit zwei von der Gräfin Zinzendorf geschenkten Gulden in der Tasche auf die Wanderfahrt nach Salzburg, wo sie als Sendboten ihrer Gemeine mit den dortigen Evangelischen Gemeinschaft anknüpfen wollten. Unterwegs besuchten sie in Böhmen die bedrückten Glaubensgenossen, um sich mit ihnen zu erbauen und zu stärken. Da wurden sie bei einer solchen Versammlung dem fanatischen römischen Geistlichen verraten und in Ketten nach Schildberg in Mähren ins Gefängnis geschleppt. Die Behandlung war eine so unmenschliche, daß nach drei Vierteljahren ein mitgefangener Evangelischer in Schmidts Armen starb, und bald darauf auch Melchior Nitschmann seinen Leiden erlag. Man verscharrte beide draußen vor der Stadt bei einem Kreuz neben einem Wachholderstrauch. Schmidt kam zwar mit dem Leben davon, hat aber die Folgen der erlittenen Mißhandlungen, besonders der fürchterlichen Winterkälte, der man ihn aussetzte, sein Leben lang gefühlt. Zwei Jahre saß er von da an noch in Schildberg, bis endlich 1731 sein Prozeß in Prag beendet war. Das Urteil lautete auf drei Jahre Baugefangenschaft auf dem Spielberg bei Brünn. Dort hat er dann drei Jahre lang Schanz- und andere, zum Teil ekelhafte Arbeiten verrichten müssen, bis er endlich freigelassen wurde und 1734 nach sechsjähriger schwerer Gefangenschaft in Herrnhut wieder eintraf. — So ist er in Banden und Trübsalen zu einem Zeugen seines Herrn vorgebildet und als solcher bewährt worden, hat auch diese Prüfung so gut bestanden, daß man ihn, da sein Feuereifer nur noch mehr aufloderte, bald auf neue Botschaften zu den Erweckten in Böhmen, im Vogtlande, ja bis in die Schweiz hinein entsandte. Da wußte denn der Graf Zinzendorf, als seitens eines Geistlichen und eines andern edlen Menschenfreundes in Amsterdam die Bitte um Aussendung von Glaubensboten zu den Hottentotten an ihn erging, für diesen schweren Posten keinen passenderen Mann, als Georg Schmidt, der sich auch sofort nach Amsterdam aufmachte, wo er nach dreiwöchentlicher Wanderung von Herrnhut aus am 9. März 1736 eintraf. Aber erst ein volles Jahr später, den 11. März 1737, konnte er sich nach dem Kap einschiffen. Die

Leitung der ostindischen Handelsgesellschaft hatte nämlich wenig Lust, a den unerhörten Gedanken des ungebildeten Tagelöhners, „aus Liebe seinem Heiland und den armen Heiden zu den Hottentotten zu gehen,“ einzulassen. Endlich ließ man ihn durch einige Prediger einer Rechtgläub keitsprüfung unterwerfen; der bibelfeste Mann bestand sie gut. Da machte ihn die Prüfungsbehörde auf die Schwierigkeit der Hottentotte sprache aufmerksam; auch werde er unter ihnen nicht leben können, da ih Speise nur in wilden Wurzeln bestehe. Schmidt aber erklärte einfach, Gott seien alle Dinge möglich, und da er die Gewißheit habe, es Gottes Wille, daß er dort das Evangelium predige, so werde er ihm im groß und kleinen durchhelfen. Die Herzenseinfalt des glaubensstarken Christ überwand schließlich die Bedenken der gelehrten Theologen, und sie empfahle sein Unternehmen der Leitung der Gesellschaft, welche ihm endlich d nötigen Empfehlungsbriefe an die Behörden am Kap mitgab. Sauer gen mag Schmidt die lange Wartezeit geworden sein, doch ist auch sie f sein Werk in Südafrika nicht vergeblich gewesen. Er verdiente sich sein Unterhalt nämlich als Gartenarbeiter; und da der holländische Gartenba in hoher Blüte stand, so mag ihm diese Zeit für seine späteren Pflanzung am Kap viel ausgetragen haben.

Wie mag das Herz des treuen Sendboten gejubelt haben, als endlic nach der langen unfreiwilligen Wartezeit sein Schiff auslief. Nach eine Fahrt von 17 Wochen langte er im Lande seiner Sehnsucht an. Von de ersten Anblick der Hottentotten schreibt er: „Mein innerstes Herz freut sich, als ich sie erblickte. Das war mir gar sehr erwünscht. Ich war rech erpicht auf diese Leute.“ Wie mußte er sie doch mit so ganz ander Augen ansehen, als die bisherigen Ankömmlinge, deren Urteile wir vorhe kennen lernten! Im Äußeren freilich boten ja die kleingebauten, vo Schmutz starrenden, nur mit einem kleinen Lederschurz und Schaffell be kleideten Hottentotten mit ihrem gelblichgrauen Gesicht, den vorstehenden Backenknochen, der breitgedrückten Nase und dem kleingekräuselten, i Büscheln gewachsenen Wollhaar nichts Anziehendes. Ihre geistigen Fähig keiten waren sehr gering, und von liebenswürdigen Eigenschaften ihrer Naturart hat auch Schmidt wenig entdecken können. Im Gegenteil hat ihre heidnische Herzenshärtigkeit, ihre unausrottbar erscheinende Lügenhaftig keit und ihre sonstigen Sünden und Laster ihm später manchen schweren Seufzer ausgepreßt. Aber er kam ja gerade, um ihnen als verlornen Sündern den Sünderheiland zu bringen; und darum kannte er sie, von der Liebe Christi gedrungen, nicht nach dem Fleisch, sondern sah sie nur mit Augen der Liebe an, der Liebe, welche die Gnade des gekreuzigten Erlösers am eigenen Herzen erfahren hat und von ihr entzündet worden ist. So konnte er in den verachteten Ureinwohnern des Kaplandes nur Miterlöste, Brüder sehen; er hat sie in seinen Berichten mit christlichem Stolz und wahrer Herzensfreude gern „sein Volk“ genannt. Darin steht er als rechter Ge sinnungsgenosse des Grafen Zinzendorf da, welcher mit 15 Jahren einen Freundschaftsbund zur Bekehrung der Heiden schloß und zwar nur solcher, „an die sich sonst niemand machen würde.“

Daß diese Denk- und Betrachtungsweise in der Kapstadt wenig Ver-

ständnis fand, haben wir bereits gesehen. Doch führte ihm Gott nach wenig Tagen in einem christlichen Kapitän einen Gastfreund und Fürsprecher zu, die Regierung bezeigte sich freundlich, und so durfte er im September des Jahres 1737 in Begleitung eines Sergeanten und zweier Hottentotten, Afriko und Kybodo, hinausziehen, um sich zuerst in der Nähe eines Soldatenpostens, dann etwas entfernter von demselben etwa 20 Meilen östlich von der Kapstadt am Flusse Zonderend anzusiedeln.

Hier in der Nähe einer Felsschlucht, der sogenannten Bavianskloof (Paviansklust), baute er sich ein Häuschen mit Lehmmauern, grub einiges Land um, säete das erste Getreide aus und pflanzte Obstbäume, wobei ihm seine Erfahrungen in den holländischen Gärten trefflich zu statten gekommen sein mögen. Einige Hottentottenfamilien ließen sich bei ihm nieder. Als er den ihm bekannt gewordenen Afriko in seiner Hütte im Hottentottenkraal aufgesucht hatte, waren ihm die Eingebornen, die gehört hatten, es käme ein weißer Mann, um sie zu unterrichten, mit Musik und Freudengeschrei entgegengezogen. Während sie von dem Glauben ihrer Unterdrücker nichts wissen wollten, so gewann Schmidt, der nicht nach ihrem Vieh und Land trachtete, bald ihr Vertrauen, so daß ihrer achtzehn zuerst sich in seiner Nähe ansiedelten, unter ihnen die erwähnten Afriko, Kybodo und ein gewisser Willem, welche auch die Erstlinge aus den Hottentotten werden sollten. Doch ehe es dahin kam, galt es für Schmidt, fünf Jahre lang schweren Missionsdienst und zwar zuerst rechte Rodearbeit zu thun. Wie er der Dienstanweisung, die der Herr seinen Jüngern in Matthäus 10 giebt, gefolgt war und ohne Geld und Gut, ohne Reiseausrüstung und Mittel zu einer häuslichen Einrichtung mitten ins Heidenland hinein sich begeben hatte, so wußte er auch, wie einst der Apostel Paulus bei den Korinthern, nichts zu verkündigen, als Jesum Christum den Gekreuzigten. So hat es ihm der Graf von Zinzendorf auch wiederholt ans Herz gelegt: „Ach lieber Bruder," so schreibt er ihm 1739 in seine Einsamkeit, „bewahre die teure Beilage! Unser Jesus sei dir alles! Überzeuge die Hottentotten, daß sie Sünder sind, und wenn sie das glauben, so mache, daß sie ihm zu Füßen fallen und Gnade suchen." Nach dieser Regel hat Schmidt überall gehandelt, ihnen den Heiland vor die Augen gemalt, so die Überzeugung ihrer Erlösungsbedürftigkeit und -fähigkeit geweckt und sie zu Buße und Glauben geführt. Dabei verschmähte er aber auch nicht, an ihre dürftigen religiösen Vorstellungen — eine eigentliche Gottesverehrung besaßen sie überhaupt nicht — anzuknüpfen. Wie Paulus auf dem Areopag von dem Herrn des Himmels und der Erden seinen Ausgangspunkt nimmt, so fragt Schmidt bei der ersten von ihm berichteten Unterredung seine Hottentotten, ob sie wüßten, daß droben ein großer Geist sei, der ihnen ihr Vieh und alles gegeben. Ja, sie kennten ihn, war die Antwort; das sei der große Herr Tuicqua. „Nun," sagte Schmidt, „das ist der Seligmacher und ich bin darum gekommen, denselben euch bekannt zu machen." „Das ist gut, Meister" lautete die erfreute Erwiderung. Der Blick auf Christi Kreuz und die an demselben vollbrachte für alle Völker und alle Menschen giltige Erlösung hielt ihn auch allein aufrecht, wenn er in seiner Einsamkeit schon verzagen wollte an dem

„stählernen Herzen seines Volkes.“ „Versichern kann ich Dich,“ so schreibt er einmal, „daß ich mein Leben nicht teuer achte und keine Mühe spare um des Heilands und dieses Volkes willen. Ich habe mich so recht verhandelt an dies Volk, als ein Gebundener für dasselbe. Aber ihr könnt's nicht glauben, was das für ein Volk ist. Wenn ich glaubte, daß der Heiland nicht alle Menschen selig haben wollte, so würde ich denken: da sind die Leute, aber so glaub ich's nicht. Die Meisten von den Erwachsenen meines Volks sagen: Wir fühlen's, daß es Wahrheit ist, was wir vom Heiland hören, aber wir können nicht glauben. Sie haben schon Vieles gehört vom Gotteslamm, wie es die Sünden der Welt weggetragen hat, und daß sein heiliges Blut das Lösegeld ist für der ganzen Welt Sünden. Sie hörens wohl an, aber sie sind wie das Rohr am Teiche, das der Wind herumtreibt.“ Welche unsagbare Geduld gehörte da zur Arbeit, welcher felsenfeste Glaube, daß es auch hier wahr bleiben müsse, was der Graf Zinzendorf so ausdrückt: „Und wär ein Herz so hart als Stein, läßt's doch die selge Botschaft ein. Ein Volk, sonst träge, tot und stumm, begreift das Evangelium.“

Übrigens hielt Schmidt auch den Weißen gegenüber niemals mit seinem Zeugnis von dem einen, was not thut, zurück. Wie er schon auf seiner langen Seereise dem Schiffsvolk vom Heil in Christo gesprochen und einige von ihrem wüsten Wandel zurückgebracht hatte, so hat er auch im Kaplande den weißen Ansiedlern und Soldaten gegenüber offen und kräftig von dem gezeugt, was sein ganzes Herz erfüllte und manchen nachhaltigen Eindruck hervorgebracht. So gelang es ihm, den Korporal des benachbarten holländischen Militärpostens durch sein schlichtes, evangelisches Zeugnis für den lebendigen Glauben und sich und seiner Sache zum warmen Freunde zu gewinnen. Bei dessen Nachfolger war dies leider nicht der Fall, und überhaupt muß Schmidt darüber klagen, daß „die sogenannten Christen in diesem Land die armen Hottentotten beinah ganz verdürben durch ihr böses Beispiel und ihre Lästerreden wider ihn.“ — Das war um so betrübender, als der schwerste Teil der Missionsarbeit Schmidt's in dem Kampf wider die bösen heidnischen Laster seiner Pflegebefohlenen, gegen ihre Lügen, ihren Leichtsinn, ihre Trunksucht, ihre unsittlichen Tänze und was damit zusammenhing, bestand. Da kannte der sonst so liebevolle und nachsichtige Mann kein Mitleid mit dem eingewurzelten bösen Hang. Aber was er an christlicher Sitte in monatelanger Arbeit aufgebaut hatte, das konnte eine Stunde in dem Lager der Soldaten oder auf dem Bauernhof, wo man den Hottentotten Branntwein reichte, um sich an ihrer Trunkenheit und ihren Tänzen zu belustigen, wieder einreißen. Indes man bekam doch mehr und mehr Achtung vor seiner Arbeit, besonders als man bemerkte, daß die Wilden, denen man gern jede geistige Begabung absprach, bei Schmidt sogar lesen lernten. Er hatte nämlich sofort mit den Alten und Jungen auch einen Schulunterricht begonnen und zwar in holländischer Sprache. Zuerst wollte er wohl die Hottentottensprache erlernen, doch scheiterten alle Versuche an den schwer hervorzubringenden Zungenschnalzlauten. Schmidt brachte es trotz aller Mühe nur zum Gelächter seiner Pfleglinge, und da Afriko gut holländisch verstand, so daß er

ihn als Dolmetscher gebrauchen konnte, so hat er später immer nur diese Sprache bei Unterricht und Predigt zu grunde gelegt, was denn auch für den Verkehr mit den Weißen gute Folgen hatte. — Und auch das konnten dieselben nicht in Abrede stellen, daß es Schmidt allmählich gelang, die Hottentotten zur Seßhaftigkeit und zur Arbeit zu erziehen, Dinge, die ihnen bisher ganz fremd gewesen waren. Das bewirkte er vor allem durch sein eignes Beispiel. Wie der Apostel Paulus es sich nicht nehmen ließ, auf seinem Gewerbe fortzuarbeiten, so war Schmidt unter seinen Pflegebefohlenen nie müßig zu sehen. Mit Hacke und Grabscheit, mit dem Gartenmesser und jedem andern Werkzeug zur Urbarmachung und Ausnutzung des Bodens führte er ihnen den Beweis, daß auch er nicht essen wollte ohne zu arbeiten. Auch als sie ihm zu seinem und der ihm übergebenen Kinder Unterhalt zwei Milchkühe gegeben und sich gewöhnt hatten, ihn mit ihren Wurzeln, Zwiebeln und Knollengewächsen zu versorgen, hat er sie stets durch seine eigne Thätigkeit zum Beten das Arbeiten gelehrt, um ihnen mit dem Segen des Evangeliums auch den des Ackerbaus und eines geordneten seßhaften Lebens zu bringen.

Das sind in kurzem die Grundzüge der Missionsthätigkeit Schmidts. Wir müssen es uns versagen, in das einzelne dieser Glaubens-, Liebes- und Geduldsarbeit des unermüdlichen Zeugen einzudringen, was um so anziehender wäre, als er sehr genaue tagebuchartige Berichte und Briefe geschrieben, in denen er sein ganzes Herz ausschüttet. Hatte er doch sieben Jahre lang keinen Gesinnungsgenossen um sich, keinen Freund und Mitarbeiter, nicht Weib noch Kind, die ihm die Drangsal von außen und innen, die Dürftigkeit des ärmlichsten Daseins, das man sich denken kann, dazu die Last einer aussichtslos erscheinenden Arbeit versüßen und tragen halfen. Nur einmal (1739) ward diese Abgeschiedenheit durch den Besuch zweier Brüder in der Kapstadt, die zum Beginn einer Mission nach Ceylon reisten, unterbrochen. Das gab dann Festtage brüderlicher Herzstärkung, und David Nitschmann, einer der beiden, konnte in die Heimat berichten: „Schmidt habe sich schon viel Achtung bei Eingebornen und Holländern erworben und soviel ausgerichtet und in die Hottentotten gebracht, als in dreißig Jahren nicht wäre gesehen worden." Dann stand er wieder ganz allein auf seinem Posten. „Sie werden es wohl fühlen können," schreibt er da einmal an einen christlichen Freund in Amsterdam, „wie's einem mag zu Mute sein auf der verlorenen Wacht bei seinem Herrn ins fünfte Jahr, ohne abgelöst zu werden. Aber er ist treu, der's verheißen hat. Ich will also unter der Kreuzesfahne meines Herrn, zu dem ich geschworen habe, auch ferner stehen bleiben und die Wacht wahrnehmen. Mein Leben ist mir nicht lieb. Ich will keine Ruhe für mein Fleisch, solang meine Füße mich tragen können. Ich will die Ruhetage versparen in jene Zeit, nun aber mich willig wagen in den Streit. Komm' ich um, so komm' ich um!" — Aber es treffen mich auch manchmal Umstände, daß mein armer Kopf sich kaum durchfinden kann. Wenn ich mich nicht durch den Glauben an das Blut der Wunden halten könnte, so würde ich unmöglich durchkommen!"

Doch mit diesem lebendigen Glauben brach er durch alle äußeren und

inneren Schwierigkeiten, bis er endlich im Jahre 1742 nach fünfjähriger Ar
die Erstlingsgarben in die Scheuer seines Herrn einbringen konnte.
diesem Jahre erhielt er nämlich mit der schriftlichen Ordination
geistlichen Oberbehörde die Erlaubnis, die Sakramente zu verwalten
zögerte nun bei seinen Pflegebefohlenen nicht länger mit der Taufe.
einst Philippus den Kämmerer, so taufte er Willem, seinen treuesten Sch
auf dem Rückweg von der Kapstadt an einem fließenden Wasser. Un
Gottes freiem Himmel knieten sie nieder und beteten. Dann richtete
Schmidt die Tauffragen an ihn: „Glaubst du, daß der Sohn Gottes
aller Welt Sünden gestorben ist? Willst du dem Teufel und allem Bö
entsagen? Bist du willig, den Heiland vor aller Welt zu bekennen?"
erteilte ihm als dem Erstling aus dem Hottentottenvolk
heilige Sakrament und den Namen Josua. Das geschah am 31. März 174
Bald wurden auch Afriko als Christian, Kybodo als Jonas, und
Frauen, Magdalena und Christina, durch die Taufe in den Gnadenb
Gottes aufgenommen.

Damit war aber auch der Missionsthätigkeit Schmidts das Tode
urteil gesprochen. Nicht nur die weißen Ansiedler, denen zum größten Te
seine Thätigkeit höchst lästig geblieben, konnten sich vor Unwillen nic
fassen, daß man diese „Kreaturen" offenbar zu Menschen machen wo
und den Weißen durch die Taufe gleichstellte, auch die Geistlichen de
Landes waren empört, daß der deutsche Sendling sich unterfinge, in ihrem
Pfarrbezirk zu taufen. Zwar konnten sie bei den vorgeforderten Getauften
nur staunen über deren Kenntnisse in der Heilslehre und ihre Fertigkeit im
Lesen, aber ihrem Lehrer wurde durch die Behörde alles weitere Taufen
aufs strengste untersagt. Ein Hirtenbrief der Amsterdamer Geistlichkeit, der
überallhin, auch auf die Kolonien versandt worden war, hatte dem Grafen
Zinzendorf und seiner Gemeinschaft die schlimmsten Irrlehren vorgeworfen,
und so konnte Schmidt eine Zurücknahme des Taufverbots in der Kapstadt nicht erlangen. Vielleicht war das in Amsterdam möglich, und so bat er, um seine Sache dort führen zu können, um die Erlaubnis zur Rückkehr. Sie wurde ihm gewährt, da ja seine Thätigkeit durch jenes Verbot gänzlich lahmgelegt worden war. Er mußte der Feindschaft der Missionsgegner und der Unduldsamkeit der Geistlichkeit weichen, die doch nie einen Finger für die Hottentotten geregt. Rührend war sein Abschied von seinen 47 Pfleglingen (11 Ehepaaren, 8 ledigen Männern und 17 Kindern) am 30. Oktober 1743. Sein Abschiedsgruß an sie war das Abschiedswort des Apostels Paulus an die Ältesten zu Ephesus, welches er in aller Demut und Beugung seinem großen Vorgänger nachsprechen durfte, und wie in Milet ward auch unter ihnen allen viel Weinens.

Zwar hoffte Schmidt bestimmt, in einiger Zeit wieder bei seinem Volk zu sein, aber als im Januar 1744 sein Schiff in See stach, entführten ihn die geschwellten Segel für immer seinen heißgeliebten Hottentotten. In Amsterdam waren alle Versuche, die Vorurteile gegen die Missionsarbeit Schmidts zu beseitigen, vergeblich. Nicht seine schlichte, treuherzige Persönlichkeit, nicht die guten Zeugnisse, die ihm der persönlich wohlgesinnte Gouverneur in der Kapstadt ausstellte, nicht der weitreichende

Einfluß des Grafen von Zinzendorf und seiner holländischen Freunde vermochten dem trauernden Schmidt die Rückkehr zu ermöglichen.

Als er 1746 nach einem letzten persönlichen Versuch in Amsterdam sah, daß alles umsonst sei, trat er in die Ehe, um sich nun ganz dem Dienst der Brüdergemeine in Deutschland zu widmen. Er wurde wegen seiner praktischen und geistlichen Gaben an den verschiedensten Orten gebraucht, zuletzt an der neubegründeten Gemeinde zu Niesky in der Oberlausitz. Dort hat er teils der Seelsorge sich gewidmet, teils der gewohnten Handarbeit gelebt, auch mit Spinnen sich seinen dürftigen Unterhalt verdient. Er war von solcher Bedürfnislosigkeit, daß er, da Weib und Kinder ihm gestorben, noch ein Häuschen mit Zubehör und dem, was er zurückgelegt hatte, der Armenkasse vermachen konnte. Sein ganzes Wesen war durchleuchtet und verklärt von der Liebe zu seinem Herrn und den Brüdern; seine Sehnsucht und seine Gebete aber galten immer noch seinen Hottentotten. In seinem 76. Jahr ist er am 2. August 1785 sanft und selig entschlafen. Nachdem man ihn vormittags noch im Garten beschäftigt gesehen, ging er in der Mittagsstunde zum Gebet in sein Haus, wo man ihn bald darauf während desselben entseelt vorfand. Ob seine letzten Seufzer den Hottentotten gegolten haben? Auch zwei andere Vorkämpfer der Afrikamission, Livingstone und Krapf, hat man auf den Knien entschlafen gefunden.

Zunächst freilich schien Schmidts Werk vernichtet. Afriko, dem er seine Hütte und Garten bei der Abfahrt übergeben, nebst Josua sind etwa bis 1756 dort geblieben und haben auf die Rückkehr des geliebten Lehrers gewartet. Dann hat man nichts mehr von ihnen gehört. Doch das Andenken an den treuen Freund der Hottentotten blieb, die Mandel- und Aprikosenbäume, die er gepflanzt, blühten, und trugen Früchte, und das holländische Neue Testament, das er zurückgelassen, ward wie ein Heiligtum verehrt. Immer noch hofften die Hottentotten, es würden wieder Lehrer kommen. Nach Jahrzehnten versammelte ein alter Mann in der Nähe von Bavianskloof seine Kinder um sich und sprach:[1]) „Ihr seid Hottentotten, und von den Menschen werdet ihr verachtet; aber ich sehe in meinem Herzen, daß Gott wiederum Lehrer senden wird aus fernem Lande; ich bin alt, meine Augen werden sie nicht sehen; aber ihr seid jung, ihr werdet sie sehen. Wenn sie dann kommen, dann geht zu ihnen und folget ihnen!“ Und in eben jener Zeit hatte zu Berthelsdorf bei Herrnhut ein weißer Vater seine Kinder ebenfalls um sich versammelt. Es war der greise Bischof Spangenberg, der Nachfolger des Grafen Zinzendorf in der Leitung der Brüdergemeine. Er führte zum letztenmal den Vorsitz in der Oberbehörde und ermahnte dabei mit aller Innigkeit die Brüder: „Laßt Afrika nicht los!“ Und nicht lange darauf, im Jahre 1792 durften endlich, nachdem der Widerstand der Missionsgegner überwunden, drei Sendboten wieder hinausziehen nach dem Kapland. Sie fanden Georg Schmidt's Birnbaum, den er bei seiner Hütte gepflanzt, mächtig herangewachsen und hielten in seinem Schatten ihre ersten Predigten. Sie trafen

[1]) Nach Wangemann a. a. O.

auch noch Segensspuren des treuen Zeugen, und ein altes Mütterchen, fast erblindet, rief, als sie hörte, es seien wieder Lehrer da, hocherfreut: „Gott sei gepriesen!“ und holte ein Buch hervor, sorgfältig in ein Schaffell gewickelt. Es war Schmidts Neues Testament und sie die von ihm getaufte Lena (Magdalena). Der Segen Gottes aber war mit dem Werk. Nach wenig Jahren war eine stattliche Gemeine in Bavianskloof gesammelt, welches, als das Land zum Segen der Mission unter englische Herrschaft gekommen war, den schönen Namen „Gnadenthal“ erhielt. Heute wohnen dreitausend Christen an dem lieblichen Ort im Schatten der Eichen-, der Aprikosen- und Pfirsichbäume, die an des treuen Gärtners Georg Schmidt gesegnete Arbeit erinnern. Noch ragt ein mächtiger Birnbaum, ein Schößling des ersten von ihm gepflanzten, an der Stelle, wo er einst die ersten Predigten an sein Volk gehalten. Noch bewahrt man als teure Reliquie dort sein Neues Testament, dessen Segen nun nicht nur über das ganze Kapland sondern auch über Ost- und Westafrika gekommen. Denn mit der Brüdergemeine sind andere Deutsche und Engländer, Holländer und Schweizer, Franzosen, Skandinavier und Amerikaner aller Kirchenabteilungen in die Arbeit getreten, zu der einst Georg Schmidt die gesegnete Bahn brach. Uns aber dient es zu dankbar-freudiger Erhebung des Herzens, des hundertundfünfzigsten Gedenktages des Anfangs seiner Mission uns zu erinnern und des treuen Sendboten zu gedenken, eines von den Dienern Gottes, wie der Apostel Paulus sie 2. Kor. 6 schildert: „In großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Langmut, in Freundlichkeit, im heiligen Geiste, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken; durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte; als die Verführer und doch wahrhaftig; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben.“

Allerlei gute Botschaft aus Indien.

Aus einer Rede des Missionar Corban.[1])

Ich komme aus Indien und freue mich, Ihnen Gutes von dort mitteilen zu können; wie auch hier außen die Meinungen darüber schwanken mögen, wir haben die feste Zuversicht, daß Indien über kurz oder lang dem Christentum gewonnen wird. Es ist jetzt anerkannte Thatsache, daß wirkliche Hindus Christen geworden sind. Wenn das ehemals in einem ruhigen, wahrheitsgetreuen Bericht ein Missionar erklärte, so behaupteten dagegen indische Beamte, Kaufleute oder Offiziere, nie einen eingebornen Christen gesehen zu haben. Aber jetzt sind Gelehrte hinausgegangen, eine Statistik ist veröffentlicht und jeder gebildete Mensch weiß, daß wir

[1]) Miss. Notices Special Anniversary Number 1887, 26 ff.

in der Präsidentschaft Madras, diesem kleinen Bruchteil Indiens, mehr als eine Million eingeborner Christen haben. Die Propheten, welche weissagten, daß Hindus niemals Christen würden, sind seitdem spurlos verschwunden und die Verhandlungen über das Missionswerk in Indien um einen Schritt vorwärts gerückt. Aber unsere genialen Kritiker sind durch die Statistik wohl überführt, aber nicht entmutigt und sagen nun: „Es giebt wohl viele Christen, aber sie kommen aus dem Auswurf der indischen Gesellschaft.“ An uns ist es nun, dieser ernsten, schwierigen Frage über die Beschaffenheit der indischen Christenheit gegenüber zu treten und wir bekennen es offen, ohne uns zu schämen, daß unsere Christen meist aus den niedrigsten Klassen stammen. Unsere Vorgänger, welche die Hindus zu Christo führen wollten, versuchten es zuerst bei den Vornehmen und als diese den Heiland nicht annahmen, gingen sie nach seinem heiligen Beispiele mit ihrer Lehre zu den geringen Leuten. So wiederholt sich alles in der Geschichte. Wäre den Brahmanen irgend ein Zauberspiel angeboten worden oder ein Geheimnis, durch welches das Volk eingeschüchtert werden könnte, so hätten sie es mit Freuden angenommen, aber es war eine Gnadenbotschaft, die ihnen gebracht wurde und Brahmanen bedürfen der Gnade nicht, auch ist im Brahmanentum kein Raum für die Nächstenliebe, welche einen der Grundtöne der christlichen Lehre bildet, darum wendeten sie sich vom Evangelium ab und unsere Väter sagten wie die ersten Missionare: „Nun ihr euch selbst nicht wert achtet des ewigen Lebens, siehe so wenden wir uns zu den Heiden und aus diesen Sklaven und Knechten, die ihr mit Füßen getreten und ihrer Rechte beraubt habt, werden wir durch Gottes Gnade bessere Männer machen, als ihr seid.“ Es war eine kühne Herausforderung. Vor den Augen der stolzesten und trotzigsten Feinde des Christentums, welche die Welt je gesehen, mußte der Versuch gemacht werden, aber der Erfolg hat den Versuch gerechtfertigt. Aus dem sogenannten Auswurf des indischen Volkes, aus den niedrigsten Klassen, deren Verstand Jahrhunderte der Grausamkeit nahezu vernichtet, deren Herzen gegen die höheren Klassen und gegen ihresgleichen verhärtet waren, hat Gott Christen erweckt, die sich mit den besten vergleichen lassen und welche fähig sind, zum Wohl ihrer Mitmenschen und zur Ehre Gottes beizutragen. „Aber,“ sagen unsere Gegner, „das ist allgemein, wir wollen Thatsachen.“ Wir können die Beschaffenheit der indischen Christen in zwei Punkten prüfen; erstens was den Verstand betrifft, und ich behaupte, unsere indischen Christen sind geistig gut beanlagt. Als Zeugen nenne ich den Direktor des öffentlichen Unterrichts für die Präsidentschaft Madras, dessen Urteil gewiß nüchtern und vorurteilslos ist. Er nennt nicht den Muselmann, auch nicht den Hindu, sondern den Christen den gescheitesten der Einwohner. Laut dem unparteiischen Zeugnis der Landesregierung ist in den letzten zehn Jahren die Bildung bei den Hindus um 2½%, bei den Muselmännern um 3½% und bei den Christen um 5½% vorgeschritten. Von je hundert Hindus werden sechs, von hundert Muselmännern acht und von ebensoviel Christen siebzehn unterrichtet. Aus diesen Zahlen kann man entnehmen, daß nicht nur die Missionare, sondern die indischen Christen selbst ihre Kinder unterrichtet sehen wollen. Nun sagen unsere Kritiker, daß

unsere Christen in Indien aus den niedrigsten Volksklassen stammen und ich gebe es im allgemeinen zu, obgleich ich vorübergehend bemerken darf, daß in unsern Kirchen Südindiens jede Kaste vom Brahmanen bis zum Chandalan vertreten ist; keine ist von Gottes Gnade unberührt geblieben. Gehen wir nun zur höheren Bildung über. Von je hundert Brahmanen, welche sich um das Baccalaureat bewerben, erhalten es durchschnittlich fünfunddreißig und von hundert Christen sechsunddreißig. Also ist es mit Gottes Hülfe so weit gekommen, daß Kinder aus den seit Jahrhunderten unterdrückten Geschlechtern jetzt den Brahmanen überlegen sind.

Wir kommen zweitens zum Charakter der eingebornen Christen und haben da manche einseitigen Urteile zu berichtigen. Unlängst sagte zu mir einer jener klugen englischen Offiziere: „Ich bin lange Jahre in Indien gewesen und habe nicht einen guten eingebornen Christen getroffen; ich weiß nicht, wie viele Diener ich in meinem Hause hatte; doch nie war ein ordentlicher Christ darunter." Was können wir Missionare darauf antworten? Wir sind auch nur Menschen und selbst ein Wurm krümmt sich zuweilen. Darum erwiderte ich: „Ich zweifle nicht daran, daß Sie viele Diener in Ihrem Hause gehabt, und glaube gern, daß Sie nie einen guten eingebornen Christen darunter hatten; wenn ich Ihnen aber heute den besten christlichen Eingebornen schickte, den es je gegeben, so würden Sie ihm bis morgen alle christlichen Tugenden mit Fußstößen ausgetrieben haben. Ein Mann wie Sie kann und wird niemals gute christliche Diener haben, verdient auch keine." Unsere Christen haben in der That einen höheren Ehrgeiz, als den englischen Herren als Fußball zu dienen und wir werden das alle begreiflich finden. Zwar hören wir von einigen Kritikern: „Die eingebornen Christen sind die schlimmsten Menschen im Reiche." Deshalb wandte ich mich an die Obrigkeit, die gewiß da den besten Aufschluß geben kann und erhielt vom Polizeikommissär die Statistik der Präsidentschaft. Unsere Regierung teilt die Bevölkerung in drei Klassen: Christen, Mohammedaner und Hindus. Die Stadt Madras, woher ich komme, zählt 400,000 Seelen und nach der Statistik sind weder die Mohammedaner noch die Hindus die besten unter ihnen, sondern die Christen. So urteilt die Regierung und damit erklärt sie aller Welt, daß ihre besten Unterthanen diejenigen sind, welche durch Gottes Gnade dem Götzendienste und dem Heidentume entrissen und Christen geworden sind. Wäre also die Präsidentschaft Madras mit lauter Christen bevölkert, so hätten wir jährlich 12,000 Verbrecher weniger als jetzt. Hört ihr also die Kritiker wieder sagen, daß die eingebornen Christen die schlechtesten Leute Indiens sind, so beruft euch auf den entgegengesetzten Ausspruch der Regierung. Übrigens haben sich die Christen Südindiens die Achtung ihrer Mitbürger zu erwerben gewußt. Unlängst begegnete einer meiner Evangelisten einem Hindu, der eine Schuld erhoben hatte, nach Hinduart das Geld auf der Brust trug und voller Angst war, er möchte in der fremden Stadt seines Geldes beraubt oder ermordet werden. Er erkannte sogleich meinen Evangelisten als einen Christen, denn das Christentum erleuchtet auch das dunkelste Antlitz, und sagte zu ihm: „Ich möchte gern in Ihrem Hause übernachten." „Aber," antwortete der Evangelist, „ich bin Christ

und Sie sind Hindu und es giebt tausende von Hindus hier." „Eben weil Sie Christ sind," sagt dieser, „möchte ich bei Ihnen übernachten; einem Christen kann ich trauen, einem Hindu nicht," und er blieb im Hause meines Evangelisten. Ich gebe noch ein Beispiel. Einer unserer christlichen „Vakeels" war von einem Schlaganfall gelähmt worden; sogleich sandte einer der bekanntesten indischen Prinzen seinen Privatsekretär zu ihm und ließ ihm sagen: „Es thut mir sehr leid, Sie so krank zu wissen, ich hoffe zu Gott, daß bald Besserung eintritt, einstweilen wird Luftveränderung Ihnen wohlthun. Ich habe in Calcutta einen Palast mit Dienern und Wagen und es wird mich freuen, wenn Sie alles benützen, solange es Ihnen beliebt. Sollten Sie aber lieber nach Benares gehen, so steht Ihnen auch dort ein Palast zur Verfügung." Soll man nun dem englichen Offizier glauben, der von den indischen Christen eine so schlechte Meinung hat, oder dem Prinzen, der das Leben der Christen vor Augen gehabt und dem „Vakeel" dieses Anerbieten macht? Das sind einfache Thatsachen, aber noch andere Beweise zeugen von dem Ansehen, das unsere eingebornen Christen genießen. Sie werden z. B. von den Brahmanen zu politischen und andern Vereinen aufgefordert, die überall in der Präsidentschaft auftauchen, da die vernünftigeren Hindus in der Christenheit eine Macht sehen, welche sie achten müssen und deren Freundschaft es gut ist, für die Zukunft zu sichern; auch wollen unsere indischen Christen hinter keiner Klasse des Reiches zurückbleiben und bei allem, was zur Hebung Indiens geschieht, stehen sie an der Spitze.

Ihr werdet nun aber wissen wollen, aus was für Elementen unsere methodistische Kirchengemeinde gebildet ist; hier habe ich einen Repräsentanten derselben mitgebracht. (Bei diesen Worten trat ein Indier in seiner malerischen Landestracht auf die Rednerbühne und stand unter lautem Beifall der Zuhörer neben dem Redner.)[1] Hier ist ein junger Methodist aus Madras, der Christum aufrichtig liebt, der bereit ist für seinen Meister zu wirken, wo sich Gelegenheit bietet, und welcher sich seit vier Jahren als eifriger Arbeiter und demütiger Jünger erwiesen hat. Damals kam er zu mir und sagte: „Es giebt in den niedrigen Kasten in Madras tausende von Kindern, die wir in Schulen bringen müssen, damit sie Christum kennen lernen." „Sie können an das Werk gehen," sagte ich, „aber von England bekommen Sie kein Geld dazu, denn was mir geschickt wird, verwende ich auf Evangelisten, Sie müssen sich also das nötige in Madras verschaffen." Und es ist ihm gelungen; er hat sich seitdem in dieser heidnischen Stadt jährlich 40,000 Mark zu seinem Zweck zu verschaffen gewußt. Wir haben jetzt drei Schulen mit ungefähr 350 Kindern, aus denen wir eine Anzahl Dorfschullehrer und Landprediger auszubilden hoffen. Der Vater unseres Freundes hier arbeitet seit Jahren unter den unglücklichen Aussätzigen. Er hätte bei geweckten und ansehnlichen Leuten Prediger werden oder auf dem Lande draußen ein behagliches Leben führen können, aber er ist der Stimme gefolgt, die dahin ruft, wo es am meisten not thut. Dreimal

---

[1]) Dies ist charakteristisch für die methodistische Methode, aber wenig nach unserm Geschmack und nicht nachahmenswert. D. H.

wöchentlich geht er zu diesen Aussätzigen mit ihren ekelerregenden, erstorbenen Gliedern und mit Gottes Hülfe ist es ihm gelungen, ihre Herzen Jesu zuzuführen, so daß 25 von ihnen jetzt zu unserer Kirche gehören und sich eines ewigen Lebens getrösten dürfen. Ich möchte Ihnen noch von einem andern Methodisten erzählen, der in meiner Diözese mehrere Jahre gepredigt, Medizin studiert hat und geprüfter Apotheker ist, auch Tamulisch, Telugisch und Englisch geläufig spricht. Er hatte gute Praxis, die ihn zu einem wohlhabenden Mann gemacht hätte, aber er dachte nicht an sein eignes Wohlergehen, sondern an die tausende, welche in Madras wegen ungenügender Pflege eines frühen Todes sterben und abermals an die tausende, welche nie von Christo gehört haben. Er hat mit eignen Ersparnissen ein Spital gegründet, wo im Laufe der Zeit acht- bis zehntausend Menschen Arznei, Pflege, leibliche und geistige Speise von ihm erhielten. Solcher Methodisten könnte ich noch manche vorführen; wir dürfen, Gott sei Dank! manchen Erfolg verzeichnen und wenn es uns nicht an Geld und an Leuten fehlte, hätten wir noch mehr erreicht. In einem Dorfe wurden die Einwohner gleich nach ihrer Bekehrung verfolgt und sollten unschuldig ins Gefängnis gebracht werden. Ich mußte gegen den Spruch des Richters Protest erheben; aber erst nachdem wir drei Monate von Dorf zu Dorf gewandert, wurde das Urteil zurückgenommen. Einige dieser Gerichtshöfe sind nämlich wunderbar eingerichtet. Erscheint man mit einer Klage, so wartet der Beamte ruhig auf ein Geschenk; bekommt er keins, so fällt ihm plötzlich ein, daß er nach einem etwa zwanzig Meilen entfernten Dorfe gehen muß und dem Kläger bleibt nichts anderes übrig, als ihm mit seinen Zeugen zu folgen. Scheut man diese Beschwerden und Kosten und giebt ein Geschenk, so wird das Urteil augenblicklich gesprochen. Ich fragte einen Mann, der gegen einen unserer Christen Recht bekommen, wieviel es ihm gekostet hätte? „Dreihundert Rupies," war die Antwort. So ist hier alles käuflich, Gerechtigkeit mit eingeschlossen. Unsere verfolgten Christen hatten unter diesen Verhältnissen viel zu leiden und fanden ihr ohnehin mühevolles Leben fast unerträglich; nach und nach verhalf ihnen Gott zu ihrem Rechte und heute können sie in diesem Dorfe ungestört weiter leben. Während der Prozeß noch schwebte, wurden einem sehr armen Christen von dem Hauptgegner 150 Rupies angeboten, um ihn auf die andre Seite herüberzuziehen, aber er wies das Geld mit den Worten zurück: „Nein, nein! Ich stehe auf dieser Seite und will mit Ihnen nichts zu thun haben." Das ist unser Dorfchristentnm.

Unsre Neubekehrten thun selbst ihr möglichstes, die frohe Botschaft zu verbreiten; einige hatten schon sieben Tage, nachdem sie das Evangelium angenommen, zu ihren Verwandten, welche 25—30 (englische) Meilen entfernt wohnten, von der Heilslehre gesprochen. In einem andern Dorfe waren über neunzig Personen zur Taufe bereit, als die Landeigentümer wie gewöhnlich mit Entziehung des Pachtes und allerlei Quälereien drohten. Viele zogen sich erschrocken zurück; aber fünfundzwanzig blieben fest. Darauf bebauten die Eigentümer in dem den Pächtern gehörigen Dorfe jedes Stückchen Land, damit wir für Schule und Kapelle keinen Platz fänden.

Gegen einen solchen Druck mußte eingeschritten werden und ich schilderte die Lage der unterdrückten und verfolgten Pächter in einem langen Berichte an einen Regierungsbeamten des Finanzfaches. Unsere Schützlinge blieben ihrem neuen Glauben treu und warteten geduldig der Hülfe, welche ihnen auch durch einen höheren Erlaß wurde. Dieser Schutzbrief, den einige Methodisten in einem Dörfchen durch Ausharren in der Versuchung sich erwirkt haben, ist Vielen zugute gekommen. Unmittelbar darauf kamen Unterdrückte von allen Seiten des Reiches, reichten, ermutigt durch die Vorgänge, ihre Klagen ein und gelangten zu ihrem Rechte. So müssen wir auf jede Art helfen, nicht nur durch Mitgefühl und Rede.

Wir haben geschickte, talentvolle, unerschrockene Landprediger, welche das Herz am rechten Flecke haben und von dem sehnlichen Wunsche beseelt sind, Seelen zu retten. Sie scheuen niemand, denn das Evangelium, an das sie glauben, hat die Macht, jeden zu überwinden. Natürlich müssen sie oft eigentümliche Fragen und scharfe Erwiderungen hören und immer bereit sein, Rede zu stehen. Auf die Frage: „Wie kann der wesenlose, unwandelbare Gott Gestalt annehmen?" entgegnete einer: „Wer machte deinen Rock?" „Der Schneider." „Kann sich der Schneider nicht auch einen Rock machen, wenn er will?" „Gewiß." „Und wer bildete deine und meine Gestalt?" „Gott." „Und wenn es Gott beliebt, kann er, der große Bildner sich nicht eine Gestalt machen zu deiner und meiner Erlösung? Traust du ihm weniger zu als deinem Schneider?" Für heute hatte das Fragen ein Ende. Ein andermal: „Bitte, nur eine Frage, nur eine einzige. Giebt es einen Gott oder giebt es deren zwei?" Was läßt sich darauf sagen? Der Gefragte antwortet: „Sie sind hier unrecht angekommen, wir sind etwas sensible Leute; solche Fragen werden im Irrenhause erörtert, lassen Sie sich den Weg dahin zeigen" — aber der Wißbegierige war schon verschwunden. — So bedarf es diesen mancherlei Fragen gegenüber großer Geduld und Zungenfertigkeit und ich freue mich, daß unsere jungen Leute ihrer Aufgabe gewachsen sind.

Zum Schlusse will ich noch erzählen, wie uns der Herr selbst dabei unterstützt. Eines Abends, als ich in einem Dorfe auf meinen Evangelisten wartete, traf ich mehrere Kinder an einem Brunnen und fragte eines davon: „Wessen Tempel ist das?" „Der Tempel Siwas." Ein anderes antwortete auf dieselbe Frage: „Der Tempel Wischnus." „Welcher von diesen zwei Göttern hat euch gemacht?" „Keiner von Beiden," sagten sie, „der Gott, den wir nicht fassen können, hat uns gemacht." Ich mußte sie stehen lassen, denn ich sah Leute mit meinem Evangelisten kommen und hörte lebhafte Erörterungen; ein Mann behauptete Wischnu, ein anderer Siwa sei der wahre Gott. Nun erzählte ich ihnen die Antworten der Kinder, welche weder Siwa noch Wischnu für ihren Schöpfer hielten, sondern einen Gott, den sie nicht fassen konnten und fragte: „Wie stimmt das überein? Wem soll ich glauben?" Sie wußten nicht, woher den Kindern diese Kenntnis käme, waren aber überzeugt, daß sie diese Lehre nicht im Dorfe gehört haben konnten. Wie kamen sie aber nur dazu? „Hört meine Meinung," sagte ich endlich und wandte mich an einen der Männer, „Gott sieht, daß Sie ein schlechter Mensch und auf dem Wege

zur Verdammnis sind. Und von Ihnen," sagte ich zum andern, „weiß Gott, daß Sie als Rendant dieses Dorfes seit Jahren die Leute betrügen, allerlei niedrige Handlungen begehen und der Hölle geradewegs zusteuern: darum hat er beschlossen, diese unschuldigen Kinder dem Verderben zu entreißen und hat sich ihnen geoffenbart." „So muß es sein," bekannten ehrfurchtsvoll alle, die da unter Gottes Himmel standen. Wir haben hier erfahren dürfen, daß unser himmlischer Vater uns den Weg bereitet hatte, ehe wir Prediger dieses Dorf betraten. Christus sucht das Verlorene sowohl in der Hütte des Paria, als im Hause des Brahmanen. Dürfte ich es doch noch erleben, daß wir diese Seelen retten, diese tausende von Dörfern dem Heiland zuführen könnten! Als ich meine letzte Predigt hielt, bevor ich Madras verließ, und der Menge gegenüber stand, die ich vielleicht nie wiedersehen sollte, war ich tief bewegt und flehte inbrünstig zum Herrn, er wolle einst mich und sie alle um seinen Stuhl versammeln.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1888.

Biblische Ansprache über Joh. 17, 14—24
auf der Halleschen Missionskonferenz am 7. Februar dss. Js.

Von D. Funcke.

Wenn Christi Jünger versammelt sind, um sich untereinander in der Arbeit des Reiches Gottes auf Erden zu stärken, so verlassen sie zunächst die Erde und kehren ein in die Welt der Ewigkeit. Dies thun sie oder sie verfehlen ihren Zweck. Sie müssen hinein in ihr eigentliches Lebenselement, hinein in die Ewigkeitsluft, um da Licht und Weisheit, Mut, Trost und Kraft zu schöpfen. „Hier legt mein Geist sich vor dir nieder, Mein Herz sucht seinen Ursprung wieder; Laß dein erquickend Angesicht Auf meine Armut sein gericht't," — das ist ihr Flehen, das aus der Tiefe zur Höhe dringt, zu der Höhe, wo der verklärte Christus sitzt zur Rechten des Vaters. — Die Ewigkeitswelt ist das eigentliche Lebenselement der Christen. Hierin besteht ihre centrale Einheit bei aller peripherischen Verschiedenheit; hierin besteht ihr eigentlicher Charakter. Also nicht in einer gewissen kirchlichen Farbe; nicht in einem bestimmt formulierten ausführlichen Bekenntnis, nicht in diesen und jenen Werken oder Thätigkeiten, am allerwenigsten in einer bestimmten politischen oder socialen Stellung, — sondern darin, daß der Christ zwar in der Welt ist, ja daß er auch in eminentem Sinne für die Welt ist, daß er sogar Licht und Salz für die Welt ist, daß er aber dennoch nicht von der Welt ist, nicht in ihr aufgeht, sondern, gerade umgekehrt, alle seine eigentlichen Lebenszuflüsse und seine Direktive von oben her bekommt. (V. 16.)

Von jenem Riesen Antäus, der ein Sohn der Mutter Erde war, erzählt die griechische Sage, daß er unbesiegbar gewesen sei, solange er mit seinen Füßen auf der Erde stand und der ausströmenden Kraftzuflüsse der Erde teilhaftig wurde. Herkules mußte ihn aufheben. Erst den von der Erde losgelösten, zwischen Himmel und Erde schwebenden Mann, konnte er töten. Genau das Gegenteil ist bei dem Christen der Fall. Solange er auf das sieht, was vor Augen ist, und an das sich hält, was vor Augen ist, ist er ohnmächtig. Seine Kräfte pulsieren erst, wenn er am Throne Christi steht und Himmelsluft atmet.

Antäus ist der Weltmensch, wie er uns bei jedem Schritt auf der Straße begegnet. Das Charakteristikum des Weltmenschen oder des natürlichen Menschen ist dies, daß er nichts weiß von dem Geiste und der Kraft Gottes. Im übrigen sind die Weltleute unter sich sehr verschieden; es können Excellenzen und Eminenzen, es können Proletarier

oder Professoren sein, ehrbare Leute oder Verbrecher, liebenswürdige oder zänkische, sanfte oder jähzornige Leute, aber sie sind eins darin, daß sie vom Geist Gottes nichts wissen und daß sie infolge davon, — da das das Herz an etwas hangen muß, — fein oder grob — mit ihrem Sinnen, Hoffen, Lieben, Fürchten sich verlieren in der Welt. All ihr Thun und Lassen bestimmt sich daher auch nach den Einflüssen, die von ihrer *weltlichen Umgebung* ausgehen. Wo es zum guten Ton gehört, sind sie fleißige Kirchgänger; wo es Spott einbringt, die Kirche zu besuchen, wenden sie ihr den Rücken zu. Sie sprechen mit Anerkennung vom Christentum, sie beteiligen sich an Werken der Humanität, ja sogar an christlichen Werken, wo dies die irdische Stellung stärkt; sie thun das Gegenteil, wenn die Umgebung es wünscht. Es wäre lächerlich zu sagen, daß so ein Mensch ein Original wäre. Im Gegenteil, man kann ihn im voraus berechnen; man weiß ganz genau, von wannen er ist und wohin er fährt.

Nicht so das Kind Gottes. Es hat ein verborgenes Leben durch Christum in Gott und eben dies ist in allen Dingen das bestimmende, das durchschlagende. Er bekommt seine Direktive von einer anderen Welt her. Die Römlinge in Deutschland leben auch in zwei Welten; sie bekommen ihre Befehle vom Kaiser *und* vom Papst. Und wenn diese Befehle kollidieren, so gehorchen sie dem Papst. Diese Thatsache hat unser Vaterland mehr als einmal mit Blut und Thränen erfüllt, und es hat den Anschein, als könnte das noch einmal geschehen. Der gläubige Christ empfängt seine Befehle von der Welt her *und* vom Throne Gottes aus. Wo Kollision eintritt, wählt er die letzteren; aber gerade dadurch, daß er danach handelt, ist er Licht und Salz der Welt, denn was von oben kommt, von dem Vater des Lichts, ist das Heil der Welt, die unten ist.

Das „*Wort*“, das Jesus den Seinen gegeben hat (V. 14), ist ihnen mehr als alles Gold und alle Ehre der Welt. Man kann das nicht immer mit Händen greifen, aber wenn die kritische Stunde eintritt, wenn es gilt „Entweder — oder“, dann greift er fest, ob auch mit Thränen, nach dem Wort und läßt die Welt fahren. Daß Jesus sein Werk in ihnen hat, daß er, der sich *für sie geheiliget* hat, sich auch in ihnen heiligt (V. 19 u. 17), das ist ihr Adel, ihr demütiger Stolz. Und kraft dieser Arbeit, die Jesus in ihnen hat, gehen sie „fort von Kraft zu Kraft, vor Gott in Zion zu erscheinen“. Es kann sein, es ist auch oft so, daß der liebenswürdig angelegte Weltmensch — nach dem, was in die Erscheinung tritt — moralisch höher steht, als der treue Christ, der eben erst in die Schule Christi eingeht und eine unangenehme Naturart hat. (Denken wir an den reichen Jüngling und den Schächer am Kreuz.) Aber jener ist bereits am *Ziel* seiner Entwicklung angekommen, während die Entwicklung des Christen erst beginnt und zwar eine *unendliche* Entwicklung. Jener steht hoch, aber er bewegt sich in absteigender Linie; dieser steht tief, aber er bewegt sich in aufsteigender Linie. Das schließliche Ziel des einen und des andern ist mit mathematischer Sicherheit zu berechnen, vorausgesetzt, daß beide in ihrer Richtung verharren.

So hat auch der Jünger Christi ganz andere *Leiden* und *Freuden*

: der Weltmensch. Daß er, wie Jesus betet, durch Gottes starke Hand ewahret werde vor dem Argen", ist seine tiefste Sehnsucht. :in bitterster Schmerz ist, daß er dennoch so oft von der anklebenden inde überwältigt wird. Sein Trost ist, daß der sühnende und siegende ristus über ihm und in ihm ist und seine Hoffnung, daß trotz allen ndernden Mächten der Wille Jesu erfüllt werden wird, nämlich, daß er r Herrlichkeit Jesu teilhaftig werde (V. 24).

Dies alles, Sündenschmerz, Versöhnung, Heiligung, zukünftige Herrhkeit, — ist für den natürlichen Menschen ein Utopien. Er versteht eder Leid noch Freud des Christen. Im vorigen Sommer stand ich it einem bewährten Pilger Gottes vor dem Standbild des Dichters ohann Heinrich Voß in Eutin. „Der arme Voß," so bemerkte mein Begleiter, „wußte nicht, was Freude war, denn er kannte den Abgrund er Sünde nicht." Den Tag darauf saß ich im Eisenbahnwagen und wei Herren mir gegenüber unterhielten sich sehr offenherzig über meinen Begleiter von gestern. „Was sagst du von dem N. N.?" fragte der ine. Der andere antwortete: „„Er ist der liebenswürdigste Mensch, der beste Nachbar, ein zuverlässiger ehrlicher Geschäftsmann, aber leider ein Quäker von der Fußsohle bis zum Scheitel."" „Schade, schade um den Mann!" rief der erste in sichtlichem Schmerz. — Wir sehen, diese und jener gehörten zwei verschiedenen Welten an. Die Welt versteht uns nicht. Wir dürfen ihr das auch nicht übel nehmen; sie kann es beim besten Willen nicht. Wehe uns, wenn wir uns so einrichten wollen, daß sie uns verstehen soll. Wohl uns, wenn sie uns, trotz des Mißverstehens, ein Zeugnis geben muß, wie es mein Begleiter empfing.

Fast am stärksten tritt aber der Gegensatz zwischen dem natürlichen und geistlichen Menschen da hervor, wo es sich um die Betrachtung und Behandlung der Mitmenschen handelt. Das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" ist zwar in sehr schlechtem Kredit, weil es das Wort eines Mörders ist. Es ist aber der originale Ausdruck des menschlichen natürlichen Sinnes, soweit es sich um die andern handelt. Es ist nur die Kehrseite des Wortes, das einen sehr guten Kurs hat, nämlich: „Jeder ist sich selbst der Nächste." — Der Christ dagegen, der es wirklich ist, ist erfüllt von einem unendlichen und inbrünstigen Sehnen nach der Rettung derer, die noch ferne von Jesu sind; dies Sehnen wird zu einem glühenden Flehen, daß der Name Gottes geheiligt werde, daß sein Reich komme, daß sein Gnadenwille vollendet werde, überall wo Menschen wohnen. Jene Herrlichkeit Christi, davon wir redeten, er ersehnt, erfleht und erarbeitet sie nicht für sich allein, sondern für jeden seiner Mitmenschen. „Was frage ich nach allem andern, wenn ich nur selig werde!" hörte ich letzthin jemand sagen. Ähnlich sprechen viele, die sich bei sich selbst einbilden, Christen zu sein. Aber sie sind es nicht; sie haben nicht Christi Geist. Es muß freilich eine Zeit geben, wo das: „Wenn ich nur selig werde!" über allem andern Hoffen und Wünschen steht. Aber wer in Jesu den Grund des Heiles gefunden hat, der sagt nicht länger: „Ja, wenn ich nur selig werde!" Nein, sein Herz erweitert sich zum Puls der Welt. Er will nicht selig sein, ohne die andern; er weiß aber auch, daß er ohne

sie nicht selig sein kann. Er weiß, daß die Seligkeit und Herrlichkeit des einzelnen erst dann vollendet sein wird, wenn das „Eine Herde und ein Hirt" seine Erfüllung gefunden hat.

Er weiß auch, daß die Wahrheit nicht da ist, um erkannt, um ergestaunt, sondern um *gethan* zu werden. Er weiß, daß das Reich Gottes nicht kommen soll ohne unser Gebet und ohne unsere Arbeit. Er weiß, daß sein Beruf in dieser Welt ist, ein *Zeuge Jesu* zu sein und zwar zu dem Zweck, sein Reich zu bauen und ihm Seelen zu gewinnen cf. V. 18. 20. 21. Die christliche Gemeinde auf Erden soll das *Hirtenbild Jesu* darstellen; sie soll auf allen Wegen der Welt das Verlorene suchen, auf daß der göttliche Plan, nämlich die Wiederbringung vollendet werde. Hier sind wir mitten in der *Mission*! Nicht bloß von der Heidenmission redet hier der Heiland, aber doch auch von der Heidenmission. Es ist unmöglich, daß einer ein gesunder Christ ist und doch kein Herz dafür hat. Ohne dieses „Herz für die Mission" ist er nicht in Übereinstimmung mit dem Heiland, der seine Jünger in die Völkerwelt entsandt hat. Was ist aber Gemeinschaft ohne Übereinstimmung? Der sehnsuchtsvolle Trieb nach der Verbreitung des Reiches Gottes ist also ein *Kennzeichen* des echten Jüngers Christi; er ist aber andernseits auch ein tröstlicher, weil handgreiflicher, Beweis für die Echtheit des Christentums.

Ja, wenn wir uns aber nun so kalt, so arm, so öde, so liebeleer, so mattherzig, so mutlos, so unfähig fühlen? — Ja, was dann? — An einem schwäbischen Kirchhof am Neckar steht über einem Grabe ein feines Monument in Marmor. Ein müder Pilger, mit dem Wanderhut in der Hand, lehnt erschöpft sein Haupt an das Kreuz und schaut nach Osten. Wir verstehen diese Predigt ohne Worte. Ja, flüchte an das Herz des Gekreuzigten, mit deiner Armut, mit deiner Mattigkeit und Mutlosigkeit! Aus dem Kreuz quillt dir alles, dessen du bedarfst und nur daher. Aus dem Kreuz dringt die Kraft des Trostes und des Leidens, ja die Kraft des Sterbens. Aber nicht nur das! Aus dem Kreuz quillt dir auch die Kraft zum *Leben*, zum *Lieben*, zum *Liebesleben*, zum *Wirken*. Aus dem Herzen des gekreuzigten Christus sind seit 1800 Jahren alle großen weltverklärenden *Gedanken* der Barmherzigkeit herausgewachsen; aus seinem Herzen floß die Kraft, diese großen Gedanken in große *Thaten* zu verwandeln.

Es bleibt dabei: Eins ist not! mit Maria zu seinen Füßen sitzen; mit Johannes an seiner Brust liegen; mit Paulus (ob auch mit zitternden Lippen) sprechen: „Hinfort lebe nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Ach, daß es uns allen ganzer Ernst wäre mit dem ersten, — das Eigenleben fahren zu lassen! — so würden wir auch das andere bald mächtig spüren: „Christus lebt in mir und Christus wirkt aus mir heraus und durch mich." Unser Unglück ist, daß wir dem Geiste Gottes so oft Schranken setzen. „*Das größte Hindernis, ein geistliches Leben zu führen, besteht darin, daß man es halb führen will,*" so hat jemand gesagt. Das ist nur zu wahr. Und gerade wir Geistliche schweben in der äußersten Gefahr, unter dem Schein der Geistlichkeit un-

geistlich zu werden. Darum wollen wir uns treulich und brüderlich untereinander vermahnen, die Stelle an der Brust Jesu täglich zu suchen; dann werden wir sein, was wir sein sollen: Seine Zeugen; dann werden wir auch unfehlbar Missionsleute sein. Amen.

Ein Blick in die ärztliche Missionspraxis.

Aus einer Rede des Missionsarztes Wenyon.[1])

Ich komme von China, welches in vieler Hinsicht das schwierigste und entmutigendste unserer Missionsfelder ist. Hätten es die Umstände erlaubt, so würde ich gern einen sorgfältig ausgearbeiteten Bericht über Lage und Aussichten unseres Unternehmens in jenem Lande vorgelegt haben, so muß ich mich auf eine einfache Erzählung meiner eigenen Thätigkeit beschränken. Vor sieben Jahren forderte mich Ihr Missionskomitee auf, eine ärztliche Mission in Südchina zu gründen, welches Anerbieten ich aber zuerst ausschlug, da ich mich als praktischer Arzt sehr glücklich fühlte. Da sprach eine Stimme in meinem Innern noch eindringlicher, als das Komitee und es reuete mich und ich ging hin. Die Stadt, nach der ich ausgesandt wurde, heißt Fatschan (Buddhas Berg), war also vermutlich irgend ein Hauptsammelpunkt der Buddhisten; heute ist es eine blühende Handelsstadt mit etwa 500000 Einwohnern, lauter Chinesen. Meine Familie war die einzige europäische (?) in der Stadt und mit Ausnahme einiger wenigen, von unsern Missionaren Bekehrten, gab es nur Heiden — erlöst, wie wir erlöst sind, aber ihrer Erlösung nicht bewußt. John Wesley sagt, daß wir nicht nur dahin gehen sollen, wo wir nötig sind, sondern dahin, wo wir am nötigsten sind; darum war vor allem diese Großstadt Fatschan der Ort, wo wir hingehen mußten. Man brauchte uns als Ärzte und als Chirurgen; denn die medizinische Wissenschaft war vor zweitausend Jahren in Rom weiter vorgeschritten, als jetzt in China. Es giebt viele heilskräftige Arzneien dort, die auch zuweilen richtig angewendet werden; aber die eingeborenen Ärzte verstehen nicht im geringsten, eine Krankheit richtig zu behandeln. Sie können weder eine Ader unterbinden, noch einen Absceß öffnen, auch kein verrenktes Glied einrichten und so mancherlei Gesundheitsstörungen, welche ein hiesiger Arzt leicht heben kann, enden in China wegen falscher Behandlung meist tödlich. Waren wir für den Körper notwendig, so waren wir es selbstverständlich eben so sehr für die Seele. Chinesen bedürfen unsrer Litteratur nicht, da sie selbst eine herrliche besitzen; auch können wir ihnen nichts in socialen und politischen Wissenschaften bieten, da sie in verschiedenen Zweigen uns darin überlegen sind. Aber das Evangelium fehlt ihnen. So rein ihre klassische Litteratur ist, so wenig geeignet mit geringen Ausnahmen sind für verständige Leser die neueren Erzeugnisse auf diesem Gebiete. Auch die Gespräche sind unsittlich und ich habe

[1]) Miss. Not. Anniv. N. 1887, S. 33 ff.

deshalb meine Kinder möglichst wenig von der Sprache lernen la[illegible]
Im ersten Kapitel der Römerepistel schildert Paulus einen Sittenzu[illegible]
wie er heute bei den Chinesen herrscht. Daraus können Sie ersehen, w[illegible]
dringend sie das Evangelium brauchen, wenn sie auch kein Bedürfn[illegible]
danach fühlen. Die Abneigung der Chinesen gegen Ausländer ist spr[illegible]
wörtlich geworden; wenn man uns aber irgendwo in China mehr ha[illegible]
als anderswo, so ist es in der Provinz Kanton und wenn es in dies[illegible]
Provinz einen Ort giebt, wo der Haß besonders grimmig ist, so ist d[illegible]
die Stadt Fatschan. Als von eingeborenen Bekehrten (der Londoner M.
G.) dort das erste Gotteshaus erbaut wurde, sagten die Fatschane[illegible]
„Machen wir kurzen Prozeß mit dem Christentum und verbrennen w[illegible]
die Kapelle samt den Andächtigen." Und wirklich wurde am Tage de[illegible]
Einweihung das Heiligtum niedergebrannt und die anwesenden Gläubig[illegible]
hatten Mühe, ihr Leben zu retten. Am Tage nach meiner Ankunft wollt[illegible]
ich mit meiner Frau am Flußufer spazieren gehen, um unser neues He[illegible]
zu betrachten. Kaum hatten wir das Haus verlassen, so drängte sich da[illegible]
Volk um uns mit allerlei Gebärden, die uns unmanierlich schienen; abe[illegible]
da wir von ihrer Lebensart keinen Begriff hatten, schrieben wir es ihre[illegible]
Mangel an Bildung zu. Wir hörten sie laut sprechen und verstande[illegible]
glücklicherweise ihre Reden nicht, die gewiß nicht allzu schmeichelhaft fü[illegible]
uns waren; bald aber benahmen sie sich derart, daß wir sie verstehe[illegible]
mußten. Wir hielten es für geraten, umzukehren und erreichten, von Ko[illegible]
und Steinen beworfen, unsere Wohnung. Das war unser Willkommens-
gruß in Fatschan. Ich hatte in meiner Kindheit von meiner Mutte[illegible]
gelernt, wie man sich Feindseligkeiten gegenüber zu verhalten hat und hie[illegible]
bot sich eine prächtige Gelegenheit, diese Lehre zu befolgen. „So nun
deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn; wenn du
das thust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln." Konnte
ich besser Kohlen auf die Häupter dieser Chinesen sammeln, als indem ich
ein Spital eröffnete, in welchem ihre Gebrechen und Krankheiten geheilt
und des Todes Pfeile von ihnen abgewendet würden? Vorher blieb
mir noch eine große Schwierigkeit zu überwinden: die Sprache. Und
welche Sprache! Ich glaube, es war John Wesley, der die chinesische
Sprache eine teuflische Erfindung nannte, wodurch das Evangelium von
China fern gehalten werden sollte. Im Anfang scheint dieser Ausspruch
dem Sprachstudierenden übertrieben, weil die ganze Sprache nur ungefähr
700 was wir Wörter nennen besitzt; sobald ihm aber klar wird, daß er
durch verschiedene Betonung aus diesen siebenhundert Wörtern ebenso viele
tausende bilden soll, steht er vor einer, dem Europäer ganz ungewohnten
Schwierigkeit. Ein junger Missionar, mit dem ich einst durch die Straßen
ging, sagte etwas zu einer Kindergruppe, was mich zu dem Vorwurf ver-
anlaßte: „Sie sollten sich nicht so garstiger Ausdrücke bedienen." Er
antwortete: „Ich habe ihnen nur gesagt, heim zu gehen." Eigentlich hatte
er ihnen aber durch falsche Betonung einer Silbe gesagt, zum Teufel zu
gehen, vor dem wir doch die Chinesen um jeden Preis retten wollten.
Das chinesische Wort „cow" bedeutet je nach der Betonung Graben,
Hund, retten oder zerstören. Also kann man leicht durch Unachtsamkeit

en Leuten verkünden, Jesus sei gekommen, die Welt zu zerstören, statt zu retten. In dieser wunderbaren Sprache hielt ich eine Predigt, ehe ich ein ganzes Jahr auf meinem Posten war und mußte die Entdeckung machen, daß niemand ein Wort verstanden hatte. Wie oft wünschte ich, das Pfingstwunder möchte sich auch an mir wiederholen! Als ich nach viel Mühe und Arbeit soweit gekommen war, daß ich auf chinesisch bitten konnte, mir die Zunge zu zeigen und mich den Puls fühlen zu lassen, hielt ich es an der Zeit, ans Werk zu gehen. Wir besaßen das nötige Geld für eine Kapelle, stießen aber auf so großes Widerstreben, daß wir den erforderlichen Bauplatz nicht zu kaufen bekamen. So mieteten wir in einer sehr belebten Straße ein Zimmer, worin wir predigten und zweimal wöchentlich Arzneien verabreichten. Es fehlte mir nicht an Patienten, denn jeder Chinese hat ein wirkliches oder eingebildetes Übel; auch war man sehr neugierig, die Heilmethoden der Ausländer kennen zu lernen, so daß an manchem Tage mehr als dreihundert neue Fälle vorlagen. Ich darf jedoch nicht annehmen, daß viele Heilung von mir erwarteten, denn wenige von denen, welche wirklich leidend waren, beabsichtigten wiederzukommen, wenn ihnen nicht gleich das erste Mal durch eine tüchtige Dosis oder durch eine Zauberformel geholfen würde. Als Prediger und als Arzt vergeudete ich also Energie und Zeit und es war nichts zu machen, wenn es uns nicht gelang, ein Spital zu errichten, wo die Kranken gepflegt und zugleich in unserer Religion systematisch unterrichtet werden konnten. Zu dieser Einsicht war ich eben gelangt, als in einem Briefe aus dem Missionshause mir mitgeteilt wurde, daß das Komitee nicht in der Lage sei, meine Bestrebungen in Fatschan mit Geld zu unterstützen. Das war ein schwerer Schlag für mich und für die zahlreichen Chinesen, die unseres Beistandes bedurften. In meiner Bedrängnis schilderte ich meine Lage in einem Briefe an den „methodistischen Recorder“ und da ich gerade ein zu meinem Zwecke geeignetes Gebäude entdeckte, mietete ich dasselbe, ohne Antwort abzuwarten, im Vertrauen auf Gottes Hilfe für 2000 Mark jährlich. Mein Gottvertrauen wurde bald gerechtfertigt. Mein Brief war im Recorder erschienen und von einem Wohlthäter wurden mir für fünf Jahre je 2000 M. zugesagt, von alten Freunden dieselbe Summe geschickt und außerdem liefen noch zahlreiche Gaben ein. Wir konnten getrost das gemietete große Gebäude als Spital mit hundert Betten einrichten und als diese nicht mehr ausreichten, schafften wir noch weitere fünfzig Betten an, welche oft sämtlich besetzt waren; denn nicht nur aus Kanton, auch aus den andern Provinzen kamen die Patienten. Ehe ich zuverlässige Hilfe hatte, war ich täglich von früh bis abends beschäftigt und wurde noch nachts zu Kranken auswärts geholt. Unsere chirurgische Kunst genießt in China eines größeren Vertrauens, als unsere medizinische Wissenschaft und das erklärt sich sehr einfach. In der Chirurgie giebt es weniger Quacksalber; keiner wird ein Bein abnehmen, der es nicht gelernt hat; aber beinahe jeder Ausländer verabreicht in China Arzneien; hat er Geld genug, eine Schachtel Pillen anzuschaffen, so kann er Leute vergiften, so viele er will. Mir erzählte unlängst jemand, der in einer kleinen Stadt in Oxfordshire einem Liebesmahle beigewohnt, ein Quacksalber sei

auch unter den Rednern gewesen und hätte erzählt, wie er die ganze Zeit Arzneien gemischt und Pillen gedreht; da sei ihm immer dabei die Bibelstelle durch den Kopf gegangen: „Das Ende aber von dem allen ist der Tod." Diese Stelle ließe sich auch auf die willkürliche Verabreichung starker Arzneien durch Ausländer in China anwenden, wodurch mehr Unheil als Gutes gestiftet wird; ich weiß einen Fall, wo ein englischer Diplomat einem chinesischen Mandarinen eine Schachtel Pillen gab, welche dieser nacheinander verschluckte und nach wenigen Stunden eine Leiche war. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn es uns Ärzten schwer wird, das so oft mißbrauchte Vertrauen wieder zu gewinnen. In der Chirurgie steht uns der Weg offen, aber der Anfang war mit Gefahren verbunden. In Fatschan gab es keinen britischen Konsul, kein europäisches Kanonenboot und keinen polizeilichen Schutz, wenn wir dessen bedurft hätten. Ich möchte nicht noch einmal die Angst durchleben, die meiner ersten Operation vorausging. Die Frau eines begüterten Kaufmanns wurde, von einem bösartigen Geschwür schwer leidend, zu mir gebracht. Ich sah gleich, daß nur durch Entfernung des Geschwürs das Leben der Frau gerettet werden konnte. Wenn die Operation gelang, war der Ruf unseres Spitals gegründet; wenn sie aber mißlang — und es konnte leicht geschehen, daß die Patientin dem Chloroform, dem Blutverlust oder der Operation selbst erlag — dann war es um uns und um unser Unternehmen geschehen, im besten Fall würden wir aus der Stadt verjagt werden und in andern Teilen der Provinz nur schwer aufkommen. Deshalb durfte ich für diesen Fall ganz besonders auf göttlichen Beistand hoffen; ich legte ihn vertrauensvoll in die Hände des himmlischen Arztes und nur von einigen unreifen eingeborenen Studenten, welche an den Anblick des Blutes noch nicht gewöhnt waren, unterstützt, führte ich die Operation aus. Sie gelang mit Gottes Hilfe und obgleich ich mehrere Nächte vor Angst schlaflos verbrachte, war der Verlauf der Genesung günstig und die Patientin konnte nach vierzehn Tagen geheilt entlassen werden. Der dankbare Gatte vergrößerte unser Kapital durch eine Schenkung und verehrte uns auch in Erinnerung an die glückliche Heilung eine geschnitzte und vergoldete Gedenktafel, welche den großen Vorplatz unseres Spitals schmückt.

Im allgemeinen war aber die Spitalarbeit entmutigend, so daß wir oft nahe daran waren, die Sache als hoffnungslos aufzugeben. Der liebe Gott hat uns jedoch aufrecht erhalten; auch war für Erheiterung gesorgt, wenn unsere Stimmung gar zu trübe werden wollte. So wurde mir einmal ein Pferd in mein Sprechzimmer geführt; ein andermal bat mich ein Mann, seine Stimme zu verbessern; er war Ölhändler und rief seine Ware mit so näselnder Stimme aus, daß ihm die Leute zuriefen: „Verkaufe doch dein Öl, aber weine uns nichts vor." „Wenn Sie meine Stimme wie die andrer Leute machen können," sagte er, „will ich Sie gut bezahlen." Meist waren es aber recht traurige Fälle. Oft kamen Opiumraucher, die uns baten, sie dieser Leib und Seele zerrüttenden Gewohnheit entwöhnen zu helfen. Dieses Gift ist so kostspielig, daß ein chinesischer Arbeiter, der daran gewöhnt ist, sich und seine Familie an den

ettelstab bringt und so verlockend, daß viele Hab und Gut daran geben, Weib und Kind verkaufen, um ihrer Gewohnheit frönen zu können. Wir aben in unserm Spital einen besondern Wärter für solche Kranke und on 120 Patienten, welche wir in einem Jahre aufgenommen haben, sind 00 so lange geblieben, bis sie alles Verlangen nach dem Gifte verloren atten.

Dann haben wir in Südchina viele Aussätzige und zwar der schlimmsten Art; es ist der sogenannte syrische oder biblische Aussatz. Männer und Frauen mit verdorrten Gliedern und entstellten Gesichtern, siebenjährige Kinder, welche wie neunzigjährige Greise aussehen und solche Bilder des Entsetzens bieten sich dem Auge dar, daß wir sie im Leben nicht mehr aus dem Sinne bringen können. Heilung dieser Unglücklichen war ausgeschlossen; aber ich konnte doch durch meine Pflege die Krankheit zum Stillstand bringen und die qualvollen Leiden lindern. In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in China verlangten zwei Aussätzige, welche die Bibel chinesisch gelesen hatten und sichtlich bekehrt waren, durch die Taufe in unsere Kirche aufgenommen zu werden. Weil die Armen nicht in unsere Kapelle gebracht werden durften, ging ich an den Ort ihrer Verbannung mitten in den Bergen. Nahe an ihrer einsamen Hütte, in einem wunderschönen, klaren Strome, unter dem strahlend blauen Himmel taufte ich sie, wie einst Johannes der Täufer im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Oft kommen auch Patienten im letzten Stadium einer unheilbaren Krankheit zu uns, an denen wir des Arztes traurigste Pflicht zu erfüllen haben, indem wir auf ihre angsterfüllte Frage: „Zu spät“ antworten müssen. Es giebt, Gott sei Dank! auch für solche Kranke etwas in unserm Missionsspital: die Botschaft eines offenen Himmels und einer seligen Unsterblichkeit und von einigen wurde diese Botschaft mit Freuden aufgenommen; sie haben ihren Glauben an Jesum vor uns bekannt und wir durften sie selig sterben sehen. Kann es einen größeren Lohn für unsere Mühe geben, als den Dank dieser unsterblichen Seelen, für welche unser Spital der Vorplatz zum Himmel geworden ist? In den sechs Jahren, seit dasselbe besteht, haben wir mehr als dreißigtausend Kranke verpflegt und tausend schwere Operationen sind uns mit Gottes Hilfe gelungen. Also haben wir als Christen alle Ursache, mit den sachlichen Erfolgen zufrieden zu sein. Es ist gewiß eine der Nachfolge Christi würdige Arbeit, Kranke zu heilen, Blinde sehend und Lahme gehend zu machen.

Aber wir haben noch nach weit höherem gestrebt. Wir haben versucht, unser Spital so einzurichten, daß kein Patient, wie kurz er auch darin sei, dasselbe verlassen kann, ohne daß er mit dem Evangelium in Berührung gebracht wird. Doch legen wir in dieser Beziehung keinen Zwang auf, machen auch keine Bedingung daraus; wir geben allen unsere ärztliche Hilfe, ob sie die christliche Lehre annehmen oder nicht. Aber das Evangelium wird verkündigt. Von einigen Katecheten unterstützt, hält Herr Bridie Gottesdienste für die Kranken, geht tröstend und ermunternd von Bett zu Bett und hält für die Medizinstudierenden eine Bibelklasse, welche guten Erfolg zu haben scheint. Im Vorplatze des Spitals haben

wir einen mit christlichen Büchern reich ausgestatteten Buchladen; der
geborene Kolporteur, welcher davor sitzt, ist gut in der heiligen Sc
bewandert und immer bereit, den Leuten, welche sich um die Bude drän
von der frohen Botschaft zu sprechen. In der Frauenabteilung ist v
der britischen Bibelgesellschaft eine Bibelfrau angestellt; in der H
abteilung zu achtzig Betten sind die Wände mit Schriftstellen gesch
und zwar sind die bedeutendsten, kernhaftesten zum besten der schla
Kranken mit leuchtenden Farben gemalt, so daß manchem verzagten He
in nächtlicher Stunde ein Trosteswort geleuchtet hat, wie: „Gott u
Vater", „Jesus Christus unser Erlöser", „Der heilige Geist unser Trö
und diese Art Belehrung ist nicht vergebens gewesen. Jahr für Ja
werden Patienten unseres Spitals in den Schoß der Kirche aufgenomm
Ich habe deren gekannt, welche ein gottseliges Leben führten, dem
bittere Verfolgungen erlitten, geduldig in schwerer Trübsal ausharrten u
als das Ende kam, sah ich ihr Antlitz von einer neuen Hoffnung erleu
und wußte, daß für sie der Tod keinen Stachel mehr hat. Ich hat
meinem Operationslokale wiederholt Gelegenheit zu beobachten, wie du
drungen unsere Neubekehrten von der Heilslehre sind. Ich mußte ein
unsrer Gemeindeglieder ein Geschwür am Arm wegnehmen und wagte
dieser schmerzhaften Operation nicht Chloroform anzuwenden, da die He
thätigkeit des Patienten sehr gering war. Er erwiderte auf meine B
denken: „Ich fürchte mich vor Schmerz, aber will ihn gern ertrag
wenn Sie mir gestatten, zu singen." „Dann singen Sie nur, soviel S
wollen." So schnitt ich denn und er sang geistliche Lieder und ließ ni
ab, bis ich fertig war, er vergaß Schmerzen und Angst im Hinblick a
die himmlischen Wohnungen, von denen er sang. Freilich sind solche vo
Christi Liebe durchdrungenen Christen Ausnahmen, vielleicht aber häufiger
als wir denken; denn nicht alle Erfolge unseres Evangeliums werden un
offenbar. Unser Heiland heilte zehn Aussätzige und einer nur kehrte z
ihm zurück; dürfen wir aber nicht vermuten, daß von den neun andern
später noch einer oder der andere den Weg zu ihm fand? Zuweilen in
kleinmütigen Stunden haben wir auch in Fatschan gefragt: „Wo sind die
andern neun?" Aber wir haben erfahren dürfen, daß wir keine Ursache
haben, an ihnen zu verzweifeln. So kam einst ein Mann der Wissen
schaft von ferne her in unser Spital, um sich seine Nase, die er auf irgend
eine Weise verloren hatte, ersetzen zu lassen. Er blieb drei Monate,
studierte unterdessen das Neue Testament, um besser dagegen streiten zu
können und als er uns verließ, war er sehr stolz auf seine neue Nase,
doch feindlicher denn je gegen das Christentum gesinnt. In echt mensch-
licher Kurzsichtigkeit trug ich ihn in die Rubrik der gelungenen Operationen
und der mißlungenen Bekehrungen ein. Ich hätte wissen sollen, daß so
viel evangelische Wahrheit in einem Menschenherzen nicht wirkungslos
vorübergehen kann. Bald darauf vernahm ich, daß der Gelehrte in der
fernen Heimat seinen Glauben öffentlich bekannt und getauft worden war.
Ähnlicher Fälle wird es viele geben. Wir säen den Samen und wissen
nicht, wo er aufgeht. Wir lieben es, Zahlen und sichtbare Früchte
unseres Wirkens zu zeigen; wir sollten uns jedoch daran genügen lassen,

Evangelium treulich zu verkünden und uns damit trösten: „Selig ist, nicht siehet und doch glaubet!“

Zwischen unsrer Mission und den Chinesen steht noch als dicke Mauer Vorurteil gegen Ausländer; obgleich wir mit den Leuten verkehren, t es sehr schwer, ihnen nahe zu kommen; sie sind argwöhnisch gegen s, hassen und verachten uns. Ich hörte einst eine alte Frau in meinem prechzimmer zur chinesischen Wärterin sagen: „Ich bin bei allen Ärzten wesen, keiner hat mir geholfen; jetzt will ich es mit dem Teufel (damit einte sie mich) versuchen.“ Wenn wir mittelst unseres Spitales zum nsturze dieser trennenden Mauer beitragen können, so thun wir nach einer Meinung mehr für die Evangelisation des Landes, als durch einlne Bekehrungen. Es wird uns täglich bewiesen, daß die Vorurteile gen uns allmählich schwinden; wir werden von den Städtern nicht mehr steinigt; Mandarinen und Gelehrte besuchen uns und nehmen an unserem ische Platz; wir besitzen jetzt auch die Kapelle, nach der wir sechzehn Jahre ang gestrebt und der Gottesdienst erleidet keine Störung von seiten der Bevölkerung.

Als der Krieg zwischen China und Frankreich ausbrach, wurde ich von der chinesischen Regierung gebeten, mich der Verwundeten in Tonkin anzunehmen. Da ein kürzlich nach China gekommener Freund mich im Spital vertreten konnte, folgte ich dem Rufe und freute mich, daß diese stolze, hochmütige Nation den Nutzen der segensreichen Wissenschaften des Westens so weit schätzen gelernt hat; bald, so hoffe ich, wird sie auch die Heilkraft unseres Christentums anerkennen. — Auf meiner Reise nach Tonkin begleitete mich eine Leibgarde aus chinesischen Soldaten, denen vermutlich gesagt worden war, daß sie mein Leben mit ihren Köpfen bezahlen müßten; nur so kann man sie zu ihrer Pflicht anhalten und sie haben dieselbe aufs gewissenhafteste erfüllt: ich wurde wie ein Kind behütet. Verließ ich mein Boot, um am Flußufer eine Blume zu pflücken, so folgten sie mir, und kamen wir durch Städte und Dörfer, so schritten sie vor mir her, stießen Schweine und Hunde aus dem Wege, riefen den Leuten zu, Platz zu machen und erregten solches Aufsehen, daß ich mit meinem Gefährten Anderson viel lieber allein gewesen wäre. In der Provinz Kwangsi gelang es uns eines Morgens, ohne unsere Beschützer zu landen. Wir gingen dem Ufer entlang und kamen schließlich in eine große Stadt, deren Einwohner von wildem Aussehen waren und offenbar noch nie Ausländer erblickt hatten. Wir hatten alle Ursache, uns nach unsern Soldaten zurückzuwünschen. Eine tobende Menge umringte uns und der Ruf: „Nieder mit den barbarischen Teufeln“ ertönte von allen Seiten. Wir versuchten einen verzweifelten Kampf, als ein Kaufmann, der unter seiner Ladenthüre stand, plötzlich meinen Namen rief. „Kennen Sie mich?“ fragte ich überrascht. „Gewiß,“ erwiderte er, „Sie haben ja meinen Arm im Spital zu Fatschan geheilt; nehmen Sie gefälligst eine Tasse Thee bei mir an.“ Diese wenigen Worte wirkten wie ein Zauber auf die rauflustige Menge; wir wurden mit aller Hochachtung behandelt und kamen unversehrt zu unsern Booten zurück.

So kann von den 30000 Patienten, welche in unserer Behandlung

standen und die weithin durch China zerstreut leben, jeder von mehr oder weniger günstigem Einfluß für die westliche Bildung, die westlichen Menschen und auch die Boten des Evangeliums und also unser Spital in Fatschan zum Bahnbrecher eines neuen Pfingsttages werden.

Eine traurige Geschichte aus Tamulenland.[1])

Trauriges und Fröhliches haben wir hier erlebt, schreibt Missionar Brunotte, seit ich meinen letzten Bericht über den Ocean sandte, und um auf diese Erlebnisse näher einzugehen, muß ich mit dem letzten Weihnachtsfeste beginnen. Am ersten heil. Weihnachtsfest, als der Gottesdienst eben beendet war, sandte unser Tasildar — erster eingeborner Beamter in unserm Distrikte — seine bebänderten Pione (Amtsdiener) zu mir, die mein Pferd mit dem zweirädrigen Wagen holen sollten. Für wen und wozu? Für den ersten Prinzen von Travankore, welcher auf seiner Reise nach Pondischery und Madras in Wülupuram absteigen, baden, essen und sich sonst erfrischen wollte. Mein Pferd und Wagen sollten ihn mit seinen Adjutanten vom Bahnhofe nach dem Wülupuramer Tempelteich bringen. Unser Tasildar hält sich wohl teure stramme Ochsen, aber kein Pferd, denn er ist ein Ausbund von einem Brahmanen, dem die Ochsen heilig sind, ein Pferd jedoch *unrein* ist. Unsereiner hat einen solchen Tasildar mitunter nötig, und die Könige, sowie Prinzen von Travankore werden als gutmütige und gefällige Leute gerühmt, so sandte ich ihnen denn, wenn auch ungern, am ersten Weihnachtstag, mein armselig Gefährt; der Vormittagsgottesdienst war ja beendet und bevor der Nachmittagsgottesdienst begann, konnte Pferd und Karre wieder im Stall stehen. Hier in Indien wird viel äußerlicher Pomp und Pracht entfaltet, wenn es gilt, einen Großen zu ehren. Der Tasildar, ein Bruder eines Höflings am Hofe des Prinzen zu Travankore, hatte alles aufgeboten, den Empfang des Prinzen großartig zu machen. Schon ein paar Tage vorher wurden Ehrenpforten gebaut, bunte Tücher, Tuchstreifen aller Farben auf Bambusstäbe gesteckt, um als Fahnen getragen zu werden. Musikanten und Trommelschläger stehen in Wülupuram immer bereit und warten nur auf einen Wink, um für einige Groschen viel Lärm zu machen. Als nun der Prinz kam, war alles bereit. Er stieg mit seinen Adjutanten in den kleinen Wagen, — die Posaunenbläser bliesen ihre Posaunen, die Trommler trommelten und tausende von Menschen klappten ihre Hände zusammen und machten einen „Heidenlärm". Dies wurde meinem Pferdchen doch zu viel, es bäumte sich hoch in die Höhe und war durch nichts zum Anziehen zu bewegen, so daß der Prinz und sein Begleiter den Wagen verlassen mußten. Mit zerrissenem Geschirr und zerbrochnem Wagen kam das Pferd wieder auf den Hof. Der arme Tasildar! Der arme Prinz! Beide sollten nach ein paar Tagen noch Schwereres erleben. —

---

[1]) Ev.-Luth. Missionsbl. 1887, S. 229 ff.

Seit Jahren haben die Engländer in Madras zwischen Weihnachten nd Neujahr ein Volksfest veranstaltet. Im sogenannten Volks-Park erden Buden aufgeschlagen, Spielbuden, Tanzbuden, Trinkbuden, Affen-uden, Buden, darin vom Rumpf getrennte Menschenköpfe sprechen und er weiß, was all für Buden dort sind; ich habe sie niemals gesehen. Wettfahrten, Wettspringen, Wettlaufen von Christen, Heiden, Türken, ein-eimischen Ponies, Eseln und Federvieh sollen dort sein, nach den aus-ührlichen Berichten der Zeitungen. Feuerwerk, ohne welches ein Hindu ich gar kein Fest denken kann, wird auf vielerlei Weise abgebrannt. Regimentsmusikbanden in Uniform, eingeborne Musikanten mit wenig Be-kleidung und eingeborne Sängerinnen lassen sich dort hören. Auge und Ohr, was willst du mehr? wird mancher Besucher voll Entzücken aus-rufen, — aber das arme Herz! — bekommt das auch was ab? — Das schreckliche Ende des letztjährigen Volksfestes am letzten Abend des Jahres 1886 werden alle Leser ohne Zweifel wissen, denn, wenn über 400 Men-schen, die vor einer Viertelstunde noch lustig und wohlgemut waren, nach einigen Minuten bei lebendigem Leibe zu Kohlen und Asche verbrannt sind, solche Schreckensbotschaft senden ja gleich alle Zeitungen nach allen Teilen des Erdkreises. Ich komme darauf nur zurück meines Prinzen von Tra-vankore und meines Tasildars wegen. Der Prinz war auch mit in dem Gehege, wo das Feuer so viele Menschen fraß, — sein Diener und ein Engländer rissen ihn mit Zurücklassung seines mit Gold besetzten Turbans aus dem Gedränge. Wie man einen Brand aus dem Feuer reißt, so ward er gerettet. — Unser Tasildar in Wülupuram erhielt telegraphisch die Nachricht, daß sein Sohn und sein Schwiegersohn in den Flammen umgekommen seien. Er bestellte sich sogleich für mehrere hundert Mark einen Extrazug und fuhr nach Madras. Seinen Sohn sahe er als ganz verbrannte Leiche, seinen Schwiegersohn konnte er nicht erkennen, der war zu Asche oder Kohle verbrannt. Beide — Sohn und Schwiegersohn — waren junge, hochgestellte und angesehene Leute. Beide waren verschwägert, der Sohn des Tasildars hatte die Schwester seines Schwagers zur Frau. Die Tochter des Tasildars, ein neunjähriges, fröhliches Kind ging hier in Wülupuram zur Schule, während ihr Mann, ein Rechtsgelehrter, im Oberappellationsgericht zu Madras seinem Berufe nachging. Eines Tages, noch vor jenem Unglücke, war ich im Hause des Tasildars; fröhlich kam das reich mit Juwelen bedeckte Kind aus der Schule, schmiegte sich an ihren greisen Vater und gab ihm einen Kuß, ein Liebesausdruck, den man selten bei Hindus sieht. Und jetzt! „Ich kann noch nicht kommen, ich kann meine Tochter nicht ansehn," so schrieb der gebeugte Vater von Madras hierher, kurz nach dem schrecklichen Ereignis. Und warum schrieb er so? Höre, lieber Leser und christliche Leserin, höre! *Dies neunjährige, fröhliche Kind ist fortan eine Witwe!* Man hat ihr das Haar glatt vom Kopfe abrasiert, — alte Weiber haben sie nach den Wasserteich geführt, haben dort mit ihr geweint, geheult und sie für immer von allen ihren Juwelen entblößt. Die Schule ist für sie nicht mehr da, die Fröhlichkeit ist dahin, sie ist eine Brahmanenwitwe, und hinzugezählt zu den vielen tausenden, deren Elend die christlichen Frauen und Jung-

frauen in Deutschland um Hilfe ruft. Die Volkszählung in Indien vor fünf Jahren 75000 Witwen unter 9 Jahren, 207000 unter Jahren und 382000 Witwen unter 19 Jahren. Diese tausende blutjungen Mädchen resp. Kindern sind bis zu ihrem Tode verur Witwen zu sein und zu bleiben, deren Leben eine Kette von Trauer Jammer, Schmach und Elend ist. Den Tasildar habe ich nach schweren Verlust besucht, um ihm mein Mitleid auszudrücken. Ich ihn unaussprechlich tief gebeugt; gebückt und schweigend führte er mich einem Stuhl, während hinter ihm seine Tröster, seine Priester auf Sofa mit untergeschlagenen Beinen saßen, d. h. ihre Füße waren auf dem Sofa. Der alte Herr ist ein zu fanatischer Heide und Br mane, als daß er einem Missionar sein Ohr leihen sollte. Wo er kann, sucht er das Heidentum und den Teufelsdienst zu fördern, — mehr denn früher. Nicht weit von unserm Hause haben die Parias Stelle, wo sie die Teufelin Gangammāl anschreien mit Musik, Trom und zischenden Raketen, und zwar so, daß ich mitunter vor solchem Hö lärm nicht schlafen kann. Auf meine Frage, woher die armen Par die oft nichts zu beißen und zu brechen haben, das Geld zum Pulver die vielen Raketen herbekommen, erhalte ich zur Antwort: der Tasil hat befohlen, daß jedes Haus im Dorfe 2 As. zu diesem Götzendie geben muß. Und dies thut er nach der schweren Heimsuchung! —

Eine Abendmahlsfeier in einem Negerdorf.

Folgendes erzählen wir einem Bericht Br. Furrers in Ada an der Goldküste in der Kürze nach: Im Juni 1886 durfte ich 15 Personen aus dem Dorfe Wonyie taufen. Im Juli besuchte ich sie in ihrem Dorf. Welch herzlicher Empfang! Das Dorf war gescheuert, als ob ein König einzöge. Kaum waren wir da, als die neugetauften schwarzen Schwestern kamen und ihre Hilfe anboten; zwei wollten für mich kochen, eine für meine schwarzen Begleiter, und eine brachte mir Wasser, damit ich mir die Füße wasche (ich war allerdings stundenlang im Wasser und durch Sumpf gewatet). Als wir ein wenig ausgeruht hatten, versammelten sich die 15 Christen um uns und mit ihnen die übrigen Dorfbewohner. Bei nächtlichem Dunkel — nur eine Kerze, die ich mitgenommen hatte, brannte — saßen wir in einem Hof und erzählten den Zuhörern die Wunder der Erlösung. Lange hörten sie andächtig zu, zuletzt lehrte ich sie noch zwei Verse von dem Liede: „Laßt mich gehen"; dann wurden die Heiden entlassen und mit den Christen Vorbereitung zum heiligen Abendmahl gehalten. Darauf entließ ich auch die Christen, welche, wie ich weiß, noch still in ihren Häusern beteten. Ich freute mich nun, auch mein Nachtlager zu finden. Rechts von mir schliefen die Hühner, links 4 Ziegen, auch eine Tigerfalle war in der Nähe angebracht; es ist nichts seltenes, daß ein Leopard sich hieher verirrt. Ich schlief ordentlich. Morgens von 7 Uhr an wurde der Platz unter den Bäumen

inigt, als Abendmahlstisch diente meine Kiste, ein Tuch wurde darüber :eitet und die Abendmahlsgeräte darauf gestellt. Die Christen er- nen in reinlicher Kleidung, saßen im Halbkreis um uns her, in wei- m Kreise die Kinder und die übrigen Dorfbewohner. Wir sangen, eten, ich redete über 1 Joh. 4, 16—21; dann feierten wir das heilige ahl, gewiß, daß der Herr in unsrer Mitte war. Die Christen waren 1 Freude und auf ihre Bitten blieb ich noch einen Tag, dann setzte meine Predigtreise fort.

Ein verhängnisvoller Brunnen.[1])

In China gilt gar manches für verhängnisvoll, was uns äußerst armlos erscheint. Als die chinesische Regierung zwischen Hongkong und Canton eine Telegraphenlinie herstellte, wurden anfänglich ab und zu Telegraphenstangen ausgerissen, damit sich nicht die Geister, welche die Luft durchschwirren, an den spitzigen Dingern stoßen und im Zorn dar- über allerhand Unheil anrichten. Erst als die Regierung Plakate an den Stangen anheften ließ, wonach wer wieder eine Telegraphenstange um- werfe, an der nächsten aufgehängt werden sollte, kamen die Leute zur Ver- nunft. Nicht minder rücksichtsvoll als die Geister in der Luft muß man die Erdgeister behandeln. Zieht z. B. einer auf dem Felde einen Graben, so kann er dabei unversehens dem Schutzgeist der ganzen Gegend den Hals oder Schwanz abschneiden und dann hat die ganze Gegend es zu büßen; und gar die abgeschiedenen Seelen, die bei ihren sorgsam an günstigen Orten angelegten Gräbern wohnen, sind entsetzlich leicht in ihrer Ruhe gestört und rächen sich dafür furchtbar. Darum gehören in China die Wahrsager und Zauberer zu den unentbehrlichsten Leuten: denn sie allein wissen, was die Geister erlauben und was sie verbieten und sie allein können auch den Zorn derselben besänftigen. Es ist nichts weiter als ein Bild aus dem gewöhnlichen Alltagsleben in China, was uns Br. Minsyu aus Longhëu erzählt: Neulich wurde hier ein neuer Brunnen gegraben. So etwas darf nicht nach Belieben geschehen, denn Glück und Unglück hängt davon ab. Man stellte also einen jungen Mann aus Long- hëu selbst an, der für einen ausgezeichneten Geomanten galt, d. h. für einen Wahrsager, der sich trefflich darauf verstehe, aus der Bodengestaltung u. s. w. zu erkennen, wo ein günstiger, heilbringender Platz vor allem zur Anlegung von Gräbern, aber auch für Hausbauten und ähnliches zu finden sei. Der junge Geomant trat sehr zuversichtlich auf und hielt eine prächtige Rede an seine Mitbürger: „Euch steht es zu, zu wählen, was euch am liebsten ist; danach werde ich mich richten. Wünschet ihr etwa reichliche männliche Nachkommenschaft, so muß der Brunnen im obern Dorf gemacht werdet, sehet ihr hingegen mehr darauf, reich zu werden, so ist das untere Dorf der richtige Platz u. s. w." Die Leute wählten den

[1]) Heidenbote 1887, 6.

erstern Vorschlag, weil seit geraumer Zeit wenig Knaben geboren … Nun war noch der Tag zu wählen, der den Geistern genehm war … diese Kunst verstehen die Geomanten in der Regel und am … Tag baute man dem zukünftigen Brunnengeist ein Altärlein … Geomant samt dem Gemeinderat kam, um zu opfern. Jetzt grub … den Brunnen und deckte ihn, als er fertig war, zu, damit niemand … Unzeit daraus schöpfe und den Brunnengeist erzürne. Der … mußte vorher noch bestimmen, wann man Wasser holen dürfe. … o weh! kurz darauf starben mehrere Leute weg: gewiß wars mit … Brunnen nicht sauber. Man holt einen andern Geomanten und … der findet es heraus: das Graben des Brunnens hat den Geist … Unterwelt erzürnt. Anfangs behauptete der erste Geomant keck, es sei … in Ordnung, aber als die Todesfälle häufiger wurden, bekam er … Angst und machte ein Zaubermittel zum Schutz für sich und die … Nun wurden die Leute wütend, schimpften ihn, er habe ein giftiges … drohten ihn in den Teich zu werfen und das beste war noch, daß er … aus dem Staube machte. Jetzt war klar, daß man dem Ver… steuern müsse: dazu holte man wieder einen berühmten Geomanten, … den dritten, und dieser ließ denn drei lange Bambusstecken mit Zau… formeln vor dem Dorf aufpflanzen und einen mit Sand gefüllten … aufstellen, vor dem er seine Zaubergebete sprach und opferte. Zuerst … es nichts, „weil eine Frau geheult hatte“, und so wiederholte der Zau… sein für ihn sehr einträgliches Geschäft. Dennoch hörte das Sterben … auf, das, wie Br. Minsyu meint, von der ungesunden Jahreszeit her… Natürlich holt nun kein Heide mehr Wasser an diesem Unglücksbrun… und weil die Christen ihn doch benützten, so verunreinigte man ihn … machte das Wasser ungenießbar. Es starben bis jetzt auch drei heidni… Weiber, deren Männer Christen waren. Leider konnte dem Wunsche … letztern, ihre sterbenden Frauen noch getauft zu sehen, nicht willfah… werden: solange sie gesund waren, waren sie ziemlich gleichgiltig ge… und jetzt lagen sie meist bewußtlos da. — Wie es nun weiter ge… wird, wissen wir nicht, „Gottes Finger“ haben die Heiden und ih… Zauberer noch nicht in dieser Seuche erkannt.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

3. Mai. 1888.

Der König Tod und seine Diener.[1])

König Tod, die alte Schlange berief vor seinen Thron eine große sammlung aller seiner Diener, die er ausgesandt hatte, die Menschen verderben, um demjenigen von ihnen, der am treusten seinen Auftrag llt hätte, der ohne Barmherzigkeit die Menschheit verdorben und vertet, der die Menschen von dem Wege der Wahrheit abgeführt hätte, einem goldenen Diadem zu belohnen. Da traten sieben seiner treusten echte hervor, um ihren Anspruch auf diese Krone zu erheben.

Ein hagerer abgezehrter Mann mit knochigem Gesicht, hervorstehenden ckenknochen, tiefliegenden Augen, die Haut vertrocknet und schmutzig, e einer, der soeben vom Schlafe aufgestanden, tritt daher, man nennt i Fieber. Du hörst, wie er mit hohler Stimme, die kaum der nschlichen ähnelt, sagt: „Herr König, ich habe die Erde durchwandert; komme, um die traurigen Erlebnisse mitzuteilen. Ich ging in die itten der Armen und in die Paläste der Reichen, ich ging in das Geihl der Städte und in die einsame Hütte. Ich habe die mir von dir stellte Aufgabe mit fester Hand verrichtet. Tausende und aber tausende lte und Junge, Schwache und Kräftige, sind von meiner Hand dahin rafft. Jedem, dessen Stirn meine Hand berührte, klapperten die Zähne or Frost, dann ward er heiß von Fieber, so daß ihm die Zunge am Gaumen klebte, er abmagerte, von Kräften kam und endlich starb. Das Verderben, das ich angerichtet habe, kennt jedes Kind. Der junge Mann, er sich kürzlich verheiratete, weiß von mir zu sagen. Ich war es, der hm seine Frau nahm. Die Mutter, die gestern gebar, steht heute und ammert: „„Ach, mein Kind, das ich so sehr geliebt, ist weggegangen, Fieber hat es mir genommen, o daß es mich auch wegnähme! Unglück hatte Mitleid mit mir, Krieg war barmherzig, Hungersnot ließ es mir, aber Fieber hat es mir genommen. Dieb, Mörder, ich bin trostlos, ich weine. Ach daß du mein Geliebtes mir gelassen, ach daß du mich hinweggenommen hättest!““

„Herr König, dein Diener Hungersnot ist auch hergekommen, aber der ist nicht in die Häuser der Reichen und Könige gegangen, wo ich meine Arbeit verrichtete; Krieg und Unglück sind auch vergeblich hier, denn sie sind Freunde der Verlumpten; ich aber verkehrte da, wo man leise auftrat, wo man auf schönen Teppichen einherging. Den erstgebornen

[1]) Rede, gehalten von dem christlichen Kaffer James J. Vovula in Roxeni am 25. Juni 1885 und in Tyumi am 25. Dezember 1885; derselbe hat die Seminare in Lovedale und Zonnebloem besucht. — Mitgeteilt von Miss.-Sup. Kropf.

Sohn Pharaos, den Krieg und Hunger verschonte, ich eilte
schnell davon. Herr König, nicht wahr, ich habe meine Arbeit ge-
bracht, die goldene Krone gebührt mir."

Da trat ein anderer Diener hervor, schön von Ansehen,
in seinem Benehmen, sein Turban kleidete ihn gut, gesund
mit roten Flecken auf den Backen; aber als er anfing zu reden,
als ob die Angst ihm den Mund schloß, seine Augen rollten vor
Angst. Asthma war sein Name. Er hob an: „Mächtiger König,
bringe dir ein schönes Geschenk. Meine Hand legte sich auf die
und kräftigen Leute. Ich wählte mir die schönsten unter den
Leuten aus; ich berührte sie mit meinem kalten Finger, da verging
Ich habe viele Herzen geschlagen, viele Heimstätten beraubt.
seufzten und weinten, ich ging mit meinem erjagten Wilde davon.
das deine. Eine solche Gabe ist der goldenen Krone wert."

Gleich einem alten Riesen trat Diener Sturm hervor, von
grobem und hartem Charakter, seine Haare zerzaust, seine Stimme
Donnerhall. Stolz und kräftigen Schrittes trat er vor den König,
zeigte auf die felsigen Ufer des Meeres hin und sprach: „Siehst du
Schiffswracke, die zerbrochenen Masten, die dort zerstreut liegen. Es
die Überreste der gescheiterten Schiffe, die Rümpfe jener schönen
Schiffe, die einst voll Menschen waren. Wo sind jene Menschen
Wo sind die kühnen Matrosen, die mutigen Reisenden, die armen
wanderer, die ihren Lebensunterhalt in fernen Landen suchten? Sie
starben von meiner Hand. Tausende und aber tausende ihrer Gebeine
dort liegen sie in der Tiefe des Meeres. Ich habe solches gethan.
kann die tausende von Opfern zählen, die ich dir gebracht habe.
mir die Krone, in der That, sie gehört mir."

Dem Diener Sturm folgte ein Mann von häßlichem Aussehen,
seine zitternden Kniee waren in ein altes Gewand gehüllt. Sein Name
war Hungersnot. Er nannte die Länder, die er durchzogen,
trocknen ausgedörrten Strecken, die jetzt in Hungersnot verschmachten,
die Leichname der Menschen und Tiere haufenweise an den ausgetrockneten
Flüssen, Bächen und Seen lagen; er nannte die Frauen, die vor Hunger
verschmachtet, die Männer, die vom Hunger rasend geworden und
jung ins Grab gestiegen waren. Er brach in Lachen aus und sagte:
„Ich habe dies gethan, habe ein heißes Feuer auf Erden angezündet,
Korn und Gras verwelkte, es verdorrte bis in die Wurzeln. Alles,
Leben hatte, starb dahin."

„Jene alle, die vor mir die Krone beanspruchten, sind Schelme;
denn Herr Unglück weiß, daß die Leute, die in die Diamanten- und
Kohlengruben hinabsteigen, zu vermeiden suchten, in meine Hände
fallen; Krieg weiß, daß ich seine tausende hungrig mache, und daß
durch ihre Absichten, reich zu werden und mich zu meiden, auch die
kleinsten Anlässe aufsuchen, um Krieg anzuzetteln. Fieber prahlt mit
seinen Thaten, und weiß nicht, daß seine Arbeit an den Reichen vergeblich
ist, weil sie sich Medizin kaufen können. Sag, Herr König, habe ich
dir nicht treulich gedient? Mir setze die Krone auf."

Da erschien ein Mann mit stechenden Augen, der sich Unglück
nte. Er sagte: „Seitdem der Turm von Siloah auf die Achtzehn
ja noch vorher, bis heute, habe ich, Herr König, deine Arbeit an-
end und eifrig gethan, ich habe vermocht, daß Roß und Reiter stürzten,
die Lokomotiven entgleisten; habe Häuser und Mauern zu Falle ge-
cht, durch Feuers- und Wassersnot tausende getötet. Zähle die Un-
ksfälle, die in den Diamantgruben und Kohlenfeldern geschehen sind,
sprechen für mich; die Inseln, Städte, Dörfer, Felder, Menschen und
re, die ich durch Erdbeben verschüttet habe. Tausende habe ich durch
feuerspeienden Berge, durch die Sündflut, durch Gewitter getötet.
enn jemand der Krone wert ist, dann bin ichs.“ Der König gab ihm
r die Krone nicht, denn ein anderer Diener trat sogleich hervor, mit
men Krieg, der sprach mit kalter lauter Stimme, ohne Scheu, ohne
l Worte zu machen, denn die wenigen sagten genug: „Ich bin der
ohn des Herrn Lieblosigkeit, von dem Geschlecht der Völkertöter,
eine Hände sind rot von Blut, sie zeigen an, daß ich aus der Blut-
esse komme, wo ich Helden und Schwache getötet habe; meine Hände
nden: Erhebe Totenklage; der König, der gestern noch herrschte, heut
er ein Gefangener; sie zeigen, daß ich, wie mein Vater, auch den
äugling nicht verschone, und, wie mein Großvater, die Völker zerstöre.
Ver will die Menge bestreiten, die ich ins Verderben stürzte? Die
erren und Fürsten trauern, und die Kinder habe ich zu Waisen gemacht
urch die Schärfe des Schwerts, das kein Erbarmen kennt. Wehe, rufen
e, weil ich meine Füße bade in den Thränen der Witwen und Waisen
nd mein Arm ausgereckt ist zu unterdrücken! Den Erdboden habe ich in
Blut gekleidet, die Felder durch die in der Sonne faulenden Leichname
erunreinigt, viele Völker aus dem Buche der Lebendigen ausgelöscht.
Wenn die Könige der Erde so von mir reden, wie vermagst du über
nich zu klagen?“ Während er diese Worte sprach, siehe da hörte man
Flügelschlag und kreischend flogen die Aasgeier zu den Haufen der nach
iner neuen Schlacht auf dem Felde liegenden Erschlagenen. „Die Krone
ist mein! gieb her! gieb her!“

Der König war im Begriff, Herrn Krieg zu krönen, da wurde er durch das heisere hohle Lachen hinter sich gestört. Er zögerte. Da trat vor ihn hin einer seiner Diener in kräftigem Jugendalter und stierte ihn an. Es war ein Mensch gekleidet in Lumpen, schmutzig als ob er eben von einem Schmutzhaufen aufgestanden wäre, seine Augen rot hervorstierend, seine zitternde Hand ein Glas haltend. Wie ein reißendes unreines Tier, das die ganze Menschheit in Schmach und Schande bringt, stand er da vor dem Könige. Er hielt sich fest am Throne des Königs von wegen seines Schwankens, seine Kniee bebten, mit seiner rauhen Stimme sagte er: „Warte ein wenig, Herr König, hier steht der Mann von der Flasche, ein Nachkomme des reißenden Tiers, des Zauberers Tigermilch, des schwankenden Baumes, des übelriechenden Atems. Ich kann dir beweisen, daß ich mehr erschlagen habe, als alle die vor mir deine Krone beanspruchten. Siehst du jenes schöne Haus mit den Flügelthüren und den hell erleuchteten Fenstern, wo die Leute Tag und Nacht

hineingehen? Das ist die Herberge des Soffs, wo ich meine Z[illegible] künste treibe. Hunderte von solchen Orten siehst du auf den [illegible] märkten im ganzen Lande, an allen Straßenecken der Städte und D[illegible] in den Häusern, wo die Reichen sich versammeln, an den Wegen, [illegible] Wagen fahren, fehlt es nicht an solchen Herbergen. Wo ich hin[illegible] da kommen auch die Leute um. Sieh, wie die Leute da hinein[illegible] Scharen von Männern und Frauen, alte und junge. Dort ge[illegible] junges Mädchen hinein, schön von Angesicht; gut gekleidet, aber zag[illegible] Schrittes, verleitet von einem jungen Manne; sieh, da tritt sie [illegible] heraus mit losem Gürtel, sie hat ihre Schöne, ihre Ehre, ihre W[illegible] würde eingebüßt, sie eilt in den Tod, ihr Untergang ist nahe. [illegible] kann solche Thaten thun wie ich? Ist nicht Uncayecibi[1]) zu [illegible] kommen? Ich thue Wunder. Tausende und aber tausende treibe ich [illegible] jenes Mädchen in ein frühes Grab, noch ehe sie das Leben ge[illegible] haben. Die starken, zähen Männer unterwerfe ich mir, sie werden [illegible] und zitterig vor der Zeit und gehen auf ewig unter. Scheut sich [illegible] Jüngling, ist er zuerst noch furchtsam, ich fülle ihn mit dem Safte [illegible] Getreides. Auch die Kinder verachte ich nicht. Bei ihnen beginn[illegible] damit, daß ich sie die Töpfe, Löffel und Flaschen auslecken lasse, [illegible] verlangen sie nach größeren Mengen. Ich gewinne sie bald, [illegible] sagen, es sei Speise und Nahrung. König, hast du noch Zweifel, [illegible] sie fahren; ich habe dir am treusten gedient. Gehe in die Gefäng[illegible] die Diebe, Mörder u. s. w. werden dirs sagen, daß sie meistenteils [illegible] mich dorthin gebracht sind. Gehe in die Irrenhäuser, siehe, wie [illegible] Leute dort den wilden Tieren ähneln, ihr Verstand ist gewichen wie [illegible] Nebel, sie sind bloße Leichname, die sich noch bewegen; höre ihr To[illegible] Es ist mein Werk! An allen Wassern, bei allen Völkern bin ich bekan[illegible] Der weiße Mann sandte die Tigermilch und ließ sie das [illegible] durchziehen, bis hin zu den Hottentotten, Buschleuten, Kaffern, Sulu[illegible] Bassutos, ja bis an das Ende der Erde. Haufenweis liegen sie [illegible] die ich verwundet und getötet habe. Ich hole den Jüngling aus sein[illegible] Vaters Haus und begrabe ihn im Diamantenfelde. Ich treibe [illegible] Mutter einzige Tochter in die Städte, damit sie dort sterbe, ohne ei[illegible] Grab zu finden. Ich gehe in die Häuser und jage die Männer heraus und stecke ihre Köpfe in den Schmutz, so werden ihre Frauen zu Witwe[illegible] Ich nehme die junge Frau und bringe sie dahin, wo ich herrsche, so mu[illegible] der Mann für sich selber das Essen besorgen. Ich reiße den junge[illegible] Mann hinweg, der die Bibel in der Hand, das Evangelium verkünde[illegible] und mache ihn zu einem Apostel des Verderbens. Die Lehrer kennen mi[illegible] und den Missionaren nehme ich die Scham weg. Siehe, die tausende der Kinder Evas, die ich dir, König, zum Opfer bringe. Mir, deinem Diener Branntwein, hast du mehr zu verdanken als allen deinen anderen Dienern. Bei dem Verderben, das ich anrichtete, hörte ich eine Frau weinen und klagen, was mich beinahe veranlaßte, meine Arbeit einzustellen und die Krone dran zu geben. Sie schrie: „„Wehe, wehe, dort geht

[1]) Der Kaffer, durch dessen Trinkgelage, bei dem ein Fingu erschlagen wurde, der letzte Kafferkrieg 1878 entstand.

Branntwein in mein Haus hinein, der größte Nichtswürdige, den ιuf Erden giebt, der Paläste zerstört und Hütten nicht verschont. von hier, Branntwein, der du die Seelen in die Hölle hineinziehst, Gewissen der Weißen, Großen zum Schweigen bringst; du Spieß, von Hölle geehrt, du Wohnstätte, da die Feinde des Himmels ausruhen. verscheuchst die Gedanken an den Schöpfer, du dämpfest den Geist Glaubens, träge zu werden im Gebete, und zu lieben die Sünde. ieß des Teufels, geschliffen durch Gesetze, die die Großen absichtlich hen, Soff, du Verderber, du Pest, du Rüstung der Hölle, zu Grunde richten die Völker. Wo sind die Prediger, die Klagelieder anstimmen? Verständigen, die Trauerlieder singen? Wo sind die Menschen, daß nicht kommen zu dir, o Jesu? Branntwein, sie sind bei dir, du ιder Verderber! Lasset mich gehen zum Hof des Höchsten, zu dem last dort oben, daß ich rede und erzähle den elenden Zustand, in dem mich befinde. Laß mich los, Branntwein, groß ist das Elend, das anrichtest. O Afrika, wache auf, rege dich, sonst ergreift dich plötzlich : Feind. Gemeinde, bete, sonst nimmt dich die Sünde gefangen! .rten, erwachet, sonst läuft der Teufel mit euren Schafen weg, sie wer- n geraubt, der Soff enteilt mit ihnen.""

„Dieser Hilferuf hätte mich beinahe um die Krone gebracht, die ich :rdiene. Jene Frau hat ja deutlich gesagt, was ich gearbeitet habe. err König, bezeuge öffentlich, daß auch nicht einer deiner anderen Diener ιir gleichkommt im Verderben der Seelen. König, einem Manne, der ιlch schöne Arbeit liefert, dem fehlen die Worte, denn seine Arbeit spricht ιr ihn. Mir hast du mehr zu verdanken, als deinen Dienern Fieber, ıſthma, Sturm, Unglück, Hungersnot und Krieg zusammengenommen.)ie Krone gehört mir, gieb her!"

Da wandte sich der König zu seinen Räten und sagte: „Ihr habt ιie Ansprüche eines jeden meiner Diener gehört auf die Krone, die dem ιerheißen ist, der das größte Verderben auf Erden anrichtet. Entscheidet, ιem sie zukommt."

Nach einiger Beratung sagten sie: „Herr König, das Urteil zu fällen, kommt uns nicht zu, aber als Berater in dieser schweren Sache sagen wir: Die Krone gehört dem Branntwein aus folgenden Gründen:

1. Viele von denen, die das Unglück will getötet haben, haben sich durch den Branntwein mutwillig und ohne Gewissensbisse ins Unglück gebracht.
2. Tausende, die im Kriege gefallen sind, waren eine Beute des Branntweins, er entriß ihnen das Mitleiden aus dem Herzen, er entzündete die Völker mit der Begierde nach Ruhm, den sie durch Krieg erlangen wollten.
3. Viele, die das Fieber tötete, haben dem Branntwein die Unreinlichkeit und Liederlichkeit zu verdanken, in deren Gefolge Fieber, Pocken und dergleichen auftraten.
4. Hungersnot weiß nur zu gut, daß sie nur töten konnte, als das Kafferkorn zu Soff verbraucht war, als man Vieh und Schafe

gern für Soff hingegeben hatte, als man über den Durst und Schaufel liegen gelassen hatte.

Wir finden, daß Branntwein deinen Auftrag am besten erfüllt: denn er hat die Leiber zerstört, und die Seelen dahin gebracht, daß sie ihres Gottes vergaßen und zwiefach gestorben der Hölle zueilten. Ihm gebührt die Krone, gieb sie ihm!"

König: „Auch ich bin eurer Meinung. Branntwein hat [illegible] umgebracht und veranlaßt, daß viele den Dienst des Schöpfers aufgegeben haben. Komm her, Branntwein, nimm die Krone, sie ist dein; du [illegible] einer von denen, die Leib und Seele verderben, während andere nur den Leib antasten. Sie ist dein, du Hexenmeister, der du leise [illegible] ohne gehört zu werden. Du lässest die Leute lebendig sterben. Wir [illegible] sie miteinander spielen und tanzen, sterben sie dahin ohne Arzt und [illegible] Gebet. Die Krone ist dein, du Raubtier, trage sie, sie gebührt [illegible]. Du starrst die Leute an, wie die Schlange die Maus, sie kommen [illegible] gelaufen in deinen offenen Rachen, und wer sich deinen Händen [illegible] windet, der geht hinweg mit einem Stachel, der da bleibt. Nimm die Krone, denn du fängst mit der Seele an, sie zu töten. Nimm die Krone!" Da schrie das ganze höllische Heer: „„Hurra!""

Bericht über den von der Pommerschen Missionskonferenz veranstalteten Missionskursus.

Von einem Teilnehmer.

Am 9. Januar d. J. trafen wir im Berliner Missionshause [illegible] und wurden in demselben gastfreundlich aufgenommen: 7 Kandidaten [illegible] [illegible] junger Geistlicher — mit Ausnahme eines sächsischen Kandidaten [illegible] [illegible] Pommern, denn von der Pommerschen Missionskonferenz war [illegible] [illegible] veranstaltet; sie gewährte uns Reisekosten und freie Station [illegible] des vierzehntägigen Aufenthalts.

[illegible] der Abendandacht in einem der Klassenzimmer sahen wir [illegible] [illegible] vereinigt. Die Missionszöglinge mit ihren offenen [illegible] [illegible], bescheiden und an straffe Hausordnung gewöhnt [illegible] [illegible] einen recht günstigen Eindruck. In der christlichen Hausgemeinschaft [illegible] fühlten wir uns bald heimisch.

[illegible] Morgen rief uns die Glocke in den zweckmäßig im Erd[geschoß] [illegible] Speisesaal. Der frische, reine Gesang des Morgen[liedes] [illegible] Gebet nach Verlesung der Tageslosung und des Schrift[abschnitts] [illegible] die Seele, sowie das einfache, kräftige Frühstück den [illegible] [illegible] Arbeit an — tüchtige Arbeit war es, mehr als [illegible] auch über Erwarten gesegnet.

[illegible] Dämmerung wurde der Kursus durch Direktor [illegible] [illegible] großen Saale mit einer herzlichen Ansprache [illegible] [illegible] der rechte Grund und Kern der Mission betont [illegible] sodann eine Stunde im Unterrichte der ersten [illegible] begannen die Vorlesungen des Kursus in dem

ıten Saale vor einem ziemlich großen Auditorium. Die sämtlichen daten des Königlichen Domstiftes (17), sowie mehrere Studenten gten sich bei denselben. Jeden Vormittag wurde drei Stunden ge- und eine hospitiert. Dazwischen wurde um 10 Uhr in der Woh- des Direktors das Frühstück eingenommen; um 1 Uhr hatten wir den Zöglingen das Mittagsessen, wobei der Direktor trotz seines den Zustandes den Vorsitz führte. Die ersten Nachmittagsstunden ı dem gegenseitigen Verkehre gewidmet, wobei über so manches Ge- weiter gesprochen wurde; auch besuchten wir die Zöglinge in den ver- enen Zimmern. Interessant war die Bekanntschaft mit dem jungen eruner Anju Dibonge, der sich einige Monate, bis zu seiner Heim- , im Missionshause aufhielt. Gelegentlich wurden wir durch das e Haus umhergeführt, durch die Expedition, das Büreau des Sammel- ins, das Lager und Packhaus u. s. w. Überhaupt hat uns der zehntägige Aufenthalt einen ziemlich genauen Einblick in das Leben Missionshauses gewährt. Besonders lernten wir die Art der Aus- ung der angehenden Missionare in einer Weise kennen, die uns beim n der Berichte über ihre Thätigkeit sehr nützlich sein wird, wie auch persönlichen Berührungen dereinst unser Interesse für ihre zukünftigen beiten auf dem Missionsfelde erhöhen werden.

Von 5—6 Uhr fand gewöhnlich noch eine Vorlesung statt, wenn nicht s der andern Missionsinstitute besucht wurde.

Den einen Nachmittag brachten wir im Goßnerschen Missions- use zu und wurden von Missionsinspektor Franz sehr eingehend in Kolhsmission eingeführt. Hofprediger Schrader machte uns mit den beiten des morgenländischen Frauenvereins bekannt, sowie Pastor Knak it der Mission des Findelhauses in Hongkong, und Missionsinspektor üttner mit den ostafrikanischen Missionsarbeiten.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier im einzelnen alle die indrücke darlegen, die wir von dem Aufenthalt im Missionshause und on der Berührung mit den Vertretern der andern Missionsanstalten npfingen. Auch was wir von dem Unterrichte beim Hospitieren in xegese, Dogmatik und Kirchengeschichte kennen lernten, soll hier nicht usführlich dargelegt werden. Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen über Missionsvorlesungen, die den wichtigsten Teil des Kursus bil- deten. Sie waren keineswegs rein akademischer Art. Oft ging der Vor- rag in freie Besprechung über, was viel zur Erhöhung des Interesses beitrug.

Missionsinspektor Kratzenstein las sechs mal über die Missions- gedanken der Bibel. Er bezog das Thema vorzugsweise auf die Ent- wicklung des Reiches Gottes auf Erden, wie sie in der heiligen Schrift vorgezeichnet ist. In einigen Punkten konnten freilich manche Zuhörer der Auffassung des Vortragenden nicht beistimmen; es kam darüber zu lebhafter Diskussion. Die Behandlung des Gegenstandes wurde jedenfalls noch fruchtbarer, als die wichtigsten auf die Mission bezüglichen Stellen der heiligen Schrift und ihre praktische Verwertung in Missions-Stunden und -Predigten zur Besprechung kamen.

Über die Missionsgesellschaften las D. Grundemann ... eine kürzere charakterisierende Übersicht über die wichtigsten ... amerikanischen, holländischen, skandinavischen und französischen ... gesellschaften. Oft wurde die Schilderung des einen und andern ... hauses in kurzen anschaulichen Zügen das Mittel zur Charak... der betreffenden Gesellschaft. Viel ausführlicher wurden sodann ... schen Missionsgesellschaften nach ihren heimatlichen Verhältnissen ... auswärtigen Arbeiten durchgesprochen, mit Ausnahme der Mission... von ihren Vertretern besonders behandelt werden sollten. Das ... bezüglich der Berliner südafrikanischen Mission durch die ... tendenten Merensky und Kropf, sowie Missionar Meyer, von denen ... über das Gebiet der eignen Thätigkeit eingehend berichtete. ... der erstgenannte eine sehr ansprechende geographische, klimatologische ... ethnographische Orientierung über Südafrika. Missionsinspektor ... las über die Berliner Mission in China.

Wichtig war uns auch die Vorlesung über Missionsmethode ... Superintendent Merensky. Dasselbe gilt von den drei letzten Vorl... des D. Grundemann, in denen derselbe in freier Weise die ... des Geistlichen zur Weckung und Pflege des Missionslebens in ... meinde ausführlich besprach. Die Missionsgebete, das Missions... (wobei auf die primärste Form, das Lesen der Missionsblätter ... gelegt wurde), die bezügliche Missionslitteratur und ihre Benutzung, ... Mission in der Predigt und im Konfirmandenunterricht, Missions... Predigtcyklen, Verbreitung von Missionsschriften, Sammlung von ... sionsbeiträgen, Missionsfeste und der Pastor als Missionsspecialist ... das waren die Gegenstände, durch deren anregende Besprechung ... Samenkorn für unsre künftige Amtsthätigkeit ausgestreut worden ist.

Schließlich ist noch ein besonderes Mittel zur genaueren Bek... schaft mit der Mission zu erwähnen, das alle Beachtung verdient, ... die Demonstration im ethnographischen Museum. Ein solches, und ... des beschränkten Raumes doch sehr reichhaltiges, befindet sich im Missions... hause. Unter Superintendent Merenskys Leitung gewannen wir ... vielen Stücken ein klares Bild von den Zuständen, Sitten und ... bräuchen der Eingebornen Südafrikas. Derselbe aber führte uns ... durch die prächtigen Säle des Königlichen Museums für Völkerkunde, das uns unter großem Entgegenkommen der Verwaltung zu außergewöhn... licher Zeit geöffnet war. Noch zweimal wurde der Besuch dort wieder... holt. Missionsinspektor Büttner erklärte die Gegenstände aus dem Bereich der Bantuvölker, D. Grundemann entwickelte uns, indem er uns in ... polynesischen Abteilung von Schrank zu Schrank führte, ein anschauliches Bild von dem Leben der braunen Insulaner.

Die mannigfaltigen Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten, er... forderte, wie angedeutet, nicht geringe Anspannung. Dennoch waltete am Schlusse des Kursus bei den Empfangenden, sowie auch bei den Gebenden, nur ein Gefühl, nämlich das voller Befriedigung. Möge die ausgestreute Saat gedeihen und reiche Früchte zeitigen und dieser erste Versuch noch manchen andern Missionskursus nach sich ziehen.

Römische Taufen.[1])

Aus dem „apostolischen Vikariat beider Guinea“ (Westafrika) berichtet
Stalter folgende „Taufe eines Sterbenden“:

„Eines Tages zeigen uns unsere Kinder an, es liege ein Kranker vielmehr ein Sterbender am Gestade, einige Schritte von der Mission rnt. Ich eile zu ihm hin und unterrichte (?!) ihn am Rande des fers. Als ich dann sah, daß er noch einige Tage zu leben hatte, ich ihn auf meinen Schultern in die Mission. Das war am Karag (nachmittags 3 Uhr an demselben Tage starb er aber). Als der nke von dem großen Geheimnis, welches an dem Tage gewirkt ward, chen hört, scheint er wieder aufzuwachen und sich zu sammeln.

„Minnisse,“ sagte er, „ist Jesus Christus auch für die Schwarzen orben?“

„— Ja, für die Schwarzen und für alle Menschen.“

„— Ist er auch für die großen Verbrecher, wie ich einer bin, gerben?“

„— Ja, er ist besonders für die großen Sünder gestorben?“

„— Dann,“ sagte der Sterbende, „will ich, weil Jesus Christus die Sünder gestorben, für ihn sterben. Taufe mich, Vater, damit am gleichen Tage, da Jesus Christus für mich gestorben ist, für ihn rben kann.“

„Da ich ihn so gut gesinnt sah, willfahrte ich sofort seinem Wunsche. er arme Kranke empfing in erbaulichster Weise die Taufe und einige ugenblicke nachher hauchte er ruhig seinen Geist aus. Das war am arfreitag gegen 3 Uhr.“

„Wir wußten nicht und wir erfuhren nie, woher dieser Schwarze am, es waren uns weder Verwandte noch Freunde von ihm bekannt. ch grub mit Hilfe des Paters Austremoine ein Grab und legte mit igenen Händen den Körper dieses glücklichen Unbekannten in demselben ieder, indem ich die Gebete der Kirche über ihn sprach.“

Aus dem „apostolischen Vikariat Kongo“ erzählt Pater Visseq folgende „das kranke Kind“ überschriebene Geschichte:

„Ich unterhielt mich verflossenen 20. September mit Pater Campana unter der Veranda, als einer unserer Tagelöhner, der gemeiniglich Tafia genannt wird, kam und ihn um die Erlaubnis bat, seine junge kranke Nichte besuchen zu dürfen. Ich hatte eben erfahren, sie sei gestorben. Das Erstaunen, mit welchem Tafia diese Nachricht anhörte, ließ mich selbst zweifeln, ob ich recht berichtet sei; es bemächtigte sich meines Geistes eine unbestimmte Hoffnung, eine Seele zu retten. Ich ging, ohne zu zögern, mit Tafia.

„Ich zweifle nicht daran, daß es der Engel des Kindes war, der

---

[1]) Wörtlich nach Jahrb. 1887 I, 17 f. und II, 31 ff. — Diese Proben sind aus hundert ähnlichen beliebig herausgegriffen. So tauft man durchgehends in der römischen Mission und in diesem dramatischen Dialogstil berichtet man durchgehends. Über den religiösen Wert dieser Taufen brauchen wir kein Wort zu verlieren.

gekommen, um mich zu rufen. Das Mädchen atmete noch, als ic der Hütte ankam. Die Mutter hielt es in den Armen.

„— Laß mich dein Kind taufen," sagte ich zu ihr.

„Die bestürzte Mutter machte gar keine Einwendung. Ich w eben das Taufwasser über die Stirn des Kindes ausgießen, als Vater dazwischen kam. Er widersetzte sich der Taufe in der entschie Weise.

„— Weißt du," sagte ich zu ihm, „daß dieses Fläschchen gar k schlechte Ware, sondern nur Wasser enthält. Weißt du das?"

„— Ich will es nicht wissen."

„— Weißt du, daß ich dein Kind nur mit dem Zeichen der Kr bezeichnen will?"

„Das ist's eben gerade, was ich nicht will."

„— Dieses Wasser wird deinem Kinde nicht den Tod bringen."

„— Wird es dasselbe heilen?"

„— Das ist nur Gott bekannt; aber ich versichere dich, daß ihm nicht schaden wird."

„Es waren indessen zwei Gangas (Zauberer) da."

„Man legt das Kind auf eine Strohmatte vor das Haus und Zauberhandlungen beginnen. Eine Menge Frauen bildeten gleichsam ei dreifachen Kreis um das Kind und die zwei Gangas."

„Einer von ihnen nimmt alsdann ein Pack Amulette und legt i auf den Kopf und die Brust der jungen Kranken. Gleichzeitig si er dabei."

„— Entferne dich," rief ich dem Ganga zu; „tritt dem Prie des wahren Gottes den Platz ab."

„— Sofort," antwortete der Ganga.

„Und der teuflische Rundgesang wurde lustig fortgesetzt. Man bri Kirschwasser; der Ganga reibt den Körper des Kindes damit.

„— Wann wirst du denn mit deinen eiteln Bemühungen fert sein?" rief ich ihm zu. „Wird es dir nicht zur Beschämung gereichen, wenn das Kind in deinen Armen stirbt?"

„Die beiden Gangas schauten mich an. Ich werde das wilde Lächeln, welches ihren Mund zusammenzog, nie vergessen. Ihre Zähne, weißer als Elfenbein, schienen in fieberhaftem Zittern aufeinander zu stoßen."

„Ich wandte mich an die Frauen, welche mir den Weg versperrten. Ich zeigte ihnen, wie lächerlich und widerlich das Geräusch sei, mit dem man das arme Kind in seiner Todesangst ermüde. Dessen ungeachtet sang der Ganga:

Der Ganga, reich an Hilfsmitteln, hehe,
Erschöpft die mannigfachen Geheimnisse seiner Kunst, hehe,
Aber der Weiße, ja, der Weiße, hoho!
Der Weiße spottet stets über alles, hoho!

„Und wieder begann der Rundgesang.

„— Singet im Takt," rief der Ganga aus; „singet, der Gesang ist angenehm, der Takt gefällt den Amuletten."

„Das Kind gab kein Lebenszeichen mehr.“

„— Mein Gott,“ sagte ich, „hast du mich hierher kommen lassen, t mein Herz bei dem Schauspiele des Sieges deiner Feinde blute?“

„Offenbar bemerkten die Gangas, daß der Erfolg ihren Bemühungen entsprach. Im Ärger darüber ergriff einer hastig den Fetisch und ihn auf die Kranke.“

„— Die Trommel!“ ruft er aus, „schlaget die Trommel, schlagt schlagt stark.“ Er singt:

Der Ganga. — Du, den wir anrufen,
Die Menge. — Täusche uns nicht!
Der Ganga. — Allmächtiger Simbi! (Simbi heißt der Fetisch, her die Geschicke der Menschen leitet.)
Die Menge. — Täusche uns nicht!
Der Ganga. — Wir bitten dich, wir bitten dich,
Die Menge. — Täusche uns nicht!
Der Ganga. — Für unser Kind,
Die Menge. — Täusche uns nicht!

„Und ich? ich betete aus ganzer Seele.“

„— Bist du denn noch nicht fertig?“ rief ich dem Ganga zu.

„Dann wandte ich mich an den Vater des Kindes:

„Du willst also nicht, daß dein Kind in den Himmel komme?“

„— Nein,“ antwortete jemand, „er will nicht, daß es in den immel komme.“

„Ich sah, daß in der Menge mir einige Herzen geneigt zu werden :gannen.

„— Gehen wir fort,“ sagte mir Tasia ins Ohr, „wir richten nichts us; das sind alles Verdammte.“

„— Rede doch selbst mit deinem Bruder,“ sagte ich zu ihm.

„— Es ist unnütz,“ antwortete Tasia. „Ich kenne ihn; er ist ein Teufel. Vater, laß uns gehen.“

„— Geh, wenn du willst; ich bleibe.“

„Und ich setzte mein Gebet fort.

„Der Fetisch blieb indessen taub für alle Zauberkünste. Die Menge fing an ungeduldig zu werden; der Ganga ward sichtlich unruhig.“

„In diesem Augenblick ließ sich eine Stimme, ich weiß nicht woher, hören.“

„— Giebt es denn kein Heilmittel bei den Vätern?“

„Das war für mich ein Wink vom Himmel.“

„— Ja, das Heilmittel,“ rief ich, „ich hole es eiligst.“

„Und ich eilte, so schnell mich meine Füße trugen, in der Richtung nach der Mission hin.

„— Das Heilmittel, das Heilmittel!“

„Das war der allgemeine Ruf, die Menge schien mich zu drängen. Ich flog mehr als ich lief.“

„Ich nahm mir nur Zeit, zu den Füßen der Bildsäule Mariens niederzuknieen, um ihr das Heil dieser teuren Seele zu empfehlen. Als ich wieder zurückkehrte, fand ein wahrhafter Ausbruch von Begeisterung statt.“

„— Das Heilmittel, das Heilmittel!“

„Ich konnte nicht schnell genug laufen. — Der Zauberkreis, [illegible] sich um das Kind her gebildet, hatte sich geöffnet. Die Gangas [illegible] verschwunden.“

„Ich kniete auf der Strohmatte nieder und legte die Hand auf [illegible] Brust des Kindes. Das Herz schlug noch. Vor Rührung zitternd [illegible] ich den Kopf der kleinen Sterbenden in die Höhe, und indem ich [illegible] Inhalt meines Fläschchens auf ihre Stirn goß, sprach ich mit [illegible] Stimme folgende Worte:

„Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes [illegible] des heiligen Geistes.“

„Wenige Augenblicke nachher ging diese auserwählte Seele in [illegible] Himmel ein.“

„— Weine nicht,“ sagte ich zu der Mutter. „Kein Heilmittel [illegible] dein Kind heilen. Aber wenn du dem Gott, der es in das Para[illegible] berufen, treu sein willst, so wirst du es einst wiederfinden, um [illegible] mehr von ihm getrennt zu werden.“

Eine ganz ähnliche Taufe berichten die „Kath. Missionen“ 1[illegible] S. 91 aus Nordamerika:

„Gegenwärtig haben P. Barcello und ich bereits gegen 600 Ki[illegible] des Stammes (Indianer) getauft. Mit wenigen Ausnahmen stießen [illegible] bei den Eltern auf keinerlei Schwierigkeiten. Als ich eines Tages ge[illegible] die Runde von einer Hütte zur andern machte, kam ein Indianer [illegible] einem Kinde im Arm auf mich zu. Schwarzrock, sagte er und faßte [illegible] bei der Hand, sieh dir dies Kind an. Vor 3 Jahren war es ein kle[illegible] Gerippe; da gabst du ihm dein großes Heilmittel, die Taufe, und [illegible] ist es voll Leben und Gesundheit. Ich glaube an deine Medi[illegible] Ich sprach dem Wilden zu, sich das Mittel selbst zunutze zu machen [illegible] trat dann in die nächste Wohnung, um den gewohnten Unterricht zu be[illegible] ginnen. Heut gab es hier ein Kind zu taufen. Der Vater legte es [illegible] meinen Füßen nieder und machte ein Zeichen, daß er sprechen wo[illegible] Schwarzrock, begann er, möge mein Sohn so groß und stark werden [illegible] du, möge er gesund und glücklich durchs Leben gehen, möge er lange Ta[illegible] auf dieser Erde sehen, möge er nie weder Hunger noch Krankheit kenne[illegible] möge er gegen den Schwarzrock folgsam und gelehrig sein und die Sprac[illegible] des großen Geistes reden. So fuhr er in seinem Gebete (!) fort. I[illegible] wurde dabei lebhaft an die Patriarchen des alten Bundes erinnert, gew[illegible] haben sie in ähnlicher Weise den Segen des Himmels (!) auf ihre Kinde[illegible] herabgefleht. Zum Schlusse sagt der Indianer: jetzt, Schwarzrock, gi[illegible] meinem Kinde dein großes Heilmittel, und ich bin stolz und zufrieden.“

Römische Zeugen wider den Protestantismus.[1])

Aus Lagos, wo eine unbedeutende römische Mission existiert, die sich in ein großes protestantisches Missionsgebiet eingenistet hat, berichtet der

[1]) Wörtlich aus denselben Nummern der Jahrb. I, 56 f., II, 14 ff. 52. — Es ist bekannt, wie sehr die ultramontane Presse es liebt, Nichtkatholiken als lobredende

:perior Chausse folgenden Triumph, den wir zugleich als eine Probe · großsprecherischen Bulletinstils mitteilen, in welchem alle römi= :n Missionsberichte abgefaßt sind, bezw. in welchen sie von den :dakt oren umgearbeitet werden. Ein Wort über den geschicht= jen Wert dieses Stils hinzuzufügen ist überflüssig.

„Die Königreiche im Innern rühren sich und wünschen Priester. Das n Ljebu, welches den Weißen seit dem 16. Jahrhundert verschlossen ır, schickte mir kürzlich im Namen seines sehr mächtigen (?) Königs esandte, um mich zu bitten, in die Hauptstadt Ode zu kommen. Da den Schwarzen besser kenne, als dieser letztere den Weißen, so blieb anscheinend gleichgiltig bei dieser Eröffnung, die mir innerlich so viel reude verursachte, und antwortete den Gesandten:

„— Könnet ihr mir den Zweck kund thun, den Seine Majestät im uge hat, da er mich rufen läßt?“

„— Du bist der Freund aller Könige, deine Weißen (die Missionare) ıun den Völkern Gutes; deine Weißen sind nicht wie die anderen Weißen ıie Protestanten).“

„— Ganz wohl; dann wünschte euer großer König ohne Zweifel ıich zu sehen, um sich mit mir zu besprechen?“

„— Ja, und wir sollen nicht wieder abreisen ohne dich.“

„— Bei dem Schwarzen ist man um so größer, je mehr man sich rwarten läßt. Ich erklärte also, daß ich, da ich für den Augenblick erhindert sei, eine schickliche Gelegenheit abwarten werde, um mich nach Ode zu begeben. Ich beauftragte sie, den König zu bitten, daß er mir in Pferd schicke, um mich in die Hauptstadt zu führen, und fügte bei, ch werde mich an dem Tage, wo sie unter den von Seiner Majestät :ingegangenen Bedingungen wiederkehren würden, nach Ode auf den Weg nachen.“

„Seitdem erfuhr ich, daß meine Reise nach Ljebu gegen Ende dieses Monats statthaben würde; der König war sehr erfreut. Beten Sie, damit sich die Missionare in diesem großen für sie alle bis dahin geheimnisvollen Königreiche, aus dem der Protestantismus verbannt ist (das Königreich war ja aber bis jetzt verschlossen!), niederlassen können.“

„Man verlangt uns. Die Stunde der Vorsehung hat geschlagen. Möge ich Ihnen bald melden können, daß die Errichtung einer Mission gesichert ist.“ . . .

„Der König, der von unserer Ankunft benachrichtigt worden, läßt uns begrüßen und zwei Schafe, einen Topf Öl, Obisstauden u. s. w. anbieten und meldet uns, er werde uns am folgenden Tage empfangen. Die Frauen bereiteten uns eine der appetitlichsten Suppen und wir tranken noch einen der ausgezeichnetsten Palmenweine dazu, den man uns im Überfluß gab.“

„Die Nacht stellte uns beide wieder her; der Regen des folgenden Tages erlaubte uns erst am Abend, uns zum König zu begeben. Der

Zeugen für die römische Kirche anzuführen. Der heidnische „König“ von Ljebu und der türkische Konsul von Tauris sind ein paar klassische Proben. Wir wollen ihr sachverständiges Zeugnis durch kein Wort des Zusatzes abschwächen. Es wäre schade.

ganze Hof und die Prinzen oder Häuptlinge waren mit einer Menge Neugieriger zugegen. Der Fürst, der unter einer Vorhalle sitzt und reich gekleidet ist, giebt uns einen warmen Händedruck. Die später eingetretenen Häuptlinge werfen sich zur Erde nieder und wenden sich vor ihrem Herrscher auf dem Rücken um, um dann in der Reihe ihrer Mitbrüder Platz zu nehmen. Zum großen Erstaunen aller beglückwünsche ich Seine Majestät, dann den Hofstaat in der Yoruba-Sprache (?), wovon alle ganz überrascht sind. P. Vermorel und ich sitzen auf zwei europäischen Sesseln, dem Könige gegenüber. Unter tiefem Stillschweigen, das durch meine ersten Worte hervorgerufen wurde, greife ich meinen Gegenstand wieder auf und danke dem Könige für die Ehre, welche er mir erwiesen, da er mich berief. Ich füge bei, wenn ich seinem wohlwollenden Wunsche nicht gleich habe entsprechen können, so habe ich ihm die Gründe hierfür schon kund gethan."

„— Ich weiß," sagte er zu mir, „ich weiß."

„Was euch vielleicht nicht bekannt, erwiderte ich, ist das Werk, welches wir unter den Schwarzen verrichten und das wir auch bei euch zu vollführen wünschen."

„— Ich weiß nicht alles, was mir aber davon gesagt wurde, erfüllte mich mit großer Verwunderung, so daß ich nicht zögerte, euch gleich beim Antritte meiner Regierung zu berufen."

„Hierbei rief der ganze Hof:

„— Bravo! es leben die Agudas-Priester! es lebe, es lebe der König!"

„— Morgen werde ich euch zu allen meinen Häuptlingen führen lassen; ich will, daß sie alle das Vergnügen haben, euch in ihrer Heimat zu sehen."

„— Das größte Vergnügen wird auf meiner Seite sein," antwortete ich. . . .

„Der Besuch bei den Häuptlingen ging sehr feierlich vor sich. Man hatte mir hierzu das schönste Pferd der Stadt gestellt; ich wurde vom ersten Ilari des Königs eingeführt und wurde von diesen Leuten, welche mir den prächtigsten Empfang bereiteten, überall mit Freuden empfangen. Auf diese Weise sah ich die 12 angesehensten Häuptlinge. Bei der Rückkehr ging ich wieder zum Könige, wie er es mir anempfohlen hatte. Er war allein und einfach gekleidet."

„Mein Geleitsmann erstattete ihm Bericht über die Art und Weise, in der ein jeder mich empfangen hatte, und der König rief bei jedem Satze aus:

„— Wie froh bin ich darüber! wie freut mich das! Dank, o Gott!"

„Hier beginnt ein vertrautes Gespräch, in welchem mir der König sein Geheimnis, das er nicht mehr verbergen konnte, enthüllte. Ich hatte keinen Dolmetscher, aber ich erfaßte es trotzdem gut (sic! er verstand ja Yoruba!). Es lautet:

„— Ich wünsche euch schon lange hier, euch Agudas, jedoch nicht die Gesi (Engländer). Mein Volk fürchtet indessen den Fremden so sehr, daß ich euch erst rufen ließ, als ich sicher war, euch Aufnahme gewähren

zu können, ohne in meinem Lande zu viel Unruhe zu erregen; denn das Auge meines Volkes ist noch nicht geöffnet; es ist enge. Ich wollte euch hier empfangen, damit mein Volk, indem es euch, die ihr unsere Sprache sprechet, sah, begriffe, wie gut ihr seid und wie sehr ihr uns behilflich sein könnet, glücklich zu werden. Wenn das Gericht gut ist, so will jeder, der es verkostet, wieder davon genießen und nicht mehr davon lassen. Ich danke euch also, daß ihr gekommen seid, um mich zu besuchen; mein Volk hat euch gesehen, mein Volk liebt euch; es wird euch nicht mehr loslassen."

„Diese letzteren Worte sprach er in einem Tone unsäglicher Befriedigung aus und fuhr dann fort:

„Ich bin im Wartezimmer, das heißt noch nicht im königlichen Palaste, denn ich bin nicht gekrönt; meine Macht ist noch nicht vollkommen. Die feierliche Handlung meiner Einführung wird erst in einem halben Jahre statthaben. Der Anhang des frühern Königs, der vor drei Jahren in Eye gestorben, ist stets aufgebracht über mich. Ich bin über 50 Jahre alt; man macht mich zum Könige, ich nehme des allgemeinen Wohles wegen an; ich werde aber glücklich sterben, wenn ich euch in mein Königreich habe einführen können."

„Noch ein halbes Jahr Geduld, und ihr werdet kommen; das große Haus, welches dem Palaste gegenüber ist, gehört euch samt dem Grundstück. Da will ich euch haben. Ich versichere euch, daß eure Anwesenheit dahier unter meinem Volke schon viele Vorurteile beseitigt hat, und ich danke euch dafür."

„Dann fügte er, indem er sich gegen seinen Ilari wandte, bei:

„— Hilf mir dem Weißen danken!"

„Es war an mir, ihm zu danken für die Ehre, welche er mir erwiesen, da er mich bei den Häuptlingen hatte einführen lassen; er bat mich, ich möge mich jetzt zurückziehen, damit ich, wie er sagte, ausruhen könne. Dann ließ er mich durch mehrere Ilari, welche neue Geschenke in meine Wohnung trugen, geleiten." . .

„Seit dem 16. Jahrhundert den Europäern verschlossen, hatte das Königreich Ijebu vor 20 Jahren nur einen Weißen, einen englischen Statthalter, gesehen, und diesem wurde noch, da er an die Wälle gekommen war, erklärt, wenn er den König sehen wolle, so müsse er sich die Haare und den Bart scheren lassen und mit bloßen Füßen einhergehen. Der stolze Engländer ging darauf ein und wurde mit einem Stück Eisen rasiert; man lachte über seine Leiden, aber was liegt daran, wenn man nur die Hauptstadt von Ijebu betreten und dessen König sehen kann! Der Barbier hatte seine Arbeit schon vor 8 Tagen gethan, und noch war der Engländer nicht in der Stadt. Man machte es ihm zur Pflicht, sich abermals rasieren zu lassen, besonders den Bart, den achttägigen Bart; dann könnte ihn der König empfangen. Da zog er den Rückzug an, denn er fürchtete, der Spaß möchte zu weit getrieben werden, und so bekam er weder die Stadt noch den König zu sehen."

„Diese geheimnisvolle Hauptstadt nun ist es, welche ich besuchte, und

zwar besuchte auf die wiederholte Bitte des neuen Königs Ogunyemi, eines Mannes voll guten Willens, der uns zu sehen wünschte."

*
* *

„Sehen Sie doch, ob Sie uns Leute und Mittel zum Unterhalt verschaffen können. Ode ist zwei Tagereisen von Lagos entfernt; Ode öffnet uns plötzlich seine Thore; Ode verlangt nach uns; Ode bittet uns inständig, es nicht zurückzuweisen; Ode will durch seinen König, daß wir das Auge seines Volkes öffnen; das Licht des Glaubens ist es, um das er uns bittet, denn in seiner Eigenschaft als König sagt er wie Kaiphas voraus, ohne es zu wissen. Gottes Stunde ist gekommen. Der König verlangt uns, **uns**, nicht Engländer oder **Protestanten. Er muß die volle Wahrheit haben!**"

„Der König wird uns jede Woche ein Schaf als Andenken schicken, um uns zu erinnern, daß wir ihm versprochen haben, uns, sobald er gekrönt worden, in Ode niederzulassen. . . ."

Endlich noch ein nettes Geschichtchen aus Urmiah (Persien), wo sich die römische Propaganda gleichfalls in eine gesegnete protestantische Arbeit eingedrängt hat.

„Letzter Tage hatten wir den Besuch des türkischen Konsuls von Tauris. Er zeigte sich sehr gütig gegen unsere Waisen. Ein Mann, den er unter seinen Schutz genommen, ward aus einem geringfügigen Grunde protestantisch; allein er konnte seine Frau und seine drei Söhne trotz der ärgsten Mißhandlungen nicht zum gleichen Schritte bewegen. Der Abtrünnige stellte seine drei Söhne dem Konsul vor, und dieser fragte den ältesten:

„— Was für eine Religion hast du?"

„— Ich bin katholisch; ich habe keine andere Religion angenommen."

„Er stellte die gleiche Frage an den zweiten und erhielt die gleiche Antwort."

Dann wandte sich der Konsul an den jüngsten und sagte lächelnd zu ihm:

„— Du wenigstens, du bist ein Armenier."

„— Verzeihen Sie, Effendi; ich bin, wie meine Brüder, in der Kirche der Missionare getauft worden; ich bin katholisch."

„— Und deine Mutter?" fragte der Konsul.

„— Sie ist katholisch."

„Der Effendi machte hierauf dem Abgefallenen die demütigendsten Vorwürfe."

„— Ich weiß," sagte er zu ihm, „daß du deine Frau und deine Kinder schlägst; das ist abscheulich; du weißt also nicht, daß die Protestanten böse Menschen sind, welche alle Länder, in welche sie gehen, verderben. Du hältst mich für einen Muselmann; du irrst dich; ich bin im Herzen Katholik; denn nur sie sind brave Leute."

„— Du weißt also nicht," fügte der Konsul bei, „daß ihr Oberhaupt, der Papst, der größte König der Welt ist."

„Er schloß, indem er sagte, Rußland sei jetzt mit dem Papste sehr befreundet."

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1888.

Rogatepredigt,

gehalten zum Abschluß einer Missionspredigtreise innerhalb der Grafschaft Roßla.

Text: Joh. 16, 23b—24.

Von Gen.-Sup. Lohr in Kassel.

Heute sind wir in die Himmelfahrtswoche eingetreten. Mit der Himmelfahrt Christi schließt die heilige 40 Tagezeit nach Ostern, in welcher unser auferstandener Heiland den Unterricht seiner Jünger selbst vollendet und sie durch seine letzten Anordnungen als seine Sendboten an die Völkerwelt beglaubigt hat. Die Knechtsgestalt hat Jesus mit seinem Kreuzestode abgelegt, als der „König, dem kein König gleichet," tritt er am Ostertag in seiner Jünger Mitte ein. Nie haben zwischen einem König und seinen Ministern Verhandlungen stattgefunden, welche sich an Größe auch nur von fern mit dem vergleichen ließen, was Jesus gleich am Abend des Ostertags mit seinen Jüngern, diesen armen Männern aus Galiläa, zu besprechen hat. Als Sache der gesamten Menschheit sieht er im Lichte des erfochtenen Ostersiegs seine Sache an; als Statthalter eines Reichs, in welchem die Geschichte der Menschheit ihre Vollendung finden wird, rüstet er seine Apostel mit Vollmacht aus und macht sie zu seinen Herolden und Abgesandten für alle Völker. Die großen Missionsgedanken, welche er in den Tagen seines Fleisches mannichmal und auf mancherlei Weise „durch Sprichwort", wie unser heutiges Evangelium es ausdrückt, das heißt in Gleichnisrede, seinen Jüngern verkündigte, die hat er als Ergebnis seines letzten Unterrichtsgangs durch Moses, die Propheten und die Psalmen in der jeden Zweifel ausschließenden Klarheit einer königlichen Botschaft und eines allerhöchsten Erlasses den Aposteln als sein letztes Gebot für die Jüngergemeinde anvertraut.

Und zu diesen letzten Kundgebungen der welterrettenden Liebe und der welterobernden Macht des Sohnes spricht der Vater vor den sehenden Augen der Jünger sein göttliches Amen durch die Thatsache der Himmelfahrt. Durch die Himmelfahrt des Herrn Jesus hat der lebendige Gott der Gemeinde seines Sohnes den augenscheinlichen Beweis geliefert, daß Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte, den Thron des Königreichs bestiegen hat, von dem die Propheten weissagen und die Psalmen singen: „Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet und sein Reich herrschet über alles." „Sagets unter den Heiden, daß der Herr König sei und habe sein Reich, so weit die Welt ist bereitet, daß es bleiben soll!" „Erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Wunder!"

Aber als der Herr Jesus auffuhr zum Throne seines Königreichs, da hob er zur Erde hingewendet seine Hände segnend über seine Jünger auf. „Segnen" ist ein priesterliches Werk. In einer eigens dazu geschriebenen Schrift des Neuen Testaments reicht uns der heilige Geist die Deutung zu dem Bild des segnenden Hohenpriesters dar. Dieser segnend zum Himmel eingehende Jesus, so belehrt uns der Hebräerbrief, ist der Priesterkönig über sein Volk nach der Weise Melchisedeks. Seines Reiches Bestand und Ausbreitung gründet sich auf sein priesterliches Eintreten, denn auf seiner priesterlichen Fürbitte ruht aller Arbeitssegen und Erfolg derer, welche er als Werkzeuge in seinem Reich gebraucht. Damit auch wir seine priesterliche Fürbitte in ihrer Kraft und Bedeutung für die Arbeit am Reich völliger erkennen und eifriger benutzen möchten, ruft heute unser Priesterkönig zur Rechten Gottes uns und allen Reichsgenossen sein Rogate d. i. betet! zu. Um dieses Zurufs willen wird die Himmelfahrtswoche auch die „Bittwoche" des Kirchenjahrs genannt. Mit Gebet und Gesang durch die Feldflur zu wallen und Gott um Segen und Gedeihen für die junge Saat zu bitten, das ist für diese Woche der alten Kirche Brauch gewesen, und wer sollte solch eine Sitte nicht schön und christlich finden! — Aber ihr, geliebte Amtsbrüder, habt euch angesichts der Bittwoche zu einer bessern Wallfahrt aufgemacht. Ihr seid durch die geistliche Feldflur dieser Diöcese gezogen und habt Einblick in den Stand der Arbeit genommen, um derentwillen der Herr die Welt seinen Acker und das Ende der Welt die Ernte nennt. Den unvergänglichen Samen des Worts habt ihr in besondern Missionsgottesdiensten reichlich in die Herzen ausgestreut. Am Ziele eurer Wallfahrt begrüße ich euch in diesem Gotteshaus mit dem Sonntagsnamen, durch welchen uns der Herr selbst daran erinnert, wessen es nach solcher Predigtreise für Lehrer und Hörer des Worts zu allermeist bedarf.

Wiederholt im Geist die zurückgelegte Wanderung, sucht nochmals die Stätten auf, wo ihr als Gottes Säeleute gearbeitet habt! Was euch da aus frischer Erinnerung vor die Seele treten mag, ob ihr von der Arbeit zur Ausbreitung des Reichs erst geringe Anfänge gleich dem ersten zarten Grün, oder kräftiges Wachstum, ob ihr Blüten oder fruchttragende Halme saht — jetzt gilt es achten auf den Zuruf des Herrn in unserm Evangelienwort:

„Rogate" das heißt „betet".

1. Diese seine Ermahnung begründet der Herr durch eine unermeßlich reiche Verheißung.
2. Er legt uns den Sinn seiner Ermahnung näher aus.
3. Er sagt uns für die Erfüllung derselben einen besondern persönlichen Segen zu.

Geliebte in dem Herrn! Von Anfang bis zu Ende seines Lehramts hat der Herr Jesus seinen Jüngern immer wieder den Vorhalt gethan: Ihr müßt das feste Vertrauen fassen, daß Gott, den ihr durch mich als euren Vater kennt, eure Gebete erhört! Sowohl in dem ersten als in dem letzten zusammenhängenden Unterricht des Herrn, in seiner Bergpredigt zum Beginn und in seiner großen Abschiedsrede zum Beschluß,

bildet einen Hauptgegenstand seiner Unterweisung die Anleitung seiner Jünger zum gläubigen Gebet. Man kann in diesem Gebetsunterricht des Herrn deutlich zwei Stufen unterscheiden, wie er denn das in unserm Texte selbst mit den Worten thut: „Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen!“

„Wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thür zu und bete zu deinem Vater im verborgenen; und dein Vater, der ins verborgene sieht, wird dirs vergelten öffentlich.“ „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen.“ So lauten die grundlegenden Gebetsunterweisungen des Herrn. Nachdem er in der Bergpredigt die Gebote von Gott her wieder zu ihrem rechten ursprünglichen Verstand gebracht, will er auch die Gebete zu Gott hin von den bösen menschlichen Zuthaten reinigen, darum zeigt er seinen Jüngern im heiligen „Unser Vater“, was sie als seine Jünger im Gebet vor ihren Vater bringen sollen. Wie wichtig für unser Reden mit Gott das rechte Verständnis und der gläubige Gebrauch des *Vater*-namens sei, das macht der Herr an dem Beispiel menschlicher Väter klar. „Wenn ihr, die ihr doch arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer himmlischer Vater Gutes geben denen, die ihn bitten!“ Darum ermahnt uns der Herr, wir sollen, wenn wir mit Gott reden, nur kindlich sein, voll Ehrfurcht, aber auch voll Zuversicht, demütig und unermüdlich; wir sollen die Gegenstände unseres Gebets an den sieben Bitten des heiligen „Unser Vater“ prüfen und den gewissen Glauben haben, daß Gott jederzeit Gutes und vor allem andern heiligen Geist denen geben werde, die ihn bitten.

Auf diesen Unterricht im Gebet weist der Herr in unserm Text mit dem Wörtlein „bisher“ zurück und kündigt nunmehr durch sein letztes: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch!“ seinen Jüngern eine ganz neue Wendung, einen entscheidenden Fortschritt für ihr Gebetsleben an. „Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet *in meinem Namen*, so wird er es euch geben!“

In dieser unermeßlich reichen Verheißung sagt der Herr seinen Jüngern mit Abweisung jeglicher Beschränkung die unbedingte Erhörung jeder Bitte zu, und er wiederholt in seiner Abschiedsrede wohl fünfmal diese Versicherung. Aber er weist dabei ausdrücklich auf einen demnächst bevorstehenden Tag hin, an welchem diese Verheißung erst zur Geltung kommen werde. Und dieser Tag, an dem sich für die betenden Jünger eine ganz neue Welt aufthut, es ist der Tag, an welchem Jesus zum Vater geht. Mit diesem Tag der Himmelfahrt tritt in dem Himmel und Erde umfassenden Reichshaushalt Gottes ein großer Umschwung ein; und sollen die Jünger dieser neuen Wendung gewachsen sein, nun dann muß es in der Welt des Gebets für sie ein Neues werden. Und was ist das nun für eine Wendung in der Geschichte des Reichs? Solange Jesus auf Erden und im Fleische lebte, machte er selbst der Herrschaft Gottes unter

den Menschen Bahn und that große Werke, damit sie unter seinem Na- zur Anerkennung komme. Nachdem er zum Vater gegangen ist, kann er nicht mehr in seinem Leibe auf Erden wirken. Die irdische Leibeshütte haben ihm seine Feinde am Kreuz zerbrochen, um ihn wegzutilgen aus der Geschichte und dem Gedächtnis der Lebendigen; aber Gott hat ihn in einem neuen, verklärten Leibe von den Toten herausgeführt und zu sich in den Himmel emporgehoben, damit er von dort aus als das unsichtbare Haupt seiner Jünger diese als seine Glieder regiere und durch den Dienst dieser seiner Glieder als der verherrlichte Christus auf Erden viel größere Werke wirke, als er es in seiner Niedrigkeit vermocht. Was das für größere Werke sind, das sagt uns Lukas im Eingang seiner Apostelgeschichte, indem er das, was für die Verkündigung des Evangeliums von Jerusalem bis Rom geschieht, als die Fortsetzung von dem Anfang bezeichnet, den Jesus mit seinem Thun und Lehren auf Erden selbst gemacht. Auf welchem Weg aber die Jünger zur Ausrichtung dieser größeren Werke tüchtig werden sollen, das sagt ihnen der Herr in unserm Text voraus. Sie werden Vollmacht erlangen, im Namen des erhöhten Jesus bittend vor den Vater zu treten. — Wie ein König, wenn er außer Landes geht oder an der persönlichen Ausübung seiner Regierung gehindert ist, seinem Stellvertreter Gebrauch und Vollmacht seines Namens giebt, so will Jesus — er nennt sich ja den Edlen, der über Land zieht — den Haushaltern, welchen er die Güter seines Hauses anvertraut, bis auf die Zeit seiner Wiederkehr auch die Vollmacht und den Gebrauch seines Namens geben. Wenn sie in Ausübung dieser Vollmacht vor den Vater treten, um was sie ihn dann bitten, das werden sie erlangen. Es muß das ein sehr ernstes und verantwortliches Vorrecht für die Jünger sein, zufolgedessen sie sich im Gebet nur auf Jesum zu berufen brauchen, um erhört zu werden. Bis auf seine letzte Offenbarung beim Abschied hat der Herr seinen Jüngern von dieser Vollmacht nichts gesagt. Wer den Namen eines andern mit Recht und zu Nutz gebrauchen will, der muß mit seinem Vollmachtgeber äußerlich und innerlich verwachsen sein; es muß zwischen ihm und jenem volles Vertrauen und volle Übereinstimmung der Interessen vorhanden sein. Der freie Gebrauch von jemandes Namen ist stets ein Zeichen gemeinsamer Sache und unbedingten Vertrauens. Ein Kaufherr giebt demjenigen seiner Geschäftsverwalter die Vollmacht seiner Namensunterschrift, von welchem er versichert ist, daß er völlig aufgeht in der Sorge für die Ehre seines Hauses und die Mehrung seines Besitzes. Aber die Führung desselben Namens zeigt in den meisten Fällen weit mehr als Geschäftsgemeinschaft, sie zeigt Familiengemeinschaft und Lebenseinheit an. Der Name des Vaters geht auf die Kinder über, weil sich in ihnen das Leben des Vaters fortsetzen und entfalten soll. Sehr oft kommt einem Sohne der gute Name seines Vaters in der Welt zu gut; aber er wird zur schweren Anklage, wenn nicht der Geist des Vaters auf dem Kinde ruht. Die Ehefrau nimmt von ihrem Ehegatten den Namen an und tritt in dessen freien Gebrauch, weil sie sich dem, der diesen Namen führt, zu Dienst und Treue bis in den Tod hingegeben und verbunden hat. Geliebte in dem Herrn! Was keines Kaufherrn und keines

Königs, keines Ehegatten und keines Vaters Namen durch den Eindruck der Macht und des Vertrauens, den man von seinem Klang erhält, bewirken kann, das ist mit dem Gebrauch des Namens Jesu für die Jünger des Herrn verknüpft; denn Gott hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Für die, welche die Vollmacht besitzen, in diesem Namen zu beten, ist von seiten Gottes alles zu erlangen. Da werden wir es nun wohl verstehen, daß der Herr Jesus seinen Jüngern diese allerhöchste Vollmacht, seinen Namen im Gebet vor Gott geltend zu machen, erst zu guterletzt in Aussicht stellte. — „Bisher, sagt er zu ihnen, habt ihr nichts gebeten in meinem Namen!" Er spricht damit keinen Tadel aus, sondern stellt nur eine Thatsache fest, deren Erklärung für uns deshalb so wichtig ist, weil dies Wort des Herrn an seine Jünger noch heute von den meisten Gliedern unserer Gemeinden gilt und — weil es für die kräftige Förderung des Missionswerks von der größten Wichtigkeit ist, daß wir mit den ersten Jüngern aus dem bisherigen Stand der Unreife heraus den entscheidenden Schritt zum Gebet im Namen Jesu machen lernen. Fragen wir: Warum konnten denn die Jünger, die doch in der gesegneten Übung des Gebets von jeher standen, noch nicht „im Namen Jesu" beten? so lautet die Antwort: Weil ihnen der Name Jesus in seinem Glanz und seiner Glorie als der einzige Name, von Gott allen Menschen zur Errettung dargereicht, noch nicht geoffenbart war und — weil der Name Jesus noch nicht die ausschließliche Herrschaft über ihr Herz und Leben, über ihr Denken, Wünschen und Wollen hatte.

„Alles, was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben!" in den Gebrauch dieser Verheißung sind die Jünger an eben demselben Tage eingetreten, an welchem für sie das Gebot zum eigensten Lebenstrieb geworden ist: „Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu!" Am Tag der Pfingsten ist dieser entscheidende Schritt im Leben der Jünger geschehen. Als der Herr Jesus selbst durch die Gabe des heiligen Geistes sein eignes Leben in ihre Herzen gab, da ward ihnen die Vollmacht, im Namen Jesu zu beten und zu arbeiten, zu gleicher Zeit zu teil.

Liebe Missionsfreunde! Laßt uns bedenken: Der Weg zur Aneignung der größten Verheißung führte für die Jünger durch sehr schmerzliche Lebenserfahrungen hindurch. Es war unmittelbar vor seinem Gang nach Gethsemane, als der Herr Jesus ihnen die Verheißung des unbedingt erhörlichen Gebetes gab. Ehe sie in den Besitz dieser Verheißung traten, mußten sie über den Kreuzestod des Herrn bittere, für ihren alten Menschen tödliche Schmerzen durcherleben. Immer noch waren sie bisher in dem Wahn befangen gewesen, daß die Entfaltung der vollen Herrlichkeit des Jesuswerks nur durch ihn selber aufgehalten werde, weil er unbegreiflicherweise statt zur Aufrichtung seines Thrones zur Übernahme des Kreuzes, statt zum Besiegen seiner Feinde sich zum Unterliegen rüste. Da kam in der entscheidenden Stunde, in welcher der Finsternis Macht gegeben war, ihre eigne Unbrauchbarkeit und Unzuverlässigkeit völlig an den Tag. Durch den Verrat aus ihrer Mitte, durch die Verleugnung

des Tapfersten unter ihnen, durch die schimpfliche Kreuzesflucht, und Weiber und Fremde, ein Schächer und ein Heide sie beschämten, was sie eigentlich in der Welt unmöglich geworden. Das Kreuz Christi hat alle ihre bisherigen Gedanken und Pläne, ihre Beurteilung von Gott und Menschen gerichtet und vernichtet; es hatte über sie selbst den Stab gebrochen. Sie mußten als die Leute, die sie bisher gewesen waren, zusammenbrechen und sterben, gerade wie nachher jener Saulus, der mitten auf seinem Wege als ein Starker von dem Stärkern ergriffen und überwältigt wurde. Aber als er hingestreckt wie ein Toter auf dem Wege lag, da trat er in die Erfahrung der Worte ein: „Ich bin mit Christo gekreuzigt, ich lebe noch, aber nicht mehr als mein Ich, es lebt jetzt in mir Christus, und was ich noch im Fleisch zu leben habe, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben hat." Von diesem für sie aus den Wehen des Todes herausgebornen neuen Leben empfingen die Jünger den ersten Atemzug, als Jesus der Gekreuzigte in seinem verklärten durch die Wundmale gezeichneten Leibe in ihre Mitte trat, sie mit dem Gruß des Friedens grüßte und mit seinem lebendigen Odem anhauchte. Und als er ihnen dann auftrug, Sinnesänderung und Vergebung der Sünden in seinem Namen unter allen Völkern auszurufen, da hieß das für sie, den andern Menschen ihre eignen Lebenserfahrungen mitzuteilen, denn in der Kreuzigung Jesu hatten sie die Sinnesänderung der Buße und durch den Friedensgruß des Auferstandenen hatten sie die Vergebung der Sünden selbst erlebt; und als nun der heilige Geist in ihren Geist eintrat, da wurde ihnen Lust und Mut, Kraft und Fähigkeit zu teil, von diesen ihren Erfahrungen und von den Großthaten Gottes, an welchen sie diese Erfahrungen gemacht hatten, Zeugnis abzulegen; und dies wurde ihnen so sehr zum Lebensbedürfnis, daß sie zum Tod bedroht vor der Obrigkeit erklärten: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben!" Seht, Geliebte, das sind die Leute, welche im Namen Jesu vor den Vater hintreten und nie vergeblich bitten. Sie bitten nun gar nicht mehr für sich selbst; den Namen Jesu zu verklären, seine Herrlichkeit der Welt zu zeigen, damit in ihm Gott wieder zu seinen Ehren und verlorne Sünder zum Frieden und zur Seligkeit kommen, das ist ihres Lebens Zweck geworden, dafür treten sie ein mit ihrer Arbeit und mit Gebet, und die Apostelgeschichte zeigt, welch unerschöpflich reichen Segen das Gebet im Namen Jesu in die Christengemeinde herniederzieht. Gerade zwischen Ostern und Pfingsten soll nach altkirchlicher Ordnung neben den Evangelien aus der großen Abschiedsrede des Herrn die Apostelgeschichte zur Erbauung der Gemeinde gelesen werden, weil sie zu jener Gebetsverheißung des Herrn an seine Jünger die Erfüllung bringt. Diese ersten Jünger Christi lebten von Gebetserhörungen, und aus diesen floß als persönlicher Segen ihre Freude, ihr Glaubens- und ihr Leidensmut. Petrus und Johannes an der schönen Thür des Tempels, Paulus und Silas im Gefängnis zu Philippi, die betende Gemeinde im Hause der Maria, der Mutter des Markus, welche die Befreiung des Petrus auf ihr Gebet erlangt, und wiederum die betende

Gemeinde in Antiochia, welcher auf ihr fragendes Bitten die Aussendung des Paulus und Barnabas als der ersten Missionare in die Heidenwelt durch Gottes Antwort befohlen wird, alle diese Erlebnisse, dem Gebet der einzelnen oder der Gemeinde auf den Namen Jesu hin von Gott geschenkt, sie zeigen, wie es gekommen ist, daß damals das Wort des Herrn so schnell laufen konnte, und wenn die Apostelgeschichte damit schließt, daß sie uns sagt: Nun ist dem Evangelium auch in Rom die Thür aufgethan! so stellt sie damit der ersten Jüngergemeinde das Zeugnis aus: Sie hat in Gebet und Arbeit die ihr zuerteilte Aufgabe vollbracht.

Den Auftrag, welchen der Herr selbst seinen Aposteln gab, hat der heilige Geist der Missionsgemeinde unserer Tage aufs neue anvertraut. Wie sich durch die Himmelfahrt des Herrn der Gesichtskreis der Apostel erweiterte, also daß sie hineinschauten in das weltumfassende Reichsgebiet ihres erhöhten Königs und den Missionsauftrag für alles Volk, das unter dem Himmel ist, ermessen lernten, so hat unter des Geistes Leitung die Missionsgemeinde unseres Jahrhunderts eine ähnliche Erweiterung ihres Gesichtskreises erlebt, denn aus der Enge in die Weite führt der Heiland seine Leute. Er hat nunmehr seine Jünger in den Christenlanden dahin gebracht, Weltmission zu treiben, um alle Völker mit dem Evangelium zu erreichen. „Es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen!“ Diese Missionsweissagung tritt vor unsern Augen in die letzte große Epoche ihrer Erfüllung ein. „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür!“ so redet jetzt der Herr jede Missionsgesellschaft an. Ob aber Kraft vorhanden ist, den vom Herrn offen gelegten Zugang zu benutzen, ob Sendboten sich finden, die durch die aufgethanen Pforten hindurch gehen, das, Geliebte, hängt von dem innern Stand der Missionsgemeinde, von ihrer Opferwilligkeit und von ihrer Gebetskraft ab. Wo eine große Thür sich öffnet, da sind auch immer viele Widersacher! das hat Paulus in Ephesus erfahren, das erfährt die Missionsgemeinde gerade in diesen Tagen; ob die versuchlichen Gedanken, welche an die Missionsgesellschaften herangebracht werden, als solche erkannt und abgewiesen werden, es hängt davon ab, ob Männer vorhanden sind, die an allen Orten aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel, die fähig sind, im Namen Jesu zu beten und aus dem Reichtum seiner Verheißung für das befohlene Werk Zufluß an himmlischer Unterstützung zu schöpfen. Wie es mit unserm Geben für die Mission erst noch voller Ernst werden muß, so zuvor mit unserm Gebet. Wir müssen im Namen Jesu für die Mission beten lernen, und dazu genügts nicht, daß wir etwas für ihn thun, etwas für ihn geben. Wir müssen in wahre und ganze Lebensgemeinschaft mit ihm treten, dem Eignen völlig entsagen und uns ihm gänzlich zur Verfügung stellen. Die Verheißung vom erhörlichen Gebet schließt der Herr Jesus an das Gleichnis vom Weinstock und den Reben mit den Worten an: „So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, so werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren!“ Solche Leute sucht der heilige Geist in unserer

Zeit, solche sucht er aus allen Kirchengemeinschaften zusammen zu bringen, die vollen Ernst machen mit der Hingabe an das Werk des Herrn und an den Herrn des Werks. Wo Christen sind, die ihre Seelen dargebracht für den Namen des Herrn Jesus, entschlossen, für seinen Namen alles zu thun, um seines Namens willen alles zu leiden, die führt der heilige Geist auch in den Gebrauch des Namens Jesu ein und läßt sie durch die erlebten Gebetserhörungen zu dem persönlichen Segen einer vollkommenen Freude gelangen. Es war große Freude bei den Jüngern, als sie ihren Jesus von den Toten auferstanden wieder leibhaftig in ihrer Mitte sahen; aber noch größere Freude wurde den Jüngern zu teil, als sie erlebten, wie auf ihre Gebete, die sie für die Sache des Herrn in Jesu Namen vor Gott kund machten, Antwort vom Himmel kam. Wer Erhörungen des Gebets erlebt hat, der wird mit mir bekennen: Sie sind Kleinodien unter unsern Lebenserinnerungen. Nennt Petrus als Ende des Glaubens eine unaussprechliche und herrliche Freude, die Gebetserhörungen bringen den Vorschmack solcher Freude in das Herz: Sie tilgen den Zweifel aus, sie bestätigen uns die Kindschaft, deren Vollmacht uns, die wir an Jesum gläubig geworden sind, der Vater durch sein Erhören zuerkennt, sie nehmen den Vorhang zwischen dem Vaterhaus und unsern Pilgerhütten hinweg und lassen uns hineinblicken in das Gebiet der Freiheit, nach welchem Gott diese Welt des Todes aus ihrem Bann erlöst und sie umwandelt in ihre anerschaffene Herrlichkeit.

Rogate! d. h. betet! Mit welcher Bitte sollen wir im Namen Jesu den Anfang machen? Die Stellung des Rogate-Sonntags giebt Antwort. Angesichts der Pfingsten können wir nichts bitten, als: Komm heiliger Geist, erfüll die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe, der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hast zur Einigkeit des Glaubens!

Diese Bitte, wenn sie aus dem Glauben kommt und auf Jesu Namen hin an den Vater gerichtet wird, sie wird gewiß erhört, und wenn sie dir erhört wird, wenn du die Salbung erlangst von dem, der da heilig ist, dann wirst du ein Mitglied des königlichen Priestertums und des Eigentumsvolks, durch welches Jesus seine Sache führt, dann thue, was dir unter Händen kommt, denn Gott ist mit dir.

Liebe Missionsfreunde! bedenket: die ganze Lebensarbeit unsers Herrn, sein Leiden, Sterben und Auferstehen hat zur Vorbereitung dafür gedient, daß er priesterlich eintreten könnte für sein Volk. Mit dem hohenpriesterlichen Gebet schließt vor seinem Abschied seine Unterweisung an die Jünger, die hohepriesterliche Fürbitte ist sein himmlischer Beruf. „Er bittet für uns“ und will es mit uns dahin bringen, daß wir mit ihm eintreten vor Gott und unsere Bitte um Herbeibringung der Vollzahl aus den Heiden mit der seinigen vereinigen. Und daran laßt uns denken, wenn wir in Missionsstunden zusammenkommen, um von der Reichssache des Herrn zu hören! Wenn als nächste Frucht der Missionspredigtreise in dieser Diöcese da oder dort Missionsstunden ins Leben treten, so muß die Frucht einer richtig geleiteten Missionsstunde die sein, daß sich in ihr Jünger Jesu zum Gebet in seinem Namen zusammenfinden und vereinigen.

Rogate! Dieser Zuruf des Herrn bildet das Herz des heutigen Evangeliums und in dem ersten Worte unserer Sonntagsepistel mahnt sein Apostel: Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein! Amen!

Eine Probe aus der Malagasy-Predigtliteratur.

Mitgeteilt von G. Kurze.

In der norwegischen Missionspresse zu Antananarivo erscheint gegenwärtig zur Benutzung der evangelisch-lutherischen Missionsgemeinden auf Madagaskar eine Predigtsammlung in der Hovasprache, welche ungefähr 20 Predigten eingeborener Missionsgehilfen — im Dienste der norwegischen Mission — enthält. Da es für die Missionsgemeinde daheim von Interesse ist, zu beobachten, in welcher Weise die eingeborenen Missionsarbeiter ihren Landsleuten die heilige Schrift auslegen, so geben wir im folgenden eine Predigt aus jener Sammlung wieder, welche von dem Katechisten Joela herrührt und durch den Missionar Walen aus der Hovasprache für die „Norsk Missionstidende“ ins Norwegische übertragen wurde.

Predigt über Joh. 2, 1—11 (die Hochzeit zu Kana).

Das verlesene Wort berichtet uns von einem Wunder, welches Jesus zu Kana in Galiläa that. Wären wir zu jener Zeit in Kana gewesen, so hätten wir Jesum mit seinen Jüngern zu der berühmten Hochzeit daselbst gehen sehen. Der Bericht erzählt, daß Jesus und seine Jünger zur Hochzeit eingeladen waren. Außer dem Bräutigam, von dem die Einladung wahrscheinlich herrührte, scheinen dort nicht sehr viele gewesen zu sein, welche ihn, den Liebreichen, kannten. Aber selbst die, welche ihn kannten, sahen noch nicht dasjenige in ihm, was ihn zum Heiland und Erlöser machte. Aber sie luden Jesum ein, weil er zu ihrem Bekanntenkreise gehörte, und Jesus war wohl, wie die andern, nur aus äußerer Freundschaft nach weltlichem Brauche eingeladen. Aber wenn auch Jesu Christi Herrlichkeit um seiner Niedrigkeit willen nach dem Fleisch vor den Menschen verborgen war, so müßte doch etwas da sein, was ihn offenbarte und bezeugte, daß Jesus nicht bloßer Mensch, sondern auch Gott war, und daß er nicht bloß ein Freund dem Fleische nach, sondern vornehmlich ihr Freund nach dem Geiste sein wollte. Er war kein Freund von der Art, die nur ruft „Meine Freunde“, wenn es Fleisch zu schmausen giebt, aber in Zeiten der Trübsal und Not sich nicht sehen läßt. Nein, so handelte Jesus Christus nicht, sondern er erwies sich ganz besonders als Freund da, wo Not und Leiden herrschten; daher ist Jesus in Wahrheit unser Freund. Siehe, in welcher Weise er dies bei jener Hochzeit zeigte. Zahlreich waren die Freunde, welche das Brautpaar zu seiner Hochzeit eingeladen hatte; aber da war nicht ein einziger, der ihnen helfen konnte, wenn sie etwas benötigten; das vermochte der Herr Jesus allein.

Selig sind die, welche Jesum zum Freunde haben. Ein Teil Freunde entweicht, wenn Drangsale bei uns einkehren; aber zu diesen gehört Jesus,

der große Erbarmer, nicht. Habt ihr da nicht Lust, lieben Freunde, mit Jesu einen Freundschaftsbund einzugehen? Er ist der vertraute Freund, welcher sich insonderheit gegenüber den Leidenden und Bedrängten als freundlich und entgegenkommend erfinden läßt. Und wir brauchen diese Versammlung nicht zu verlassen, um zu ihm zu kommen; er läßt sich eben da finden, wo wir verweilen. Gottes Wort erzählt uns von vielen, welche sich auf ihn verließen und Freundschaft mit ihm machten. Und diese seine Freunde ließ er niemals gleichgiltig in ihrer Not, sondern bewies ihnen seine Freundlichkeit und half ihnen. Die Blinden machte er sehend, die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein und den Tauben gab er das Gehör wieder. Viele wunderbare Dinge verrichtete Jesus bei denen, welche auf ihn vertrauten und ihn liebten; doch nicht allein solchen, sondern auch denen, welche ihn nicht liebten, that er wohl. Aber die Leute, denen er zuerst durch ein Wunder half, waren wohl diese, welche ihn eingeladen hatten. Der Name des Mannes, welcher sich eine Frau nahm und Hochzeit hielt, ist nicht genannt. Aber selbst, wenn sein Name nicht genannt ist, so wissen wir, daß sein Vorhaben, die Ehe, welche er an dem Tage schloß, etwas Großes und Wichtiges war. Sonst würde Jesus dieselbe nicht durch seine Gegenwart geheiligt haben. Und die Geschichte von dieses Mannes Hochzeit zeigt uns sicherlich das Wesen, die Ehre und Freude der Ehe, aber auch deren Bedrängnis; doch nicht allein dies, dieselbe zeigt uns auch, an wen man sich in der Bedrängnis und Not zu wenden hat, nämlich an Jesum.

Lasset uns darum folgendes erwägen:

1. **Was die Ehe ihrem Wesen nach ist.**
2. **Drangsale in der Ehe.**
3. **Was sollen wir thun, um in der Not Rettung und Hilfe zu erlangen.**

1. **Wir wollen also zunächst davon handeln, was die Ehe ihrem Wesen nach ist oder sein mag.** Als Gott alle Dinge erschaffen hatte, sah er, daß alles sehr gut war; nur etwas sah er, was noch nicht gut war, nämlich, daß Adam sich allein befand. Da sprach Gott: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen.“ Und wen machte der Gott zu einer solchen Gehilfin für Adam? Er nahm nicht etwa eins von den übrigen lebenden Geschöpfen und machte es zu Adams Gehilfin. Siehe, was er dazu nahm, eine von Adams Rippen. Er nahm nichts von seinen Füßen und machte es zur Gehilfin, da diese nicht seine Sklavin sein sollte; auch nahm er nichts von Adams Kopfe, da sie nicht über ihm stehen und seine Gebieterin werden sollte, sondern er wählte eine von seinen Rippen dazu und zwar in der Nähe des Herzens, des Sitzes des Lebens, damit er für seine Gehilfin besorgt sei, wie für sein eigenes Leben, und sie liebe, wie sein eigenes Leben. Die Gehilfin war die Frau. Und Gott stieg vom Himmel hernieder und weihte die Ehe von Adam und Eva. Siehe da also zunächst die Größe der Ehe. Dieselbige ist keine menschliche Erfindung, sondern eine Bestimmung und Anordnung Gottes. Sie ist nicht nach menschlichem Willen, sondern nach Gottes Willen entstanden. Und ist das nicht etwas Großes, meine Freunde! So sagt wiederum Gottes Wort: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“ Wenn

wir diese Worte erwägen, sehen wir, daß viele dadurch verurteilt werden. Viele werden durch ihre Unverträglichkeit getrieben, sich ohne weiteres von ihrem Ehegemahl zu scheiden. Manche werden durch unreine Liebe zu andern hingezogen und laufen von ihrer rechtmäßigen Gattin weg. Und zwar sind es nicht bloß Männer, welche schuldig befunden werden, sondern in gleicher Weise Frauen. Ach, bedenke doch deine große Schuld vor Gott, wenn du seinen Willen so verkehrest, um deinen eigenen zu thun, und du damit sein Gebot übertrittst. Wenn wir also gegenüber unserm Fürsten handeln wollten, würde da nicht unser Verhalten als ein schweres Verbrechen angesehen? Wie viel mehr sollen wir uns da nicht fürchten, Gottes Willen zu verachten und gegen sein Gesetz uns zu vergehen — gegen ihn, der unendlich hoch über einem Könige steht und der zugleich Augen hat, wie Feuerflammen. Geht doch der, welcher gegen Gottes Gebot und Willen handelt und nach seiner eigenen bösen Lust und seinem Gutdünken in die Ehe tritt, dahin, wie der Väter Sprichwort besagt: „Getrieben von Liebe, wie eine Fliege, wenn sie sich in die glühend heiße Suppe stürzt.“

Faßt es noch einmal ins Auge, daß Jesus zu jener Hochzeit in Galiläa ging. Sein Vater kam zu Adams und Evas Hochzeit, als er alles erschaffen hatte. Der Sohn thut, was der Vater that. Er war nicht gekommen, um irgend eins von seines Vaters Geboten an die Menschen aufzuheben, sondern dieselbigen vielmehr zu bekräftigen. Er sagt: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen!

Durch seinen Gang zu dieser Eheschließung beweist er die Wahrheit davon, und daß die Ehe etwas Heiliges und Ehrenvolles ist. Jesus Christus, welcher wahrer Gott und Herr aller Herren ist, kam zu jener Hochzeit, und sollte das nicht etwa eine große Ehrenbezeugung sein? Wenn jemandem an seinem Hochzeitstage der Besuch der Königin Ranavalona zu teil würde und dieselbige speiste zusammen mit dem Brautpaare, wäre da nicht die Hochzeit von großem Ruhm und Ehren begleitet? Aber was noch weit darüber hinausgeht, ist das in unserer Erzählung Berichtete. Hier war der Herr Jesus Gast. Bedenke deshalb, welch große und ernste Sache die Ehe ist.

Jesus Christus vergleicht sein Verhältnis zu seiner Gemeinde mit der Ehe. Jesus ist der Bräutigam und die Gemeinde die Braut. Dies beweist auch, wie ehrenvoll und heilig die Ehe angesehen sein will. Aber nicht das allein, unsere Erzählung von der Hochzeit zu Kana berichtet uns, daß Jesus das erste seiner Wunder aus Veranlassung einer Hochzeit that. Dies verleiht der Ehe große Ehre und Ansehen. Wenn Jesus zu jener Hochzeit kam und damit der Ehe Achtung und Ehre bewies, so müssen wir dabei beherzigen, daß die Ehe auch in Jesu Namen geschlossen werden soll. Die Ehe soll im Herrn angefangen werden, sagt die Schrift. Bedenkt das, meine Freunde, daß die Ehe im Herrn, in seinem Namen und nach seinem Willen geschlossen werden soll. Wenn dieses Gotteshaus ein schlechtes Fundament hat, so wird es zu Falle kommen. Ebenso verhält es sich mit der Ehe. Christus ist auch deren Fundament; ist dieselbe nicht vor seinem Angesicht, nach den Ordnungen seines Volkes geschlossen, so ist es noch keine gute und rechte Ehe.

Daher sage ich euch, ihr Väter und Mütter, ihr jungen Männer und Frauen: Wenn jemand in die Ehe treten will, so berate er sich zuerst und

zunächst mit Jesus Christus; denn er ist unser Haupt und Herr, der Grund, auf dem unser ganzes Leben sich aufbauen soll. Niemand lasse[illegible] von Menschen ziehen und locken, oder von Reichtum in Versuchung füh[illegible] denn wenn wir so vorgehen, werden wir es seinerzeit bereuen, daß wir Ehe auf solche Weise eingingen. Aber wenn man sich mit Gott über [illegible] Wahl beratet, so wird er einem jeden helfen, das Rechte und Passende treffen, und es wird unserer Ehe alle unsere Lebenstage hier auf E[illegible] Gnade und Segen folgen.

Wir sehen also, meine Freunde, daß die Ehe wichtig und heilig [illegible] und was anderes sollen wir da mit diesem Gute, welches wir besitzen, [illegible] fangen, als darüber wachen, daß es nicht mit etwas Unreinem befleckt w[illegible] Es giebt jemanden, der die Ehe verderben möchte; das ist der Teufel. [illegible] verderbte Adams und Evas, unserer ersten Eltern, Ehe und noch heu[illegible] Tages arbeitet er mit allen Kräften auf dasselbe Ziel los. Der Teufel tr[illegible] den Ruß und Kot nicht offen bei sich, womit er uns beschmutzen will. [illegible] Ruß und Kot, womit er uns besudelt, sind die unreinen Lüste und B[illegible] gierden, Völlerei, Lieblosigkeit unter den Eheleuten u. s. w. Wenn [illegible] Dinge bei dir Eingang finden, so bringen sie deine Seele in ewiges V[illegible] derben. Und der Teufel freut sich, wenn jemand unter uns verloren ge[illegible] Ja, er und seine Diener jubilieren und jauchzen. Aber Gott sei gelob[illegible] welcher alle Zeit die Ehe zu bewahren und segnen sucht.

Und er stiftete die Ehe auch zu unserm Schutze gegen jegliche Unsittlich[illegible] keit in Gedanken, Begierden, Worten und Werken. Wie wir uns verhalte[illegible] sollen, sagt der Herr in den Worten: „Du sollst keine Hurerei treiben[illegible] Du sollst keinen unreinen Begierden in deinem Herzen Raum geben!“ U[illegible] wenn wir seine Ermahnung verachten, so wird er uns zusammen mit de[illegible] Teufel in den feurigen Pfuhl werfen, welcher ewiglich brennt.

2. Über Drangsale in der Ehe. Das Wort, welches der He[illegible] nach dem Sündenfalle zu unsern ersten Eltern, Adam und Eva, sprach, b[illegible] weist klar und deutlich, daß Drangsale und Not sich um der Sünde will[illegible] auch an die Ehe heften. Dies sehen wir auch aus der Erzählung von de[illegible] Hochzeit zu Kana. Während die Freude bei dem Brautpaare noch auf de[illegible] Höhepunkte steht, geht der Wein, welcher die Freude hervorrufen und erhalte[illegible] sollte, zu Ende. Daß es an Wein gebrach, war übrigens beschämend f[illegible] das Brautpaar, ja ein Ärgernis, solange nach der Sitte die Hochzeitsgäs[illegible] noch beim Feste waren. Selbst Jesu Mutter war darüber bekümmert u[illegible] wandte sich an Jesum, um ihn um Abstellung dieses Mangels zu bitte[illegible] Und Jesus half ihnen aus dieser Verlegenheit. Wir sehen daraus, mein[illegible] Freunde, daß es in der Ehe große Not geben kann. Der Mann ist stark und das Weib ist schwach. Und wenn daher Eheleute über etwas in Stre[illegible] geraten, so schlägt der Mann gewöhnlich nach seiner Frau, ja giebt ihr bis weilen richtige Hiebe; und wenn er ein Branntweinsäufer ist, vergeudet e[illegible] das Geld, wofür sie Lebensmittel kaufen sollten. Und welches Elend durch kosten nicht Hausfrau und Kinder unter solchen Umständen! Sie müssen ihr Haus verlassen, um Rettung bei barmherzigen Mitmenschen zu suchen. Und welche Drangsale und Nöte kommen nicht über Eheleute dadurch, daß ein Land von Unglück heimgesucht wird. Seht, wie es zugeht, wenn die

Sakalava[1]) kommen. Manchmal verliert ein Mann Frau und Kinder zugleich, die den Räuberhänden der Sakalava nicht zu entfliehen vermögen. Und wie groß sind da nicht des Mannes Schmerzen und Sorgen! Jesus sagt auch voraus, daß mit der Zerstörung Jerusalems sonderlich große Drangsale über Eheleute hereinbrechen würden: „Wehe aber den Schwangern und Säugerinnen in denselbigen Tagen!"

Dies ist ein Beweis dafür, daß es Not in der Ehe giebt. Der Kinder Widerspenstigkeit und Ungehorsam verursacht auch Vater und Mutter große Drangsal und Sorge. Welch ein Schmerz zu sehen, wie aus den eigenen Kindern Diebe und Mörder werden, was leider oft genug vorkommen kann. Ja, sie können wohl gar so verrucht werden, daß sie ihren Eltern nach dem Leben trachten. Was mußte nicht David von seinem Sohne Absalom leiden, der Aufruhr gegen seinen Vater erregte und ihn aus dem Wege zu räumen trachtete! Denket, welch ein Schmerz! Sein leiblicher Sohn erhebt sich gegen ihn, wie ein Todfeind. Und welche Drangsale und Schmerzen mußte nicht Jakob um seiner Söhne Lug und Trug willen ertragen! Er wäre lieber gestorben, als daß er jene schrecklichen Drangsale durchlebt hätte, welche seine Söhne über ihn brachten. O ihr Kinder, die ihr jetzt Gottes Wort hört, tretet es nicht mit Füßen, sondern nehmt es euch zu Herzen und vermeidet alles, was euren Eltern Drangsale und Sorgen verursachen könnte.

Mannigfach sind die Drangsale, welche um der Sünde willen mit der Ehe verbunden sind. Es war nicht Gottes Absicht, daß es also sein sollte. Denn er wollte, daß seine Kinder in allen Lagen des Lebens glücklich und selig sein sollten; aber die Sünde kam und verstörte und verwüstete alles Gute. Solange Adam und Eva ohne Sünde waren, kannten sie keine Drangsal und Sorge, sie waren glücklich und fröhlich; sie wußten nichts von Hader und Streit; sie lebten in Frieden und gutem Einvernehmen und befanden sich wohl in dem Berufe, den Gott ihnen zugewiesen hatte, die Erde zu erfüllen und sich unterthan zu machen. Aber als die Sünde sich eingeschlichen hatte, entstand auch bei ihnen Not und Drangsal. Sehet, wie sich so Streit, Haß und Zwietracht zwischen Eheleute hineingedrängt hat. Daher liegt darin für uns eine ernste Aufforderung zum Nachdenken darüber, was wir zu thun haben, um Hilfe in dieser Not und Bedrängnis zu erhalten. Das Nähere darüber soll uns das Folgende lehren, wenn wir zu der Betrachtung übergehen:

3. Was wir thun müssen, um in der Drangsal Hilfe zu erlangen. Seht, in welcher Not der Bräutigam war! Er hatte viele Gäste, der Wein war aufgebraucht, und er hat sicherlich geseufzt: „Was soll ich doch thun? Die Gäste sind bei einander; der Wein reicht nicht zu, daß alle ein wenig bekommen." Er schämte sich gewiß vor den Leuten, die er eingeladen hatte. Aber da Maria seine Sorge und sein Ungemach sah, rührte es ihr Herz, und sie dachte darüber nach, was gethan werden könne, um dem Mangel abzuhelfen und die Ehre des Brautpaares zu retten; alsbald leuchtete ihr ein, was da zu thun sei. Sie wandte sich an Jesus, sah ihn an und erzählte ihm seiner Freunde Verlegenheit und bat ihn, daß er ihnen helfen

[1]) Ein räuberischer Volksstamm auf der Westküste Madagaskars.

möchte. Aber Jesus antwortete ihr, als ob er erzürnt wäre, indem er
„Weib, was habe ich mit dir zu schaffen; meine Stunde ist noch nic
kommen.“ Aber Maria verlor den Mut nicht, obgleich sie eine solche
wort bekam. Sie klammerte sich an sein Wort und hielt fest daran: „N
Stunde ist noch nicht gekommen.“ Sie wußte, daß die Zeit der Hilfe
in seiner Hand und nicht in der irgend eines Menschen stand; und
war sie getrost, indem sie Jesu Wort vertraute. Was Maria that, wird
uns, meine Freunde, zur Mahnung. Nach dem, was wir bereits ge
haben, harren unserer mannigfache Drangsale und Nöte auf dieser Erde;
einzige aber, was wir thun können, ist zu beten und auf Jesu Stunde
warten. Harret auf ihn, wenn es auch lange währen sollte, denn er ko
und bringt Hilfe zur rechten Zeit. So sagt Gottes Wort: „Bittet,
wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird e
aufgethan.“ Hier werden wir gewahr, daß Gott den Bittenden, den Such
den und Klopfenden einen großen Trost spendet. Sich also getröstet
dürfen, darin liegt eine große Hilfe. Das ist nicht wie Salz, welches i
Wasser fällt, oder wie der Stein, der in den Sumpf geworfen wird; m
findet beides nicht wieder. Nein, hier heißt es: erhalten und finden. D
auch ein Vater, der seinem Kinde nichts zu geben hat, solche Versprechun
machen? Bei Leibe nicht. Da würde er ja zum Lügner. Und wenn a
der Vater seinem notleidenden Kinde nichts zu geben hätte, würde es a
vergeblich sein, wenn das Kind ihn um etwas bitten wollte. Aber d
welche Gott anflehen, meine Freunde, thun nichts Vergebliches; denn Go
giebt denen, welche bitten, und läßt diejenigen das Gute finden, welche b
ihm danach suchen, und öffnet des Himmels Pforten für die, welche dan
trachten, zu ihm zu kommen. Also ist das Gebet zu Gott nichts Zweif
haftes, sondern eine gewisse und sichere Hilfe in der Zeit der Not. Alle
warum Gott gebeten wird, giebt er dem Bittenden, wenn dieser in Überei
stimmung mit Gottes Willen bittet. Daß es nicht fruchtlos ist, Gott u
etwas zu bitten, das lehrt deutlich genug Marias Bitte. Während de
Bräutigam noch in seinem Herzen bekümmert ist, was die Sache für e
Ende nehmen soll, kommt Jesu Wort und erquickt und tröstet ihn, wie de
Regen das dürre Erdreich anfeuchtet und erfrischt. „Füllet die Wasserkrüg
mit Wasser,“ so lautete des Herrn Wort. So verwandelt sich die Sorge i
Freude, das Weinen in Lachen. „Eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt
werden,“ sagt der Herr zu seinen Jüngern.

Laßt uns daher allzeit ruhig auf des Herrn Stunde warten. Ihr christlichen Väter und Mütter, ihr Männer und Frauen, die ihr heute hier versammelt seid, sollen wir nicht in allen Dingen ruhig auf des Herrn Stunde warten und uns an dem genügen lassen, was der Herr uns zuteilt? Was thun so viele unter uns, wenn ihre Frauen keine Kinder gebären? Warten sie da und stellen alles in des Herrn Hand? Wenn die Gattin oder die Kinder, wenn Vater oder Mutter krank sind, wagen wir es da, auf den Herrn zu harren und auf ihn unser Vertrauen zu setzen? Nein, siehe da, was wir thun. Wenn unsere Frauen keine Kinder gebären, so gehen wir zum Wahrsager und fragen um Rat, indem wir sagen: „Meine Frau schenkt mir keine Kinder. Forsche nach, wie das zusammenhängen kann,

nit es wieder besser wird u. s. w." O welch eine Thorheit, daß wir h etwas so Irriges denken können! Vermag etwa ein solcher Wahrsager t seinen Betrügereien etwas unter solchen Umständen? Er vermag seine ene Frau nicht dazu zu bringen, daß sie ihm Kinder schenkt, geschweige in andere. Wenn es euch so darum zu thun ist, warum bittet ihr nicht ott darum und wartet ergeben auf das, was er für euch am dienlichsten idet? Andere wenden sich zu den verstorbenen Vätern und zu den Vazimba,[1] nn Frau oder Kinder krank sind, und beten also: „Heilt, ihr Väter und r Vazimba! Wenn N. N. und seine Angehörigen gesund werden, so bringen ir euch, was sich gebührt." Sehet hier wiederum unsere Thorheit. Warum ollt ihr also der Väter spotten? Sie sind gestorben und sollten von Krank-it und Tod befreien können! Geht vielmehr hin zu Jesu; denn er lebt oiglich, um allen denen zu helfen, welche zu ihm kommen. Und es ist kein rgebliches Unterfangen, zu ihm zu beten. Er kann Wasser in Wein ver-andeln. Das Wasser ist geschmacklos; aus ihm kommt keine Süßigkeit; ber Jesus kann daraus süßen Wein machen. Er hat allzeit das Beste bis letzt aufgehoben. Der Speisemeister sagte zu Jesus, daß es nicht nach der ewöhnlichen Volkssitte wäre, den besten Wein bis zuletzt aufzuheben. Die, elche zu ihm beten, haben Drangsal hier auf Erden; aber am jüngsten Tage ollen sie den süßen Wein empfangen, das ist, Freude und Friede in Voll-ommenheit, und sie sollen dies ungestört behalten in Ewigkeit.

Aber nicht durch das Gebet allein empfangen wir gute Gaben von Gott, auch etwas anderes muß noch mit in Betracht kommen, der Glaube. Wenn wir bei Menschen um etwas bitten und sie uns das Erbetene geben wollen, so begnügen wir uns nicht damit, die Gabe bloß anzusehen. Nein, wir nehmen sie entgegen und benutzen sie. Nun, die Hand, womit wir Gottes Gaben entgegen nehmen können, ist der Glaube. Die Diener, welche zum Brunnen gingen, um Wasser in die Krüge zu füllen, verstanden die Bedeutung von Jesu Worten keineswegs, aber sie glaubten seinen Worten und thaten danach. So sollen auch wir thun. Zahlreich sind die Dinge, die uns Gott giebt: Sündenvergebung, Gerechtigkeit, Friede, und das Größte von allem ist das eine, daß er uns Jesum Christum zum Erlöser gegeben hat; aber die Hand, womit wir alles empfangen sollen, ist der Glaube; darum müssen wir dem Worte Jesu Glauben schenken; und wenn wir nicht glauben, gehen wir ewig verloren. Aber glauben wir in Wahrheit, so bekommen wir Gottes Herrlichkeit zu sehen, und Jesus, der uns den Glauben giebt, will ihn auch mehren und stärken. Der Glaube erlöst uns, aber der Unglaube bringt uns in ewige Verdammnis. Darum glaubet nun, meine Freunde; jetzt ist der Tag des Heils; jetzt ist die Zeit der Heimsuchung; jetzt ist die Zeit der Entscheidung. Wähle nun, was du willst, die Hölle oder das Leben, Jesu Christo oder dem Teufel nachzufolgen; die Wahl steht dir frei. Aber hüte dich, mein Freund, daß du nicht betrogen wirst und den Tod statt des Lebens erwählest! — Möchte nun das Wort, welches wir jetzt vernommen haben, uns allen zum Segen gereichen! Amen.

---

[1]) Sagenhafter zwergartiger Volksstamm in den westlichen Urwäldern Madagaskars.

Feurige Kohlen

oder: Gehe hin und thue desgleichen.

In seinem offiziellen Berichte „an die Herren Präsidenten der räte der Glaubensverbreitung in Lyon-Paris“ berichtet der ho Pater Causseque aus Madagaskar (Jahrbücher 1888 II, 11 f wörtlich:

„Ein englischer Pastor aus der Gesellschaft der Missionare i erzählte mir folgende Thatsache: In der Nacht, welche auf di den französisch-madagassischen Krieg notwendig gewordene) Ab katholischen Priester folgte, redete mir eine Stimme unaufhö Was wird aus den armen Aussätzigen werden (welche die ka Priester in ihrer Pflege gehabt)? Geh hin und steh ihnen bei. Gedanke verfolgte mich überall.“

„Ich begab mich am folgenden Sonntag in die Aussätzigen teilte den Kranken Geld aus, 15—20 Franken und versprach Rückkehr der Patres für ihren Unterhalt zu sorgen. Meine (natürlich Protestanten) in England schickten mir für dieses gut 750 Franken und ich konnte Wort halten.“

„Was die Religion anbelangt,“ fuhr der englische Missiona „habe ich nie ein Wort gesagt, um sie zu bewegen, den Katholiz zu verlassen. Ich empfahl ihnen bei Anlaß meines Besuchs, mitein ein Gebet zu verrichten; wenn euch aber dieses Gebet nicht paßt, ich bei, so werde ich mich einfach damit begnügen, euch jede Woche Gaben zuzustellen. Und ich blieb während der drei Jahre, welche Abwesenheit der Patres andauerte, bei diesem letzteren Vorgehen ste

„Gepriesen sei derjenige — schließt nun der Pater — der d Pastor aus der Gesellschaft der Missionare von London, Herrn J. Ric son, eine solche Aufopferung einflößt! Möge dieser Akt der Mildthäti auf dessen Urheber und seine Mitarbeiter die rettende Gnade und ewige Belohnung herabziehen.“

Wir bemerken dazu:

1. Daß der Thäter dieser Barmherzigkeit „die rettende Gna gewiß bereits sein nennt und ohne Zweifel weit entfernt davon ist, glauben, daß er durch seine Mildthätigkeit eine „ewige Belohnung“ her ziehen könne.

2. Der beste Dank für solche hochherzigen Thaten der Protestant wäre der, daß die Herren Patres die feurigen Kohlen fühlten und end aufhörten, die Männer zu schmähen, von denen sie selbst bekennen müsse daß sie edel gegen sie gehandelt haben und

3. daß die Herren Patres in ähnlichen Fällen das Gleiche thun.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

5. September. 1888.

Die Mission an den Aussätzigen in Indien[1])

schon öfters in deutschen Missions- und anderen Blättern erwähnt worden d deshalb dürfte es für heimische Missionskreise interessant sein, etwas iheres darüber zu erfahren.

Lange bevor die „Society for the Mission to lepers in India“ s Leben trat, haben die vielen Aussätzigen Indiens das Interesse der issionare in Anspruch genommen und mancher hat nicht nur gerade ihnen, s den „Ärmsten unter den Armen“ das Evangelium gepredigt, sondern ch versucht, mit linder Hand ihre Schmerzen zu stillen. So hat z. B. r berühmte Missionar Dr. William Carey ein Haus für solche Kranke Calcutta gegründet; desgleichen der Goßnersche Missionar Dr. Ribben- op in Chaprah. Letzterer hat gethan, was man nicht bloß in katholischen, ndern auch in protestantischen Blättern in bezug auf die Arbeit des Pater amien unter den Aussätzigen, als etwas ganz Unerhörtes hinzustellen liebt: er hat den armen Kranken ihre Wunden selber gereinigt und ver- inden und ihre Leichname begraben. — Und nicht nur die Mission, ndern auch die englische Regierung, Native-Staaten und großstädtische orporationen haben sich infolge Bemühung frommer hochgestellter Beamten, r armen Aussätzigen angenommen und Lazarette für sie gestiftet. Nur ein Beispiel sei erwähnt, das des Generals Ramsay, der in den North-West- rovinces und im Panjáb mehrere Aussätzigen-Asyle ins Leben gerufen at, die von der Regierung oder Native-Fürsten unterstützt, durch freiwillige Beiträge englischer Beamten und Privatpersonen unterhalten werden.

Die Gründung der genannten Missionsgesellschaft datiert seit dem Jahre 874. Den Anstoß dazu gab der Missionar Wellesley C. Bailey von der hottischen kirchlichen Mission. Er selber ist kein Schotte, sondern Irländer nd kam 1868 als Regierungsbeamten-Aspirant im Civil-Departement ach Indien. Er verzichtete aber auf eine Anstellung und übernahm im Dienst der amerikanisch-presbyterianischen Mission im Panjáb die Leitung iner höheren christlichen Bildungsanstalt. Später trat er in die Dienste er schottisch-kirchlichen Mission als „itinerating Missionary“. Als Reise- rediger sah er nicht nur viele Aussätzige, sondern lernte auch die Arbeit n ihnen kennen, die einzelne Missionare, wie Budden und Dr. Morris n einigen der vorhin genannten Asyle an den Kranken thaten. Er selber hat von da ab, was er konnte, die Leiden der Aussätzigen zu mindern und ihnen das Evangelium nahe zu bringen. Er hatte die Freude, eine ganze Anzahl für Christum zu gewinnen und das veranlaßte ihn, bei Ge- legenheit einer Erholungsreise in die irische Heimat die leibliche und geist-

[1]) Von Missionar Hahn in Lohardagga.

liche Not der Aussätzigen, sowie die herrliche Aussicht der M
an ihnen zu schildern und zur Mithilfe die Missionsfreunde
Die Folge davon war, daß sich in Dublin eine Committee bil
sich folgende Aufgaben stellte: Gaben zu sammeln zum Zweck
halts oder der Unterstützung von Aussätzigen-Asylen, damit die
Kranken gemindert und sie mit dem Evangelio von Jesu Chri
gemacht werden möchten. Nur unter Garantie des letzteren
Mithilfe erfolgen. Dem bescheidenen Wunsche zunächst 30 Lst.
folgte die Antwort der Missionsfreunde mit 300 Lst. Die Bei
stets gestiegen, so daß der Gesellschaft im vorigen Jahre bereits
3000 Lst. zur Verfügung standen. Infolge dessen hat sie sich re
und in der Person des genannten Herrn Bailey einen eigenen
angestellt, dessen Aufgabe es ist, mit den Missionaren, die in Ver
mit der Gesellschaft an den Aussätzigen arbeiten, zu korrespondieren
durch Wort und Schrift das Missionsinteresse zu wecken. Die Com
zusammengesetzt aus Gliedern der anglikanischen und presbyteri
Kirche Irlands, sieht davon ab, eigene Arbeiter auszusenden. Sie
stützen, soweit ihre Mittel reichen, jede protestantische Missionsgesel
deren Missionare sich dem Dienst an den Aussätzigen widmen wollen.
tektorin der Gesellschaft ist die Vicekönigin von Indien, Präsident
Erzbischof von Dublin und Vicepräsidenten der Committee
Revs. Park von der irischen presbyterischen Mission und Wigram
Church Mission.

Die Zahl der Aussätzigen in Indien, soweit sie durch den Census
1881 ermittelt werden konnte, ist über 135 000, eine Zahl, die der
lichkeit lange nicht entspricht, indem ohne Zweifel nur solche ange
wurden, bei denen der Aussatz völlig entwickelt war und viele aus
und Furcht das Vorhandensein der Krankheit in ihnen so lange als
verbergen. Ist doch das Los der Aussätzigen ein überaus trauriges.
früheren Zeiten war es in Indien etwas ganz Gewöhnliches, wenn ein
sätziger lebendig verbrannt wurde oder gezwungen ward, sich ins Mee
stürzen. Und als durch die englische Regierung diese und andre heid
Greuel aufgehoben wurden, da kam es wohl vor, daß Regierungsbea
wie z. B. Lord Lawrence von Aussätzigen Petitionen um Erlaubnis erhi
daß ihren Verwandten sie zu verbrennen gestattet werden möchte. Mar
Aussätzige führt allerdings ein Leben, dem der Tod vorzuziehen wär
der Regel gelten die Aussätzigen unter den Heiden als Menschen, die
besonderer Weise unter dem Fluch der Götter stehen. Sie werden des
nicht selten von den Gliedern der eigenen Familie ausgestoßen und
unreine, kastenlose Menschen verabscheut und gemieden. Verlassene, zerfall
Wohnungen, elende Hütten oder auch die freie Natur müssen ihnen
Aufenthalte dienen, vom Bettel sich kümmerlich ernährend; in ihren
vollständig vernachlässigten Wunden bilden sich Würmer; bei der Bereit
des Essens verbrennen sie sich häufig Hände und Füße, auch das Flei
an Armen und Beinen, weil sie kein Gefühl darin haben, aus welch
Grunde sie auch mitunter von Ratten im Schlafe angefressen werden.
Nicht immer aber erreicht das Elend der Aussätzigen diese Höhe: es sin
uns auch Fälle bekannt geworden, in denen ein treues Weib den Man

5

er eine aufopfernde Tochter den Vater nicht verließ, sondern bis zum ide mit einer Selbstverleugnung pflegte, die man auf dem Boden des identums nicht vermuten sollte. Die niederen Kasten und die Ureinwohner ßen ihre Aussätzigen überhaupt nicht aus und überlassen sie nur in tenen Fällen ganz sich selber. Die Furcht vor Ansteckung ist auch durchaus cht unbegründet. Das Beispiel des belgischen Jesuiten Damien, des orstehers der Aussätzigen-Kolonie in Kalawo auf der Insel Molokai ist n schlagender Beweis dafür, daß der Aussatz ansteckend ist. Allerdings, enn man sieht, wie viele Ärzte und Missionare, die mit Aussätzigen ngehen, ja selbst Frauen und Kinder dieser, nicht angesteckt werden, so t es klar, daß eine gewisse Receptivität vorhanden sein muß, um angesteckt t werden. Dieselbe kann in der natürlichen Beschaffenheit des Blutes der auch der Nerven ihren Grund haben, in den meisten Fällen aber wird e durch Ausschweifung, Unreinlichkeit und Mangel an passender Nahrung der auch durch verkehrte Ernährungsweise erzeugt. Ist diese Empfänglichkeit es Körpers vorhanden, so kann der Bacillus, welcher schon nach dem haraka Sanbitá (vor mehr als vor 2000 Jahren im Sanskrit verfaßt) ie eigentliche Ursache der Krankheit ist, leicht übertragen werden. Die Receptivität für die Aufnahme des Aussatzes kann aber auch erblich sein und daher die Anschauung, daß der Aussatz hauptsächlich durch Zeugung rhalten und weiter verbreitet werde. Jedenfalls ist die Furcht vor Ansteckung nicht unbegründet und wir werden weiterhin sehen, daß die mosaische Gesetzgebung und deren strenge Durchführung das einzig sichere Mittel ist, der Weiterverbreitung des Aussatzes wirksam entgegen zu treten. Alle Heilmittel haben sich als unzulänglich herausgestellt. Dr. van Dyke Carter in Bombay, der diese Krankheit zu seiner Spezialität gemacht hat, sagt deshalb: „Ärztliche Behandlung ist nur im stande, die Schrecken dieser Krankheit zu mildern, ihren Fortschritt zu verlangsamen und zu helfen, daß sie ihr natürliches Ende in ruhigem Verlauf erreiche. Der Beweis ist noch nicht erbracht, daß durch irgend eine medizinische Behandlung der Charakter der Krankheit wesentlich modifiziert oder dieselbe entschieden zum Stillstand gebracht worden wäre."

Um so mehr wird man es mit Freuden begrüßen, daß durch die Arbeit der Aussätzigen-Mission das Los dieser Kranken gemildert wird, indem sie in den Asylen der Gesellschaft Wohnung, Unterhalt und Pflege finden. Unter diesen Asylen hat man sich aber nicht großartige Gebäude, etwa nach Art unserer großstädtischen Krankenhäuser vorzustellen, vielmehr sind es Häuser mit einer Reihe von Wohnungen, wie sie hier die ärmeren Klassen der Bevölkerung zu haben pflegen. Im Verhältnis damit steht auch der Unterhalt, der den Kranken gewährt wird. Der Hauptzweck aber der Gesellschaft ist, die Aussätzigen für das Evangelium zu gewinnen und den Heiden den Thatbeweis von der Überlegenheit der christlichen Religion zu liefern. Die von der Gesellschaft unterhaltenen Asyle stehen deshalb sämtlich unter der direkten Leitung von Missionaren, und wo der Zutritt zu den Kranken in anderen Asylen gestattet ist, da baut sie innerhalb derselben Kapellen zum Abhalten von Gottesdiensten, errichtet Schulen für Kinder von Aussätzigen und unterhält eingeborene Lehrer und Prediger, die an den Aussätzigen arbeiten. Gegenwärtig sind es 17 Asyle, mit 952 Aus-

sätzigen, worunter 191 Christen, die in ihrer Pflege stehen d. h. durch die Agenten 8 verschiedener protestantischer Missionsgesellschaften mit dem Worte Gottes bedient werden. In der Goßnerschen Kolhs-Mission unterhält sie zwei Asyle, eins in Lohardagga, gegründet im Jahre 1884, das andre in Purulia, in diesem Jahre eröffnet. Der Herr hat sich in reichem Maße zu der Arbeit an den Aussätzigen bekannt und nicht weniger als etwa 300 sind bereits durch die Handreichung der Gesellschaft für die Gemeinde des Herrn gewonnen worden. Viele hat der Tod ereilt, ehe sie durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Kirche Gottes aufgenommen werden konnten. Mancher ist entschlafen in der seligen Hoffnung der herrlichen Auferstehung durch Christum, welcher auch ihren nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. Gerade diese selige Christenhoffnung ist es, welche auf das Herz des armen Aussätzigen, der gar oft in der That nichts weiter ist, als ein sepulchrum ambulans, den tiefsten Eindruck macht. Und darum können wir uns nur freuen, daß die Mission unter den Aussätzigen in Indien in immer weiteren Kreisen Englands und Indiens dasjenige Interesse findet, das ihr gebührt.

Wenn nun aber auch der Einzelne hinsichtlich der Erlösung von seinem Leiden aufs Jenseits vertröstet werden muß, so ist doch der Kampf gegen diese Pest im allgemeinen nicht so ganz aussichtslos. Durch strenge Absonderung hat man einst die durch die Kreuzzügler in Europa eingeschleppte Krankheit des Aussatzes vollständig ausgemerzt und in Norwegen wird sie durch dasselbe Mittel in absehbarer Zeit vernichtet sein und so sucht man denn auch in den Asylen der Society for the Mission to lepers in India so viel als möglich, die Kinder von den Eltern und die Geschlechter von einander zu trennen. Heiraten werden im Asyl nicht gestattet. — Ob es freilich gelingen wird, in heißen Klimaten durch strenge Absonderung den Aussatz gänzlich aus der Welt zu schaffen, oder ob nicht doch Fälle immer wieder ganz de novo entstehen werden, wird dahin gestellt werden müssen. Der genannte Dr. Carter wird nicht müde, die Regierung auf ihre Pflicht hinzuweisen, überall in Indien Central-Asyle zu gründen, in welche der Eintritt für alle diejenigen Aussätzigen obligatorisch sein soll, die keine Subsistenzmittel haben oder nicht nachweisen können, daß sie in Privatwohnungen gesondert leben. Wie es scheint, zieht die Regierung diesen Vorschlag ernstlich in Erwägung. Ließe sie ihn zur Ausführung gelangen, dann würde sich die Arbeit der Aussätzigen-Mission ganz auf die geistliche Pflege dieser Kranken beschränken können.

Die evangelische Mission auf Maré und die Vertreibung des englischen Missionars Jones von dort.

Rede desselben am Jahresfest der Londoner M.-G.[1])

Die Insel Maré gehört zur Loyalty Gruppe, welche etwa siebzig Meilen östlich von Neu-Caledonien, zwischen dieser Insel und den Neu-Hebriden liegt. Als wir, Herr Creagh und ich, vor 34 Jahren dort

[1]) Chronicle 1888, 284 ff.

landeten, fanden wir, daß ein einziger Punkt, ein kleines Vorgebirge jener Insel durch das Missionsschiff und durch eingeborene Evangelisten aus Samoa und Rarotonga das Evangelium gehört hatte. Aber alle anderen Stämme, der Hauptteil der Bevölkerung, waren Menschenfresser und Wilde der grimmigsten Art. Um Ihnen etwas von ihrem Charakter zu zeigen, will ich ein Ereignis erzählen:

Als der Oberste der Bekehrten entschlossen war, nicht mehr zu kämpfen, versuchten andere Stämme, das Christentum auszurotten, und griffen uns an. Der Häuptling sandte Boten und ließ mir sagen, er wolle kommen, meine Frau und mich in seinem Ofen kochen lassen, mit meinen Kindern würden weniger Umstände gemacht werden, sie wollten dieselben in das Feuer werfen und braten, wie sie es mit ihren Früchten zu thun pflegen. Da mußte mein Boot in Bereitschaft gesetzt werden, um es jeden Augenblick benützen zu können. Mein Haus wurde nachts von befreundeten Eingeborenen behütet und ich erfuhr damals, wie wertvoll es ist, die Ruder handhaben zu können. Alles war vorbereitet, aber das Schlimme bei der Sache war, daß die felsige Beschaffenheit der Küste uns zwang, unser Boot eine Viertelmeile (engl.) von der Straße entfernt zu halten, auf welcher die Wilden uns erreichen wollten. Doch fanden wir hinter unserm Grundstück, etwa eine halbe Meile davon entfernt, eine Stelle, wo das Boot verborgen werden konnte, und von einem Felsenvorsprung aus für uns erreichbar war, um im Notfalle damit zu entfliehen. Wir beabsichtigten keineswegs unsere Arbeit im Stich zu lassen, aber wir wollten klug handeln, uns auf irgend eine kleine Insel im Westen zurückziehen und da warten bis der Sturm vorübergetobt wäre. Alsdann hofften wir, zu unserm Werke zurückzukehren. Durch Gottes Vorsehung jedoch kam es nicht soweit. Sie kamen wohl nahe an unser Grundstück, griffen das Dorf an, und töteten fünf Menschen; doch dann wußte Gott ihre Herzen so zu lenken, daß sie sich in ein entfernteres Gebiet zurückzogen. Unsere Christen faßten sich darauf ein Herz, gingen hin und verkündeten ihnen die Friedensbotschaft. Der Häuptling, welcher unser Leben bedroht hatte, sagte: „Ich habe euch vor längerer Zeit das Evangelium predigen hören und habe von Pharao erzählen hören, wie derselbe gegen Gott sein Herz verhärtete und umkam — und jetzt fange ich an, Gott zu fürchten. Geht hin, sagt eurem Missionar, daß ich weder ihn noch seine Leute je mehr angreifen werde. Kurz darauf nahmen alle seine Unterthanen das Christentum an. Ein Lehrer wurde ihnen zuerteilt und sie bildeten eine selbständige Gemeinde. Als ich mich vor 20 Jahren bereit machte, auf Urlaub heim zu reisen, ging ich auch in dieses Dorf, um mich zu verabschieden. Der Häuptling ruderte mich in seinem Kanoe durch die Bucht zurück und brachte seinen Trinkbecher mit, welchen er meiner Frau mit den Worten überreichte: „Das ist mein Abschiedsgeschenk. Sie gehen nach England; vergessen Sie uns nicht. Bleiben Sie nicht in England. Kommen Sie wieder zu uns und erzählen Sie uns noch mehr von Christi Liebe, denn wenn Sie fortblieben, wären wir gleich den Küchlein ohne Henne — eine Beute des Habichts." Ich nahm den Becher, auf welchem sein Namenszug eingegraben war, mit nach England und ließ ihn daselbst. Als ich vor einigen Wochen wieder über das Meer kam, fragte ich mich, ob ich den Becher nach so langer Zeit wiederfinden

würde und erst kürzlich sah ich ihn sorgfältig ausgestellt bei meiner Schwester. Was für Auftritte aus der Vergangenheit traten bei diesem Anblicke vor meine Erinnerung! Da stand noch der Name des Gebers, über den ich noch einiges berichten will. Der Häuptling wurde von der französischen Obrigkeit verbannt; er war ein zuverlässiger Christ und wurde schon vor mehreren Jahren mit den eingeborenen Predigern nach Neu-Caledonien gebracht. Letztes Jahr durfte er wieder zurück. Aber als ich durch eine Kabelbotschaft vom Direktorium nach England gerufen wurde und eben in Adelaide auf meinem Wege hierher war, erhielt ich von diesem nämlichen Häuptling einen Brief, worin er mir schrieb: „Ich bin wieder in der Verbannung. Nachdem Sie abgesetzt oder fortgeschafft wurden, bin ich vor die Obrigkeit gestellt und gefragt worden, ob ich in die römische Kirche (die „Regierungskirche") eintreten wolle, und weil ich dies nicht mit meinem Gewissen vereinen konnte, so hat man mich auf eine andere Insel gehen heißen." So wurde er von seiner Heimat und aus seinem Lande abermal verbannt.

Unsere Christen waren nicht unthätig. Von unserer kleinen Niederlassung gingen sie, als alles rings umher von Wilden bewohnt war, fleißig aus, das Evangelium zu predigen. Wir pflegten so vorzugehen. Nach der Feier des heiligen Abendmahls, während wir noch um den Altar versammelt waren, fragten wir, ob jemand bereit wäre, zu den heidnischen Stämmen zu gehen, die östlich von uns wohnten und diese Aufforderung blieb nie erfolglos. Niemals fehlte es uns an der genügenden Anzahl Leute, die wir für diese Stämme brauchten. Wir sandten sie je zwei und zwei in alle Gebiete Marés. Bei einer solchen Gelegenheit verlangte ich auch Männer für einen gewissen Stamm und da meldeten sich zwei Namens Wagidro und Motace. Wagidro sagte: „Ich bin bereit zu gehen," und Motace: „Ich begleite ihn." Noch andere boten sich an und so konnten ganze Stämme versorgt werden und die Prediger machten sich Montag morgens auf. Die Wilden hatten aber einen Angriff geplant und zu den beiden Männern gelangte das Gerücht, daß sie überfallen und getötet werden sollten. Doch sie hatten oft schon ähnliche Gerüchte gehört und sagten: „Das kümmert uns nicht; wir haben uns hergegeben, um für den Herrn Jesus Christus zu arbeiten; wir werden gehen, selbst wenn wir sterben sollten," und so gingen sie. Als sie unbelästigt ein Dorf erreichten, sagten die Leute zu ihnen: „Wir haben gehört, daß euer Leben bedroht ist; bleibt bei uns, wir werden für euch sorgen und euch sicher heim zu bringen suchen." Es waren freundlich gesinnte Leute, die einem andern Stamme angehörten. Aber die beiden Christen entgegneten: „Wir müssen unsere Pflicht weiter erfüllen," hielten auch das Gerücht für unwahr und setzten ihren Weg fort. An einem Walde kamen ihnen plötzlich mehrere bewaffnete Männer entgegen. Der ältere der beiden Christen ging voraus, er blieb stehen und redete sie mit ruhiger Fassung also an: „Was ist das? Seid ihr gekommen uns zu töten, wie wir vernommen haben?" Diese in aller Ruhe gestellte Frage schien sie zu lähmen, doch als alle sich zu beruhigen schienen, ertönte unter ihnen ein Schrei, der Ruf zum Kampfe und augenblicklich war alle Ruhe dahin. Die Augen leuchteten, die Keulen wurden erhoben, die Wilden fielen über die zwei Wehrlosen her und töteten die-

selben auf der Stelle. Aber ich muß noch hinzufügen, daß der Mann, welcher den Schrei ausgestoßen, später Diakon in unserer Kirche wurde und es noch ist; er würde gern sein Amt gegenwärtig ausüben, wenn es ihm die Franzosen gestatteten; aber diese wollen ihn nichts in der christlichen Kirche thun lassen.

Nach 10 Jahren Wartens, voll Mühe, Gefahr und Arbeit waren alle diese Männer bekehrt. Der letzte hartnäckige nahm die katholischen Priester auf. Seit Jahren ist nun das ganze Heidentum von der Insel weggekehrt und keine Spur ist davon übrig geblieben. Alle Einwohner sind entweder protestantisch oder römisch-katholisch. Es wird Sie interessieren zu hören, daß es 3300 Protestanten und 700 Katholiken dort giebt. Kirchen sind erbaut worden und christliche Gemeinden haben sich über die ganze Insel gebildet. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich Ihnen doch zwei Beispiele aus unsrem kirchlichen Leben erzählen. Wir brauchten freiwillige Arbeiter für Neuguinea und außer den Studierenden, welche aushalfen, hatten wir nur einen Geistlichen für die erwähnten Gemeinden. Die Stelle mußte besetzt werden und die Gemeinde sah sich nach einem andern Geistlichen um und fand einen, der passend schien, in einem entfernten Gebiete. Sie forderten ihn auf, als Pastor zu ihnen zu kommen. Aber als das seine Gemeindeglieder erfuhren, sagten sie: „Wie könnt ihr es wagen, uns unsern Geistlichen nehmen zu wollen? Er gehört uns. Sucht euch unter den Studierenden einen Pastor, wie wir es seinerzeit auch gethan haben." Männer, Frauen und Kinder — alle halfen zusammen und was meinen Sie, was geschah? Sie erhöhten seinen Gehalt, worauf er natürlich blieb. Aber nicht um des Geldes willen blieb er, das werden Sie sich wohl denken, sondern um der Zuneigung willen, welche sich dadurch offenbarte.

Ein anderes Beispiel. Alles läuft nicht immer so glatt ab bei diesen Pfarrern. Eines Sonnabend Nachts hatte ich eben meine Sonntagsvorbereitungen in einem Filial im östlichen Teil der Insel beendet und wollte zu Bett gehen, als ein Mann an der Thür erschien, in dem ich sogleich einen Diakon erkannte. Er trat in mein Zimmer und ich merkte an seiner umwölkten Stirn, daß er mir etwas Ernsthaftes mitzuteilen habe. Er erklärte mir im Namen seiner Gemeinde, daß sie ihren Pastor absetzen wollten und daß sie es sicher thun würden und dann zog er aus seiner Tasche — denn sie haben immer um ihre Schulter eine Tasche für ihre Bücher hängen, wenn sie zur Kirche gehen — aus dieser Tasche zog er eine Art Flugschrift — drei oder vier Blatt Papier, welche er selbst zusammengeheftet hatte, und darauf waren alle Fehler und Irrtümer ihres Geistlichen, dreizehn an der Zahl, der Reihe nach verzeichnet. Und was denken Sie wohl, war der schlimmste dieser Fehler? Nachdem ich das Ganze sorgfältig geprüft, fand ich heraus, daß der Pfarrer ein junger Mann war, der sich ein Weib nehmen wollte, aber das war noch nicht alles. Die Leute waren mit seiner Wahl nicht einverstanden: das war die Hauptschwierigkeit. Ich stellte dem Diakon die Sache etwas vor, erklärte ihm, daß unter solchen Umständen ein Geistlicher in England weder abgesetzt würde, noch abgesetzt werden könnte und daß die Gemeinde wohl

daran thäte, ihn zu behalten. Die Folge davon war, daß der Pastor blieb und daß der Diakon ihn nicht mehr fort haben wollte. Zuletzt wurden beide, Pastor und Diakon, von den Franzosen gefangen genommen. Jetzt gäbe der Diakon viel darum, seinen Pastor wieder zu haben; aber das erlauben die Franzosen nicht.

Unsere Gemeinden erhalten nicht nur sich selbst und bestreiten alle Werke innerer Mission, sondern sie sandten auch noch alljährlich der Londoner Missionsgesellschaft bedeutende Summen — bis es ihnen die französische Obrigkeit verbot. Außerdem werden von dort aus Missionare nach allen Teilen der Welt ausgeschickt. „Missionare“ nennen wir die Bekehrten von Maré, zuweilen auch „Lehrer,“ aber vielleicht ist Ihnen der Begriff Lehrer in diesem Sinne nicht geläufig; wir wollen sie also „Missionare“ nennen. Wir (ich spreche im Namen des dortigen Werkes) haben Missionare ausgeschickt, um den Presbyterianern in den Neu-Hebriden zu helfen. Sogar Bischof Selwyn auf Melanesien hat von der Insel Maré Arbeiter kommen lassen und erst kürzlich hat er einen dieser Missionare heimgeschickt, der viele Jahre unter ihm gewirkt hat und jetzt in den Ruhestand versetzt ist. Der Bischof schrieb mir echt brüderlich und teilnehmend über meine mißliche Lage und bat mich, ihm in der Fürsorge für seinen Missionar beizustehen. Auch nach Neuguinea haben wir Missionare geschickt. Heute haben Sie, Herr Präsident, von einem Lehrer gesprochen, der die Ehre hatte, Ihre Yacht zu besichtigen. Sein Name war Josia, er und seine Frau waren als Kinder in meiner Frau Kostschule in Maré, und obgleich er auch seine Fehler hatte, so können doch hier Anwesende bezeugen, daß er in Neuguinea viel Gutes gewirkt hat.

Ich komme jetzt zu einem sehr schmerzlichen Abschnitt in meiner Missionslaufbahn, nämlich zu meiner Vertreibung aus Maré durch die französische Regierung. Da die geehrten Anwesenden die Londoner Missionsgesellschaft vertreten, so halte ich es für meine Pflicht, diesen Punkt zu berühren. Einige Personen haben aus Parteigründen der Sache ein politisches Kleid umgehängt; aber es drängt mich hier zu erklären, daß die Gründe einfach religiöser Natur sind. Der einzige politische Grund des Verfahrens wäre vielleicht, daß ich Engländer bin, aber dafür kann ich nichts. Ich bin als Engländer geboren, bin stolz, ein Engländer zu sein und danke Gott, daß mich meine Geburt zur Glaubensfreiheit und zu allen Vorrechten eines Engländers berechtigt hat. Aber kann das der Grund sein? Es giebt viele Engländer in Frankreich und auf französischem Gebiete, welche nicht ausgewiesen werden. „Ja,“ werden Sie sagen, „Sie haben als Engländer die französischen Gesetze übertreten.“ Nun bin ich aber nicht nur Engländer, sondern auch Christ. Ich glaube an die Bibel, an die ganze Bibel, nicht nur an die halbe oder an einen Teil derselben, sondern an die ganze Bibel. Ich glaube an die Stellen: „Fürchtet Gott, ehret den König. — Seid unterthan der Obrigkeit. — Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet,“ und ich kann meinen Freunden hier wahrheitsgetreu versichern, daß ich immer gewissenhaft bestrebt war, der französischen Obrigkeit auf der Insel Maré zu gehorchen. Wenn ich irgend Gewissensbisse habe (und ich habe deren), so ist es nicht, weil ich ihr un-

gehorsam war, sondern weil ich ihr zu viel gehorcht habe. Freunde sagten mir wohl: „So und so hättest du es machen sollen; du hättest das und das thun können.“ Vielleicht haben sie recht; aber damals hielt ich es für das beste, der französischen Obrigkeit so gehorsam als möglich zu sein. Ich gehöre nicht zu ihrer Kirche und das ist angeblich der Grund, warum ich vertrieben wurde. Das ist aber doch kein Verbrechen, nicht wahr? Sonst wären heute eine Menge Schuldige hier. Aber Sie werden mir entgegnen: „Es giebt genug Nichtstaatskirchliche in Frankreich. Ist nicht eine Freikirche dort?“ Und soweit ich es beurteilen kann, sähe die französische Regierung es sehr gern, wenn alle Glaubensparteien in Frankreich Nonkonformisten wären und nie einen Pfennig vom Staat beanspruchten. Auf der Insel Maré wäre uns das ganz recht. Also kann das nicht die Ursache sein und doch ist es der angebliche Grund. Was also kann es sein? Ich weiß, Sie möchten es wissen, und Sie müssen es auch wissen. Ich kann Ihnen den wirklichen Grund in einem Worte nennen: Papsttum! Wir hatten französische Priester dort. Ich kann jetzt nicht in alle darauf bezüglichen Einzelheiten eingehen; aber es kam schließlich durch Ränke und Schliche und durch allerlei Winkelzüge so weit, daß wir als staatsfeindlich galten, weil wir Engländer sind und einer andern Kirche angehören.

Ich wurde vielfach angeschuldigt. Dreierlei will ich heute in aller Kürze erörtern. Erstens soll ich versucht haben, die Loyalty Inseln (wenigstens Maré) Australien einzuverleiben. Es wird behauptet, ich hätte zu diesem Zwecke mit Australien verhandelt. Nun müssen Sie wissen, daß die Loyalties schon seit 24 Jahren oder länger in französischem Besitze sind. Wie hätte ich also die Besitzergreifung von Inseln befürworten können, die schon längst annektiert waren? Es wäre unmöglich oder wenigstens sehr thöricht gewesen. In Sydney erfuhr ich durch ein Telegramm aus England, daß ich wirklich von der französischen Regierung eines solchen Verfahrens beschuldigt worden war. Diese Nachricht traf mich wie eine Bombe. Ein französischer Herr, welcher auf dem gleichen Schiffe mit mir reiste, sagte: „Sie dürfen dankbar sein, daß man weiter nichts gegen Sie zu sagen weiß; dadurch wird zugleich bewiesen, daß kein Grund vorhanden war, Sie auszutreiben, daß nichts gegen Sie vorliegt.“

Zweitens beschuldigte man mich, daß ich die Ruhe der Insel gefährdete. Nun will ich nur auf eines aufmerksam machen. Als ich die Insel verlassen mußte, waren die Einwohner sehr betrübt, ich kann sagen trostlos über meine Ausweisung. Am selben Tage jedoch, an dem ich auf einem Kriegsschiffe entfernt wurde, setzte die französische Regierung ihren Vertreter nachts in ein Boot mitten unter meine Leute, ohne ihm einen einzigen Soldaten zum Schutze, irgend eine Waffe zum Beistand zu geben. Meine eigenen Leute, ja dieselben, denen ich eben entrissen worden war, zogen sein Boot an die Küste und doch sagt die französische Obrigkeit, ich hätte die Ruhe der Insel gefährdet. Was ist das anders als Ruhe, wenn der französische Regierungsbeamte mit Frau und Kindern dort leben kann, ohne daß ihm ein einziger Soldat zum Schutze beigegeben wird? Auf keiner der Loyalty-Inseln hat man je Soldaten gebraucht, um das Volk in Zucht zu halten oder die Franzosen zu beschützen. Drittens wird mir vorgeworfen, daß ich die Eingeborenen „anglisiert“ habe und darunter

meint man ausschließlich, daß ich sie die englische Sprache lehrte. Obgleich nun meine Frau in ihrer Kostschule Englisch lehrte, so ist doch das Englisch, auf das meine Ankläger sich berufen, niemals bei uns gelernt worden. Die jungen Leute schiffen sich nach Australien und anderen Weltteilen ein, lernen Englisch und kommen zurück: beinahe alle sind irgend einmal fort gewesen. Zurückgekommen sprechen sie englisch und dann werde ich verantwortlich dafür gemacht und es heißt, ich hätte ihnen die englische Sprache beigebracht. Ich meine, das Verbrechen wäre nicht so groß, selbst wenn ich es gethan hätte. Ich vermute, in Frankreich wird viel Englisch gelehrt, ohne daß es als ein Verbrechen gilt.

Über meine Ausweisung will ich mich ganz kurz fassen, da die meisten von Ihnen schon den gedruckten Bericht gelesen haben werden. Eines Tages war ich mit Durchsicht der Bibelübersetzung beschäftigt und ich kann wohl sagen, daß ich seit vier Monaten nichts anderes gethan hatte. Nicht ein einziges Mal hatte ich in irgendwelcher Kirche gepredigt, um im Hintergrund zu bleiben, damit die Spione, welche von den Franzosen angestellt waren, keine falschen oder schlimmen Berichte über mich an die Regierung einsenden könnten. Ich enthielt mich der Predigt, wie jeder amtlichen Handlung und beschäftigte mich hauptsächlich mit Übersetzung und Durchsicht der heiligen Schrift, um dieselbe baldmöglichst für das Volk herausgeben zu können. Seit vier Monaten also arbeitete ich daran, als eines Morgens mehrere Männer eintraten. Der Anführer derselben, welcher mir namens der Regierung eine Landesausweisung vorlas, fragte mich: „Haben Sie verstanden?“ „Ja, ich verstehe; aber warum werde ich vertrieben? ich habe nichts verbrochen und die Insel ist ruhig.“ Er entgegnete: „Das weiß ich nicht; ich verfahre im Namen der Obrigkeit.“ „Gut! ich sehe es ein; aber wann muß ich fort?“ „Bis wann sind Sie fertig?“ erwiderte er. „Ich werde viele Monate brauchen, mich bereit zu machen; denn ich habe hier vielerlei Eigentum und habe noch mancherlei Arbeit zu verrichten.“ Er sagte: „Sie müssen jetzt fort, in einer halben Stunde werden Sie bereit sein und sollten Sie nicht gehorchen, so habe ich meine Leute hier, um Sie mit Gewalt fort zu bringen.“ Ich entgegnete: „Sie brauchen bei mir nicht Gewalt anzuwenden; wie ich immer getrachtet habe, der französischen Obrigkeit zu gehorchen, werde ich es auch jetzt thun, soweit es in meinen Kräften steht.“ Er sagte: „Sie müssen sich als verhaftet betrachten; einer meiner Leute wird Sie auf Schritt und Tritt begleiten und Sie dürfen außer zu Ihrem Diener, zu keinem Eingeborenen sprechen.“ So folgte mir denn, während ich meine Manuskripte und dann einige Kleider einpackte, dieser Polizeidiener überall hin. Als ich bereit war, verlangte er einige Eingeborene, um mein Gepäck an den Strand zu tragen. „Aber“, fügte er hinzu, „nur so viele Leute als zum Tragen nötig sind, dürfen mit; sagen Sie allen übrigen, daß sie zurückbleiben müssen.“ Ich that es und sie blieben. Als ich auf mein Haus zurückblickte, welches 34 Jahre lang mein Heim gewesen war, als ich die Eingeborenen bestürzt und neugierig nachschauen sah, fühlte ich mich tief ergriffen. Dann wurde ich an die Küste geführt, zuerst auf ein Boot und später auf ein Kriegsschiff gebracht, das in Numea landete, wo ich „freigelassen“ wurde, wie sie selbst sich ausdrückten, und gehen konnte, wohin ich wollte. So kam ich zuerst nach Sydney und dann

der Einladung des Direktoriums dieser Gesellschaft zufolge nach London, um mich gegenüber den Beschuldigungen, die wider mich vorliegen, zu rechtfertigen. . . . .[1])

Gottes Werk in Centralafrika.

Rede des Miss. Swann auf dem Jahresfeste der Londoner Miss.-Gesellschaft.[2])

Der heutige Beschluß bezieht sich doch wohl besonders auf unsere Missionsarbeit in Centralafrika. Er sagt: „Vorwärts!“ und wo wäre es nötiger, vorwärts zu gehen als dort. Centralafrika! Der Name schon bewegt manches Herz hier, weckt manche schmerzliche Erinnerung; wir gedenken derer, welche dort für ihren Herrn gekämpft haben und vor dem Feinde gefallen sind, Männer, welche sich des Evangelii von Christo nicht schämten, welche durch Aufopferung, Selbstverleugnung und selbst den Tod hinreichend bewiesen haben, daß es auch in unsern Tagen noch lebendige Zeugen Christi gibt. Moffat ist tot, Livingstone ist tot, aber Gott lebt und regiert und wird allen seinen Feinden zum Trotz weiter regieren. Auf allen unsern Missionsfeldern hat Er sein Werk gefördert. Was hat Er in Centralafrika gethan? Er hat, um es kurz zusammen zu fassen, damit angefangen, auf den großen See zuerst ein kleines Schiffchen, den „Morgenstern“, zu setzen. Die Leute nannten uns Schwärmer, so werden wir oft genannt, wenn wir für Gottes Werk begeistert sind. Aber heute beweist das Schiffchen, was Menschen möglich ist, denen Gottes Werk Herzenssache ist.

Ich erinnere mich noch wohl, wie ich in Udschidschi, diesem geschichtlich bekannten Orte stand und mir die Stelle ansah, wo Stanley mit Livingstone zusammentraf. War es doch geheiligter Boden, besonders geeignet als Arbeitsfeld für die Londoner Missionsgesellschaft und ich dachte bei mir: Wenn dieser gute Mann wirklich so gut war, als von ihm berichtet wird, so muß er doch irgend eine Spur hinterlassen haben. So fragte ich denn einen grauhaarigen Afrikaner, der jährlich den Tod von hunderten seiner Landsleute auf dem Gewissen hat: „Kannten Sie David Livingstone und erinnern Sie sich seiner?“ Er verneinte und enttäuscht fragte ich weiter: „Kannten Sie den Mann mit der Mütze nicht, der einen Arzneikasten hatte und nach Flüssen und Bergen suchte?“ „Ach, Sie meinen Vater David!“ sagte er. Das ist der Eindruck, den ein gottseliges Leben auf den schwärzesten Menschen gemacht hat, den der Boden Centralafrikas je getragen. Und es erfüllt mich mit Stolz, wenn ich denke, daß Gott mir die Gnade erwiesen, einigermaßen in jenes Mannes Fußstapfen zu treten, daß auch mir gestattet ist eines Tages nicht Blut, sondern Spuren gleich den seinigen zu hinterlassen. Und als ich an den Zambesifluß 1400 Meilen weiter kam, welches Zeugnis erwartete mich da? Ich traf einen greisen Häuptling, der zu mir sagte: „Sie können den Fluß nicht hinunter fahren.“ Da war

---

[1]) Seitens der englischen Regierung ist in dieser Angelegenheit an die französische bereits eine Interpellation ergangen (Chron. 88, 343), die vermutlich dem Missionar Jones eine ähnliche Genugthuung bewirken wird, wie sie dem im madagassischen Kriege widerrechtlich gefangen genommenen Missionar Shaw seinerzeit zuteil geworden ist.

[2]) Chronicle 1888, 280 ff.

ich sehr verdrießlich über den Alten, denn ich hatte es eilig, weil ich Weihnachten mit meinen betagten Eltern feiern wollte. Er aber sagte: „Wenn Sie den Fluß hinab fahren, verlieren Sie Ihren Kopf." Da wollte ich denn doch lieber Weihnachten verlieren. Er hielt mich über drei Wochen auf und aus welchem Grunde? Man soll nie sagen können, daß Ramukukan einen Weißen in den Tod gehen läßt. Ramukukan — wer ist das? Kein andrer als einer der kleinen Makolokoknaben, welche Livingstone auf seinen Reisen durch das große Festland begleiteten. Also kann ich Gott dankbar dafür sein, daß Livingstone je nach Centralafrika ging: sonst hätte ich wohl meinen Kopf verloren.

Was ist außerdem geschehen? Auf den großen See Tanganyika ist eines der schönsten Missionsschiffe (Good News) gesetzt worden, das die afrikanischen Gewässer tragen; 900 Meilen entfernt von jeder Civilisation durchfurcht es die Wellen, hoch oben flattern die englischen Farben und den Hauptmast schmückt die Friedensflagge; ich denke, das ist etwas, worauf man nicht wenig stolz sein kann. Aber es ist nicht ohne Lebensverlust erreicht worden. Fünf brave Burschen unterlagen dort im Laufe von fünf Jahren; einer davon war nur im engsten Kreise bekannt und doch hat diese Gesellschaft keinen treueren Diener besessen; nach anderthalbjähriger mühevoller Arbeit für den Herrn ward ihm der Lohn heimzugehen. Er durfte es noch erleben, das Schiff auf dem großen See vom Stapel laufen zu sehen, ging hierauf an die Küste und befahl sterbend seinen Geist dem Heiland, dem er gedient. Ich spreche von James Roxburgh. Waren die andern entmutigt oder niedergeschlagen? Nicht im geringsten. Ein Missionar, dessen Eifer gleich dem Quecksilber im Wetterglas steigt und fällt, ist des Namens eines Missionars unwürdig. Wir müssen standhaft sein und vorwärts gehen! so lautet auch der heutige Beschluß für das kommende Jahr.

Was haben wir noch gethan? Wir haben das Vertrauen des Volkes gewonnen. Das geschieht nicht in einem Jahre, auch nicht in fünf Jahren. Sie können sagen: „Beweise es." Nun ich könnte mit vielen Beweisen kommen, aber ich will nur einen anführen. Als ich mich aufmachte, um heim zu kommen, suchte ich einen alten Häuptling auf, den ich seit neun Monaten nicht gesehen hatte und sagte zu ihm: „Geben Sie mir einige Leute, die mich 200 Meilen weit heim zu meinen Eltern führen." „Von meinem Stamm," erwiderte er, „wird schwerlich einer diese Reise unternehmen, doch will ich nachfragen." Am nächsten Morgen waren 25 der schönsten Männer des Stammes bereit, mir das Geleite zu geben. Sie nahmen mein Gepäck, verließen Frauen und Kinder, Eltern und Heimat und kamen 180 Meilen weit, ohne auch nur einen einzigen Meter Zeug als Bezahlung zu verlangen. Wer könnte da noch sagen, daß wir das Vertrauen der centralafrikanischen Eingeborenen nicht besitzen?

Was haben wir außerdem gethan? Wir haben den Samen der Freiheit dort gesäet. Wenn wir nichts gethan hätten, als in den Herzen der Afrikaner Freiheitsgedanken erweckt, so wären wir nicht vergebens hingegangen — wir haben Samen gestreut, der Wurzel fassen und aufkeimen und mit zwingender Gewalt die verfluchten Sklavenfesseln wegschleudern wird. Und was noch haben wir gethan? Der milde Einfluß einer christlichen Frau, welche nicht nur der Londoner Missionsgesellschaft, sondern ganz

Großbritannien zum Ruhm gereicht — ich spreche von Frau Hore — hat den ersten Streich gethan, die grausame Kette zu zersprengen, welche das Weib an die Erde fesselt. Wer wagt es, die Folgen davon zu berechnen? Ich nicht. Wir könnten noch von manchen ähnlichen Erfolgen sagen, von welchen die Kinder der Welt nichts wissen und nichts wissen werden. Und das alles ist ohne jede Gewaltthat erreicht worden. Sie können mit Recht sagen: „Sie durften nicht Gewalt gebrauchen.“ Sehr gut. Ich weiß es und wir haben es auch nicht gethan. Aber Sie haben ohne Bedenken Ihren Forschern erlaubt, in den dunkeln Erdteil einzudringen, um dort ihre wissenschaftlichen Kenntnisse zu bereichern; sie haben durch Blutvergießen diesen Zweck erreicht und die Beweisgründe, welche gut für uns sind, sollten jedem Weißen eingeschärft werden, der jene Gegenden bereist. — Durch die festen Schiffe, welche Sie für den Tanganyika hergaben, haben Sie einen weiteren Ring für die Verbindungskette geschmiedet, welche von Quillimane und den Mündungen des Zambesi geradeaus in die Ländereien Emin Pascha's führt. Das wird unsere Verkehrsstraße für das Inland werden und wir können den ehemaligen Reiseweg oberhalb Zanzibar abdanken.

Während meiner Berufsthätigkeit habe ich auch mancherlei vom schrecklichen Sklavenhandel gesehen. Vielleicht ist mir heute zum letzten Male die Gelegenheit geboten, vor einem solchen Publikum zu sprechen und ich kann es nicht unterlassen, sogar auf die Gefahr einer Wiederholung hin, dieses abscheuliche System zu berühren. Ich will noch einmal an die Theorie erinnern, welche nach meinem Dafürhalten eine der grausamsten ist, womit diese Versammlung überrascht wurde. Herr Taylor — ich scheue mich nicht, seinen Namen zu nennen — wenn er seiner Sache sicher ist, hat er das Recht, dafür einzustehen — Herr Taylor also machte einige Leute stutzig, indem er die Sklaverei in den Händen der Mohammedaner eine „milde Einrichtung“ nannte. Sie können sagen, daß er nur den Sklavendienst meinte. Mag sein, nehmen wir es so an. Aber bedenken Sie wohl, Sie können vom Sklavendienst nicht sprechen, können Sklavendienst nicht vertreten, ohne auch den Sklavenhandel zu vertreten. Sprach dieser Lehrer aus Erfahrung? That er diesen gewichtigen Ausspruch nach eigener Beobachtung? Ist er in den dunkeln Erdteil eingedrungen und wieder hierher zurückgekehrt? Ich höre Millionen Mütter gebrochenen Herzens sagen: Nein, es ist falsch; es ist keine milde Einrichtung, wie man euch glauben machen will!! Glaubt es nicht; ihr Kämpfer für die Freiheit! Es ist nicht wahr. Und gegen diese Geißel will ich einen Teil meines Lebens einsetzen, weil ich glaube, daß nur das Evangelium da helfen kann. Was ist nun diese milde Einrichtung des Sklavendienstes? Wir wollen sie ganz genau betrachten. Stellen Sie sich diese Tausende vor, so wie ich sie selbst gesehen; sie werden aus ihrer Heimat im Süden des Tanganyika hinweggeholt; Männer werden von ihren Frauen, Brüder von ihren Schwestern und Eltern von ihren Kindern getrennt und 900 Meilen unter Afrikas glühender Sonne fortgeschleppt. Stellen Sie sich die Mütter in jener Karawane vor; unfähig zugleich die Elfenbeinzähne und ihre kleinen Säuglinge zu tragen, ruhen sie aus und können nicht mehr vorwärts gehen; die doppelte Bürde ist zu viel für sie. Der Besitzer, ein Sohn Mohammeds kommt herbei und sagt: „Du bist zu schwer belastet; aber bei mir geht

das Elfenbein vor und dann kommen die Kinder.“ Versetzt euch nun in die Lage einer solchen Mutter, ihr Vertreter dieser „milden Einrichtung“! Das Elfenbein liegt zu euren Füßen, der Teufel in Menschengestalt steht vor euch; stellt euch vor, daß das Kind jetzt von eurem Rücken genommen wird, in die Brombeersträucher am Wege geschleudert, um da zu sterben und dann will ich an eure Seite kommen und sagen: Mutter, was denkt Ihr von diesem Sklavendienste, den gebildete Männer eine „milde Einrichtung“ nennen? Nur von diesem Standpunkt aus kann man meine Frage beantworten, nicht von einem Podium in Großbritannien herab. Wir können sie beantworten, die wir es mit eigenen Augen gesehen haben. Wir glauben, daß durch das Evangelium da geholfen werden kann. Betet für uns, daß wir anhaltend kämpfen und erfolgreich kämpfen mögen.

Wenn ich dieses edeln Werkes unserer Gesellschaft gedenke, so schäme ich mich, daß sie beinahe 160 000 Mk. Schulden hat. Wir leben in diesem Lande im Überfluß und wissen doch, daß Millionen den Heiland nicht kennen, der Liebe des Vaters unbewußt dem Verderben entgegeneilen — daß Väter, Mütter, Schwestern und Brüder durch grausame Hände losgerissen werden von allem, was ihnen teuer ist, unter der glühenden Sonne weitergeschleppt, gepeitscht, gemordet, bis der größte Teil von ihnen niederstürzt, um auf Gottes Heerstraße zu verschmachten. Und doch leben wir im Überfluß in diesem Lande! O Anhänger Jesu! Wenn wir am letzten des Monats den Schriftführern die Hand reichen, sollen wir zum Abschiede hören „160 000 Mk. Schulden“. Wenn wir jene Karawanen menschlichen Elendes wieder erblicken, das Rasseln ihrer Ketten hören, müssen wir uns da abwenden, weil es in unsern Ohren nachklingt: „160 000 Mk. Schulden“? Sollen wir an die Gräber unserer Kameraden zurückkehren und auf ihre Grabsteine eingraben: „160 000 Mk. Schulden?“ O, bitte, nur das nicht! Ich möchte so gern, ehe ich dieses Land verlasse, hören, daß jemand sich die Mühe gegeben hat, eine Anweisung auf diesen Betrag zu schreiben. Ihr könnt euch an euer Gold hängen, wenn es euch beliebt; ihr könnt diese Leute ihrem Schicksale überlassen, wenn ihr wollt; aber solang mir Gott Gesundheit und Kraft giebt, werde ich sie nicht verlassen. Ihr könnt sagen: „Wir müssen sie aufgeben,“ aber meine Freunde, sagt es leise. Stille! sagt nicht warum? sonst könnten es die Schwarzen hören, sonst könnte irgend eine zärtliche Mutter die Arme nach ihrem geraubten Kinde ausstrecken, und rasend vor Kummer dem ermattenden Britannien zurufen: „Feiglinge!“ Daran denkt. Schon wähnen wir den Siegesruf zu vernehmen. Die Schatten der schwarzen Nacht verschwinden allmählich. Das Rasseln der Ketten, das fortwährend zu unsern Ohren dringt, lautet für uns, die wir an des Herrn Verheißungen glauben, wie ihr eigenes Sterbegeläute. Angesichts der feindlich gesinnten Kritik, während unsere kleine Schar zahllosen Hindernissen zu erliegen droht, im heißesten Kampfe gegen eine furchtbare Übermacht, hören wir nicht nur den Nachhall der „160 000 Mk. Schulden“; wir hören auch den Meister sagen: „Haltet aus, denn ich komme!“ und stark im Glauben, wohl ausgerüstet, das Antlitz dem Gegner zugewendet, rufen wir die Antwort zurück: „Mit deiner Gnade wollen wir es wagen!“

Kardinal Lavigerie und die afrikanische Sklavenfrage.[1])

Bei der internationalen Bedeutung, welche die vom Kardinal Lavigerie angeregte Frage der Unterdrückung der afrikanischen Sklaverei gewinnt, erscheint es angezeigt, etwas näher auf die Absichten und Ziele des genannten Kirchenfürsten einzugehen. Kardinal Lavigerie verfolgt seinen Plan seit dem Tage, da er den erzbischöflichen Stuhl von Algier und Karthago bestieg, und gründete schon vor etlichen zwanzig Jahren den Missionsorden der „Pères Blancs". Derselbe hat im Jahre 1878 von Papst Leo XIII. die Anerkennung erhalten und seither seine Thätigkeit aufgenommen. Die Organisation des Ordens, welchem die Zukunft möglicherweise eine größere Bedeutung vorbehält, ist die folgende. Der eigentliche Sitz des Ordens ist Algier, in dessen Nähe, in der sogenannten Maison Carrée, sich das General-Noviziat befindet, worin die jungen Ordensbrüder zum afrikanischen Missionsdienst ausgebildet werden. Überdies werden auch in Europa mehrere Missionsschulen gegründet und zwar in Lille für Nordfrankreich, in Woluwe (Belgien) für Belgien, Holland, Luxemburg und Deutschland, in Saint-Laurent (Departement Aveyron) für Südfrankreich und in Saint-Eugène für Algier. Prokuren des Ordens befinden sich in der St. Anna-Kirche in Jerusalem und in der St. Nikolaus-Kirche in Rom. Im Innern Afrikas selbst wurden vier Vikariate und elf Missionsstationen gegründet. Schließlich wird dem Orden der „Pères Blancs" ein gleichfalls vom Kardinal Lavigerie gegründeter Frauen-Orden an die Seite gestellt werden, dessen Aufgabe im Unterrichten der Negerkinder bestehen soll.

Die Erfolge, welche Kardinal Lavigerie von seinem neugegründeten Missionsorden erhoffte, scheinen den Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Obwohl bereits zwölf Missionare im Innern des schwarzen Erdteils ihren Tod fanden, hat das Christentum dort keinen merklichen Fortschritt gemacht. Nunmehr will Kardinal Lavigerie der Civilisation durch das Wort die Civilisation durch das Schwert beigesellen, und dieser Aufgabe dient die Rundreise, welche der greise Kirchenfürst durch England, Belgien und Deutschland in diesem Augenblicke unternimmt. In der Brüsseler St. Gudula-Kirche hat der Kardinal gestern vor einem auserlesenen Publikum, in dessen Mitte wir den östreichisch-ungarischen Gesandten Grafen Boguslav Chotek und den türkischen Gesandten Karatheodory bemerkten, eine Rede über die afrikanische Sklaverei gehalten, welche so interessant ist, daß die Leser die Hauptpunkte derselben gewiß gern kennen lernen wollen. „Ihr wißt," so begann der Kardinal, „was mich in eure Mitte geführt hat, und die große Menge, welche mir zuhört, beweist dies. Ihr habt sprechen gehört von dem alten afrikanischen Bischof, welcher trotz der Zahl der Jahre und trotz seiner Müdigkeit Europa durcheilt, um zahllose Söhne der Menschheit vor dem Schrecken der Sklaverei zu bewahren." Nach dieser Einleitung behandelte der Redner — eine Predigt kann man dies eigentlich nicht nennen — die Sklaverei in Afrika, wobei er gar manchen Seitenhieb auf die Regierung des Kongo-Staates unternahm, mit welcher er nicht im besten Einvernehmen zu leben scheint. König Leopold II., sagte er, hatte einen großen Gedanken, würdig eines christlichen Königs: Afrika der Civilisation zu erschließen und die Sklaverei zu unterdrücken. Um sein Ziel zu erreichen, scheute er vor keinem Opfer zurück, und als der Gedanke durch die Berliner Konferenz verwirklicht war, erhielt der König von allen Seiten die größten Glückwünsche. Allein die Beamten des jungen Staates blieben an Eifer hinter dem Oberhaupte zurück. Der edle Fürst, welcher eine Belgien um das Sechzigfache übertreffende Gegend erschloß, verdient eine kräftigere Beihilfe seitens der belgischen Katholiken. Es handelte sich doch darum, das Licht an die Stelle der Finsternis zu setzen. Was haben nun die Belgier für ihren Kongo gethan? Eure Thaten sind an den Fingern abzuzählen. Und doch sollte sich Belgien am meisten um die Unterdrückung der Sklaverei in Afrika kümmern, weil die sechs Landstriche, in welchen alles durch die Sklaverei zu Grunde gerichtet ist, im Gebiete des Kongo-Staates liegen. Die Gegend des Tanganyika, wo die Pères Blancs ihre Missionsthätigkeit ausüben, ist schon von Livingstone beschrieben worden. Stanley, welcher sie einige Jahre später besuchte, fand sie zur Hälfte ruiniert und heute ist sie vollständig ver-

---

[1]) Dieser Artikel ist der Kreuz-Zeitung entnommen. — Uns scheinen die Mitteilungen des Herrn Kardinals auf einiger rhetorischer Übertreibung zu beruhen.

wüstet. Als die eigentlichen Sklavenhalter bezeichnete der Kardinal die Muselmänner oder Araber, für welche die Sklavenjagd ein Recht und fast eine Pflicht ist; ein Recht, weil sie glauben und glauben machen, daß der Neger nicht zum menschlichen Geschlecht gehöre, sondern die Mitte zwischen Mensch und Tier bilde. Viele Araber stellen den Neger sogar tief unter das Tier. Die Zahl der als Sklaven umgekommenen Neger im bloßen Manyema-Gebiet (Kongoland) beziffert der Kardinal auf mehrere Millionen und sagt, daß im belgischen Kongogebiete schon so viel Blut floß, daß man damit das Wasser des Stromes ersetzen könnte. Stanley traf in der Nähe der Katarakte eine Provinz mit etwa einer Million Einwohner. Als er wenige Jahre später dahin zurückkehrte, war die Gegend öde und leer. Die ganze Bevölkerung war von den Arabern in die Gefangenschaft geführt und verkauft worden. Der Kardinal verlas einen Bericht eines Missionars aus dem Tanganyika-Gebiet, welcher geradezu schauderhafte Einzelheiten über die von den Arabern begangenen Grausamkeiten enthielt. Es wurden den gefangenen Negern die Ohren durchbohrt, um eine Schnur einzuführen und alle Sklaven in gleicher Linie fortzutreiben. In dem Bericht heißt es auch, vermutlich etwas übertrieben: „Die Zahl der getöteten Sklaven ist so groß, daß die Hyänen den Geschmack am Menschenfleisch verloren haben.“ Besonders arge Zustände herrschen im Gebiet des Kongostaates, wo Sklaven mit den verstorbenen Häuptlingen in die Erde eingegraben, Sklaven zu Ehren der Gäste lebendig verbrannt und sonstige Greuelthaten ganz ungestraft begangen werden. Nach dieser Darstellung ging Kardinal Lavigerie zu den Mitteln über, durch welche eine Besserung der Verhältnisse hervorgerufen werden könnte. Die Mittel findet er im Protokoll der Berliner Konferenz, dessen sechster Artikel lautet: „Alle Mächte verpflichten sich zur Bekämpfung der Sklaverei und zur Unterstützung jeder Vereinigung, welche dieses Ziel verfolgt.“ Artikel 9 erklärt, daß die Sklaverei im Kongo-Staate durch alle Mittel verhindert, bekämpft und bestraft werden müsse. In Ausführung dieser Bestimmungen fordert der Kardinal von den Mächten die gemeinsame Vertreibung der Araber, wenn dieselben den Sklavenhandel fortsetzen. Vorerst ist die Einfuhr der Waffen in Afrika zu verbieten. Ohne dieses Verbot wird man gegen die Araber nie etwas ausrichten. Zur Durchführung des Verbotes bedarf es aber einer bewaffneten Macht, welche Kardinal Lavigerie aus Freiwilligen zu rekrutieren gedenkt. Nach der Ansicht des Kardinals wären 100 wohlbewaffnete Männer hinreichend, um die Sklaverei am Tanganyika-See auszurotten und die Jahreskosten würden etwa eine Million betragen. Soweit die Rede des Kardinals Lavigerie.

So rühmenswert uns die edle Absicht des Kardinals erscheinen muß, die Sklaverei und ihre Schrecken in Afrika auszurotten, so ist es doch schon auf den ersten Blick klar, daß sie nicht ausführbar ist, wenn man die von ihm gepriesenen Mittel anwenden wollte. Wenn es wahr ist, daß in der Nähe der Stanleyfälle gleich eine Million Neger in die Sklaverei geschleppt wurden, so dürften die 100 bewaffneten Männer, von denen der Kardinal spricht, schwerlich zur Unterdrückung der Sklaverei ausreichen. Ich bin auch in der Lage zu versichern, daß die leitenden Kreise der Kongo-Regierung keineswegs gesonnen sind, den Kreuzzug des Kardinals Lavigerie zu begünstigen. Vielmehr wünscht König Leopold II. auf gütlichem Wege die Civilisation der Neger zu erreichen, weil er dieses Ziel durch andere Mittel überhaupt für unerreichbar hält. Zweifellos wird sich das vom Kardinal Lavigerie verlangte Kreuzheer und die nötige Million finden, aber der Kongo-Staat wird ihm die Operation auf seinem Gebiet jedenfalls untersagen. Was aber die vom Kardinal angeregte Frage des Verbotes der Waffeneinfuhr nach Afrika betrifft, so hat der König zur Erreichung dieses Zieles einen andern Plan. Er will den Gedanken anregen, sowohl an der Ost- wie an der Westküste Afrikas eine internationale Flottille fortgesetzt kreuzen zu lassen, um auf diese Weise die Einfuhr von Waffen zu verhindern. Diesen Gedanken wird der König den interessierten Mächten unterbreiten, und die Reise des Obersten Lahure, von dem es hieß, er sei zum leitenden Minister des Kongostaates ernannt worden, nach Ägypten steht mit dieser Frage im engsten Zusammenhange.


Stanford University Libraries
3 6105 012 517 855

